HEINRICH EDUARD JACOB

SECHSTAUSEND JAHRE BROT

ROWOHLT





BROT UND POLITISCHE REVOLUTION
Der Marsch der Pariser Weiber nach Versailles am 5. Oktober 1789

HEINRICH EDUARD JACOB

SECHSTAUSEND JAHRE BROT

MIT 155 ABBILDUNGEN IM TEXT
UND AUF TAFELN

ROWOHLT VERLAG HAMBURG

Nach dem amerikanischen Original vom Verfasser übersetzte
und eingerichtete deutsche Ausgabe
Umschlag- und Einbandentwurf von Werner Rebhuhn

1.—10. Tausend Mai 1954
11.—21. Tausend Oktober 1956

© 1954 Rowohlt Verlag GmbH., Hamburg
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe
und der Übersetzung, vorbehalten
Das holzfreie Werkdruckpapier wurde hergestellt von der Peter Temming AG, Glückstadt
Satz und Druck von J. J. Augustin, Glückstadt/Elbe
Einband von Ladstetter & Co., Hamburg
Printed in Germany

FÜR DORA

MEINE GELIEBTE FRAU

Sechstausend Jahre Brot

Ums Brot der Kaufmann wirket lang und spät.
Ums Brot von Tür zu Tür der Bettler geht.
Ums Brot der Schiffer schluckt den salzgen Schluck.
Weltauf, weltab – gäb's Brot für uns genug.

Der wilde Kranich arglos stürzt ins Netz
für Köderbrot. Hunger kennt kein Gesetz.
Für Brot stirbt Mann und Feldherr in der Schlacht.
Für Brot der Kumpel haut im tiefen Schacht.

Wo Menschen forschen, forschen sie nach Brot.
Haus ohne Brot ist angefüllt mit Not.
Wo Brot ist, dort herrscht Einigkeit als Lohn.
Wo's nicht ist, steht der Vater gen den Sohn.

Weib, Kind und Tempel, frommes Leben, leichter Tod:
der besten Dinge Bestes bleibt das Brot.

Aus dem Indischen

INHALT

PROLOG 11

I. BUCH – DAS BROT UND DER VORGESCHICHTLICHE MENSCH

Das Ameisenrätsel 17
Legende von der Erfindung des Pfluges 22
Der Wettkampf der Getreidesorten 27

II. BUCH – DAS BROT IN DER ANTIKEN WELT

Ägypten: Die Entdeckung des Backens 37
Israel: »Im Schweiße deines Angesichts...« 54
Hellas: Das Leiden des Samenkorns 68
Hellas: Die Brotkirche von Eleusis 82
Rom: Das Brot in der Politik 99
Rom: Der Brotgott Jesus Christus 115

III. BUCH – DAS BROT IM MITTELALTER

Neue Völker auf altem Grund 139
Mönche, Bauern und Dämonen 145
Der Müller war ein böser Mann 157
Und der Bäcker ließ uns darben 169
Die Jahrhunderte des Hungers 178
Der Mann mit der Hacke 193
Das blutende Brot 201
Le pain se lève – Der Bauer steht auf! 214
Der Streit um das Abendmahl 233

IV. BUCH – DAS BROT IM FRÜHEN AMERIKA

Mais, der große Wanderer 247
Die Kartoffel beginnt ihre Reise 262
Zwischen Squanto und Oliver Evans 275

V. Buch — Das Brot im neunzehnten Jahrhundert

Kann Wissenschaft Revolutionen verhindern? 297
Brot: Schauspieler der Revolution 308
Das Brot und Napoleons Niederlage 318
Lincoln: Brot war stärker als Baumwolle 328
McCormick: Die Maschine erobert den Acker 335
Liebig: Die Erde bedurfte des Arztes 346
Malthus: Der Agrarpessimismus 354
Amerikas Weizen-Imperium 359

VI. Buch — Das Brot in unserem Zeitalter

Die Rolle des Brotes im Ersten Weltkrieg 381
Russisches Brot – 1917 393
Botaniker ändern die Landkarte 404
Die Rettung des Farmers 417
Der Aufstand der Erde 427
Brot, Gesundheit, Geschäft und die Seele des Menschen .. 435
»Es hatte sich aber damals der Teufel ...« 453

Epilog 463
Bibliographie 469
Literaturverzeichnis 469
Quellenverzeichnis der Abbildungen 479
Verzeichnis der Tafelabbildungen 479
Verzeichnis der Textabbildungen 482
Namen- und Sachregister 484

PROLOG

Es gibt kein Stückchen Brot in der Welt, an dem nicht Religion, Politik und Technik mitgebacken hätten.

H. E. JACOB: *Sechstausend Jahre Brot*

ICH ERINNERE MICH, ALS SEI ES HEUTE.

Ich war vier oder fünf Jahre alt und lebte in einer großen Stadt – derselben, in der ich geboren bin.

Da saß ich auf einem hohen Stuhl, ganz allein, im Kontor meines Onkels. Mein Onkel war ein Getreidehändler. Ich wußte aber nicht, was das war.

Ich glaube, meine Eltern hatten irgendwo eine Besorgung zu machen, und hatten mich hier abgegeben, um mich später wieder zu holen. Ich saß allein und rutschte vom Stuhl, weil ich das Gelbe anfassen wollte, das überall auf dem Fußboden lag. Der ganze Boden war vollgehäuft mit diesem Trockenen und Knisternden.

Nicht angenehm, es in der Hand zu halten! Halme, eben noch glatt wie Seide, fühlten sich plötzlich spitz und rauh an. Sie bissen in der Handfläche vor Trockenheit und rochen scharf. Sie hatten lange, weiche Haare, die von harten Köpfchen ausstrahlten.

Hatte ich das aber nicht schon manchmal auf der Straße gesehn? War es nicht dasselbe Zeug, das aus den Futtersäcken der Pferde quoll, wenn sie fraßen? Vor Pferden aber hatte ich Furcht – und so fing ich an zu weinen.

Mein Onkel kam ins Kontor zurück, eine Schachtel im Arm. Er wunderte sich.

»Warum weinst du denn, dummer Junge? Weißt du wirklich nicht, was das ist?«

Er hielt es mir an die Wange. Es kratzte. Ich bog den Kopf weg.

»Es ist Gras!« sagte ich verstockt.

»Getreideproben sind es!« meinte der Onkel. »Darüber weint man nicht.«

Ich fragte: »Was sind Getreideproben?«

Der Onkel lächelte: »Wenn du nach Haus kommst, so liegt es auf dem Abendbrottisch. Sieh genau hin! Dann wirst du dich freuen ...«

Als ich müde nach Hause kam, lag gar nichts Gelbes auf dem Tisch. Mein Vater, ein großer, schlanker Mann, beugte sich und schnitt das Brot. Die Brotrinde war so glänzend braun wie der Backenbart meines Vaters, und innen war das Brot so weiß wie meines Vaters stilles Gesicht. Im Strahl der Lampe wurde das Brot noch friedlicher. Große Sicherheit, eine schlafbringende Ruhe und Schönheit ging von dem weißen Brote aus und von den Händen meines Vaters.

Ich vergaß, was ich hätte fragen sollen. Und es schien mir unsinnig zu denken, daß jenes fremde, gelbe Zeug eine Beziehung haben sollte zum heimatlichen Brot auf dem Tisch. Nicht einmal unsinnig schien es mir. Ich hatte das andere völlig vergessen: so selbstverständlich erschien mir das Brot.

*

ALS ich später, 1920, dem berühmten Botaniker Georg Schweinfurth dieses Jugenderlebnis erzählte, lachte er kurz.

»Sie waren klüger als Ihr Onkel und haben dreimal recht gehabt!«

Noch sehe ich ihn vor mir, den damals fast Neunzigjährigen, den Zeitgenossen Livingstones. Die Reisen seines Mannesalters hatten den schwarzen Erdteil erleuchtet. Aus dem Herzen Afrikas hatte er die erregende Kunde neuer Zwergvölker mitgebracht und alte, lange gesuchte Pflanzen. Sein Haar war weiß, doch sein Nacken noch straff.

»Vor einem Getreidehalm *kann* man sich fürchten. Sogar wenn man seine Geschichte nicht kennt, weiß man: er ist eigentlich ein Held, mit seinem Helmbusch, ein Wunder der Statik, mit seiner Panzerung aus Stein, aus versteinerter gelber Kieselsäure ... Darum kracht das Getreide auch so, wenn der Wind hineinfingert ... Die wilden Germanen und die Slawen haben sich nicht wenig geängstigt, als sie ins Römische Reich kamen und diesen Ton das erste Mal hörten!«

»Das ist merkwürdig!« sagte ich.

Er machte eine Handbewegung, die das Gesagte wieder wegwarf. [»Das ist noch gar nichts!« sollte es heißen.]

»Und vor allem hatten Sie recht, wenn Sie sich nicht vorstellen konnten, daß Getreide und Brot dasselbe sind! Wie soll man sich das auch vorstellen können? Der Mensch hat zehntausend Jahre gebraucht, ehe er aus den Getreidesorten, die er röstete oder als Mus aß, das heutige Brot bereiten lernte.«

»Wer erfand das Brot?«

»Wir wissen es nicht. Aber sicherlich ein Mann aus jenem einzigen Volk, das eine bäuerliche Geduld mit der Neugier des Chemikers verband. Sicherlich war es ein *Ägypter*.«

»Höchst wunderbar!« versetzte ich. »Und seit den Zeiten der Ägypter lag immer das Brot auf unserm Tisch!«

»Nein, viel zu selten!« sagte er stockend. »Oft konnte der Bauer kein Korn bauen, weil man ihm seine Geräte fortnahm oder ihn mit Steuern erdrückte. Das ist eine traurige Geschichte. Doch gibt es auch schöne Geschichten vom Brot. Die wunderbarste ist vielleicht die, daß dieses vieltausendjährige Brot noch gar nicht zu Ende gebacken ist. Der Züchter, der Farmer, der Müller, der Bäcker wirken noch immer weiter daran. Die Geschichte des Brotes geht weiter, sozial und technisch, religiös, politisch und naturwissenschaftlich ...«

»Auch religiös?« erstaunte ich.

»Gewiß. Ein riesengroßer Teil der Religionsgeschichte handelt vom Brot. Alle Kulturreligionen strebten Brotreligionen zu werden und kämpften darum, es bleiben zu können ...«

»Oh, Sie wissen so viel!« sagte ich. »Warum schreiben Sie das nicht? Die Geschichte des Brotes seit 10000 Jahren!«

Sein Gesicht wurde weise und sehr alt. Er wurde mit einem Mal sehr höflich nach Art eines großen Schriftgelehrten oder eines abdankenden Staatsmanns: »Vielleicht versuchen *Sie*, es zu schreiben? Sie brauchen nur alles Erreichbare aus der menschlichen Geschichte, von der Chemie des Ackerbaus bis zur Religionswissenschaft, von der Botanik bis zur Technik, vom Folklore bis zur Medizin, von der Wirtschaftsgeschichte bis zu Politik und Rechtsprechung einzusehn und aufzuschreiben. Wenn Sie sich zwanzig Jahre lang Ihre Notizen gemacht haben, können Sie anfangen zu schreiben!«

Noch steht mir sein Lächeln vor der Seele. Es war gütig – und dennoch nicht ganz ohne Hohn.

»Warum sollte ich«, dachte ich, »solch eine Bürde auf mich nehmen? Wer würde mit dieser Sammlung fertig?« Aber dann nahm ich die Bürde auf mich. Und sammelte – ohne fertig zu werden.

Und, mitten im Sammeln, erzähle ich nun.

ERSTES BUCH

DAS BROT UND DER VORGESCHICHTLICHE MENSCH

Die Geschichte feiert die Schlachtfelder, auf denen uns der Tod ereilt, aber sie spricht nicht von den Kornfeldern, durch die wir leben; sie kennt die Namen unehelicher Königskinder, aber sie ist nicht fähig, uns vom Ursprung des Weizens zu erzählen. – Welch ein Weg menschlicher Torheit!

HENRI FABRE

Das Ameisenrätsel

I

AM 13. APRIL 1861 ERHOB SICH IN LONDON VOR DER LINNÉ-GEsellschaft der große Charles Darwin. Er war damals 52 Jahre alt, und sein Bart war noch braun.

Er hatte zwei Briefe in der Hand. Niemand hatte ihn je erregt gesehn, und er war es auch heute nicht, als er zu den Mitgliedern sagte: »Zwei Briefe aus Amerika. In ihnen erklärt Dr. Gideon Lincecum, Arzt in Texas, er habe das Geheimnis der *Entstehung des Ackerbaus* aufgedeckt. Der Ackerbau sei keine Erfindung des Menschen. Er gehöre, wie so manches andere, zu den prähominalen Erfindungen. Die ersten Aussäer und Ernter des Korns seien die Ameisen gewesen.«

Vor zwei Jahren hatte Darwin die »Entstehung der Arten« veröffentlicht. Wie Linné der »Vater der Pflanzen«, so war jetzt Darwin der »Vater der Tiere«. Seit Gott, nach den Worten der Genesis, dem Adam die Tiere vorgeführt hatte, damit er sie mit Namen erkenne, hatte kein Mensch gelebt gleich Darwin.

Darwin las den ersten Brief über die Texas-Ameisen vor:

»*Um die Erdaufschüttung herum reinigt die Ameise den Grund von allen Hindernissen und planiert die Oberfläche bis etwa vier Fuß von ihrem Stadttor. Es sieht aus wie gepflasterte Erde; und es sieht nicht nur so aus. Nicht ein einziges grünes Ding darf auf dieser Planierung wachsen mit Ausnahme einer einzigen Spezies: einer Art von samentragendem Gras. Nachdem das Insekt diese Spezies kreisrund um den Erdhügel gepflanzt hat, kultiviert es die Pflanze mit dauernder Sorgfalt, ausrottend alle anderen Gräser, die sich dazwischen geschlichen haben. Dieses Ameisengras sprießt üppig empor und liefert eine zahlreiche Ernte von kleinen, weißen, steinharten Früchten. Das Insekt wacht über ihrem Reifen; dann pflückt es und bringt die Ernte heim; nach der Ernte wird nutzloses Grasstroh hinausgeworfen. Dieser »Ameisenreis« beginnt in den ersten Novembertagen zu sprießen. Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß diese spezielle Gräserart mit voller Absicht gepflanzt wurde.*«

Um mehr zu erfahren, sagte Darwin, habe er dem Briefschreiber seine vorsichtigen Zweifel geäußert. Da aber sei von Lincecum noch dieser zweite Brief gekommen. Der Texaner hege keinen Zweifel: »Ich habe zu allen Jahreszeiten – und zwar während dieser letzten 12 Jahre! – dieselben Ameisenstädte beobachtet.« – Bewußt und als Alleinkultur säten die Ameisen ihr Getreide:

»Kein grünes Hälmchen wird geduldet mit Ausnahme dieses einzigen fruchttragenden Grases: Aristida stricta ... *Sie sammeln auch Frucht von anderen Gräsern oder Samen von mancher anderen Pflanze* — aber niemals säen sie sie aus. *Die Spezies, die sie allein kultivieren, ist eine zweijährige. Sie wird mit großer Pünktlichkeit ausgesät, damit die Herbstregen sie befruchten. Um den 1. November herum sprießt dann die erste grüne Reihe wunderschön aus dem Boden auf, ungefähr 12 Zentimeter breit: ein Kreis von etwa 4 Metern Umfang. In der Nachbarschaft dieser kreisförmigen Aussaat wird kein Hälmchen eines anderen Grases auch nur für einen Tag geduldet. Der Ameisenreis bleibt unberührt, bevor er im nächsten Jahr reif wird: dann ernten sie die reifen Samen und bringen sie in ihre Lagerhäuser ...«*

Diese Angaben Lincecums,so detailliert, versetzten die Versammelten in Erregung. Alles stand auf und sprach durcheinander. War hier wirklich eines der großen Kultur- und Menschheitsrätsel gelöst? In allen diesen Naturforschern meldeten sich mit einem Mal die Erinnerungen der Schulzeit, theologische und klassische. Daß die Ameisen des Südens, besonders die der Mittelmeerwelt, von eingesammelten Vorräten lebten, und zwar von wilden Grassamen, war seit Jahrtausenden bekannt. In der Bibel lehrte Salomos Weisheit: »Geh hin zur Ameise, du Fauler!« Und Horaz, der römische Dichter, lobte die Voraussicht der Ameise, die »*haud ignota ac non incauta futuri*« sei, [die die *Zukunft* in ihr Kalkül zöge]. Auch Vergil, sagte einer der Herren, müsse irgendwo in der Äneïs von den Ameisen gesprochen haben. Die Stelle stünde im vierten Buch. Man suchte in der Bibliothek und fand wirklich Drydens Übersetzung:

»... In Regimentern schwärmt Ameise aus.
Den Winter fürchtend und die Not im Haus.
Sie steigen in das Korn, sie plündern's aus;
gelbweiße Beute schleppen sie nach Haus.«

»Aber!« riefen einige andere. »Das ist doch etwas völlig anderes! In all diesen Zeugnissen heißt es nur, daß die Ameisen Körner 'storen', um sie in der Not zu verzehren. Aber, daß sie sie *aussäen*, hat vor Lincecum niemand behauptet!«

»Wirklich,« mischte sich Darwin ein, »von dem Sammeln bis zum Säen ist es ungefähr so weit wie von Edinburgh nach Peking. Bedenken Sie doch!«

Und man bedachte. Wenn die Ameisen zu *säen* verstünden, so wäre das eigentlich ein Einbruch ins Gebiet des kausalen Denkens, so weit, so tief, wie keine der zahlreichen Zweckhandlungen, die das Tier unternahm, bisher aufzeigte. Keine? Wieso? Die Naturforscher hier, die Mitglieder der »Linnean Society«, dachten natürlich sehr hoch vom Tier. Die vormenschlichen Erfindungen, die die Tierwelt geleistet hatte, waren enorm. Erfindungen mathematischer, architektonischer, physikalischer Art. Welch eine geniale Idee der Biene, ihr Sechseck zu bauen, ohne jedes Winkelmaß — diese geometrisch reinste Figur! Die Erfindung des Mörtelbaus durch die Schwalbe, die der

Mensch nur zu beobachten brauchte, um Altane und Söller zu bauen. Oder die erdbeherrschende und -verwandelnde Tätigkeit der Biber, dieser gewaltigsten Nager, die meilenlange Dämme aufführten, um einen Strom zu regulieren. Bei den Bibern kam als größtes Rätsel das Element der Zeit hinzu: solch einen Damm zu bauen, dauerte möglicherweise zweihundert Jahre. Für wen also bauten sie ihn?

Und nun sollte die Ameise den Ackerbau erfunden haben! Und der Mensch, vor hunderttausend Jahren, hatte ihn ihr abgeguckt ... hatte ihr etwas abgeguckt, was den allergrößten Verstand, die Kenntnis eines Zusammenhangs von Ursache und Wirkung erforderte. Und dabei berichtete soeben die Forschung von den Naturvölkern, daß sie überhaupt keinen Verstand oder doch einen *andern* hatten. Die Bewohner der Marquesas-Inseln wollten sich nicht überzeugen lassen, daß das Gebären von Kindern mit einem Geschlechtsakt zusammenhinge, der neun Monate zuvor von Mann und Frau begangen war. Es schien ihnen eher unlogisch, daß eine so kleine Handlung eine so weittragendmachtvolle Folge habe. Und *Ameisen* sollte man zutrauen, daß sie säten, um zu ernten? Acht Monate, wie ein menschlicher Bauer, auf das Reifwerden warteten? Und zwischendurch, peinlich genau, das Unkraut vom Felde jäteten? Das ging wohl doch etwas zu weit. Das war zu menschlich, zu »anthropomorph«. Nein, das schien wirklich ganz unmöglich — und nach erregtem Hin und Her fragte sich mancher Versammlungsteilnehmer, ob Lincecum nicht ein Spaßvogel sei. Ob Darwin und die Society einem *Witz* zum Opfer gefallen seien.

VIERZIG Jahre dachte man nicht mehr an diese peinliche Geschichte von den ackerbauenden Ameisen, an diese Idee à la Mark Twain, bis ein anderer Amerikaner sie ausgrub und gegen sie polemisierte. »Lincecum«, schrieb W. M. Wheeler »ist verantwortlich für den Mythus, daß ein 'Ameisenreis' existiert, der von der Gattung Pogonomyrmex bewußt gesät und geerntet wird. Diese Behauptung, über die heute jeder Schuljunge in Texas lacht, kam darum so weit in der Welt herum, weil sogar Darwin auf sie hereinfiel«.

Doch Wheelers Polemik war zu stark. Es war nämlich inzwischen eine ganz neue Wissenschaft aufgekommen, die »Lehre von den Ameisen« oder die »Myrmekologie«. Begründet von sehr großen Forschern wie dem Schweizer Arzt Forel, den Engländern Lubbock und Romanes, dem Jesuitenpater Wasmann. Alle diese Gelehrten stritten zunächst nicht um das Beobachtungsmaterial, das überreich aus dem Mikroskop quoll, sondern nur um seine Bewertung. Um die Beweggründe der Tiere, um die Kraft, die dahinterstand. Die meisten fanden, daß die Ameisen auf der psychischen Stufenleiter dem Menschen zuallernächst stünden, näher als die Menschenaffen; andere Forscher fanden das schrecklich. Der fromme Wasmann wollte nicht glauben, daß »die Kraft, durch die der Mensch einen Satz aus dem andern ableitet, mit der er von

Prämissen zu Konsequenzen fortschreitet,« die *Vernunft*, solchen Tieren eignen könne, und schob all dieses Wunder auf den Instinkt. Bethe dagegen war der Ansicht, daß es bei den Ameisen weder Vernunft noch Instinkt gäbe, daß alle wirbellosen Tiere bloße *Reflexmaschinen* seien. Diese Streitigkeiten hinderten nicht, daß ein ungeheurer Ausblick sich über das Reich der Ameisen auftat. Man kannte es schon beinahe besser als die Frühgeschichte der Menschheit.

Biologisch und sozial war dieses Reich sehr merkwürdig. Seine Bürger, die Ameisen, produzierten einen »odeur de contact« — Erkennungsgeruch —, durch den sie einander unterschieden. Sie hatten ihre eigene Sprache, die aus Fühlerschwingungen bestand, und entwickelten in ihr ein großes Mitteilungsvermögen. Sie hatten, ihren Werken zuliebe, der Sexualität entsagt: d. h., sie ließen, gleich nach der Hochzeit, ihre Männer als unnütz verhungern und vertrauten das Wohl des Stammes einer geschlechtslosen Arbeiterschaft an. Sie führten Kriege mit Nachbarvölkern, die sie willkürlich unterbrachen, um mit den tödlich bekämpften Feinden plötzlich einen Frieden zu schließen: einen Frieden, der gehalten wurde! — Französische Forscher zeichneten ihre Kunst des Straßenbaus auf, Engländer ihre Tunnels und Brücken. Der Amerikaner Mac Cook überwachte ihren Schlaf, ihr gähnendes Erwachen, ihre Körperpflege, ihr Waschen, Turnen, ihre gemeinsamen Ringsport-Spiele. Der Reverend W. Farren White wies ihre Begräbnisriten nach, ihre Hilfsbereitschaft gegen Kranke, Darwin selbst beschrieb ihre Sklavenjagden.

Schon früh war es Darwin aufgefallen, daß alle diese Ameisen-Nationen verschiedene Lebensbedingungen und darum verschiedene Begabungen hatten. Ameisen in England verhielten sich anders als die Völker in der Schweiz. Manche kannten die Wirtschaftsform der Viehzucht: sie ernährten Käfer, die sie drückten, um ihre Milch zu trinken. Sogar die Anfänge der Gärtechnik waren ihnen nicht unbekannt. Sie schnitten Blätter ab und zerkauten sie zu krümeliger Masse: durch die Wirkung eines Speichel-Enzyms [ähnlich unserem eigenen] wurde Stärke in Zucker verwandelt. Das so präparierte Pilzgewebe ließen sie eine Weile liegen, ehe sie es gemeinsam verzehrten. Waren das nicht Kulturwunder? In der nordischen Mythologie heißt es, daß das gegorene Bier aus dem Speichel Kwasirs entstanden sei, aus Speichel und Getreidekörnern, die jener Held in einem Bottich miteinander verrührt habe.

Was wußten die Ameisen von Kwasir? — Von diesem geheimnisvollen Volk sagte der Entomolog Mac Cook, eins ihrer Nester in Pennsylvanien sei, gemessen an seinen Erbauern, 84 mal so groß wie die Cheopspyramide —: hätte es nicht ebensogut wie die Anfänge der Gärung auch den *Ackerbau* erfinden können? Doch Lincecums »bestellte Felder« waren verschwunden. Niemand wußte, wo sie sich befunden hatten — und weder die Texas-Ameise noch andere schienen Korn zu bauen.

Im Gegenteil! Je mehr man forschte, desto gewisser erkannte man, daß die

Ameisen keine Freunde, sondern die *geschworenen Feinde des Ackerbaus* waren. Das war ganz natürlich! Sie taten ja alles Erdenkliche, damit die Körner, von denen sie lebten, *nicht keimen sollten.* Sie benetzten die Körner mit Ameisensäure oder bissen deren Triebe ab, bevor sie die Körner ins Lager brachten, oder setzten sie dem Sonnenlicht aus, damit sie nur ja recht trocken blieben und ihre Keimkraft einbüßten.

So hatte denn Lincecum gelogen oder ganz falsch beobachtet? – Den Schlüssel fand endlich Ferdinand Goetsch 1937. Ja, Lincecums Ameisen hatten gelebt – aber sie hatten, wie Goetsch meint, »eigentlich aus Versehen gesät«. Nach ihm, der lange Beobachtungen in Europa und Südamerika machte, haben die meisten Ameisenvölker zwei entgegengesetzte Triebe: es sind der Sammeltrieb und der Bautrieb. Jener führt dazu, daß Körner, Holz und andere Materialien in das Nest eingetragen werden; der andere Trieb, daß aus dem Nest alles wieder herausgeschafft und zum Bauen verwendet wird: darunter auch die Samen und Körner. Trockenheit löst den Sammeltrieb aus, Feuchtigkeit dagegen den Bautrieb. Goetsch nimmt an, Lincecums Felder seien aus solchen Körnern entstanden, die man unzweckmäßigerweise [anstatt das Volk mit ihnen zu nähren] beim Bauen wieder hinausgeschleppt habe. Dadurch seien sie unabsichtlich in ein feuchtes Erdreich geraten und hätten gekeimt ... Ein *bewußtes* Säen war das nicht. Doch wenn dieses »Versehen« sich millionenmal im Volk wiederholte und sich dadurch in die »Mneme«, ins Gedächtnis der Gruppe, eingrub – konnte das nicht schließlich *doch* zur Entstehung eines Aussäe-Instinktes führen? Vielleicht hatte Lincecums Volk ihn entwickelt. Vielleicht war der Arzt kein Phantast gewesen.

Eins ist sicher: der Mensch der Steinzeit, der den Ackerbau entdeckte, erfand ihn *auch* gegen seinen Willen. Er hatte sich, um einen Vorrat von schönen Grassamen zu haben – mit denen er den scharfen Geschmack der Tierschenkel milderte, die er aß –, ein trockenes Plätzchen der Höhle gesucht. Der Erdboden wurde aber feucht, die Samen fingen an zu keimen. Sie schmeckten schlecht, er fluchte darüber, und dann warf er sie endgültig weg, indem er bitter sein Los beklagte, auf dieser heillosen Erde zu leben. Unbeschreiblich war sein Erstaunen, als acht Monate darauf die Körner wieder zum Vorschein kamen.

Legende von der Erfindung des Pfluges

2

DER URMENSCH HATTE KEIN MIKROSKOP.

Er, der so gerne nachahmte — »Kultur entsteht durch Nachahmung« hat Gustave Tarde gelehrt —, konnte die Ameisen gar nicht nachahmen, weil sie ihm viel zu klein waren. »Die Seele der Ameise mit ihrem Fleiß, ihrem Sinn für Architektur, Ordnung, Treue und ihrem Mut« — das konnte E. Dubois-Reymond 1886 auf Grund seines Mikroskops bewundern, doch gerade der Urmensch konnte das nicht.

Ein schöner Vogel ... allerdings ... das wäre etwas anderes gewesen! Des Vogels Fliegen, seine Tänze, seine Mimik, seine Sprache: so etwas konnte man nachäffen und [wie die Indianer es später taten] möglicherweise für Gott selbst oder den eigenen Stammvater halten. Aber gerade die herrlichen Vögel konnten weder säen noch ernten.

Das konnte der Mensch keinem Tier abgucken. Das mußte er schon selbst erfinden. Allerdings nicht er — sondern seine Frau.

Hätte der Mann kein Weib gehabt: der Ackerbau wäre nie erfunden. Und man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit heute erschließen, wie das kam.

Sprechen aber kann man davon nur in den Formen einer Legende.

Die Funde frühester Pflugformen in Mooren und in Pfahlbauten lehren zwar, wie die Wirklichkeit aussah. Aber man kann eine Wirklichkeit, die sich auf Zeitstrecken abgespielt hat, die der Geist nicht mehr überblicken kann, nicht als Sachbericht aufzeichnen. Auch die Legende erfindet nichts. Die Legende drängt zusammen. Und Legende bedeutet *Lese-Anweisung*:

In der ältesten Zeit war der Mensch ein Jäger.

War ihm das Jagdglück hold, so aß er. Erschien aber am nächsten Tag kein Wild vor seiner Steinkeule, so mußte er hungern. Doch bald lernte er: er mußte nicht hungern, wenn er den Rest des Fleisches aufhob und am Feuer vorbeiführte. Was die Flamme reinigte, verdarb nicht. Man konnte es tagelang essen.

Durch die Erfindung des Röstens und Bratens war das Problem des Vorrats gelöst. [Das Kochen wurde viel später erfunden; denn man hatte noch keine Gefäße, die den Biß des Feuers aushalten konnten.] Aber nach ein paar Tagen umkreiste der Hunger wieder lauernd die Jäger. Da sagte der Sohn des Jägers zum Vater: »Laß uns doch ein Gehege machen. Und die Tiere nicht töten, sondern fangen. Laß Männliches uns zu Weiblichem legen, dann bekommen sie Kinder. Wir aber essen und werden nicht sterben.«

So wurde der Sohn des Jägers ein Hirt. Und er sah, daß nicht alle Tiere, die

er betreute, das Fleisch anderer aßen. Sondern viele nährten sich von Gras oder rissen Früchte vom Baum. Wahrscheinlich war das klug, was sie taten. Der Hirt sah, daß er selbst und die Seinen rätselhafte Krankheiten bekamen. Das Zahnfleisch faulte ihnen im Mund, sie litten Kopfschmerzen und Atemnot. Und der Hirt nahm Grassamen und warf ihn auf das gebratene Fleisch und aß auch die Früchte von den Bäumen. Da hörten seine Krankheiten auf.

Nun teilte die Familie die Arbeit. Als der Jäger alt geworden war, wurde er an Stelle des Sohns ein Hirt. Der kräftige Sohn aber jagte statt seiner, erschlug die Tiere oder brachte die schönsten und besten ins Gehege. Die Frau aber rupfte Gräser und Früchte, von denen damals noch niemand wußte, wie sie eigentlich entstanden; doch, weil sie viel alleine war, hatte sie Zeit, vieles zu bedenken. Nicht alles Gewachsene war gleich. Es war so verschieden wie das Gezeugte.

Und die Frau wurde mächtiger als der Mann, weil sie die Arten der Kräuter kannte. In den Kräutern wohnten Kräfte, die die Meinung der Männer ändern konnten. Die schlafbringend oder glückbringend waren. Denn die Männer neigten zu Zorn oder Schwermut, wenn die Tiere ihnen Sorge machten. Die Männer hatten auch immer Angst vor seltsamen Himmelserscheinungen. Daß sich zum Beispiel der Mond nicht gleich blieb, daß er wechselte von einer Scheibe bis zu einem Rinderhorn oder auch zeitweise ganz verschwand. Deshalb nahmen sie weiße Rinder, deren Haut wie Mondsilber glänzte und die schön gebogene Hörner hatten, und brachten sie manchmal dem Monde dar, der dann wieder voller wurde. Das alles geschah mit Weinen und Angst. Aber die Frau besaß ein Mittel, die Angst des Mannes einzuschläfern. Hatte sie doch mit angesehn, wie einmal Käfer und Schmetterlinge an gegorenem Zucker hingen, der, gelockt von der Sonnenhitze, aus der Rinde der Bäume trat. Da lernte sie Rauschtränke brauen.

Die Männer aber erhoben sich, nachdem sie den Rausch ausgeschlafen hatten, und gingen wieder froh zu den Herden. Die Frau blieb grübelnd bei ihren Pflanzen, die der Mann zu seinem Wohlsein zwar brauchte, aber doch verachtete, weil keine Muskelkraft nötig war, um ihren Willen zu bändigen. Als der Mann eines Tages vom Weiden kam, da hatte die Frau einen Garten gemacht. Und sie erzählte ihm, daß die Erde ähnlich trug wie ihr eigener Schoß, neun volle Monde, sobald er besämt war. Er lachte und wollte es nicht glauben. Dann aber glaubte er es doch. Und die Frau hatte ein Gerät, mit dem sie der Erde beim Empfangen half: den Grabstock. Sie bohrte Löcher in den Grund, und in die Löcher setzte sie den Samen des »Vater Hirse« ein. Die Kinder des Hirse liebte sie wie keinen anderen Pflanzensamen; denn er nährte ihre eigenen Kinder, daß sie zu starken Männern würden. Eines Tages aber wurde es ihr zu schwer, mit dem Stock diese Löcher zu graben. Sie bat ihren Mann, mit zähem Gras zwei Stücke rechtwinklig zu binden, daß sie fest aneinander lagen.

Damit schlug sie von oben nach unten, das Gewicht ihres Körpers fuhr in den Schlag. Da öffnete sich der Erdschoß leichter, und die Hacke war erfunden. Viele tausend Jahre lang baute die Frau mit der Hacke den Garten und zog ihre Sträucher und ihr Gemüse.

Eines Tages aber kam der Mann mit seinen Freunden fröhlich heim, und seine Rinder waren bei ihm. Der Sonnengott hatte draußen die Weiden mit vollem, saftigem Gras bedeckt, und die Kühe waren fett geworden. Man wollte dem Gotte ein Fest feiern und trank gegorene Getränke. Sie saßen unter den Bäumen des Gartens. Im Übermut nahm ein Mann die Hacke und schlug sie so tief in den Gartenboden, daß keiner sie mehr herauszerren konnte, auch wenn viele gleichzeitig daran rissen. Da, während alles lachte und schrie, nahm der Hausherr einen der Stiere und band ihn mit unzerreißbarer Faser an die halbverschwundene Hacke. Der Stier trat an und zog und zog. Aber er zog nicht von unten nach oben. Er zog die Hacke wagerecht durch den Gartenboden und riß ihn auf. Und plötzlich warf er das Haupt zur Sonne und brüllte, daß die Enden des Himmels vor dem Brüllen erzitterten. Die Menschen aber sahen zu, wie die Erde zerriß, als sei sie ein Kleid. Und sie begannen sich zu fürchten, vor dem Stier und vor der Hacke, die das Erdreich immer weiter zerschnitt, sie wurden nüchtern und hielten's für Sünde und trennten den Stier wieder von der Hacke.

Am nächsten Tage wollten sie die Erdfurche wieder zuschütten, als ob nichts geschehen sei. Die Frau aber hinderte sie daran und sagte: »Laßt uns erst einmal das Männliche zu dem Weiblichen legen, den Mannessamen der vielen Gräser in den Schoß der Erdmutter.« Und so taten die Männer, was die Frauen schon sehr lange taten. Aber es war ihnen nicht wohl dabei. Sie baten die Erde um Verzeihung, daß sie sie zerschnitten hatten, und machten ihr allerhand Geschenke. Sie fürchteten, daß die Erde sich auftun und sie alle verschlingen werde. Aber es kam anders. Die Erde segnete diejenigen, die ihrer Gebärkraft geholfen hatten: alles wuchs höher, grüner und reicher. Da halfen sie ihr immer wieder. Und die gezogene Hacke selbst küßten sie und heiligten sie.

3

So erfand der Mensch den *Pflug*. Nichts hat er seither erfunden, was sich dem Pfluge vergleichen läßt. Die Erfindung der Elektrizität, der Eisenbahnen oder des Fliegens war nicht von so explosiver Wirkung und bedeckte auch niemals so viel Erdraum mit ändernder Gewalt wie das Pflügen. Das Pflügen, von dem wir nie wissen werden, wo es zuerst erfunden wurde, reicht von Irland nach Nordafrika und von Westeuropa nach Indien und China. Wo andere technische Umgestaltungen des Erdreichs nie hindrangen, da drang der Pflug hin: weiter als alles!

Wo immer aber er erfunden und durch Nachahmung fortgepflanzt wurde: er wurde in einem Flußtal erfunden. Denn nur eine gute Bewässerung machte Pflügen, Säen und Ernten möglich. Die älteste wirkliche Kultur ist immer eine Oasen-Kultur. War das Land der Pflugerfindung vielleicht das alte Mesopotamien, das Stromland zwischen Euphrat und Tigris? Dies war auch das Land, in dem man den Stier, das Symbol der Sonne, am höchsten verehrte. Oder entstand der Pflug am Nil? Wir wissen es nicht. In Indien, am wasserreichen Ganges? Wir wissen es nicht. Dann also in China, im fruchtbaren Lößboden des Gelben Flusses? Dort bestimmt nicht! Der chinesische Pflug ist so vollkommen, daß die Pflüge des Westens, die der Assyrer und Ägypter, einen erbärmlichen Abstieg bedeuten würden. Die Chinesen sahen ein, daß besser als eine gezogene Hacke ein gezogener Spaten sei. Sie schufen den modernen Pflug, mit dem gewölbten Streichbrett aus Eisen, das mit der Pflugschar zusammenhängt und die Erde anders aufwühlt als der ältere westliche Pflug. Eine Erfindung kann zwar verfallen; doch da sich ihr Grundgedanke nie vom Besseren ins Schlechtere verkehrt, kann der Ursprung des menschlichen Pflügens nicht in Ostasien zu suchen sein.

Wo der Pflug nun aber auch hindrang, in den Westen oder den Osten der Erde: mächtig entzündete dieses Werkzeug die geschlechtliche Phantasie. War es nicht dem Werkzeug gleich, mit dem der Mann der Frau die Gewalt des furchenaufwerfenden Pfluges antat? »Verwunden ist das Prinzip der Liebe« hat später der Grieche Plutarch gesagt – und auch hier fand ein Liebesakt statt. Die Erde, ganz gewiß, war ein Weib. Sie benahm sich, nach Tugenden und Fehlern, nach schenkenden und versagenden Launen, wie ein Weib. Sie war das Weib des Himmels – und die Griechen glaubten später mit Recht, daß die Erde eine der Frauen des Zeus sei. Zeus hatte freilich sehr viele Weiber; und die griechische Erde rächte sich, indem sie den ersten Ackerpflüger, den Jasion, zum Geliebten nahm. Zeus ergrimmte und erschlug ihn mit dem Blitz.

Aber die Nachkommen des Jasion hörten nicht auf, die Erde zu lieben und sie mit dem »*Aratron*«, dem Pfluge, nach ihrer Art zu begatten. Dabei zeigte es sich, daß jeder Bauer alljährlich ein bestimmtes Stück der Erde aufriß – nicht dieses Jahr dieses und nächstes Jahr jenes. Er lernte es lieben, solang es ihm trug – und das war ein sehr neues Gefühl: denn da er noch als Hirt mit dem Vieh zog, war ihm die Erde gleichgültig gewesen. Mit dem Pflügen erstand erst das Eigentum und die Besitzerlust an der Erde. Kam später auch viel Schlimmes aus ihr: im Anfang war diese Besitzerlust etwas Herrliches, ein Gefühl, ohne das der Mensch nie gepflügt hätte. Er war zum ersten Mal Herr der Erde. Im Pflanzendickicht war er nur Gast, aber nie ein Herr gewesen. Das Pflügen *veränderte* ein Stück Erde: jetzt wurde die Erde des Pflügers und Säers.

Einen bestimmten und auserwählten Samen gab der Mensch der Erde. Das Neue an dieser Zeugung war, daß das gepflügte Stück Erde, der Acker, auf-

hörte, den Winden zu Willen zu sein. Die wilde geschlechtliche Vermischung auf diesem Stück Erde hörte auf: wo der Pflug des Menschen hintraf, da wurde der Acker monogam. Er öffnete sich einem *einzigen* Willen — und überall, auf der ganzen Erde, sind darum auch die Ackergötter zugleich auch die Götter der *Ehe* geworden. Wie die Winde die Götter des Ehebruchs und der Diebe geworden sind — denn überall fahren sie hinein und werfen ohne Verantwortung was dem Menschen das Liebste ist, durcheinander und auseinander.

Der gerechte Pflüger aber handelt wie der Ehegatte an seiner Frau. Darum wurde die römische Einehe auch auf einem Pfluge geschlossen. Darum auch sollte bei den Griechen — wie Hesiod es verlangt hatte — der pflügende Bauer nackt hinterm Pflug gehn. Die Gegenwart keines Kleides sollte zwischen ihm und der Erde stören. Wenn aber die Ernte geschnitten war und die Erde wieder von Segen entblößt, dann sollte er sich mit seiner Gattin auf der nackten Erdscholle zu heiligem Beischlaf niederlassen. Denn die Erde sollte erinnert werden, daß sie aufs neue gebären müsse!

Schon in der frühesten Frühe des Menschen ist der Ackerbau also durchwirkt und umzirkt von religiösen Geboten. Denn daß ihm dieses große Wunder, mit der Erde zeugen zu dürfen, nur durch die höchste kosmische Gnade gewährt sei, daran zweifelte kein Mensch. Die Priester sagten es ihm auch täglich.

Wo kamen diese Priester her? Ursprünglich war jeder handelnde Mensch auch sein eigener Priester gewesen, der, was er tat, geistlich einordnete. Nach dem Gesetz der Arbeitsteilung aber spalteten sich die Priester von den Jägern, Hirten und Ackerbauern [deren Tag voll erfüllt war] ab. Und bald behaupteten diese Priester, daß alle großen Erfindungen, die das Leben des Menschen veränderten, von *ihnen* ausgegangen wären: zunächst das Feuer, dann der Pflug oder der räderbewegte Wagen, oder die Kastration des Stiers, die Zähmung des Pferdes, das Weben und Schmieden. All das — sagten sie — hätten sie im Auftrag bestimmter Götter gebracht. Und dafür verlangten sie denn auch, von ihren Mitmenschen ernährt zu werden.

Aber da sprachen sie nicht die Wahrheit. Schwerlich ist jemals zu Ehren der Götter eine Erfindung gemacht worden! Religion war nie schöpferisch in der Technik und konnte auch diesen Ehrgeiz nicht haben. Die Sache verhält sich umgekehrt: die Religion kam erst *nach* dem Erfinder und besetzte dann dessen Erfindungen. Auf jeder technischen Neuerung richtete der Gottesglaube sogleich sein Fort ein. Und warum? Es war für die menschliche Entwicklung sehr heilsam, daß derlei geschah. Denn der schwache Verstand des frühen Menschen, seine geringe Erinnerungsgabe, sein unvorstellbarer Leichtsinn, seine stete Betrunkenheit hätten die gemachte Erfindung wahrscheinlich sofort untergehen lassen. Er hätte sie auf der Stelle vergessen, wenn sie ihm nicht durch Priestergebot und fortgesetzte kultische Handlung vor die Seele gerückt worden wäre.

Jede Erfindung entsprang dem Wunsch nach technischer Lebensverbesse-

rung. Erst *dann* kam die Religion und schützte sie vor dem Vergessenwerden, indem sie die Werkzeuge heilig sprach. Als es praktisch wurde, den Pflug nicht mehr vom widerwilligen Stier oder der Melkkuh schleppen zu lassen, da erfand der Mensch den Ochsen, den geschlechtslosen Arbeiter, da kastrierte er den Stier. Als sich das neue Geschöpf bewährte, da wurde es religiös geschützt. Nicht darum ist es ein Gottesfrevel bei gewissen asiatischen Völkern, einen Ochsen zu töten, weil der Ochse ein heiliges Tier wäre, sondern der Ochse ist darum ein heiliges Tier, weil niemand ihn vor dem Pfluge ersetzt. Noch etwas anderes spielte mit, um den Ochsen heilig erscheinen zu lassen: der großen Kulturarbeit des Pflügens hatte der Stier seine Hoden geopfert ... Der seiner Manneskraft Beraubte wurde ein Gegenstand frommer Scheu, nicht unähnlich dem Priester selbst, der aus Liebe zu geistigen Werken nicht heiratete und keine Kinder zeugte.

Aber souveräne Technik hat niemals der Religion gehorcht. Sie hat nur die Religion benutzt [wie auch die Religion sie benutzt hat], um ihre Erfindungen zu schützen. Fast ist man versucht zu sagen: wie heute die Erfindungen patentrechtlich geschützt werden, so wurden sie in der Frühzeit des Menschen und noch im späteren Altertum religionsrechtlich geschützt.

Der Wettkampf der Getreidesorten

4

Dass dem Menschen die Macht gegeben sei, in das Erdreich hineinzuzeugen, durch eine Handlung, die er vollführte, das Reich der Pflanzen zu *vermehren*, war ein ganz neues Lustgefühl und war ein Machtrausch ohnegleichen. Manche Naturvölker stehen noch heute im Banne dieses Glücksgefühls, das sie gleichsam eben errungen haben. Sie können sich nicht vorstellen, daß etwas anders entsteht als durch »pflanzen«: Als der Reisende Karl von den Steinen einem brasilianischen Häuptling eine Schachtel Zündhölzer zeigte, um ihm von dem großen Fortschritt der Zivilisation zu berichten, da rief der Häuptling frohlockend aus: »So etwas müßten wir bei uns pflanzen!«

Welches Gras aber säten die Menschen zuerst? Seit Jahrhunderten geht der Streit; er wird sich nie ganz entscheiden lassen.

Der »Wettkampf der Getreidesorten« ist eines der reizvollsten Kapitel der

menschlichen Kulturgeschichte. Man hat es noch nicht zu schreiben begonnen. Man hat zwar Einzelforschung getrieben und Statistiken aufgestellt, die zeigen, wie im 19. oder 20. Jahrhundert die Mais- und Weizengrenze verlief, und Bodenart oder Kornhandel dafür verantwortlich gemacht. Gewiß hat beides stark mitgesprochen — aber das wahre Geheimnis der Züchtung [weshalb man diese Getreidearten aus der Wildform entwickelte und andre Gräser beiseite ließ] wird damit noch keineswegs gelöst.

Alles Getreide war einmal Gras. Wenn ein Knabe über die Wiese läuft, einen blühenden Grashalm im Mund, und saugt, bis der Halm die Samen verliert, so tut er gar nichts anderes als ein Mann, der Getreide drischt. Alles Getreide war einmal Gras, dessen Samen dem Frühmenschen schmeckten. Doch der Mensch hatte außer den Insekten noch einen weit schlimmeren Rivalen, der ihn um die Grasernte betrog: den Schöpfer des Grasteppichs, den *Wind*. Der Wind hatte die Eigentümlichkeit [für das Weiterbestehen der wilden Gräser war das von größter Wichtigkeit!], die Köpfchen der blühenden Gräser zu krauen, so daß sie schon bei leiser Berührung ihre Samen abwarfen. Dadurch wurde es aber unmöglich, *ausgereifte* Körner zu ernten — das erste Ziel des Menschen war also, wenigstens seinen Lieblingsrassen diese Eigenschaft abzugewöhnen. Durch jahrtausendelange Weiterzucht von Exemplaren, welche die Körner *besonders lang* in der Ähre behielten, geschah das: so kam aus den wilden Gräsern unser Kultur-Weizen zustande, der Kultur-Roggen und all die andern behelmten Helden unseres Ernährungs-Epos. Bei allen diesen Getreidearten stehn die Früchtchen so fest an der Blütenachse, daß sie nur durch Treten, Schütteln und Schlagen — eben das, was wir Dreschen nennen — von uns herausgelöst werden können. Die Dreschtenne: das ist das Schlachtfeld zwischen der Härte des treuen Halms und dem Hunger des Menschen nach Mehl.

Wie die prähistorischen Menschen solches Wunder der Züchtung vollbrachten, ist ein Rätsel. Dieses Ändern, dieses Schöpfen in den Quell des Lebens hinein, ist der heutigen Botanik nur möglich, weil sie die Vererbungsgesetze von Gregor Mendel gefunden hat. Wie konnten die Menschen der Vorzeit jedoch solch einen Kenntnisschatz aufhäufen? Wie konnten sie — wichtig, das zu bedenken! — ihn zur *Geheimwissenschaft* erklären? Hierauf gibt es vielleicht die Antwort, daß auch Gregor Mendel ein Priester war. In der Frühzeit waren die Priester, die ja nicht zu arbeiten brauchten, gute Beobachter alles Wachsens. So unmöglich ein Priester die Egge, den Pflug, oder ein anderes Schmiedewerkzeug erfunden haben könnte, das das Leben der Menschheit geändert hat, so wahrscheinlich ist es, daß seine Hand das Leben der Pflanzen geändert hat.

Das Getreide-Epos läuft nun seit fast 15000 Jahren mit den Händen des Menschen mit. Der Mensch hat, im wahrsten Wortsinne, aus dem wilden Getreide ein *Haustier* gemacht. Nicht nur, daß es ihm überall nachfolgt, weil es

seine Ausscheidungen braucht, den Dünger der menschlich-tierischen Wirtschaft, die Phosphate, die Stickstoffe – das Getreide würde aussterben, wenn der Mensch morgen ausstürbe. Es ist abhängiger als ein Hund von der Güte seines Herrn. Da der Wind es nicht mehr fortpflanzen kann, da seine Samen so festsitzen, daß es selbst sie nicht ausstreuen kann, ist seine Fortpflanzung überhaupt nur noch durch *künstliche Aussaat* möglich.

Das ist eigentlich ein Gedanke von furchtbarer Erhabenheit. Das Korn, das den Menschen leben macht, lebt wiederum durch den Menschen allein! Wer diesen Gedanken zu Ende denkt, begreift nicht, daß und warum der Bauer so oft in den letzten Jahrtausenden das Stiefkind der Menschheitsgeschichte war.

5

DIE Getreidesorten des Menschen sind alle Brüder, von denen mancher Jahrtausende unbeschränkt geherrscht hat. Manchmal herrschten sie auch zu zweit. Wenn man den Reis beiseite läßt – dessen Geschichte von der der Brüder völlig abweicht –, waren es sechs, die seit der Urzeit den Menschen hauptsächlich genährt haben: *Hirse*, *Hafer*, *Gerste*, *Weizen*, im späteren Altertum dann der *Roggen* und, seit Columbus Amerika entdeckte, der indianische *Mais*. Von diesen sechs Brüdern hat die Welt seit bald 10000 Jahren gelebt.

Der älteste Bruder dürfte wahrscheinlich »*Vater Hirse*« gewesen sein, der lange vor Erfindung des Pfluges die Menschen und ihre Götter ernährte. Ein höflicher, brei-gesichtiger Greis, der die Kälte eigentlich nicht liebte, aber, ausdauernd und geduldig, die Völker begleitete, die ihn liebten. Es waren niemals reiche Völker und auch keine kriegerischen Völker, bei denen Urvater Hirse lebte. Die mongolischen und kirgisischen Nomaden Zentral-Asiens sind noch heute hirseliebend. In China treffen wir Hirsebau um 2800 v. Chr. Nach Indien, wo man in der Urzeit vielleicht die meiste Hirse aß, kam eines Tages die arische Herrenrasse und dekretierte: das könne nicht gut sein, was die Unterworfenen äßen. Die Arier brachten ihr eigenes Korn mit: *Djavas*, die *Gerste*. So kam es zu einem Geschmackskrieg, in dem für Soldaten und kräftige Menschen Djavas, die Gerste, Sieger wurde.

Diese Gerste heißt im Ägyptischen *Djot* – und es ist dasselbe Wort. Wo weder ein Reiter noch ein Schiff zwischen den orientalischen Reichen von Ägypten und Indien Botschaft brachte, da tat es ein Samenkorn und ein Name. Sie lagen auf *einer* Erdkugel – und die Gerste war der Beweis.

Aber die Gerste warf nicht nur den Hirse von seinem Hirtenthron herab: sie beschränkte auch das Reich des *Hafers*. Der Hafer hatte allerdings eine Eigenschaft, die dem Menschen früh bedenklich scheinen mußte. Er war wie ein

schlecht gezähmter Hund, der leicht anderen Lockungen folgt. Er ging mit seinem Verwandten mit, dem Wildhafer, und ließ seinen Samen draußen vom Wind ausstreuen anstatt von der menschlichen Hand. Er bekam wieder die stärkeren Grannen, zerfallenden Spindeln und kleineren Körner, mit denen man wenig anfangen konnte. Er benahm sich recht wie ein Unkraut, wenn man nicht auf ihn achtete.

Aber das hätte vielleicht dem Hafer in der Liebe des Menschen nicht sehr geschadet. Sein Unglück wurde, daß er zugleich ein vortreffliches Viehfutter abgab. In der primitiven Zeit liebt und bewundert der Mensch die Tiere. Später verachtet er sie als Knechte. Wer wollte mit einem Tier zugleich von den Tischen der Schöpfung essen? Der Grieche Homers, der Gerstenkörner röstete und auf Ochsenfleisch warf, sah tief auf den Skythen hinab, der Hafer aß wie seine Pferde. Die Römer hegten den gleichen Schauder vor den haferverschlingenden Germanen. Vergebens versuchten die klügeren Ärzte der Kaiserzeit, die vom Nährwert wußten, etwas für den Hafer zu tun. Einer merkt bescheiden an, ob Hafer nicht doch für Kranke gut sei? Doch die Höchstpreis-Tarifordnung des Kaisers Diocletian [301 n. Chr.] erwähnt ihn nur unter den Futtermitteln, und schon vorher hatte Cato empfohlen, ihn auszurotten: er sei ein Unkraut. »*Avena*«, sagte der heilige Hieronymus, »*bruta pascuntur animalia*« [Vom Hafer werden nur grobe Tiere ernährt].

Aus dem Römischen Reich ging die Verachtung des Hafers ins Mittelalter über: kein französischer oder englischer Ritter hätte berührt, was auch sein Pferd aß. Nur die Iren und die Schotten, die nicht mehr auf Römischem Reichsboden lebten, stellten sich damals anders zum Hafer. Im 18. Jahrhundert soll Dr. Johnsons »Englisches Wörterbuch« die Definition geliefert haben, Hafer sei berühmt als Nahrung für Männer in Schottland, für Pferde in England, worauf der Schotte geantwortet habe, England sei nun einmal berühmt für die Vortrefflichkeit seiner Pferde und Schottland für diejenige seiner Männer. Haferbrei löffelten Schottlands Helden – wie der standhafte und stoische Gordon, als er 1884 in Khartum vom Mahdi belagert wurde.

Der Südostraum der Mittelmeerwelt, Babylonien und Indien, hatte den Hafer nie gekannt. Hier erhob sich, braungelb und kräftig, das Korn der Soldaten und Bauern: die *Gerste*. Wenn man dies Korn auf der Zunge hatte – mit scharfer Konsonantenfülle von den Griechen »*krithe*« genannt, »*hordeum*« von den Lateinern, – wußte man, was man daran hatte. Je nach den Jahrhunderten zeigte die ausgesäte Gerste eine verschiedene Uniform. Im Gebiet der Schweizer Pfahlbauten sah man sechszeilige Gerste. In Ägypten [also später] fand Schweinfurth in der Grabkammer von Sakkarah die vierzeilige. Erst im dritten Jahrhundert v. Chr. tauchte in Griechenland und Italien eine zweizeilige Gerste auf; aber sie wuchs nur über den Sommer und wollte sich nicht einwintern lassen.

Die Gerste hatte in den Flußtälern nie die Alleinherrschaft gehabt. Zunächst nur in den besseren Lagen, schließlich aber überall, erschien der *Weizen* in der Landschaft. So war es zum Beispiel auch in Ägypten. Und vielleicht wäre dies Nebeneinander für alle Zeiten so geblieben, wenn man nicht eines Tages das allerwichtigste Experiment der Getreidegeschichte gemacht hätte. *In Ägypten wurde das Brot erfunden.* Für diese Erfindung war aber die Gerste nicht sehr geeignet: sie buk sich schlecht. Nur für das Stadium, das die Menschheit *vor* dem Brote gekannt hatte, für das Rösten der Fladen, war sie vortrefflich. Und kaum hatte man das Brot erfunden, als auch schon der bekannte Snobismus [das Bessere ist der Feind des Guten] sich gegen die Gerste wandte. Die *Bibel* spricht manchmal von ihr wie von Zweitrangigem.

Andererseits galt gerade die Gerste als Symbol der Volkskraft in Israel. Und nirgendwo – auch beim Homer nicht – erscheint die Gerste in ihrer ganzen antiken Würde so bezeugt wie im biblischen »*Buch der Richter*«: hier träumt das Volk der Midianiter, ein riesiger Diskus aus Gerstenmehl wälze sich vor Gideons Heer ins Tal herab auf Israels Feinde und erschlage alles Lebendige.

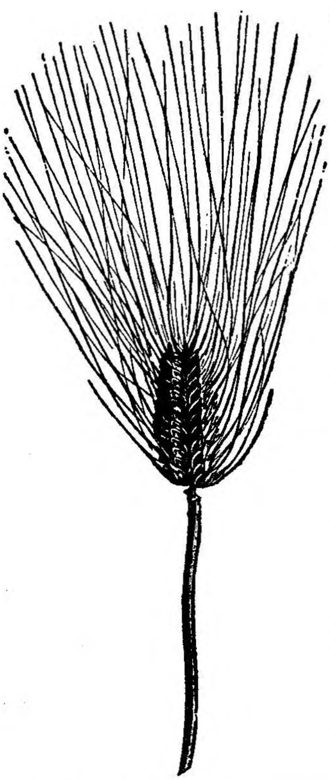
Der König unter den Brotgetreiden wurde der Weizen – und ist es noch heute. Er ist niemals entthront worden, seit er in der Welt auftrat. Wir wissen nicht, wann; und wir wissen seit kurzem erst mit großer Wahrscheinlichkeit, aus welcher Landschaft er ursprünglich kam: das heißt, wo sich die Urheimat des damals noch wilden Weizens befand, ehe er dem Wind entsagte und das Bündnis mit der menschlichen Hand schloß. Schweinfurth und Legrain fanden ihn in Hockergräbern der jüngeren Steinzeit, zwischen dem 6. und 5. Jahrtausend. Der Österreicher Unger fand Ährenspindeln und Körner von Weizen in den Ziegeln der Dashur-Pyramide, die um 3000 erbaut wurde. Bei den Chinesen genoß er schon um das Jahr 2700 Bau und kultische Verehrung. Auf den Ruinensteinen von Tello erwähnen um 3000 v. Chr. Assyrer und Babylonier den Weizen. Wer brachte ihn all diesen Völkern? Wer züchtete die zahme Form aus der Wildform? Gab es Gebiete, in denen sein Same getauscht wurde – wie etwa das wichtige Syrien, das Land der Kaufleute, zwischen Ägypten und Babylon so manches tauschte? Auf Ägyptisch hieß der Weizen *botet*, und Babylonisch hieß er *buttutu*: es ist genau dasselbe Wort. Aber wer vermöchte jemals den Gang nach China zu erklären? Wie konnte der Weizen die öden Bergwüsten des chinesischen Westrands übersteigen? Kam er, zu einer Dämmerzeit, als zwischen Vorder- und Ostasien noch eine Vegetationsbrücke hinlief? Kam er im Darm von Zugvögeln mit? Das sind Rätsel über Rätsel.

6

WER im Urgeschichtsboden forscht, der findet immer noch Älteres. Aber es geht ihm verwirrend dabei wie Ibsens Peer Gynt:

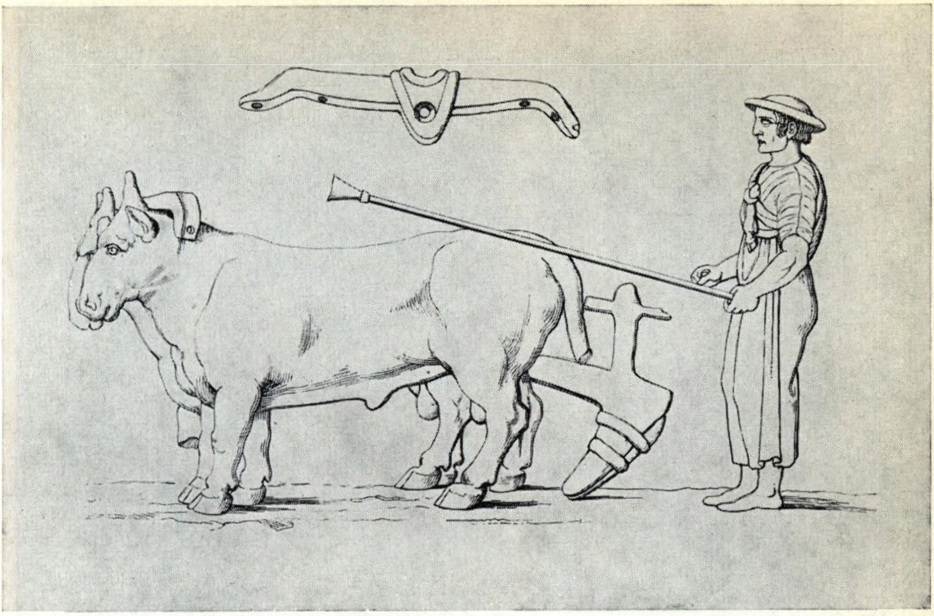
Welch eine enorme Anzahl von Häuten!
Kommt denn noch immer der Kern nicht ans Licht?
Verdammt noch einmal! Bis ins innerste Innen
ist alles voll von Zwiebelhäuten,
jede dünner und dünner — witzig,
wirklich witzig ist die Natur!

Eine einzige Sache nur wissen wir heute mit Wahrscheinlichkeit: wo der älteste Weizen lebte. Verblüffenderweise in *Abessinien.* Nicht etwa im heißen Flußtal des Nils, sondern als Pflanze im Hochgebirge, von wo er erst herunterstieg. Auf geniale Art hat in den letzten Jahren der russische Forscher Vavilow die unlösbar scheinende Frage gelöst. Er ging von der richtigen Ansicht aus, daß jedes Ding ein »Gen-Zentrum« habe. Das heißt: jedes Ding sei dort entstanden, wo es die meisten Varietäten entwickelt habe. Gesetzt den Fall, es fiele heute ein Wesen vom Himmel und suchte auf der Erde umher, wo der Ursprung der englischen Sprache läge, die man doch überall gleichmäßig spräche, so würde er diesen Ursprung mit Recht in Süd- und Mittelengland suchen: denn dort wachsen *auf engstem Raum zugleich die meisten Dialekte.* Dieser Satz, der für Sprachen und Tiere bedingt gilt, gilt weit mehr noch für die Pflanzen, weil sie weniger beweglich sind. Diesen Grund verband Vavilow mit einer Reihe von Erbschaftsexperimenten, die Gregor Mendel erfunden hatte, und entdeckte die Wiege des Halbgotts Weizen.



1 - Ägyptischer Emmerweizen

Der Weizen, der in Ägypten wuchs, war aber noch nicht ganz der Weizen, der heute Amerika, Kanada und Rußland bedeckt. Er war eine Frühform, der *Emmerweizen.* Erst die Römer züchteten aus diesem Weizen andere Weizen [der Emmerweizen starb fast aus] und bauten ihn in Ägypten an. Die Römer, noch mehr als die Ägypter, machten diesen modernen Weizen zum Alleinherrscher um das Mittelmeer. Seit jener Zeit liegt das Licht der Geschichte als Sommersonne auf seinen Halmen, und wir kennen all seine Geschicke.



Aus der Etrusker-Zeit: Alter italischer Pflug



ACKERBAU
UND
FRÜHGESCHICHTE

Vorgeschichtlicher Zwergweizen [Syrakus]





Ägypterin mit Brotkorb

Dörflicher Getreidevorsteher

Handmühlensklavin





Der Pharao an seiner Brottafel

Ägypten II



Cha-em-het, Vorsteher der Scheunen unter Amenophis III.



ISRAEL: DAS JOBELJAHR. *Nach dem Gemälde von Le Jeune*

Einmal [noch wissen wir's fast auf den Tag!] entstand jener seltsame Sklavenaufstand, durch den der *Roggen* geboren wurde. In Pontos, am Ufer des Schwarzen Meeres, wo ein sehr gutes Weizenland war, sollten Kornschiffe verladen werden, um nach Südrußland abzufahren. Ein paar Unkräuter, die niemand ernst nahm, mischten sich in die Sendung. Sieh da! Als es zur Aussaat kam, war der Boden für den Weizen zu rauh – aber das Unkraut gedieh munter fort und bot sich als Roggen zur Züchtung an. Durch die Klugheit des Menschen, der die Gelegenheit erkannte, gelangte es in ein paar hundert Jahren in manchen Boden, der inzwischen des Weizens müde geworden schien, und gab besonders große Ernten. Der Roggen in seinem raschen Lauf, mit dem Ehrgeiz der Unverbrauchtheit und der Kraft seiner jungen Samen, eroberte damals auch Frankreich und England, bis dann in späterer Zeit die beiden wieder Weizenländer wurden.

Auf dem alten Römischen Reichsboden, von England bis nach Ägypten herab, und dann wieder nach Norden hinauf durch die Ukraine zu Donau und Rhein hin hat der Roggen nicht viel zu sagen. Erst östlich beginnt die riesengroße germanisch-russische Roggenplatte, die bis nach Sibirien hinstreicht. Der sibirische Bauer aber ist klug. Er kennt die alte Feindschaft zwischen dem Samen des Roggens und des Weizens. Es ist eine Feindschaft unter Verwandten; der Sibirjak will auch gar nicht glauben, daß der Roggen etwas Verschiedenes ist, und nennt ihn darum den »Schwarzen Weizen«. Kommt nun die Aussaat, so mischt der Bauer den Schwarzen und den Weißen im Saatsack [eine Mischung, die »Sweza« genannt wird] und wirft ihn aus. Ist das Jahr hart und kalt, so wird die ganze Saat zum Roggen, ist aber der Boden weich und warm, so gibt es Weizen. »Dumme Kerle!« sagt der Bauer. »Und ich bin doch klüger als beide!«

Was wir »Brot« nennen, kann man nicht aus Hirse, Hafer, Gerste herstellen. So beruht die Geschichte des Brotes fast auf Weizen und auf Roggen allein. Und zwar auf dem Weizen mehr als dem Roggen ... Brot, im technischen Wortsinne, ist eine chemische Erfindung. Eine große, menschengemachte Erfindung – und wenn ein albanisches Sprichwort sagt »Brot ist älter als der Mensch«, so sagt es keineswegs die Wahrheit. Brot ist ein im Ofen gebackenes Produkt, hergestellt aus einem Teig, den Hefe oder andere Mittel gelockert und erhoben haben. Die gefangenen Gase wollen flüchten; doch die Poren des Teigs, die sie festhalten, werden vor Hitze immer härter. Durch diesen Kampf entsteht die Kruste, die die Krume des Brotes umgibt ... Nur der Teig von Weizen und Roggen ist fähig, die Gase festzuhalten; das hängt mit spezifischen Eigenschaften ihrer Proteine zusammen.

Dieses mit Hefe gebackene Brot – Sieger über alle Versuche, Getreidemus oder die Fladen der Urzeit an seine Stelle treten zu lassen – steckt seit nun 6000 Jahren den Kreis der westlichen Zivilisation ab. Brot hat die antike Welt,

wie kein Gegenstand vor oder nach ihm, als Materie und als Geist beherrscht. Von den Ägyptern, die es erfanden und ihr ganzes Verwaltungsleben auf dieser Erfindung aufbauten, bis zu den Juden, die das Brot zu einem Ausgangspunkt ihrer religiösen und sozialen Gesetzgebung machten. Dann kamen die Griechen und schufen die tiefsten und die festlichsten Legenden für ihre Brotkirche von Eleusis. Und die Römer machten aus dem Brot ein Politikum: sie herrschten damit, eroberten mit ihm den Erdkreis und verloren ihn wieder um seinetwillen. Bis eines Tages, alles vereinend, was über das Brot gedacht, gefühlt und gehandelt worden war, Jesus Christus auftauchte und sagte: »Esset! Ich bin das Brot ...«

Er führte das Mittelalter herauf.

ZWEITES BUCH

DAS BROT IN DER ANTIKEN WELT

Pandarus: *Der, der aus dem Weizen einen Kuchen haben will, muß das Mahlen abwarten.*
Troilus: *Hab ich nicht gewartet?*
Pandarus: *Ja, auf das Mahlen; aber Ihr müßt das Beuteln abwarten.*
Troilus: *Hab ich nicht gewartet?*
Pandarus: *Ja, auf das Beuteln; aber Ihr müßt das Säuern abwarten.*
Troilus: *Auch darauf hab' ich gewartet.*
Pandarus: *Ja, aufs Säuern; aber nun kommt noch in dem Wort* hernach *das Kneten, das Formen des Kuchens, das Heizen des Ofens und das Backen; ja, Ihr müßt auch noch das Kaltwerden abwarten, oder Ihr lauft Gefahr, Euch die Lippen zu verbrennen.*

SHAKESPEARE *Troilus und Cressida*

AEGYPTEN:

Die Entdeckung des Backens

7

DIE FRÜHEN MENSCHEN ALLER KULTUREN HABEN IMMER ZU FLÜSSEN gebetet. Mit wahrhaft übermenschlichen Armen kamen die großen Ströme daher, nur dem eigenen Willen unterworfen. Man mochte sie allenfalls durch Gräben und Dammbauten zeitweilig überlisten, wie man das von den Pionieren der Tierwelt einmal gelernt hatte, von den wasserkundigen Bibern. Trotzdem blieben die Ströme groß, fraßen Menschen, Hütten und Haustiere. Es war gut, den Strömen zu opfern, sie durch Geschenke friedlich zu machen.

So hatte die Menschheit wohl immer schon zum Rhein, zur Rhone, zum Euphrat gebetet. Zu keinem aber mit größerem Recht als zum Nil. Denn für das Volk, das am Nil lebte, war dieser Gott kein furchtbares Wesen, sondern ein Vater. Der Nil in Ägypten: das war die Vernunft des Hausvaters, der die Seinen ernährt.

Auf seinem Riesenlauf aus Äthiopien, 2000 Kilometer lang bis ins Mittelmeer, nimmt der Nil keinen Nebenfluß auf. Aber nicht nur die Erde versagt dem nach Norden strömenden Fluß die Gefährten: auch der Himmel versagt sie ihm; es regnet in Ägypten nicht. Alles Wasser im Lande ist Nilwasser. Daraus folgt, daß das Land Ägypten nur beiderseits der Nilufer lebt: Oase, nur ein paar Meilen breit.

Nirgendwo auf dem Erdenrund hat es dieses Verhältnis gegeben: einen Strom und an ihm entlang, in dichter, hinterlandloser Kette, Menschen, Dörfer, Gärten und Städte. Doch all das als Längenausdehnung. Für den politischen Sinn der Ägypter gab es nur zwei Raumgegenden: den Norden, den Süden. Im Westen und Osten schnitt ihn schon nach kurzem Kamelritt die Wüste von der Außenwelt ab. Was hinter den beiden Wüsten lag, das wurde ihm zu metaphysischen Begriffen: im Osten ging die Sonne auf, und im Westen wohnten die Toten. Der Nil der lebendigen Ägypter aber floß von Süden nach Norden. Mit ihm kam das Brot, mit ihm kam das Leben.

Der Nilgott war ein verständiger Mann. Alljährlich, seit uralten Zeiten, ließ er im Juni sein Wasser schwellen, zuerst noch leise, dann mächtiger in der zweiten Hälfte des Juli. Im August trat er über seine Ufer und bildete im September Seen, die durch den Oktober stehen blieben, um mit dem ersten Novembertage in gleichem Tempo zurückzugehen. Im Januar lag der Nilgott bereits ganz in seinem alten Bett, aber auch in diesem nahm sein Wasserstand

bis zum Juni ab, um dann wieder neu zu schwellen. So arbeitete der Gott des Nils das ganze Jahr für die Ägypter, mit einer solchen Präzision, wie Menschen sie nie gekannt haben.

Aber der Gott, im jährlichen Kreislauf des hohen und niedrigen Wasserstandes, brachte nicht nur Wasser mit. Er brachte vor allem Erde mit, den Schlamm des abessinischen Hochlands, ausgewaschenen Granit und Schiefer, kohlensauren Baryt, Gneis und sehr viel Eisenoxyd. In jedem Jahre legte der Gott rechts und links von seinen Ufern diese »Schwarze Erde« aus. Je höher der Nil stieg, desto weiter wuchs durch seinen Schlamm die Fläche, auf der man säen und ernten konnte. Ein Volk, das Jahrtausende hindurch die Güte dieses Flusses erlebte, konnte nicht zweifeln, daß der Nil das alles mit bewußter Vernunft tat. Anders die Väter der Skepsis, die Griechen. Hekataios von Milet, Theopomp, Herodot und Thales haben sich mit der Frage beschäftigt, *woher* denn wohl die Nil-Schwelle käme. Herodot ahnte die Tatsache: daß die äquatorischen Regen, die regelmäßig in Abessinien, in der Nähe der Nilquelle, zwischen März und September losbrechen, der Grund der Überschwemmung seien. Die Ägypter wären entsetzt gewesen, für etwas Übernatürliches eine natürliche Erklärung annehmen zu müssen. Hatte der Nil *überhaupt* eine Quelle? Es wäre ihnen unrecht erschienen, dieser Quelle nachzuforschen, der Wochenstube eines Gottes ... Die Gottheit gab das Steigen des Nils. Die Nacht, in der die Nil-Schwelle begann, wird noch nach zwanzig Jahrhunderten als die »Nacht des Tropfens« gefeiert. Noch heute kündigt, nicht anders als damals, der Nilmesser bei Elephantine, auf der Insel am ersten Katarakt, die Freudenbotschaft an: »Er steigt!«

Diesem seligen Augenblick zogen im antiken Ägypten Männer und Frauen singend entgegen:

»Anbetung Dir, o Nil!
Verborgener, der Du bringst, was dunkel ist, ans Licht!

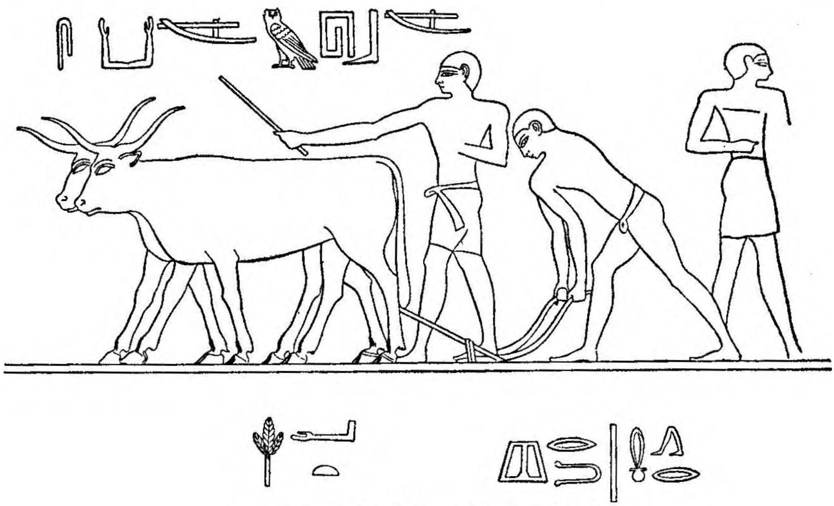
Der Du des Sonnengottes erschaffne Fluren
Mit Wasser überziehst!

Du Nährer aller Tier- und Menschenwelt,
Dein Pfad ist's, der das Land tränkt überall:
Himmlischer Läufer Du, in Deiner Ankunft —
Anbetung Dir!«

Die Ägypter nannten sich selbst »Chemet«, Söhne der Chemi, der Schwarzen Erde. Ihre eigene Volk- und Namenwerdung leiteten sie also von dem göttlichen Augenblick ab, der ihnen die fette Saat-Erde brachte. So wurden sie das mit dem Getreide am innigsten verknüpfte Volk.

Mit der gleichen rechnenden Überlegung, mit welcher der Gott die Erde vor ihre Füße hingerollt hatte, stürzten sie sich auf diese Erde, um sie so eifrig auszunutzen, daß kein Schuhbreit unfruchtbar blieb. Ein Netz von Kanal-

bauten sorgte dafür, daß auch bei kleiner Nil-Schwelle genau so viel Land bewässert wurde wie bei großer. Nächst den Bibern wurden die Ägypter die besten Dammbauer. Den Nilkanälen in Unterägypten entsprachen Stauseen in Oberägypten, um Wasser zu sparen und zu verteilen. Was durch die Bassins und die Nilkanäle nicht bewässert werden konnte, das befruchtete dann das Schöpfwerk der Bauern. Das verbreitetste war und ist das »Schaduf«. Es sieht einem Ziehbrunnen ähnlich, besteht aus einer Stange, welche sich zwischen zwei festen Pfosten bewegt. Ein Ende trägt das Schöpfgefäß, am anderen Ende, als Gegengewicht, wirkt ein kräftiger Lehmklumpen. Mit Hilfe dieser beschei-



2 - Ägyptisches Pflügen [Grabmalerei]

denen Werkzeuge kann man das kostbare Nilwasser noch heute bis zu 3 Metern heben und auf die steileren Äcker verteilen.

Schon Gay-Lussac ist aufgefallen, daß der Nilschlamm unser Hauptdüngemittel, die Phosphate, nicht enthält. Doch die Wirkung des Nilwassers liegt nicht allein in den organischen Substanzen, sondern ebenso in den chemischen und physikalischen Vorgängen, die auf die Überschwemmung folgen. Unter der Einwirkung der Sonne springt der nasse Tonboden auf: die Sonne wirkt bereits als Pflug – Luft dringt in den zerrissenen Boden. Kommt dann die Überschwemmung zurück, so findet sie, bis in die Tiefe, das Erdreich so aufnahmefähig wie sonst nur einen geackerten Boden.

An den ägyptischen Darstellungen, die sich mit dem Landbau befassen, fällt immer ein Zug von Leichtigkeit auf. Natur und Fruchtbarkeit scheinen zu herrschen; und die Arbeit des Menschen wirkt wie ein begleitendes Motiv. Aber das ist eine Täuschung, die rein ästhetische Ursachen hat. Anstrengung als Anstrengung zu zeigen, war der ägyptischen Kunst *verboten*. Kunst sollte

»Überwindung« sein. Die Wirklichkeit verhielt sich anders: war die Überschwemmung vorüber und tauchten dann die Felder herauf, war das Pflügen im schlammigen Boden nicht leicht.

Der ägyptische Pflug aller Zeiten bestand aus einer langen Holzschar, in welche hinten zwei leichtgekrümmte Sterze eingelassen waren; die lange Deichsel trug vorn ein Querholz, das den Pflugstieren vor den Hörnern lag. Hier zogen sie an. Denn die Stärke der Stiere wohnt in den Kopf- und Halsmuskeln.

Zwei Männer mußten den Pflug bedienen. Der eine warf sich mit vollem Gewicht beim Schreiten auf die Pflugsterze, der andere trieb die Ochsen an. Nach jeder Furche lösten sich die beiden in ihrer Tätigkeit ab. Die Schollen waren fettig und backten aneinander. So war es nötig, daß mit der Hacke die Scholle noch kräftig zerkleinert wurde.

Dann kam die Aussaat. Der Kornschreiber, der, in dem bürokratischen Staat, in dem alles aufgeschrieben wurde, wie alle Schreiber ein wichtiger Mann war, bewachte und notierte das Saatgut. Dann wurden Schafe, Widder, auch Schweine über die Scholle hingetrieben, welche mit der Kraft ihrer Hufe den Wurf der Körner hineinstampfen mußten. Schoß dann später das Korn in den Halm, so wurden mit einer kurzen Sichel die Ähren hoch über dem Boden geerntet. Anders als wir, schnitten die Ägypter eigentlich nur die »Früchte des Weizens«, nicht aber die ganze Pflanze ab. Es war nicht logisch, daß sie es taten, weil ja alle Getreidearten einjährige Gewächse sind. Wenn sie trotzdem das Korn so schnitten, wie man Weintrauben abnimmt, bewiesen sie, vielleicht gefühlsmäßig, ihren Wunsch, von der Pflanze nicht mehr zu nehmen, als sie zum Mahlen und Backen brauchten. Oder wollten sie sich vor Stroh schützen, das die Drescharbeit erschwerte?

Die großen Garben, wie wir sie binden, waren also unbekannt. Es waren kleine und zierliche Garben, die auf die Tenne getragen wurden. Dieselben Esel, die sie brachten, mußten sie dann auch zertreten. Den Dreschflegel — diese Zusammenbindung von Hebelkräften — kannte man nicht. Korn und Spreu, alles wurde sodann mit einer großen hölzernen Gabel zu einem hohen Haufen gekehrt. Dann kamen die Frauen und reinigten mit Brettchen die Körner von der Spreu. Auch ein großes, rechteckiges Sieb wurde zum Reinigen benutzt.

Dem Flurgeist, der die Gegend beschützte, wurde ein kleines Maß Korn geweiht, ein zweites Maß der Gutsherrschaft als erste Probe dargebracht und dem Ackergotte Min ein kleines, bescheidenes Fest gefeiert, zu dem die Gutsherrschaft Bier spendete. Speicherschreiber und Kornmesser bekamen noch ein Weilchen zu tun, bis man die Ernte im Speicher verstaute. Dies kegelförmige Lehmgebäude war ungefähr fünf Meter hoch und hatte zwei Öffnungen — eine oben, durch welche Arbeiter, auf Leitern stehend, die Säcke entleerten; die andere unten, durch die man Getreide entnehmen konnte. Der Mäuse und der Ratten wegen war das untere Fenster stets geschlossen.

So sah das Jahr des Landmanns aus. Nur wenig fiel für ihn selbst davon ab, und oftmals hörte man ihn klagen:

»Sollen wir gar keine Ruhe haben
Beim Tragen von Korn und weißem Spelt?
Die Scheunen sind doch schon so voll,
Daß die Kornhaufen droben überfließen,
Und die Schiffe gehn schon so tief,
Daß sie aufplatzen und versinken ...«

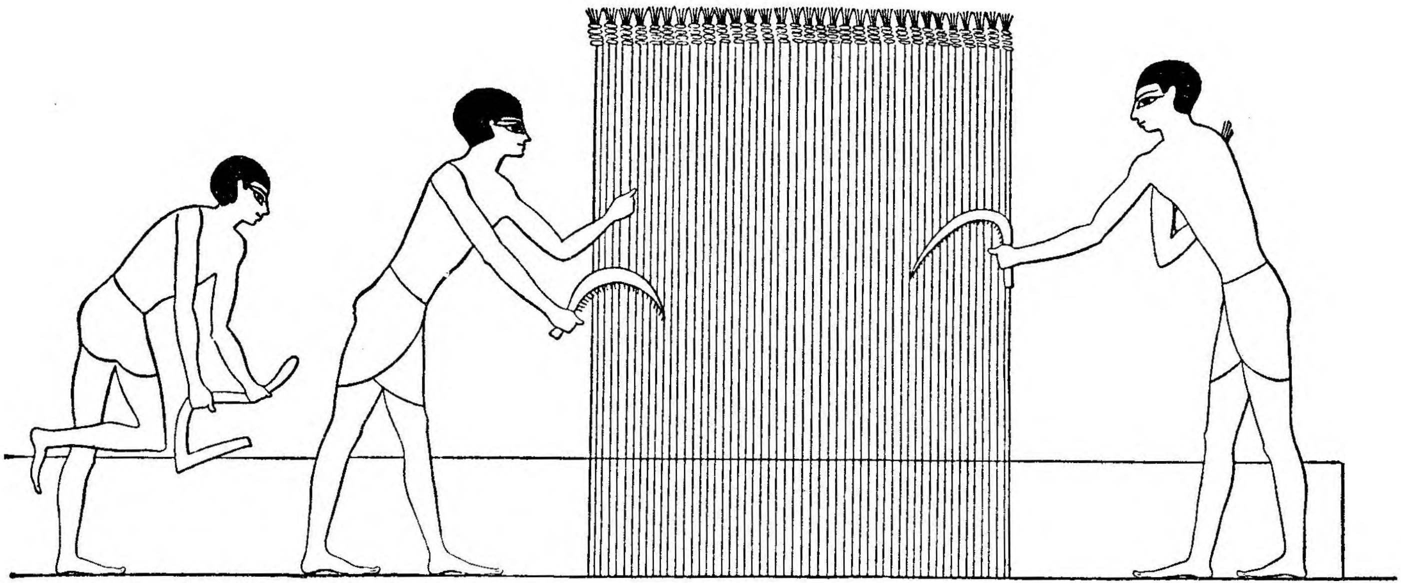
8

WER war der oberste Herr des Getreides? Er, dem der größte Teil des Bodens zu eigen war und in dessen Person sich der Staat verkörperte. Nach dem Brauche des Alten Reiches, wie um 3200 v. Chr. König Mena ihn ausgebaut hatte, leistete das ganze Volk vom obersten Beamten bis zu seinem letzten Bauern hinab dem Pharao unbedingten Gehorsam: durch Frohndienst und durch Abgaben.

Das Wort »Besteuerung« kannte man nicht; es wurde dafür stets »Zählung« gesagt, weil die Höhe des Ernteertrags, im Wortsinne die »Zahl der Garben«, die Steuergrundlage bildete. Die Höhe dieses Ernteertrags wurde auf Grund der Überschwemmung nach den »Nilmessern« festgestellt, die über das Land verteilt waren. Es wurde also die »Ernteleistung« besteuert, nicht der Grundbesitz – was auch nicht angegangen wäre, da der größte Teil des Landes ohnehin dem Pharao gehörte.

In das Schatzhaus des Pharao wurde das Getreide gezahlt; von hier aus flossen Beamtengehälter und die Mittel der Hofhaltung ab. Weil so das gesamte Land Ägypten Dominium des Pharao war und er auch durch »Besitz der Kanäle« die Bewässerung gewährleistete, konnte er die Abgabenwirtschaft überaus straff organisieren. Als landwirtschaftlicher Großbetrieb, als das größte »Rittergut der Geschichte«, steht uns das alte Ägypten vor Augen: das Gesamtvolk füllte den Speicher einer großen Privatwirtschaft, und derselbe Speicher leerte sich wieder zu Gunsten des Gesamtvolkes. Natürlich mit stärksten Unterschieden: bei der »Hinflut des Getreides« gaben die Ärmsten, die Ackerknechte, den größten Teil des goldenen Segens; bei der »Rückflut des Getreides« blieb ein beträchtlicher Teil davon bei den »Großen des Landes« hängen, bei den Statthaltern der Provinzen und den anderen Freunden des Pharao.

So lebte jeder Ägypter vom König, der eigentlich jeden erst »*leben machte*«. Diese Tatsache war so augenfällig, daß der Begriff der Fronarbeit auch niemanden moralisch drückte. *Die persönliche Freiheit war noch nicht erfunden.* Die persönliche Unfreiheit aber machte den einzelnen frei von Nahrungssorgen.



3 - Ägyptische Ernte [Grabmalerei]

So waren auch die ägyptischen Reichen bestenfalls »Verwalter« zu nennen. Um diese Verwalter zu bändigen, sie immer wieder fühlen zu lassen, daß der Staat ein »Haus des Pharao« war, bedurfte der Pharao des Beamten. Der Beamtenstand im alten Ägypten war unvergleichlich an Zahl und Macht. Eigentlich reicht jede Bürokratie, die die Welt inzwischen gesehn hat, auf die ägyptische zurück. Auch dieser Beamtenapparat konnte dem König gefährlich werden: aus den großen Verwaltungsbezirken wurden selbständige Fürstenhäuser, bis schließlich Sesostris III., der Große, [1860 v. Chr.] die Staatsmacht wieder herstellte, indem er die erblichen Gauämter einzog und *neue* Beamte anstellte. Im Neuen Reich sind die Ländereien bis zum letzten Huf und Halm in die Hände der Krone übergegangen. Ägypten bot jetzt ganz den Anblick, der dem Verfasser der Genesis, 47. Kapitel, so erstaunlich war, daß er glaubte, der biblische Joseph habe diese agrarische Verfassung *geschaffen*: Pharao gehört alles Land, mit Ausnahme der Tempeläcker. Den Bauern wird es verpachtet; sie müssen ein Fünftel des Ertrages der Krone abliefern; den Rest dürfen sie zur Nahrung und zur Aussaat benutzen.

In diesem Neuen Reich, das die *Juden der Bibel* kennenlernten, strahlte die Krone in neuem Glanz, und, von der Krone abhängig, wie Planeten von der Sonne, erstrahlte auch die Beamtenschaft. Immer stärker trat der »Schreiber« hervor. »Er allein regiert die Welt, er leitet die Arbeit aller Leute«: zum Beweis seiner Unersetzlichkeit ist er auch von Steuern befreit.

Man sollte meinen, daß ein Agrarstaat [und nichts anderes war Ägypten] alle Ehren, die er vergab, auf seine Bauern häufen würde. Stattdessen waren es die Beamten, die Orden und Ehrenzeichen erhielten. Als der »Große Schollenvorsteher« in einer feierlichen Audienz die »Erntelisten des Südens und Nordens« dem Amenhotep überreichte und ehrfürchtig melden konnte: »Der Nil war größer als seit 30 Jahren«, da befahl der Pharao, den amtlichen Überbringer der Liste vor seinen Augen mit Öl zu salben und ihn mit Halsbändern zu schmücken.

Auf dem Jahr des Landmanns beruhte alles. Auf der Arbeit des Bauern auch der Kalender. Die zwölf Monate Ägyptens wurden in drei Jahreszeiten zu je 120 Tagen geteilt; nicht Frühling, Sommer, Herbst und Winter hatte man, sondern »Überschwemmung«, »Sprossen der Saat« und »Getreideernte«. Der Beginn der Überschwemmung, der eigentliche Neujahrstag, fiel zugleich mit dem Tage zusammen, an dem der Hundsstern, der Sirius, wieder am Morgenhimmel erschien.

Doch nicht nur kalendarisches Wissen vermittelte der Nil seinen Söhnen, sondern auch die Landesmeßkunst. »Die altägyptischen Provinzen« schreibt Strabo, welcher Afrika um 25 v. Chr. bereiste, »waren in Unterkreise geteilt, diese wieder in Ortskreise; die kleinsten Abschnitte dieser Teile bildeten die Flurstücke. Man bedurfte bei ihnen einer genauen, ins engste gehenden Ein-

teilung: denn der Nilfluß nimmt jedes Jahr Erde weg und setzt sie zu; er verändert ständig den Boden und wischt auch jegliche Zeichen fort, durch die man das Eigentum unterscheidet. Daher muß man in Ägypten immer erneute Messungen treiben. Hieraus soll die Feldmeßkunst entstanden sein, nicht anders als die Zahlenlehre bei den Phöniziern des Handels wegen entstanden ist.«

So regierte der Nil das Denken. Ägypten war ein »Geschenk des Nils.« Der Nil gab den Boden, aus dem alles wurde; aus dem Fertigkeiten und Künste entsprangen. So gab der Nil auch folgerichtig eines Tages die *Brotkunst* her, eine Kunst, die schon frühzeitig die Ägypter über die Brei- und Fladenvölker der Alten Welt emporhob.

9

Wie hatte der Mensch der Schweizer Pfahlbauten nach der Eiszeit sein Getreide verzehrt? Indem er die Körner auf heißen Steinen geröstet und sie dann mit Wasser zu einem Mus versetzt hatte. Wenn er Lust hatte, war er noch weiter gegangen. Er strich diesen Brei in die Asche des Herdes oder wälzte ihn über heiße Steine, bis er zäh und hart wurde wie Glas. Nun war er zwar vor dem Verfaulen geschützt, doch dafür schmeckte der Brei auch nicht mehr.

Bei Brei und Fladen, Fladen und Brei blieb nicht nur der vorgeschichtliche Mensch. Sogar die Kulturvölker der Alten Welt blieben dabei erstaunlich lange – und ohne das ägyptische Beispiel hätten sie wirkliches Brot *nie gekannt.* »*Pulte*«, heißt es bei Plinius, »*non pane vixisse longo tempore Romanos manifestum*«. [Vom Brei, nicht vom Brot, haben die Römer ersichtlich lange Zeit gelebt.] Die Griechen, wie Vasenbilder des 6. Jahrhunderts zeigen, aßen ihr Brot [das keines war] in Gestalt von Fladen, die über Holzkohlenfeuer gebacken und, gerollt wie Binden, aufbewahrt wurden. Die Germanen, zur Zeit, als sie mit den Römern zusammenstießen, kannten nichts anderes als Hafergrütze, die Slawen viel später noch nur ihr »Kasha«. Und selbst die Assyrer, die schwarzbärtigen Zeitgenossen der alten Ägypter, aßen ihr Frühstück als Dattelsirup, dazu heiße Scheiben von Gerstenfladen – aber noch kein wirkliches Brot.

Doch das Volk, von dem *Herodot* erzählt, »daß es alles anders macht als die übrigen Sterblichen«, erwarb sich ein sehr großes Verdienst, indem es mit seinem Mehl anders umging. Während alle Menschen sonst Angst vor dem Faulen von Speisen empfanden, stellten gerade die Ägypter ihren Teig so auf, daß er faulen *mußte*, und beobachteten mit Vergnügen den Vorgang, der sich jetzt abspielte. Es war, kurz gesagt, der Vorgang der Gärung.

Erst die neuere Chemie hat festgestellt, was Gärung ist. Die Luft enthält eine Unzahl von Keimen, die nur auf einen Nährboden warten... Es waren

Sporen von Hefepilzen, die sich auf die Zuckerreste stürzten, die das Gemisch von Nilwasser und Mehl enthielt: sie spalteten sie zu Kohlensäure und Alkohol auf. Aus der zähen Masse konnten die Säurebläschen nicht entweichen, sie blähten den Teig auf und lockerten ihn. Beim Backen entwichen dann später wirklich Kohlensäure und Alkohol: der letztere, für die Bierbereitung so wichtige Stoff verschwand vollkommen — die Kohlensäure ließ als Spur die Porosität des Brotes zurück.

Die chemischen Einzelheiten benannte und kannte man damals natürlich noch nicht. Das konnte auch niemand, bevor Leeuwenhoek im 17. Jahrhundert n. Chr. in Holland durch sein Mikroskop Hefezellen gesehn hatte. Die Ägypter sahen nur die Folgen: daß, wenn man solch einen Sauerteig buk, ein ganz anderes Wesen herauskam, als man es seit Jahrtausenden kannte. Und übrigens konnte man so etwas *nicht in der Asche des Herdes rösten.* Dafür erfanden sie *Backöfen* aus Nilschlammziegeln, zylindrische Bauten, die sich oben zum Kegelstumpf verjüngten. Durch eine Platte teilte sich der Raum drinnen. Der untere Teil bekam ein Feuerloch zum Beheizen, der obere eine größere Öffnung zur Aufnahme der zu backenden Brote und für den Abzug der Heizgase.

Wollten die Ägypter nun backen, so nahmen sie den gesäuerten Teig aus der Schüssel, salzten ihn und kneteten ihn noch einmal fest durch. Zunächst breiteten sie Kleie aus, um Teller und Brotteig zu isolieren, dann verteilten sie mit der Backkelle den gärenden Teig, schoben alles hinein und schlossen den Ofen wieder zu.

Bewundernd standen Familie und Freunde umher. Da wuchs etwas heran, woran man durch zeugender Hände Arbeit zwar beteiligt gewesen war, was man dann aber doch einer »höheren Natur« anvertraut hatte: man konnte es nicht so recht mehr lenken. Der Hausvater und Besitzer des Ofens warnte denn auch, den Backofen zur Unzeit zu öffnen. Niemand hörte darauf, der Wunderofen wurde fortgesetzt aufgemacht und nachgesehn, ob das Brot fertig war. Freunde kamen mit Ratschlägen. Einer verteidigte die Idee: Hefe nicht mehr aus der Luft zu gewinnen. Man möge ein gewisses Stück vom gestrigen Sauerteig übrigbehalten, um es dem heutigen »einzupflanzen«. So werde der Teig schneller und gründlicher sauer. Der Mann behielt recht — und von jenem Tage an wurde der »sich fortpflanzende Sauerteig« in den Häusern der Ägypter so sorgfältig aufbewahrt wie bei anderen Völkern das Feuer. Der kostbare Urstoff des Backens, er, der das Brot »hob«, durfte ihnen nicht ausgehn.

Was sie noch alles hinzuerfanden — wer sagt es, wer zählt es? Beispielsweise konnte man Mohn, Sesam und Kampfer in den Teig mengen und hatte bald fünfzig verschiedene Sorten. Doch auch auf eine einzige wären sie stolz genug gewesen. Was sie aus dem Ofen nahmen, erinnerte in keiner Weise an das, was sie hineingestellt hatten. Eine »Umwandlung der Stoffe« war geschehn. Mehl, Wasser, Salz und Hefe waren nach einem Reigen, den das Feuer aufgespielt

hatte, durcheinandergetanzt. Als sie stillstanden, hatte die Schlußfigur, das Brot, keine Ähnlichkeit mehr mit einem von ihnen. Was hatte die erhobene, locker aufgeworfene Krume oder die dunkle, duftende Rinde mit Wasser oder Mehl zu tun? ... Hier hatten Geisterhände gewirkt; eine rechte Zauberei, wie sie die Ägypter liebten.

»Die weisen Priester der Ägypter«, schrieb Plutarch in seiner Schrift über Isis und Osiris, »nennen die Schwarze Erde 'Chemia'.« Ganz wie in der Schwarzen Erde, die der Nil gebracht hatte, sich unbekannte Stoffe mischten und höchste Fruchtbarkeit bewirkten, so begattete sich im Backofen Bekanntes nach unbekanntem Gesetz. Der Backofen wurde der erste »chemische Versuchsofen« der Welt – für die Ägypter wurde er zugleich auch der erste Zauberofen. Seltsam: während den übrigen Völkern das Zaubern als eine »frevelhafte Durchbrechung der Kausalgesetze« von ihren Göttern verboten war, den Ägyptern war es ausdrücklich erlaubt. Thot, ihr affenköpfiger Gott, hatte selbst ein Zauberbuch geschrieben, das auf einer entlegenen Insel in sechs Kisten aufbewahrt wurde und nach dem sie fortgesetzt suchten. Aber sie hatten genug Rezepte.

Jahrtausendelang zitterte die Welt vor den Zauberpraktiken der Ägypter. Noch im 10. Jahrhundert n. Chr. erzählte der Lexikograph von Byzanz, Suidas, der Kaiser Diocletian habe im Jahre 296, nach einem niedergeworfenen Aufstand, die Ägypter dadurch bestraft, daß er ihnen ihre Chemiebücher habe wegnehmen und verbrennen lassen. Damit habe er sie wahrscheinlich aufs empfindlichste getroffen und die Quelle ihrer Macht zerstört! In dem gleichen 10. Jahrhundert schrieb der arabische Autor Aln-Eddin, unzweifelhaft seien »die Pyramiden chemische Laboratorien gewesen und die Hieroglyphen alchemistische Texte« – und noch im 15. Jahrhundert zittert sein Landsmann Qualquaschandi vor den Mischkünsten der Ägypter!

Dies alles stieg aus dem harmlosen Backofen – der aber, weil er genau so aussah wie der schwangere Leib der Mütter, vielleicht nicht gar so harmlos war. Aus ihm kam das Brot: seit Jahrtausenden wird es nun mit dem Menschen verglichen. »Der Backofen wird bald einfallen!« sagt das Volk von einer Frau, die kurz vor dem Gebären steht; und »Der soll sich umbacken lassen!« sagt das Volk von einem Krüppel. – Nein, der Backofen war nicht harmlos! Ihn und das Brot erfand ein Volk, das ebenfalls nicht harmlos war. Bei dem die Klugen den ganzen Tag mischten, gossen, rechneten, brauten, und dessen Priester stets Chemiker waren.

10

WARUM sind wir über den ägyptischen Alltag so gut unterrichtet? Über die Technologie des Backens an späteren englischen Königshöfen wissen wir viel weniger. Aber das tägliche Leben am Nil steht in tausend Einzelheiten vor uns.

Diese Wissenschaft verdanken wir ausschließlich den ägyptischen Gräbern und den Wandmalereien darin. Der Geschichtsschreiber Diodor erzählt, weil die Ägypter das Leben als kurz, den Tod als lang ansahen, hätten sie die Häuser der Menschen wie leichte Sommer-Gasthöfe gebaut, die Gräber aber als Dauerwohnungen. Am Molo dieser Gräber schäumte, ehe es sich verflüchtigte, das Leben noch einmal hoch empor und brach sich in irisierenden Farben.

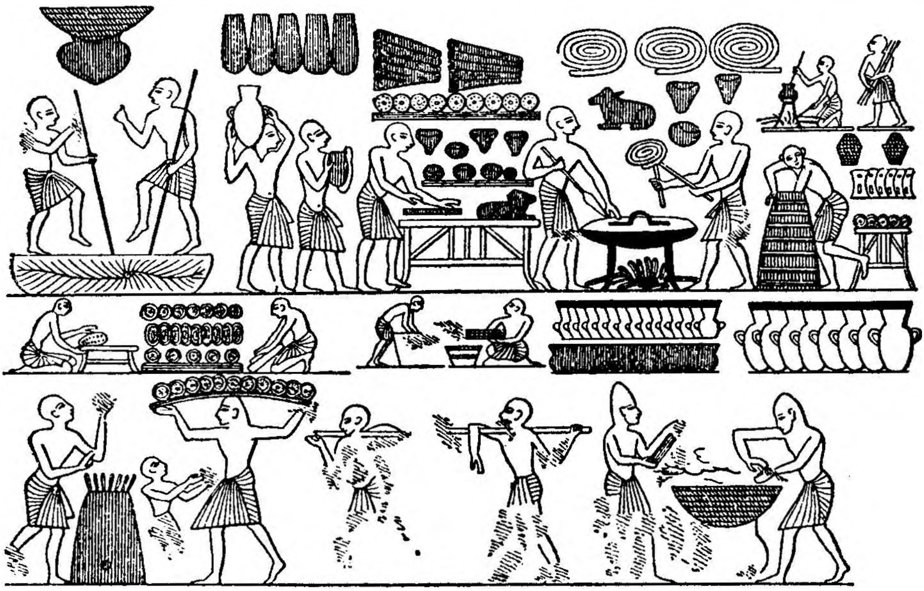
Während sich der heutige Mensch um seine gestorbenen Verwandten nur an Feiertagen der Seele kümmert, galt die Sorge für die Toten dem Ägypter als tägliche Sorge. Denn nicht nur der Lebendige, auch der Tote hatte sein tägliches Leben. Wo und wie er dies Leben lebte, darüber gab es im Volksglauben widersprechende Vorstellungen. Möglicherweise war der Verstorbene unter die schwach leuchtenden Sterne jenseits der Milchstraße versetzt; doch war es auch möglich, daß dies nicht zutraf und daß er, während man Opfer brachte, in eines harmlosen Vogels Gestalt auf dem Grabe saß und zusah. Man konnte nicht wissen, ob er als Schlange in ein Erdloch gefahren war, oder ob er beim Sonnengott nicht Sohnesstatt gefunden habe und den Himmel mitregierte.

Doch all das war nur ein Übergangszustand. Das Ziel des Toten war durchaus, wieder ein Lebender zu werden: darum mußte man seine Hülle, seinen Körper, vor dem Zerfall schützen. Man behandelte ihn also mit Natron, Erdpech und mit Baumharz, man wickelte alle seine Glieder in Linnen; über das Gesicht der Leiche preßte man eine Maske aus Stuck, die seine Züge bewahren sollte. Dann legte man diese »Mumie« wie einen Schlafenden nach links — als wolle man das Herz schützen — und verschloß sie in einen Kasten, auf dem eine Tür gemalt sein mußte! Das war der Sinn des Einbalsamierens: wenn der Kâ, das Lebensprinzip, das den Toten verlassen hatte, in den Körper zurückkehren wollte, mußte es den Körper so finden, daß er voll bewohnbar war. Der pietätvolle Ägypter hatte also zwei Wesen zu pflegen: den Körper des Toten und dessen Kâ. Hieraus folgt, daß dem Lebensgeist [man möchte es nicht Seele nennen], wenn er nicht verdorren sollte, dieselbe Pflege zuteil werden mußte wie etwa einem lebenden Menschen. Der Kâ bedurfte vor allem der Nahrung: die große neue Erfindung, das Brot, mußte ihm gereicht werden; wenn man wohlhabend war, auch Wein und Fleisch.

Die Ägypter lebten in ständiger Angst, ihre Toten möchten »verhungern«. Eine der dunklen Inseln des Himmels nannten sie das »Speisenfeld« und dachten von ihm, es habe Gewässer, die man wie die Nilkanäle zur Zeit der Über-

schwemmung öffne. Hier wüchse das »Getreide der Toten«, das wie der Weizen der Lebenden geerntet, gedroschen, gemahlen werde... Aber das war nicht sicher genug. Wie, wenn der Tote das Feld nicht *fände*? Man tat besser, ihn zu verproviantieren. Dieses Gewimmel von Möglichkeiten, diese Furcht, etwas zu versäumen, ließ die Lebenden gar nicht zu Atem kommen – und gerade dieser Furcht verdanken wir die Kunde vom Allerkleinsten.

Die realistischen Handwerkerszenen, die an die Grabwände gemalt wurden, scheinen allerdings zunächst dem Ergötzen der Toten gedient zu haben. Sie



4 - Die Hofbäckerei des Königs Ramses [Grabmalerei]

waren das Bilderbuch des Kâ und vertrieben ihm die Langeweile. Aber das meiste, was Menschen tun, hat polylogische Ursachen. Für eine einzige wirkliche Handlung strömen mehrere Gründe zusammen. Hätte man eindeutig gewußt, wo sich das Totenreich befand und wie es den Toten wirklich ging, wäre der Totenkult leichter gewesen... Man wußte es aber keineswegs – und darum sorgte man auch für die Toten in einer polylogischen Weise. Die Pinselkunst in den Grabgewölben diente zwar auch der Belustigung – aber sie diente vielleicht noch mehr einem gefahrenbannenden Zweck. Es war leider möglich, daß der Tote [der täglich große Reisen machte] in die Gewalt böser Geister geriet, daß er in überweltliche Kriege, Belagerungen, Gefangenschaften, Zerstückelungen verwickelt wurde. Vor den Folgen solcher Zustände mußte ihn ein »Paß« bewahren – die Urkunde davon, wer er war. Und diesen Paß, recht eigentlich, lieferte ihm die Grabmalerei, weil sie sein Gedächtnis stärkte. »Ich

bin der Seiler Soundso. Ich weiß genau, wie man Seile anfertigt; ich kann über diese Einzelheiten und über jene Auskunft geben. Ich kann sogar Schwänke davon erzählen, wie am letzten Monatstage sich meine Gesellen prügelten ... Ich kann es verlangen, daß man mich im Jenseits wie einen Seiler behandelt.«

Die ägyptischen Grabmalereien waren also [nebst vielem anderen] auch ein wirksamer Bildzauber, welcher die Identität des Toten mit sich selbst bescheinigte. Malereien in einem Königsgrabe waren zugleich höchster Kapitalismus. Denn sie zählten auf, was der König besaß, worauf er im Jenseits Anspruch hatte und wovon jener Zwischenzustand — jene im Grabe verbrachte Zeit — ihn nicht dauernd trennen sollte. Darum, zum Beispiel, malte man ihm die *Hofbäckerei* an die Grabwände.

Wir sehen zunächst, wie mit langen Stangen zwei eifrige Männer den Teig treten. Es sieht aus, als tanzten sie; wahrscheinlich arbeiteten sie im Rhythmus und benutzten die Stangen teils, um auf dem Teig nicht auszugleiten, teils, um kräftiger springen zu können. [Jahrhunderte später amüsierte der Grieche Herodot sich nicht wenig über ein Volk, »das den Teig mit den Füßen knetet und den Lehm mit den Händen«.] Jetzt tragen Wasserträger Amphoren zu einem Tisch, wo ein anderer Gehilfe den Teig mit der Hand zu walzen beginnt. Eine Backpfanne wird von unten geheizt, auf die mit einer großen Zange eine Kuchenform gelegt wird. Im nächsten Augenblick wird sein Gefährte mit schaufelartigem Gerät die in die Pfanne gelegte Backform zurechtrücken oder umwenden. Nebenan wird ein großer Ofen mit frischem Heizmaterial gefüllt. Er dient für die kleineren Backformen, die nicht so sorgfältig wie die großen als Einzelstücke behandelt werden. Sie werden, wie das nächste Bild zeigt, gleich in Massen hergestellt, um schön durchgebräunt zu werden.

So verdanken wir einem toten König, wie das Leben der Kleinsten aussah. Sobald der Tote vornehm war, sollte er auf seinen Reisen denn auch ein vornehmes Leben führen: die Hofbäckerei reiste mit ihm mit. Daß der Pharao Brot erhielt [wie ein Zahlenzauber es wollte, womöglich tausend Brote täglich], vereinte ihn mit den Ärmsten des Volkes, denen mindestens Brot und Wasser und Opfergerste dargereicht wurde. Niemals aber hörte die Furcht der opfernden Ägypter auf, daß die Nahrungsmittel der Toten etwa von Geistern gestohlen oder durch Zauber zerstört werden konnten. Wie, wenn beispielsweise das Brot, sobald es der Mund des Toten berührte, boshafterweise anfinge zu brennen? Für diesen Fall war es gut, dem Toten Zauberverse ins Grab mitzugeben. Oder falls ihm ein Feind das Recht auf Brotgenuß bestreiten wollte, hatte er [wie ein Spruch des berühmten ägyptischen »Totenbuches« uns mitteilt] zu erwidern:

»Ich bin ein Mann, der Brot hat zu Heliopolis,
Mein Brot ist im Himmel beim Sonnengott,
Mein Brot ist auf Erden bei Keb.

Die Abend- und die Morgenbarke
Bringen mir mein Speisebrot
Aus dem Hause des Sonnengottes.«

Ließ sich der Tote so vernehmen, so mußte man ihm auch Brot gewähren.

II

MAN nannte während des Altertums — Hekataios von Milet hat um 500 v. Chr. uns als erster dieses Wort berichtet — die Ägypter die »Brotesser«. In einer solchen Bezeichnung mischt sich soviel Bewunderung wie Spott. Sie bedeutet jedenfalls eine Charakteristik des *Staunens*: denn Brot, wie Ludwig Borchardt erzählt, war nicht etwa eine Nebenspeise, sondern die Hauptspeise aller Ägypter. Die einfacheren ägyptischen Stände lebten eigentlich nur von ihm. Noch heute sieht man ihre Nachkommen ihr rundes Brot mit dem Messer einreißen und in den Hohlraum die Zukost stopfen — Gemüse, gehacktes Fleisch oder Fische —, um das Essen als eine Art gefüllter Pastete zu verzehren.

Dieses kunstvolle Produkt, das Brot, war aber nicht nur die Hauptspeise aller, sondern eine Kultur-Einheit, eine *Maß-Einheit*, nach der man zählte. »Zahl der Brote« bedeutete Reichtum, und die Backöfen rings im Land waren beinahe Münzwerkstätten. In Brotform gebackenes Mehl nahm schließlich die Stelle von Zahlungsmitteln ein. Jahrhundertelang wurde der Arbeitslohn überhaupt nur in Broten gezahlt: und zwar erhielt im allgemeinen ein Bauer drei Brote und zwei Krüge Bier im Tag. Nur der Märchenheld Dedi erhält im Tag 500 Brote und 100 Krüge Bier. »Iß nicht Brot, wenn ein anderer dabeisteht,« sagt die Anstandslehre für Schulkinder, »ohne daß du die Hand ausstreckst, um ihm davon anzubieten!« Einem Bettler Brot zu verweigern, galt als allergrößte Sünde. »Ich gab allen Brot zu meiner Zeit!« sagte die Seele im Totenreich, wenn ihr Herz auf die Waage gelegt wurde.

Aber weil Brot damals Geld spielte, war die Unpünktlichkeit im Zahlen mit Broten jedenfalls auch schon erfunden. Nicht wenige uns erhaltene Briefe klagen die großen Herren an oder auch die Priesterschaft, daß sie [»obwohl man uns gesagt hat, daß wir Brot erhalten würden«] das Brot spät oder gar nicht gaben. Ein geradezu novellistischer Hergang, bei dem Unpünktlichkeit der Löhnung und Streik eine lustige Rolle spielen, wird aus der Zeit Ramses' IX. berichtet. Eine aufs Land geschickte Truppe, die Schmalz und Bier erhalten hatte, bekam kein Brot. Darauf begannen die Arbeiter »sich in der Wohnung hinzulegen«, das heißt, sie verweigerten die Arbeit. Als es einen Monat später wieder keine Brotration gab, »legten sie sich wieder hin« und schickten Beschwerdeführer nach Theben. In der Provinzialhauptstadt hatten die Strei-

kenden Erfolg: der Statthalter gab ihnen das Brot, das ihnen der Privatunternehmer beide Male verweigert hatte. Der Führer der »Arbeiterdelegation« trug jetzt sehr charakteristisch in das Soldbuch der Truppe ein: »Man gab uns heute endlich das Brot; doch wir mußten zwei Kasten davon an den Wedelträger abgeben.« Wahrscheinlich war der Wedelträger ein Unterbeamter des Statthalters, der sein Bestechungsgeschenk verlangte.

Über die Besoldung der Priester sind wir sehr genau unterrichtet. Ein Tempelbeamter erhielt im Jahre 360 Krüge Bier, 900 feine Weizenbrote und schließlich 36000 in der Asche geröstete Fladen. Er fluchte, was die Brote betraf, über die zu geringe Menge. Während der Zeit Ramses' III., der 30 Jahre Pharao war, wurden vom König an die Tempel fast 6 Millionen Säcke Korn und 7 Millionen Stück Brot geliefert. Diese Gabe steht allem voran, obwohl die Zahl der gelieferten Gänse, Fische, Ochsen und Hülsenfrüchte ebenfalls eine große war.

So scheint uns dieses ganze Ägypten eine langgestreckte Backküche, welche die Lebenden und die Toten mit Speise zu versorgen hatte. [Und das Brauhaus stand gleich daneben: denn die Hefe – sagt das Sprichwort – ist die Hebamme des Biers *und* des Brotes.] »Das Brot ist ein großmütiges Geschenk der Natur, eine Nahrung, durch keine andere ersetzbar. Wenn wir krank sind, verlieren wir zu allerletzt den Geschmack am Brote; sobald wir ihn aber wieder erlangen, so ist das ein Zeichen der Genesung. Das Brot entspricht jeder Tageszeit, jedem Lebensalter und jeder Gemütsart: es verbessert die übrige Nahrung, ist Vater der schlechten und guten Verdauung. Mit Fleisch oder anderen Speisen genossen, büßt es nichts von seinem Reiz ein. Es ist so sehr für den Menschen gemacht, daß, wenn wir kaum geboren sind, wir unsere ganze Gunst ihm zuwenden und daß wir bis zur Todesstunde nie seiner überdrüssig werden.« Diese wundervollen Worte scheinen aus einem Arzt-Papyrus Alt-Ägyptens herzustammen. Sie tun es nicht, sie entflossen der Feder des Franzosen Parmentier, in Paris, 1772. Hätten nicht um 4000 v. Chr. die Ägypter das Brot erfunden, hätten es in der neueren Zeit sicherlich die Franzosen getan. In ihrer Freude und Anbetung des Brotes sind sich diese Völker so ähnlich wie in ihrer Begabung für experimentelle Küchen-Chemie. Übrigens waren es ja Franzosen im Gefolge Napoleons, die Ägypten wiederentdeckten. Die Engländer kamen erst etwas später.

Wie die Franzosen wollten schon die Ägypter, daß ihr Brot auch eine Speise der Augen sei. Nicht nur die Technologie des Backens, auch die Formen ihrer Brote haben sie immer wieder entzückt an die Grabwände gemalt. Man meint, den erregenden Duft, gebläht von Hitze und Kraft, zu spüren. Nach welchem Gesetz oder welcher Willkür wuchsen diese Formen heran? Da sehen wir schachtelförmiges Rundbrot; Brote, die kleinen Koffern gleichen; hohe, kegelförmige Brote, die wie die geflochtenen Strohhüte mexikanischer Bauern aus-

sehn; Brote wie Haar-Opfer von Frauen; Brote in Vogel- und Fischgestalt, und Brote in Pyramidenform, die das Geheimnis der Königsgräber noch einmal zu wiederholen scheinen.

Doch vielleicht war hier kein Geheimnis? Vielleicht verknüpften die Ägypter mit diesen Brotformen nicht so viel Dunkles, wie man – geängstigt durch die Tiefe metaphysischer Vorstellungen – in alles Ägyptische hineinsieht. Wenn



5 - Die Kinder ziehen die Eltern herein: Eulenspiegel bäckt in Braunschweig Brote als Eulen und Meerkatzen

es in Wahrheit nur Spieltrieb war, daß man die Brote so vielfältig formte? Genau wie dem altägyptischen Kind durch Nachschaffung von Gebäuden und Tieren Weltbesitz vorgegaukelt wurde, so mochten auch die Essenden sich am Besitz der Welt erfreuen, wenn sie die Grundlage der Welt, das Brot, in vielen Gestalten aßen. Wie die Chinesen, was sie sahen – ohne damit Symbolik zu treiben –, in Speckstein und Jade nachbildeten, so trieben vielleicht die alten Ägypter Architektur im Brotbacken. Zum Rokokohaften und Pretiösen, das eine lange Friedenskultur in so manchen Nationen aufblühen läßt, würde diese Spielerei passen. Und wenn wir das Bild der Göttin Hathor, der fruchtbarkeitsspendenden Himmelskuh, ebenfalls unter den Backformen und auf dem Knete-

tisch erblicken, so heißt das vielleicht nichts anderes, als wenn ein Bijouteriehändler in Paris den Eiffelturm als Nachbildung in sein Fenster stellt.

Gesetzt den Fall, die Kultur unseres Heute stürbe ab wie die altägyptische und man fände eines Tages Formenreste oder Gemälde, die ein Produkt unserer Bäckerläden, etwa die Schneckensemmel, darstellten. Wie geheimnisvoll würde das wirken! Denn die Windungen der Schnecke sind schon in der Natur unbegreiflich! Was macht die Schnecke eigentlich mit einer so ausgeklügelten Kurve wie der Spirale des Archimedes? Im Schiffsbau und in der Fortbewegung hat diese Spirale ihren Sinn, weil sie den Widerstand wegschaufelt. Aber warum das langsamste Tier, die Schnecke, Schraubenwindungen hat, das ist völlig unerklärlich. Und nun hat man in unserer Zeit gar noch Semmeln als Schnecken gebacken? Was wollten wir damit symbolisieren? Unsere Liebe zur Langsamkeit? Unsere Liebe zur Schnelligkeit? War die Spirale vielleicht unser Gott? Wir wollten gar nichts symbolisieren. Wir waren nur Kinder, sobald wir aßen. Das Angenehme von Zucker und Mehl machte uns Erwachsene zu Kindern ...

»Wir müssen«, sagte mir einmal ein Bäcker, »sehr stark mit der kindlichen Kundschaft rechnen. Die Kinder ziehen die Eltern herein. Die Kinder wittern es jedesmal, wenn wir etwas Neues machen. Und wenn es nur zwei Rosinen sind, die wir, als ob es Augen wären, in das Gesicht einer Semmel einsetzen ...«

ISRAEL:

Im Schweiße deines Angesichts

Und ich bestehe darauf, daß die Juden mehr zur Zivilisation der Menschheit beigetragen haben als jede andere Nation.

JOHN ADAMS, *Präsident der Vereinigten Staaten [1797—1801]*

12

DAS MODERNE — DAS ÄGYPTISCHE — BROT LERNTE DAS VOLK ISRAEL im Verkehr mit den Ägyptern kennen. Sei es, daß man der Bibel glaubt, ein Teil der Juden habe sehr lange inmitten des Staates Ägypten gelebt [die Bibel will: 450 Jahre]; sei es, daß — bei dem völligen Mangel aller sonstigen Nachrichten — man nur an kulturelle Berührung außerhalb Ägyptens denkt.

Wie es war, als sie sich zum ersten Mal Aug' in Aug' gegenüberstanden, die Hirten und die Ackerbauer, die Hebräer und die Ägypter: das hält die Bibel an einer Stelle von allergrößter Eindringlichkeit fest. Der Hebräer Joseph, der Großvezier beim ägyptischen Pharao wurde, läßt seine nomadische Familie kommen und gibt Verhaltungsmaßregeln. Wenn der Pharao sie fragen würde, wovon sie sich eigentlich ernährten, so möchten sie vorsichtig antworten, daß sie Hirten und Viehhändler seien — doch seien sie es von Jugend an und hätten gleichsam nichts anderes gelernt. Denn, wie Joseph erklärend hinzufügt, der Hirte sei den Ägyptern ein *Greuel.*

Joseph mußte vielleicht sogar fürchten, daß die Verwandtschaft mit Viehhirten auf ihn selbst zurückfärben konnte: bei den Persern des Zarathustra war später noch jeder Nomade ein Dieb. Und jedenfalls sorgte Joseph dafür, daß sein Vater und seine Brüder mit den brotessenden Ägyptern nicht in zu nahe Berührung kamen: er siedelte sie in Gosen an, einer Provinz mit viel Weideland.

Wie mochten die Hebräer staunen, sie, die »Gelegenheits-Ackerbauer«, ein Volk zu sehn, das sich den ganzen Tag um die Brotbereitung kümmerte. Das Brot, das sie selbst jetzt backen lernten, war nicht ihre eigene Erfindung. Sie hätten es auch nicht angenommen, wenn sie Hirten *geblieben* wären. Zum Brot gehört Seßhaftigkeit und Geduld. Abraham und seine Leute, die in Zelten lebten, hatten zwar Mehl — denn mit dem Umherziehen verträgt sich auch schwacher Ackerbau — aber keine Backöfen. Der Backofen der Ägypter war aus Lehm und gehörte zum festen Haus. Es gab zwar auch andere Backöfen, tragbare, die nicht vermauert waren [die Juden nannten sie *Tannurim*, die

Griechen später *Klibanoi*], aber auch sie waren ungemein schwer; es waren drei Fuß hohe Töpfe aus Stein oder sogar aus Metall. Undenkbar, daß ein Hirtenvolk, das in Zelten und leichten Hütten lebte, solche Öfen durchs Land transportierte. Die Juden buken nicht eher Brot, als bis sie auf eigener Scholle saßen.

Wie sie vorher ihr Getreide verzehrten, kann man noch heute an den Stämmen der Wüsten-Beduinen sehn. Die rösten entweder ihre Körner wie die Schnitter im Buche Ruth, oder sie machen sich ihre Fladen, wie es schon das Buch Esra erzählt, zwischen Schichten von Kamelmist, der langsam brennt. Wenn sie einen Herd haben, lassen sie ihren Brei natürlich in der Asche des Herdes gar werden: auch das ergibt Fladen, aber nicht Brot. Auch der »*panis subcinerarius*«, das unter der Asche gebackene Brot der Römerheere auf dem Marsch, war kein Brot. Bei schneller Bewegung hatte die Armee nicht Zeit, ihren Teig sauer werden zu lassen.

So verhielten sich auch die Juden, solange sie noch Hirten waren. Später taten sie den Schritt, der zum modernen Backen führte, mit der größten Leichtigkeit. Ihr bestes Brot war aus Weizen gemacht, von dem ein besonders gesiebtes Mehl [»*Kemach soleth*«, der »Auszug des Mehls«] zum Opfer für Jehovah diente, aber auch als Brot der Reichen. Ein anderes sehr gutes Brot wurde aus weißem Spelt gemacht. Die Gerste dagegen wurde nur von den Ärmeren verwendet und diente auch als Pferdefutter. Gegenüber der Gerste benahmen die Juden sich — nicht immer, doch manchmal — so stolz wie die Römer gegen den Hafer: die Römer konnten nicht verstehn, daß die Germanen etwas aßen, wovon eigentlich die Pferde lebten. Um Gerstenmehl wirklich schmackhaft zu machen, mußten ihm auch erst gemahlene Linsen, Bohnen und Hirse beigefügt werden.

In den frühen Zeiten des Volkes bediente die Hausfrau den Ofen allein, wie die Genesis erzählt, oder eine Tochter half ihr. Doch schon das »Buch der Richter« weiß, daß die großen Haushalte natürlich auch Mägde beschäftigten. Immer aber waren es Frauen, die dem Backgeschäft vorstanden. Jede Familie in Israel besaß einen eigenen Backofen: nur in Zeiten der Hungersnot buken zwei Familien in einem. Je mehr die Juden Städter wurden, nahmen sich Männer des Backens an. Auf Grund der natürlichen Arbeitsteilung entstand ein neuer Beruf: die Bäcker. Man sah ihnen damals schon auf die Finger: im Gleichnis wenigstens schilt der Prophet Hosea jene Bäcker, »die sich die ganze Nacht schlafen legen«, das Brot im Ofen verbrennen lassen und damit die Leute betrügen. Zu Zeiten Jesu Christi war der Bäckerberuf ungeheuer verbreitet. Jede Stadt in Palästina hatte, wie Josephus erzählt, ihre Bäcker. Die Kenntnisse Jesu von der Technologie des Backens scheinen uns heute erstaunlich groß. Sie sind es aber eigentlich nicht, weil alle Handwerke im Orient dicht an der Straße getrieben wurden, und er — genau wie Sokrates — allen Handwerkern gerne zusah und von ihrer Genauigkeit lernte. Die Großstadt

Jerusalem nun besaß, was kleine Landstädte freilich nicht hatten, eine eigene Bäckerstraße, wo alle Meister des Gewerbes in einem Viertel vereinigt waren. Allerdings waren diese Meister hier mehr Verkäufer als Fabrikanten. Denn Nehemia, der Prophet, spricht von einem »Backofenturm«. Es muß also in Jerusalem eine »Brotfabrik« gegeben haben, einen Großbetrieb, wo die Bäckermeister das ihnen gehörige Mehl hinschafften, um es verarbeiten zu lassen und später in Läden zu verkaufen.

Die Brote waren kreisförmig, sahen wie flache Steine aus, die sich nach der Mitte zu hoben, doch waren sie kaum mehr als fingerdick. Weil die Brote so klein waren, waren für das Mahl eines Menschen mindestens drei Brote nötig. Für das Gastmahl, das Abigail dem David und seinen Leuten gab, werden neben zwei Krügen Wein gleich zweihundert Brote erwähnt: ein Beweis, wie klein die Brote waren. Das Brot der Juden glich an Größe eher einer modernen Semmel. Doch man muß immer wieder bedenken, daß es sehr flach war: daraus versteht man, warum die Juden ihr Brot nicht schnitten, sondern *brachen*. Daß sie ihm mit der Schneide des Messers nicht nahten, hatte nur eine technische Bedeutung und keine religiöse. Brot für ein organisches oder ein lebendiges oder überirdisches Wesen zu halten, lag den Juden völlig fern: erst christliches Gedankengut schuf die welthistorische Änderung. Brot war für die Hebräer Speise, eine unter vielen andern; wenn auch eine geliebte Speise. Doch daß es auch ohne Brot gehen müsse, wurde durch die »Legende vom Manna« ihnen ausdrücklich eingeschärft. Gott war erhaben über die Versorgung der Seinen durch Säen und Ernten: wenn er wollte, speiste er das Volk vierzig Jahre lang in der Wüste mit einer Nahrung, die eben *kein* Brot war... Allerdings sehnten die Juden sich damals derartig nach dem Brot, daß sie in das »Haus der Knechtschaft« nach Ägypten wieder umkehren wollten. Ein Beweis, wie unentbehrlich das Brot ihnen doch schon geworden war.

In Kanaan war dann aber das Brot nicht nur ihre eigene Speise, sondern — ein ganz bestimmtes Brot! — auch die Speise ihres Gottes Jehovah. Und hier beginnt allerdings eine Reihe höchst merkwürdiger Erscheinungen.

13

WIE der biblische Bericht erzählt, ging der Auszug der Kinder Israel aus Ägypten in solcher Eile vor sich, daß sie keine Zeit hatten, ihr — nach ägyptischer Art gebackenes, d. h. für den Backofen angesetztes — Brot zu Ende zu bereiten:

Und das Volk trug den rohen Teig, ehe denn er versäuert war, zu ihrer Speise, gebunden in ihren Kleidern, auf ihren Achseln.

So zogen sie in größter Eile aus dem Lande dahin.

Und sie buken aus dem rohen Teig, den sie aus Ägypten brachten, ungesäuerte Kuchen; denn es war nicht gesäuert, weil sie aus Ägypten gestoßen wurden und nicht verziehen konnten und sich sonst keine Zehrung zubereitet hatten.

Da sprach Moses zum Volk:

Gedenket an diesen Tag, an dem ihr aus Ägypten, aus dem Diensthause, gegangen seid, daß der Herr euch mit mächtiger Hand von hinnen hat ausgeführt; darum sollst du nicht Sauerteig essen.

Dieser Tag soll alljährlich gefeiert werden in der Woche des Passah:

Sieben Tage sollst du ungesäuertes Brot essen, und am siebenten Tage ist des Herrn Fest.
Darum sollst du sieben Tage ungesäuertes Brot essen, daß bei dir kein Sauerteig noch gesäuertes Brot gesehen werde an allen deinen Orten.
Ihr sollt euren Söhnen sagen an demselben Tage: Solches halten wir um deswillen, was uns der Herr getan hat, da wir aus Ägypten zogen.
Darum soll dir's sein ein Zeichen in deiner Hand und ein Denkmal vor deinen Augen, auf daß des Herrn Gesetz sei in deinem Munde; denn der Herr hat dich mit mächtiger Hand aus Ägypten geführt.
Darum halte diese Weise zu seiner Zeit jährlich.

Das Verbot, gesäuertes Brot zu essen, scheint also nichts anderes als ein »Hebel der Erinnerung« zu sein. Es müssen alljährlich Umstände geschaffen werden, die der Auszugsnacht aus Ägypten ähneln. Ganz deutlich erscheint das – und doch ist es falsch. In dieser Ausschließlichkeit ist es falsch.

»Der Begriff der Erinnerungshandlung«, sagt der Religionsphilosoph Oskar Goldberg, »ist dem Pentateuch völlig fremd«. Vor allem aber war die Sitte, Mazzoth zu essen, älter als Moses: da Loth von Engeln besucht wurde, bot er – der doch in einem festen Hause wohnte und Zeit hatte, sein Brot zu Ende auszubacken – ihnen *ungesäuertes* Brot an, das nur in der Herdasche geröstet war. Weswegen tat er das? Loth lebte ja viele Jahrhunderte vor dem Auszug und konnte ihn deshalb nicht feiern.

Das siebentägige Mazzoth-Essen, das Gott und Moses den Juden befahlen, konnte also keine Erinnerung an die Flucht aus Ägypten sein. Es war eine bloße »Anlehnung« [Asmachta] daran. An was erinnerte es aber sonst? Das Vorgehen Loths gibt den ersten Schlüssel: man konnte wohl das ganze Jahr und bei allen Gelegenheiten das profane, im Backofen der Ägypter mit Hefe gebackene Brot



6 - Jüdische Oster-Riten: Die Herstellung ungesäuerten Brotes

essen — aber in Gegenwart Gottes oder der von ihm gesandten Boten mußte man sakrales Brot essen, Fladen, die *nicht* vom Sauerteig stammten.

Gott selber aß kein anderes Brot! Wenn Jehovah die Opfer der Seinen im Stiftszelte entgegennimmt, so dürfen ihm auf dem Altar [dem »Misbeach«] nur ungesäuerte Brote vorgesetzt werden. Immer kehrt das Verbot wieder. Voller Hohn ruft der Prophet Amos: wenn das Volk nach Übertretungen trachte, möge es doch nur Sauerteig auf den Altar des Herrn bringen. Aber warum verhielt Gott sich so? Wollte auch *er* sich an etwas erinnern?

Vielleicht gibt der Hinweis eine Lösung, daß Jehovah, der Gott der Juden, in einem *Zelt* verehrt wurde. Daß dieses Zelt keine Rast hatte. Daß der Gott eines Hirten- und Wandervolkes darum nicht das tagelang gebackene Brot der seßhaften Bauern aß, sondern, wie es sich geziemte, die rasch in der Asche gerösteten Fladen der Beduinen und Krieger. Das Leben in einem festen Haus, in einem aus Zedern gebauten Tempel, war ja Gott sehr ungewohnt. Als David ihm eines bauen will, ruft der Herr den Propheten Nathan und läßt dem König durch ihn bestellen:

So spricht der Herr: Du willst mir ein Haus bauen, daß ich darin wohne? Ich habe aber doch in keinem Hause gewohnt seit dem Tage, da ich die Kinder Israel aus Ägypten führte, bis auf den heutigen Tag, sondern ich bin mit ihnen gewandert im Stiftszelt.

Wo ich mit allen Kindern Israel hinwandelte, habe ich da jemals geredet mit einem der Weisen und Stämme und gesagt: Warum bauet ihr mir nicht ein Zedernhaus?

Erst in einer viel ferneren Zeit, sagt Gott, wenn er das Volk Israel »fest an einen Ort gesetzt habe«, wolle er für sich einen Tempel, ein festes Haus, um darin zu wohnen. So hat es denn etwas Bestechendes, daß auch der Reichs- und Stadtgott der Juden durch das Opfer des ungesäuerten Brotes für immer festgelegt haben wollte, daß er der Gott armer Hirten war. So wie ein reicher Mann sich mit Stolz seiner geringen Abkunft erinnert.

Aber auch das ist unrichtig! Die vergleichende Religionswissenschaft lehrt nämlich, daß es auch in Rom dem Flamen Dialis verboten war, dem Hohepriester des Jupiter, *Farinam fermento imbutam* zu berühren [mit Sauerteig getränktes Mehl]! Was bedeutete das? Die Römer waren doch keine Wanderhirten, sondern immer schon Städter und Ackerbürger. Ihr Obergott hatte keinen Grund, in der Nahrung, die man ihm brachte, nomadische Sitten bewahren zu wollen Die Scheidung von Gott und Sauerteig mußte sowohl bei Hebräern wie Römern also andere Ursachen haben.

14

DAS Verbot, gesäuerten Teig in die Nähe Gottes zu bringen, ist ein sogenanntes *Tabu-Verbot*, aus dem Vorstellungskreis der Naturvölker. Eine Sache, die »tabu« ist, darf nicht berührt werden — sonst entsteht Unheil. Und zwar entsteht es automatisch. »Personen oder Dinge, die tabu sind«, schreibt der Anthropologe Northcote W. Thomas in der Encyclopaedia Britannica, »können mit elektrisch geladenen Gegenständen verglichen werden; sie sind der Sitz einer furchtbaren Kraft, welche sich durch Berührung mitteilt und mit unheilvollen Wirkungen entbunden wird, wenn der Organismus, der die Entladung hervorruft, zu schwach ist, ihr zu widerstehn.« Eine solche Entladung rief der Mensch hervor, der Sauerteig in die Nähe Gottes brachte.

Denn der Gott verabscheute Sauerteig! Er stieß ihn genau so von sich wie gewisse Tiere oder Teile von Tieren im Opferritual. Und wenn wir lesen, daß Jehovah für denjenigen Juden, der in der Woche des Passahfestes Brot ißt oder Sauerteig aufstellt, gar *die Todesstrafe verlangt*, so werden wir gewiß nicht mehr glauben, daß es sich da um das »Einhalten einer Sitte« handeln konnte oder um das »Festhalten an einer Erinnerung«. Die Ausrottung des Einzelnen wäre für den Bruch einer Sitte zu ungeheuerlich gewesen. Durch das Essen von gesäuertem Brot in der unmittelbaren Nähe Gottes [räumlich im Stiftszelt oder zeitlich in der Osterwoche] wurde nicht etwa »ein Brauch gebrochen«, sondern ein noch immer fortwirkendes Prinzip verletzt, ein religiöses Naturgesetz, dessen Bruch dem Gesamtvolk Schaden brachte.

Doch war dies nicht eine Einbildung? I. G. Frazer, der in seinem Werke »Das Tabu und die Gefahren der Seele« diese Dinge bis zu den Wurzeln verfolgt hat, gibt auf die Frage die klassische Antwort: »Die Gefahr wird dadurch nicht unwirklicher, daß sie *eingebildet* ist. Die Einbildung wirkt nicht weniger auf den Menschen ein als die Schwerkraft; sie mag ihn ebenso sicher töten wie eine Dosis Blausäure.« Im Gebiete des Glaubens gibt es eben nur Wirksamkeit und Unwirksamkeit; der Glaube ist fähig, Änderungen in der physischen Welt zu erzeugen.

Den religiösen Gesetzen eignet eine große Ähnlichkeit mit den Gesetzen der Physik. Wie man die Ätiologie der Schwerkraft oder der Elektrizität nicht kennt, aber ihr Funktionieren erfährt [und mit ihnen rechnen muß, weil man den Hals bricht oder vom Starkstrom erschlagen wird], so kennt man die rationale Ursache vieler Tabu-Verbote nicht mehr. Doch sie wirken bei denen, die daran glauben.

In der Chemie ist es ein Rätsel, warum zwei Substanzen einander fliehn. Wir sehn und hören die Explosion, können aber den Grund der Flucht, des Sich-Abstoßens, nicht ergründen. So bleiben manche Tabus ein Rätsel. Aber den

Umstand, daß der Hebräer, sobald er seinem Gotte naht, den Sauerteig aus dem Wege räumt, den er das ganze Jahr ungestraft ißt – dieses Tabu können wir ergründen.

Der Opferdienst diente der Speisung Gottes. Das Fleisch, das Gott gebracht wurde, galt nur als zwei Tage genießbar; am dritten war es zu verbrennen. Dies Gesetz erstreckte sich auch auf die Vegetabilien. Säure und Fäulnis war aber dasselbe! Wie konnte man Gott etwas anbieten, was sich im Zustand des Faulens, der Gärung, der chemischen Auflösung befand? Daß die Gleichsetzung von Fleischfäulnis und Teiggärung chemisch unrichtig war, darauf achtete der Hebräer nicht. Die Veränderung durch die Bakterien [wenn er gewußt hätte, was das war] konnte ihm nicht schön erscheinen und vor allem nie als ein »Leben«. Der Ägypter, wir wissen es, war anders; der verehrte die »endlose Verwandlung«, die Metamorphose aller Dinge. Also auch die des Sauerteigs. Dem Reinheitssinn des Juden aber widersprach es, »seinem Gott etwas Faulendes anzubieten«. Deshalb, wie Robertson Smith erzählt, brachte er auch niemals Milch dar, was andere semitische Völker, wie die Karthager und Araber, ihren Göttern unbedenklich opferten. Allah liebte den Hefebazillus, den er [moderner als Jehovah] nicht als einen Lebensvernichter, sondern als Lebensschaffer ansah: die Mohammedaner im Kaukasus rühmen sich, daß Mohammed ihnen Kefir-Körner in die Milch tat und so seit mehr als tausend Jahren ihrem Lebenstrank die Gärung verbürgt. Doch der Hebräer scheute die Säure, die geheimnisvolle Begleiterin und das sichtbare Prinzip der Zersetzung. Statt ihrer verehrte er das *Salz*, das lebenerhaltende Prinzip. Alle Opfer wurden mit Salz bestreut, weil es heilend und reinigend war. Sogar die neugeborenen Kinder wurden damals mit Salz abgerieben.

Das Wunderbare an all dem war nur, daß der Hebräer das ganze Jahr ohne Schaden jenes Brot aß, das er Gott nicht anbieten wollte. Daß er mit größter Leichtigkeit auf zwei Ebenen wandelte. Es gab ein *Sakralbrot* und ein *Profanbrot*. Die Nebeneinanderexistenz lud ein zur Schärfung des Denkvermögens und zur Unterscheidungslust.

15

ÜBER das Brot, das er selber aß, urteilte der Hebräer dagegen mit vollkommener Nüchternheit. Natürlich erinnerte er sich Gottes, wenn er es sah; und jeden Tag, wenn er es brach, sprach er die »*baracha*« darüber, den Brotsegen: »Gesegnet seist Du, o Herr unser Gott, der Du lässest Brot aus der Erde wachsen ...« Der protestantische Theologe Friedrich Heiler, Geschichtsschreiber des Gebets, bemerkt, daß gerade dieses Dankgebet das Volk Israel beträchtlich über andere

Kulturen erhob, »in denen der Mensch tatsächlich glaubte, er habe durch Opferhandlungen Gott zur Erfüllung seiner Wünsche *gezwungen*, und deshalb sei es auch nicht nötig, fernerhin ihm dankbar zu sein.«

Jawohl, der Jude dankte fürs Brot; doch die Gefühle der christlichen Völker des Mittelalters waren ihm fremd, die immer vom »lieben Brot« sprachen oder sogar vom »heiligen Brot«. Ebenso ist aus dem jüdischen Schrifttum nicht ein einziges Wort überliefert, das zur »Backofen-Verehrung« der Ägypter Beziehung hat. Das Wort »Der Backofen ist die Mutter«, das aus dem Orient nach Byzanz und von Byzanz zu den Russen geriet, die es noch heute fleißig gebrauchen, ist ihm fern. Daß sogar die Römer eine Backofen-Göttin, die *Fornax*, hatten, die zum Kreis der »Deae matres« gehörte, zu den »Muttergottheiten«, mußte ihm lächerlich erscheinen. Er mißbilligte wohl auch die Behauptung der Griechen, vor Erfindung des Ackerbaus hätten die Menschen wie wilde Tiere gelebt. Wie weit sie sich davon entfernt hätten: die Griechen stellten das bildlich dar, indem sie beim Eleusinischen Fest zu Ehren der Göttin Demeter Wesen in Tierfellen auftreten ließen, die einander mit Steinen bewarfen.

Natürlich hatte auch der Hebräer seine Erntedankfeste. Doch weshalb die Feldfrucht *derartig* ehren? Ein nach Wahrheit strebender Jude konnte nur traurig darüber lächeln, wenn er sah, was die umwohnenden Völker an Überschätzung des Ackerbaus trieben. Wußte er es nicht eigentlich besser? Im 1. Buch Mosis stand deutlich geschrieben, daß der Ackerbau ein *Fluch* war! Wie herrlich hatten Adam und Eva in ihrem Paradiese gelebt und, nur im Spiel die Arme ausstreckend, von gütigen Bäumen Nahrung empfangen. [Deshalb wird auch heut noch dem Menschen, wenn er Bäume sieht, so wohl: sie sind die Erinnerung an sein Eden.] Dann aber hatte der Mensch gesündigt – und er war zum Ackerbau ausdrücklich verflucht worden!

Keine andere Mythologie ist so realistisch wie diese. Keine hat zu sagen gewagt, daß das Arbeitenmüssen ein Fluch sei. Jede andere Religion hat sich davor gehütet, weil die größte soziale Verzweiflung die Folge davon hätte sein müssen.

Pflügen und Säen eine Strafe? Zarathustra-Serduscht, der den Persern ihre Religion gab, lehrte sie ganz das Gegenteil. Er erzählt von Masye, dem ersten Menschen:

Der Schöpfer lehrte ihn das Säen des Korns und erklärte: Dies ist dein, o Masye: der Ochse ist dein, dein ist die Aussaat, dein sind die übrigen Geräte. Erkenne sie in Zukunft wohl! Und darauf befahl er dem ersten Menschen, den Engel Hadisch zu ernähren, der ihn in Zukunft beschützen werde.

Der Gott der Perser, Ahuramazda, verschwieg also seinem ersten Menschen die Qual, die in dem Acker schlief. Nur die jüdische Religion hatte es gewagt

—der Tapferkeit, Tragfähigkeit und tiefen Vernunft des Menschen vertrauend—, Jehovah zu Adam sagen zu lassen:

»Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen.
Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.«

War das nicht wirklich niederschmetternd? Mußte diese Erkenntnis nicht jedem Menschen die Hand vom Pflug lösen und ihn zur Lebensverneinung führen? Es gab denn auch eine Religion, die noch pessimistischer über das Los des Menschen dachte: und das war die *buddhistische*. Das Brot, das man ißt, auch *erzeugen* zu müssen, sieht sie als Gipfel des Leidens an. In dem chinesischen Leben des Buddha, dem »*Fo-Sho-Hing-Tsan-King*« des Darmaraksha [um 420 v. Chr.] wird uns gelehrt:

Als er aus der Stadt hinaus in die Gärten trat, da kam er auf einen sanften Weg; die Bäume waren breit und hell mit Blüten und mit herrlichen Früchten: des Prinzen Herz ward freudenvoll.
Da aber am Wegrande sah er die Pflüger, wie sie arbeiteten in der Furche und bei der Erde Würmern: da ward sein Herz abermals von Mitleid durchbohrt und seine Seele vom Jammer bewegt.
Zu sehen diese Arbeiter bei ihrem Werk, das schmerzensreich war, ihre qualvoll gekrümmten Körper, aufgelöst das Haar, verschwitzt das Gesicht, ihre Leiber faulend wie heißer Lehm —
Und die pflügenden Ochsen, vom Joch gebeugt, die geschwollenen Zungen, die gaffenden Mäuler: die Natur unseres Prinzen, so liebend im Leiden, erfühlte unerträglichen Schmerz.
Er stöhnte laut aus tiefer Qual. Er verließ den gebahnten Weg und setzte sich auf die nackte Erde und betrachtete diese Szene des Leidens, bejammernd die Pfade von Leben und Tod.
»Ach!« weinte er. »Um all die Welt! Wie dunkel und unwissend sie ist! Wie bar doch allen Verständnisses!« Dann bat er seine Jünger zu rasten. Wo ein jeder gerade stand, da sollte er lauschend sich niedersetzen.
Er selber aber suchte sodann den Schatten eines Gambu-Baums auf und versank in tiefstes Erkenntnis-Suchen. Geburt und Tod waren Meilensteine. Was aber zwischen ihnen lag, war Zersetzung, Auflösung, Unbestand!

Wenn man dies zu Ende spann, dann allerdings hörte jede Kultur auf — die Kultur im Sinne jenes Wortes, das nichts anderes als »Bauen« bedeutet. Wenn

der Ackerbau zu solchen unerläßlichen Leiden führte, so mußte die Menschheit ihn eben *aufgeben*, mußte sie wieder Einsiedler werden und sich von wenigen Beeren ernähren, die man leidlos pflücken konnte. Das eben lehrte der Buddhismus.

Das Judentum aber verhielt sich anders. Es sagte der Kultur nicht ab. Es nahm um der Kultur willen das Leiden auf sich, entfloh ihm nicht und bekannte sich tapfer zu ihm.

Fortlügen konnte man es ja doch nicht! Was mußten die Hebräer denken, wenn sie auf ägyptischen Bildern die Pflüger und die Schnitter wie mit Tanzschritten dahergehen sahen? Liebte denn Gott die Ackerbauer? Als die Söhne Adams ihm Opfer brachten – Abel griff sie von seinen Herden, Kain aber von den Früchten des Bodens –, da nahm der Herr die Erstlinge von Abels Tieren gnädig an, das Opfer des Kain aber verwarf er. Warum? Weshalb? Wir wissen es nicht. Es scheint, der Gott der Juden liebte damals die Ackerbauer nicht. Erst später erbarmte er sich ihrer, als er nach der Sintflut mit Noah und dessen Nachkommen einen Bund schloß:

»*Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich's getan habe.*

Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.«

Aber trotz dieses Gelöbnisses hatte sich dem Menschenherzen unvergeßlich eingegraben, daß es »zum Ackerbau verflucht war«. Die Arbeit war nicht süß, sie war sauer. Der Schweiß des Angesichts tropfte aufs Brot, wenn es gepflügt, gesät, geerntet, gedroschen, gemahlen, gegessen wurde. Mochte der Mensch seinem Gotte die Säure fern halten: er selbst säuerte sein Brot mit Schweiß.

Weil es aber so war, darum richtete der Hebräer den großartigsten Damm gegen das »Leiden der Arbeit« auf, den jemals Menschen ersonnen haben. Es waren die *Ackergesetze des Moses*. Wenn die Erd-Arbeit solch ein Gottesfluch war, so sollte – dies war der Sinn der Gesetze – die Arbeit nicht noch ein Menschenfluch sein. Es war das Verbot des Landwuchers, das 900 Jahre vor Solon und 1300 Jahre vor Tiberius und Gajus Gracchus der große jüdische Führer aussprach.

16

MOSES, der große Sagenheld, war am ägyptischen Hofe erzogen worden. Er kannte die tiefen moralischen Schwächen des pharaonischen Landsystems. Der Boden gehörte nicht dem Volk, sondern einem Einzelnen, und ein Drittel des Landes gehörte der Kirche. Ewige Knechtschaft war die Folge. Den Ägyptern mochte diese Knechtschaft, die Arbeit *und* Brot verbürgte, genügen. Den Hebräern aber nicht. Sie waren ein Volk von Wanderhirten, das den Ackerbau weniger liebte als die eigene Freizügigkeit. Gaben sie die letztere auf, so wollten sie ihren Acker doch nicht als Knechte eines Königs bebauen oder einer Priesterschaft, sondern als Eigentümer am Boden.

Aber das war durchaus nicht einfach. Wenn Moses sich in der Welt umblickte, sah er eher, wie schwer es war. Als gebildeter Mensch kannte er gewiß ringsum die Verfassungen der orientalischen Großreiche. War es irgendwo besser als in Ägypten? Wie sah es zum Beispiel in Babylon aus, in dem seit 1914 v. Chr. das Gesetz des Hammurabi herrschte? Der Boden gehörte dem König, der Kirche oder sehr reichen Privatbankiers, deren Geldpolitik darauf ausging, den Bauern keine Ruhe zu lassen: Schuldhaft war etwas Gewöhnliches! Gewiß, auch der Codex des Hammurabi war, seinen Worten nach, erlassen, »daß der Starke den Schwachen nicht schädige und Witwe und Waise Trost schöpfe« – doch das stand nur in der Einleitung: auf jener Stele aus Dioritstein, die Morgan vor fünfzig Jahren entdeckte und im Louvre entzifferte. Das Gesetz war in Wahrheit hart für die Schwachen: von 280 Abschnitten handeln 60 vom Recht des Grundbesitzers.

Für die Staats- und Rechtsgründung der Hebräer war derlei kein Vorbild. Die mosaische Verfassung war klüger. Wenn sie in Kanaan jedem Juden das gleiche Stück Land zur freien Verfügung überlassen hätte [mit dem Recht, zu kaufen und zu verkaufen], dann hätte der Herdenkapitalismus der reichen Viehbesitzer sehr bald das Land der Ärmeren an sich gebracht. Deshalb bestimmte die Moses-Verfassung: »Ihr könnt den Boden nicht dauernd veräußern – denn sein Eigentümer ist Gott, der Herr. Ihr seid nur *Pächter* und könnt allenfalls Boden in Unterpacht geben und nehmen. Denn ihr seid Lehensträger Jehovahs.«

Es gab also kein Grundeigentum, weder der Wenigen noch der Vielen. Nur der, der es bebauen konnte – Priester durften kein Land besitzen! – erhielt ein Stück Boden »in Gottes Pacht«. Alle Äcker waren gleich. Es standen Grenzsteine zwischen ihnen. Wer sie zu eigenen Gunsten verrückte, den traf Gottes Zorn in seiner Schwere: »Verflucht sei, wer seines Nachbarn Grenzstein verrückt – und alles Volk soll sagen: ‚Amen!'«

»Verrücke nicht die uralte Grenze« mahnen die Sprüche Salomonis [23, 10]

»und mache keinen Eingriff in der Verwaisten Äcker. Denn ihr Erlöser ist stark – er wird ihre Sache wider dich führen.« Das klingt wie ein elftes Gebot.

Denn die sozialen Bestimmungen des mosaischen Gesetzes gelten so viel wie die religiösen. Für eine soziale Religion erheben die Nachfolger des Moses, die Propheten, ihre Stimme: »Weh denen, die da Haus an Haus legen und Feld an Feld, auf daß nicht mehr Platz sein wird neben ihnen: sie werden allein sein inmitten der Erde!«

Vom Bodenwucher spricht auch Horaz [es war ja ein naheliegendes Thema in der römischen Literatur], wenn er in seinen Oden spottet: was es für einen Sinn habe, Felder neben Felder zu legen, die man so bald – ach! – verlassen muß. Doch diese trauervolle Erkenntnis spricht nur vom natürlichen Tod und der Zwecklosigkeit, für den Erben zu leben. Das jüdische Rechtsgefühl geht viel weiter. Bodenwucher ist nicht eine Torheit, sondern die schwerste soziale Sünde. Und der Fluch des Propheten Amos:

Weil ihr die Armen unterdrückt und habt das Korn von ihnen genommen, so sollt ihr in den Häusern nicht wohnen, die ihr von gehauenem Stein gebaut habt, und den Wein nicht trinken, den ihr gepflanzt habt!

ist von ganz anderem Metall als die Worte des Horaz.

Den großartigsten Beweis, daß das Land Gott auch wirklich zugehörte, lieferte die Gesetzesbestimmung: Im fünfzigsten Jahr erlöschen alle Landschulden! Dieses Halljahr oder Jobeljahr [ein Widderhorn mit seinen Klängen leitete seinen Einzug ein] befreite alle Unterpächter und Schuldner von ihren Verpflichtungen:

Und ihr sollt das fünfzigste Jahr heiligen und sollt ein Freijahr ausrufen im Lande allen, die darin wohnen; denn es ist euer Halljahr; da soll ein jeglicher bei euch wieder zu seiner Habe und zu seinem Geschlecht kommen.

Aber schon vor dem fünfzigsten Jahr stand dem Schuldner ein *Rückkaufsrecht* zu:

Wenn dein Bruder verarmt und verkauft dir seine Habe und sein nächster Verwandter kommt zu ihm, daß er's löse, so soll er's lösen, was sein Bruder verkauft hat. Wenn aber jemand keinen Löser hat und kann mit seiner Hand so viel zuwege bringen, daß er's löse, so soll er rechnen von dem Jahr, da er's verkauft hat, und was noch übrig ist, dem Käufer wiedergeben, und also wieder zu seiner Habe kommen.

Kann aber seine Hand nicht so viel finden, daß er's ihm wiedergebe, so soll, was er verkauft hat, in der Hand des Käufers sein bis zum Halljahr; in demselben soll es frei werden und er wieder zu seiner Habe kommen.

»So«, sagt Frederick Verinder, »besaß der Hebräer denn also kein Land. Er war nur an des Landes Nutzen beteiligt, und wenn er irgend etwas verkaufte, konnte er nur diesen Nutzen verkaufen. Aber den Nutzen der Nachkommen, den konnte er nicht mitverkaufen. Denn dieses Land Kanaan war, was es war: ein von Gott an die Familien von Israel *verpachtetes Land.*«

Durch diese Bestimmung war Spekulation mit Ackerboden ausgeschlossen. Jeder Landverkauf war nur scheinbar: er war seinem Wesen nach nur ein Verkauf des Ernteertrags bis zum nächsten Halljahr. Die Höhe des Preises richtete sich nach der Entfernung von diesem Jahre. »Nach der Menge der Jahre sollst du den Kauf steigern und nach der Wenige der Jahre sollst du den Kauf verringern« heißt es im 3. Buche Mosis [25, 16, 15]. »Was die Jahre tragen mögen, so hoch soll er dir's verkaufen.« Waren es bis zum Jobeljahr also noch vierzig Jahre hin, so war der Preis für ein Stück Boden viermal so hoch, als wenn nur noch zehn Jahre an diesem Termine fehlten. Jeder Verkauf war nur eine Pacht, bei der die Pachtsumme auf einmal im Verkaufspreis entrichtet wurde — erklären dies die Bodenreformer aus der Schule Henry Georges. Die Agrar-Sozialisten des 19. Jahrhunderts schlossen sich dem Gesetze des Moses an.

Aber taten die Juden es selbst? Das Ziel der mosaischen Bodengesetze war, alle Glieder des jüdischen Volkes für alle Zeiten vor Elend zu schützen. Jedem Volksbürger und dessen Nachkommen sollte der unverlierbare Anteil an der Nutzung des Bodens gesichert werden. Und niemand durfte bei seinem Nachbarn den »Schweiß des Angesichts« vermehren, indem er ihn für einen andern pflügen ließ statt zum eigenen Besten, oder ihm gar sein Land wegnahm und ihn in den Hunger stieß. Aber mit immer erneuter List wurden die Ausführungsbestimmungen des Jobeljahrs von den Reichen verhindert. Sie entließen ihre Schuldknechte nicht, ließen den Boden Geld hecken — als ob er nicht dem Herrn gehörte! — und besetzten ihn je nach Gutdünken mit Äckern, Viehweiden oder Gebäuden.

Und doch: daß dieses Gesetz *bestand* [wenn auch das tägliche Leben der Juden eine Kette von Verstößen gegen seine Verheißung war], war ein mächtiger Gewissenshebel. Es ging ein Licht von diesem Gesetz aus, das in der dunstigen, violetten Nacht des antiken Orients bei keinem anderen Volk leuchtete. Ein Gesetz, auf das sich bis zu Christus alle Propheten berufen konnten. Das, was in Rom nie Gesetz wurde, aber den Staat in Jahrhundertkämpfen zwischen Plebejern und Aristokraten zerriß, besaß immerhin das Volk Israel: *das Gesetz der gleichen Landlose.*

Es wurde gehaßt und sabotiert? Aber es war ein Gesetz. Und da es niemals abgeschafft wurde, mußte es gelten. Es ist so ewig wie die viereckigen Buchstaben: »Im Schweiße deines Angesichts ...«

HELLAS:

Das Leiden des Samenkorns

Der Mensch wird rohe Schläge austeilen dem Wesen, das ihn leben macht: — der Mensch wird das Getreide dreschen!

LEONARDO DA VINCI *Prophezeiungen*

17

KÖNNTE MAN DEN DICHTERN UND GESCHICHTSSCHREIBERN DER Hellenen glauben, so hätte es keine Nation gegeben, die für den Ackerbau begabter gewesen wäre als die Griechen. Das war nun keineswegs der Fall, die begeisterte Zuneigung drückte eher einen *Wunsch* aus, die nüchternen Ziffern der Staatshaushalte sprechen eine ganz andere Sprache. Die Stadt Athen zum Beispiel, die sich »*Metropolis ton karpon*« nannte, die »Mutterstadt der Feldfrüchte«, mußte in ihrer Blütezeit für ihre halbe Million Einwohner über eine Million Medimnen Korn jährlich aus dem Ausland einführen. Ein Dritteil ihres Gesamtbedarfs.

Wie kam das? Sie waren keine Ägypter, weil ihr Land kein Ägypten war. So günstig das griechische Mittelmeer-Klima für den Ackerbau war, so schlecht war der Boden. Kalkstein, der von einer ganz dünnen, an Tonerde armen Humusschicht bedeckt war. Zu dünn, um das atmosphärische Wasser festzuhalten; und so spärlich, daß man in Pachtkontrakten notierte, es dürfe von dieser »kostbaren Erde« nichts weggeführt werden. Darauf wuchs das Korn nur schütter. Hauptsächlich war es Gerste, die gröbere und genügsamere Frucht; sehr selten Weizen, den man vorwiegend übers Meer, aus Sizilien, heranbringen mußte. Aus dem glücklicheren Sizilien. Gewiß gab es auch im Mutterland bessere und schlechtere Böden: der des Peloponnes zum Beispiel war besser als der von Athen, und um Korinth wuchs mehr als in Sparta. Am schlechtesten waren wohl die felsigen Inseln des Archipels daran. Sie dürften kaum mehr Brot produziert haben als heute die norwegischen Schären.

Die Städte mit größerer Einwohnerzahl waren also auf die Getreidefahrt aus dem Ausland angewiesen. In Ägypten gab es immer Korn zu kaufen. Und was man nicht aus Sizilien holte, holte man von den Ostgestaden und wohl auch vom Nordufer des Schwarzen Meers. Wenn die Russen die Griechenstädte östlich der Krim freilegen werden, werden wir wissen, was wir nur ahnen: Die Geschichte vom Argonautenzug war eine romanhaft ausgeschmückte Korn-

Expedition der Griechen. Jason und seine Helden waren bewaffnete Getreidehändler, die nach dem hungernden Mutterland das »Goldene Vlies« heimholen wollten. Das »Goldene Vlies«: ein Weizensymbol der von schimmerndem Korn durchwogten Ebene — und Jason, der »nur einen Schuh hatte« [ein altes Märchensymbol für Menschen, die den Zusammenhang mit dem nackten Erdboden nicht verlieren dürfen], war wahrscheinlich niemand anderes als der Geliebte der Erdmutter, Jasion, den wir als *ersten Pflüger* kennen.

Waren denn nun die Griechen um eine Verbesserung ihres Bodens bemüht? Wohl spricht Platon in seinen »Gesetzen« über Bodenkanalisation und über die richtige Verteilung von Regen- und von Flußwasser. Aber die Griechen, die weder den theoretischen Verstand der Ägypter noch den praktischen der Römer besaßen, waren schwerlich das Volk, große Projekte auszuarbeiten und durchzuführen. Sie hatten bedeutende Erfinder; aber deren Erfindungen blieben meistens im Atelier stecken und setzten sich nicht ins Sichtbare um, ins zivilisatorische Werk. In der Agrartechnik haben die Griechen so gut wie gar nichts Neues geschaffen; sie *verschönten* die Ackerbaugeräte, doch sie verbesserten sie nicht. Den Pflug gaben sie so weiter, wie sie ihn von anderen bekamen — die eiserne Pflugschar, die die Hebräer im elften Jahrhundert zur Zeit Sauls schon kannten, besaßen die Griechen im siebenten noch nicht, als ihr Dichter Hesiod sein Buch von den »Werken und Tagen« schrieb und darin vom Pfluge sprach.

Im übrigen behandelten die Griechen den Boden schon deshalb nicht rational, weil sie nichts vom Vorteil des Fruchtwechsels wußten. Jeder Boden wird müde, in den man immer wieder dasselbe sät. Um diese Müdigkeit zu bekämpfen, das Einschlafen der gebärenden Kräfte, hätten sie vernünftigerweise ihm andere Samen zuführen müssen: stattdessen ließen sie den Boden jedes zweite Jahr brach liegen. Damit raubten sie sich im voraus die Hälfte aller Erträgnisse. Auch daß man der Boden-Unlust durch Dünger aufhelfen könne, erfuhren sie spät. Zwar kennt Homer schon die Sitte des Düngens; am Tor der Hofmauer, das zum Palast des Odysseus führt, liegt der Dünger der Rinder und der Maultiere aufgeschichtet. Doch schon die griechischen Landwirte der nachhomerischen Zeit vergaßen das Düngen so sehr, daß Xenophon sie deshalb ausdrücklich tadelt. Wir wissen heut, daß die Getreide-Sorten dem Menschen deshalb nachlaufen, weil er sie mit den tierischen Ausscheidungen seiner Wirtschaft versorgt — die Römer Cato und Columella, geniale Beobachter, ahnten das —, doch die Griechen wußten davon so wenig, daß sie es als eine Großtat ihres Halbgotts Herakles feierten, daß dieser einen Strom durch die Ställe des Königs Augias geleitet habe. Denn daß man Rindermist zu etwas Besserem benutzen könne, als ihn durch Wegschwemmen zu vernichten, bedachten sie nicht.

Als die Griechen ums Jahr 2000 in das Land einwanderten, waren sie Hirten

und Krieger gewesen. Auch als das Nomadentum von ihnen längst aufgegeben war, blieben sie noch den Wert- und Ehrbegriffen der Nomaden treu. Wenn Homer den Reichtum der Fürsten besingt, so denkt er nicht daran, von der Größe ihres Weizen- und Gerstenlandes zu sprechen. Nein, Herden und schönes Vieh sind der Maßstab. Odysseus ist der größte Schweinezüchter der Alten Welt, Nestor der klassische Pferdezüchter. All diese Helden und ihre Gäste aßen auch Brot — fast immer Fladen —, nie wird vergessen, es als Begleiter des Fleischgenusses anzuführen. Die Helden sind zwar Grundbesitzer; doch niemals werden sie von Homer als ackerbauende Landleute gedacht.

Hierzu kam die Freundschaft schon der ältesten Griechen mit dem Meer. Das Wasser, nach Pindar das »Beste der Dinge«, ließ die Menschen der Küste nie wirklich hungern. Es spiegelte jene Unrast ins Herz, die eine Feindin des Ackerbaus ist. Das Meer, einladend zu Raub und Krieg und später zu kaufmännischem Wirken, verlangte eine andere geistige Einstellung als der langsame, dumpfere Ackerbau. Daß die nautischen Werkzeuge dem Homer die natürlicheren erscheinen, verrät er an jener Stelle, wo er von ungebildeten Menschen erzählt, die so sehr »Binnenländer« seien, daß sie ein Ruder närrischerweise für ein Ackerbaugerät hielten!

18

Welche politische und soziale Umwälzung war nötig, um aus Menschen wie den Griechen ein wirkliches Ackerbauvolk zu machen! Sie begann im 7. Jahrhundert und erreichte ihren Höhepunkt in der Gesetzgebung des Atheners Solon [639—559 v. Chr.]. Dieser erste sozial empfindende Grieche, der Wortpracht und Gedankenkühnheit eines großen Dichters besaß, hielt den adligen Großgrundbesitzern schonungslos ihre Sünden vor. Sie hatten ihre Ländereien zunächst an kleine Leute verpachtet und später einfach ihre Bauern, wenn sie nicht mehr zahlen konnten, in die Sklaverei verkauft. Als Solon an die Spitze des Staats trat, führte er eine Art »Jobeljahr« durch, die *Seisachtheia*, die Schuldenfreiheit. Nicht nur brauchte kein Bauer mehr Hypothekenschulden zu zahlen: diejenigen, die um ihre Schuld bereits in die Sklaverei verkauft waren, wurden sogar für das Geld ihrer Gegner zurückgekauft! Vor allem aber verbot das solonische Gesetz das weitere Wachsen der Ein-Manns-Güter und enteignete alles, was oberhalb einer bestimmten Besitzgrenze lag. Als Befreier der athenischen Bauern schuf Solon so die neue Partei der »Kleinen Landwirte«, denen jetzt die politische Macht im Staate zufiel. Die Wählbarkeit für die höchsten Ämter wurde an ein bestimmtes Maß von Bodenproduktion geknüpft. Nicht mehr die früheren Grundbesitzer, die ihren Boden zum großen Teil ver-

loren hatten [sie hatten ihn vorwiegend zu Viehweiden benutzt], sondern die mittleren Bauern, die »mindestens 500 Medimnen Gerste produzierten«, waren jetzt die zahlreichste Partei und hatten die Herrschaft über Athen.

Vielleicht hätte die Verfassung Solons, die aus Athen einen Bauernstaat machte, ein Jahrhundert lang bestanden, wenn sie es nicht mit einem Stand verdorben hätte, der so recht das Genie des griechischen Volkes ausmachte. Die Feindschaft des Adels war zu ertragen, nicht aber die Feindschaft der *Handwerker*. Das Handwerk, vom Bildhauer bis zum Töpfer, das ja keine Agrarprodukte abliefern konnte und deshalb von der Regierung ausgeschlossen war – das Handwerk rebellierte und erzwang eine Änderung der Verfassung. Nachdem eine Zeitlang fast ausschließlich Bauern den Staat regiert hatten, wurden bald nach Solon wieder fünf Großgrundbesitzer, drei Bauern und zwei Handwerker gewählt.

Das geschah in Athen. Doch die Umwälzung Solons hatte trotzdem für ganz Griechenland eine völlige Umwertung der bäuerlichen Arbeit vollzogen. Entgegen eigentlich dem Boden, der geographischen Gliederung, und entgegen sogar seinen Idealen, erhebt sich um die Wende des 6. und des 5. Jahrhunderts der Kultur-Instinkt des griechischen Volkes. Ohne die Hilfe eines Nils und ohne Befehl eines Pharao werden die Griechen jetzt Ackerbauer. Aus der Erkenntnis des Notwendigen, die man sehr weise in den Mantel einer Religion kleidete. Daß der Grieche etwas wurde, was er ursprünglich gar nicht wollte – daß er sich an eine Arbeit begab, die der Freigeborene haßte, weil sie mit dem Geruch von Schweiß und von Erde zusammenhing – das ist die Tat des Demeter-Kults, der den ganzen Ackerbau vom Pflügen bis zum Mahlen und Backen unter seine Fittiche nahm. Jeder Grieche, der mit dem Säen und dem Brot zu tun hatte, verrichtete eine Art Priesterdienst. Er war ein »religiöser Gehilfe der Mutter Erde«. Das adelte ihn innerhalb einer Kulturgemeinschaft, in welcher viele Jahrhunderte lang jede »bückende und schwitzende Arbeit« als eine Schande gegolten hatte.

19

DASS die Ackerbau-Religion es war, deren Segnungen den Sieg über äußere Feinde verbürgten, das beweisen zwei Legenden aus der Zeit der Perserkriege. Wie wurden, nach den Geschichtsschreibern, denn die Schlachten bei Marathon [490 v. Chr.] und bei Salamis [480 v. Chr.] gewonnen?

Von der Schlacht bei Marathon erzählt der Schriftsteller Pausanias, sie wäre verloren gewesen, wenn nicht in der Mitte der Schlacht ein waffenloser Mann in dürftigem Röckchen und bäurischen Aussehens aufgetaucht wäre. Er habe

sich mit einer Pflugschar, ausholend und tanzend wie ein Mäher, auf die übermächtigen Perser gestürzt und sei sogleich nach dem Siege verschwunden. Als die Griechen das Delphische Orakel befragten, wer dieser Mann gewesen sei, hätten sie die Antwort erhalten »sie möchten Ehre dem Halbgott Echetlios geben, dem Sendling der Göttin Demeter«.

Schöner noch als Pausanias hat diesen ergreifenden Vorgang ein großer englischer Dichter besungen, der zweitausend Jahre später gelebt hat: Robert Browning. Hier stehen seine mähenden und tanzenden Verse:

Euch grüßt mein Herz, euch, die ihr gepflückt unsterblich Laub!
Euch Griechen, die entrissen dem Perser seinen Raub!
Ihr stemmtet die Barbaren. Eur Tun wird niemals Staub.

Ein kleiner Wald von Waffen, der fast dem Sturm erlag.
Wie jeder Baum sich wehrte mit Stoß und Gegenschlag:
So glänzte Mannesmannheit! Marathon hieß der Tag!

Die Übermacht war furchtbar. Wie vor des Haien Stoß
erzittern die Delphine, der Griechen Not war groß.
Tot lag auf seinen Toten Feldherr Kallimachos.

Gelichtet war die Phalanx. Gerötet glänzt der Sand.
Doch Einen gab's daneben, der nicht in Linie stand.
Schritt furchend hin und wieder, den Pflug lenkt seine Hand.

Trug weder Helm noch Schild er. Ein Ziegenfell er trug.
Blickt' auf von seiner Krume — riß aus dem Grund den Pflug.
Schwang übers Haupt das Eisen. Viel Feinde er erschlug.

Doch dann, die Schlacht geschlagen, erstickt Fremdkönigs Wut,
wo all die Leichen lagen, gestillt in ihrem Blut:
Blickt auf! Wo blieb der Retter? Tönt Wiese, Fels und Flut

nicht von Nothelfers Namen? Ist er nicht hoch zu schaun,
der Pflüger und der Fechter, der Persiens Pomp zerhaun?
Der Furchen hin und herzog, mit Gliedern riesenbraun?

Nichts! Doch Orakel warnen: »Dem Namen forscht nicht nach
des namenlosen Pflügers — der eure Knechtschaft brach
mit nichts als einer Pflugschar! Er wehrte eurer Schmach.

Was taugen Bild und Säule? — Weh dir, Miltiades!
Weh deinem Tod auf Paros! Und weh, Themistokles!
Und Ehre weh und Namen ... Ein Bauer half indes.«

Nicht die in Stahl geschienten Helden mit ihren wehenden Helmbüschen haben die Zivilisation vor der Sintflut der Barbaren gerettet, sondern der »Geist des unbekannten Pflügers«. Und genau so war es zehn Jahre später, als die zweite rollende Flut der Perser bei Salamis stillstehen mußte. Damals war die Gefahr noch größer, das Herzstück der Welt, Athen, besetzt, die Bewohner alle ge-

flohn. Kaum ein Grieche konnte noch an die Möglichkeit eines Sieges glauben. Angstvoll hatte sich die Flotte der Hellenen bei Salamis versammelt. Da standen, einen Tag vor der Schlacht, zwei griechische Männer im persischen Lager und sahen in die Ebene hinaus. Der eine war Demaratos, ein früherer König der Spartaner, der wegen politischer Streitigkeiten aus seiner Heimat vertrieben war und nun dem persischen Weltherrscher diente. Der andere war Dikaios aus Athen, der um ähnlicher Dinge verbannt worden war. Als sie nun trüben Sinnes in das abendsonnige Feld starrten, sahen sie aus der Gegend von Eleusis eine Staubwolke nahen, eine mächtige dunkelbraune Wolke, und der Wirbel war so groß, als ob ihn die scharrenden Füße von dreißigtausend Menschen aufwarfen. Aus der Mitte der Wolke gellte ein »*iakchos mystikos*«, ein mystisches Geschrei. Da begann der athenische Mann zu zittern und zu dem Spartaner zu sprechen: »O Demaratos, ein furchtbares Unglück wird das Heer des Großkönigs treffen! Denn heut ist der 20. September, und an diesem Tage sind sonst die Griechen in Eleusis versammelt, um die Korngöttin zu feiern. Wenn in dem leeren Lande eine so schrecklich tosende Wolke auftaucht, so heißt das, daß die Göttin ihr Fest will und sich furchtbar an denen rächen wird, die es ihr gestört haben!« Da erbleichte auch Demaratos und ergriff den Arm des Atheners: »Schweig, Dikaios, sag das keinem Menschen — damit uns nicht der Perserkönig das Haupt von den Schultern schlagen läßt!« Während sie noch redeten, stürmte die drehende Riesenwolke auf die Bucht von Salamis zu. Bei dieser Insel aber ertrank zwei Tage später die persische Seemacht für ewige Zeiten!

So schreibt Herodot.

20

WER war nun diese allmächtige Göttin, die doch keine Kriegsgöttin war, diese Demeter, die aus den furchtbarsten Nöten die Hellenen rettete? Sie war trotz ihres griechischen Namens [denn Demeter heißt Demo-Meter, »die das Volk wachsen lassende Mutter«, oder auch Ge-Meter, »Erdmutter«] keine Griechin, sondern eine *Fremde*, die vor uralten Zeiten gelandet war. Sie war ursprünglich aus Asien gekommen, eine Verwandte aus dem Osten, eine Base der ägyptischen Isis und der phönizischen Kybele. Ihr Kultus war sanft, aber fremdartig. Sie verlangte kein Blut zu sehn.

Schon mancher Gott war aus dem Osten gekommen. Doch die Verehrung der Demeter war noch von fremderem Beigeschmack als die manches anderen Fremd-Gottes. Schon daß es eine Frau war, kein Mann, der den Ackerbau lehren sollte, war etwas Ungewöhnliches. Denn in der griechischen Kultur be-

fahl ganz eindeutig der Mann. Diese Göttin aber war Herrin nicht nur über die Bodenfrüchte, sondern über alles Gerät und alle Tätigkeit, die ihnen galt. Sie hatte einen Hofstaat von Helfern und von unsichtbaren Helden, die sie als Missionare aussandte: den »Dreimal-Pflüger« *Triptolemos*, den sie in einem Schlangenwagen über die Erde hinflügeln ließ, »um alle Menschen in aller Welt die Kunst des Ackerbaus zu lehren« ... Wenn auch die Erde natürlich weiblich und Gebärerin aller Früchte war: so war es doch etwas ganz Neues, daß einer



7 - Demeter mit der Mauerkrone setzt Triptolemos auf den Flügelwagen

Frau solche Königsherrschaft über schwere Körper-Arbeit von Männern zugeschrieben wurde. Das war ein orientalischer Zug. Aber Demeter kam ja auch aus einer älteren, ungriechischen Schicht, aus einer Epoche des »weisen Friedens«, wo nicht der kriegerische Mann über die Volksgeschicke bestimmte, sondern die gebärende Mutter. Es war das jene sagenhafte Epoche der »Mutterherrschaft«, die aber nicht völlig mythisch ist: man hat historische Reste von ihr in Kreta, Kleinasien, Etrurien gefunden. So lächerlich es die Griechen deuchte, daß in Staatsdingen etwa die Frauen über die Männer herrschen sollten: auf dem Gebiet der Religion verstanden sie, warum Demeter, die Ackerbaugöttin, eine Frau war.

Wo Demeter ans Land stieg, gewann sie die Herzen. Es war ein schwerer Kulturvorgang, den Schiller in leichte Verse formte:

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
aus des Jägers rauher Hand,
mit dem Schaft des Mordgewehres
furchet sie den leichten Sand.

Nimmt von ihres Kranzes Spitze
einen Kern, mit Kraft gefüllt,
senkt ihn in die zarte Ritze,
und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
sich der Boden alsobald,
und so weit das Auge blicket,
wogt es wie ein goldner Wald.

Jawohl, ein schwerer Kulturvorgang! Daß ein Same zehn andere zeugt, wie ein Mensch zehn Kinder hat, wäre noch zu begreifen gewesen. Aber dieser Zahlensprung, der im *Wesen der Fruchtbarkeit* liegt: hundert Ähren aus einem Halm und zehntausend Halme aus hundert Ähren — dieses Wunder der Progression machte die griechische Seele erschauern. Und da war noch ein anderes, wovor die Seele sich staunend beugte: Die Änderung der Erde, die durch das Seßhaftwerden des Menschen eintrat. Vor Demeters Ankunft, glaubten die Griechen, wären die Menschen schweifende Jäger und viehzüchtende Nomaden gewesen. Mit ihr erst befestigte sich der bis dahin schwankende Begriff der Familie und des unbeweglichen Eigentums. Wo Äcker waren, da erschienen anstatt im Winde wehender Zelte jetzt die festen Menschenstädte, und aus den Städten wurden Staaten. Herrlich vergleicht Platon einmal das Wachsen der Stadtmauern aus dem Boden mit dem Wachsen des Getreides. So wurde die Göttin von Brot und Korn zur »Thesmophore«, Gesetzgeberin und Schirmherrin des seßhaften Lebens.

Überall, auf dem Festlande und auf der griechischen Inselwelt, entstanden nun Demeters Heiligtümer. Als Stadtgöttin zahlloser Städte hatte sie unzählige Titel und Namen. In Böotien nannte man sie »Megalartios«, die Herrin der großen Brote, und »Megalomazos«, die Großbusige: kein seltsamer Name, wenn man liest, wie noch 2000 Jahre später der belgische Poet Verhaeren den mütterlichen, weichen Brotteig einer Frauenbrust vergleicht. In Syrakus wurde Demeter als »Himalis« [die Bäckerin] verehrt. Cicero sagt, er habe gefunden, »daß überhaupt ganz Sizilien der Göttin Demeter gehöre.« Sie schirmte zwar, wie wir gesehen haben, ihr Bauernvolk im Verteidigungskrieg — doch die Atmosphäre des Bibelwortes, daß man Schwerter in Pflugscharen umschmieden werde, schwang überall mit, wo man Demeter anrief.

21

Säen und Ernten war Männerarbeit. Das Dreschen, ein Zertreten, wurde von den Hufen der Ochsen besorgt. Doch wenn das Korn dann Mehl werden sollte, so trat es in den Kreis der Frau, in die Sphäre der weiblichen Hausarbeit. Müller gab es ursprünglich in der griechischen Antike nicht, es gab nur Müllerinnen: So saßen auf den Inseln des Ägäischen Meers und im blonden, flachen



8 - Schottischer Mahlstein. Heute wie vor 4000 Jahren

Sizilien, in den tiefgeschnittenen Buchten des Peloponnes, in den Städten Kleinasiens — überall dort, wo man Griechisch sprach — die Mädchen und drehten die Handmühle.

Es war eine schwere, schwere Arbeit! In der Urzeit hatte die Mühle aus einem festliegenden Steinblock bestanden, der oben etwas ausgehöhlt war: auf ihm ruhte ein zweiter Stein, der von dem arbeitenden Menschen vorwärts und rückwärts gedrückt wurde. Später wurde wenigstens der obere Stein geschliffen und durch eine Handhabe kreisend bewegt. Die Körperkraft, die da hineingepumpt wurde, war groß. Das Werkzeug war widerwillig — und wie widerwillig es war, hören wir noch aus dem Müllerliedchen, das Plutarch überliefert hat:

Alei, myla, alei,
kai gar Pittakos alei,
megalas Mytilanas basileuon.

[Mahle, Mühle, mahle!
Denn auch Pittakos mahlte,
des großen Mytilene Beherrscher.]

Hin und her verschiebt der Akzent dieser Verse sich, stockt und kreischt, bis die arbeitende Hand das Hemmnis überwunden hat.

Mit noch größerer Deutlichkeit wissen wir aber aus Homer, daß das Zerdrücken der Brotfrucht eine ungeliebte Tätigkeit war. Es ist jene Stelle der Odyssee, da der königliche Held als Bettler verkleidet in sein Haus kommt und mit bitterster Empfindung das Treiben der Freier beobachtet. Er ist müde und zweifelt am Gelingen. Er bittet die Götter, dem schwindenden Mut ein Zeichen zu senden. Da – kurz vor Morgen – donnert Zeus dem Odysseus zu und läßt gleich darauf ihn das Wort einer Mühlensklavin vernehmen, die unbeachtet in der Nähe seines Bettlerlagers werkt:

Dort waren die Mühlen des Königs,
und es werkten daran im ganzen zwölf dienende Weiber.
Gersten- und Weizenmehl, das Mark der Männer, zu mahlen.
Alle anderen schliefen, nachdem sie den Weizen gemahlen:
sie nur ruhte noch nicht, denn sie war von allen die Schwächste.
Stehen ließ sie die Mühle und sprach, dem König zum Zeichen:
Vater Zeus, der die Götter beherrscht und die sterblichen Menschen,
wahrlich, du donnertest laut vom Sternenhimmel, und nirgends
ist ein Gewölk; du sendest gewiß jemandem ein Zeichen.
So erfülle mir Armen auch, um was ich dich bitte:
Laß zum letzten Mal, zum letzten, heute die Freier
hier in Odysseus Haus sich freun am lieblichen Mahle!
Die mit kränkender Mühsal mir die Glieder gebrochen,
ihnen das Mehl zu schaffen: Zum letzten Mal laß sie heut schwelgen! –

Diese Verse – die Samuel Butler 1897, zusammen mit noch anderen Beweisen, die seltsame Konjektur wagen ließen, es möchte die Odyssee vielleicht von einer Frau geschrieben sein – sind ungeheuer merkwürdig. So war der Antike soziales Mitleid nicht ganz so fremd, wie man später glaubte? Die Griechenkultur, gewiß, sie zielte auf den Triumph hin. Den Sieg der Nation oder des Individuums, eines Gottes oder Stammvaters zu feiern – solchem Zweck diente die griechische Kunst. Dennoch: diese Verherrlicher kannten Unterströmungen, aus denen andere Stimmen heraufschollen. Selbst in einer Kultur, für welche die Sklaverei eine wirtschaftliche Voraussetzung war – in der nur der schöne und starke Mensch den Titel eines Menschen verdiente –, selbst in einer solchen Kultur war der Ausdruck einer Empfindung möglich, die dem christlichen Mitleid so ähnlich sah.

Mitleid ist Mitleid. Es gibt im Grunde weder eine christliche noch eine heidnische Spielart des Mitleids – verschieden ist nur die Stellung, die es in der Wertskala der Kulturen besitzt. Daß den Griechen in seinem Lebensgefühl das Mitleid störte, ist gewiß. Ebenso gewiß ist aber, daß es zuzeiten alle Dämme überschwoll – wäre es anders damit gewesen, so hätte nicht Aristoteles [384 bis 322 v. Chr.] ausdrücklich die Tragödie zum Regulator des Mitleids ernannt. Man geht ins Theater – sagt seine Ästhetik –, um »das Herz vom Mitleid zu *reinigen*«. Aristoteles hielt Mitleid und Furcht medizinisch für »Entzündungen«, die dem natürlichen Charakter, dem Gleichmut des Griechen *schädlich* seien. Dabei kannte der Philosoph die leichte Entzündbarkeit des Griechen für *jedes* Gefühl. Es war seine Größe, sich in alles versetzen zu können. Sogar in das Leiden anderer Wesen.

Nicht so dauernd und nicht so tief wie der Inder, der Jude, der Christ. Der Buddhist, der den toten Elefanten im Dschungel mit sich selbst vergleicht [»*Tat tvam asi!*« = das bist *du!*], oder die Lehrer Hillel und Christus, die das »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« als Dogma verkünden – sie wären dem Griechen der Blütezeit ganz gewiß unsinnig erschienen. Aber die Würde des Lebens selbst, die Unwiederbringlichkeit des Seins wurde von ihm doch sehr stark empfunden. Da er in seiner Blütezeit mehr als alles andere Künstler war, glaubte er an die Fähigkeit der Kunst, an »Totes« Leben zu geben. Für ihn lebte alles: das Ruder, der Krug, die Felsenhöhle, der Baumwipfel. Und zwar lebte es, weil *er selbst* lebte, weil seine Hand, seine Phantasie nichts Totes neben sich dulden wollte. Dieses Mitfreuen und Mitleiden, ich wiederhole es, hat gar nichts mit der moralischen Umwälzung zu tun, die später Christus in den Körper der übrigen Menschheit hineinspringen läßt, als Stellvertreter ihres Leidens. Der Vorgang des griechischen All-Fühlens hat nichts Glühendes, er entspricht einer äußersten Objektivation. Er hat etwas Kaltes und Heiteres – und die »bildnerische Kälte« der Griechen war auch I. I. Wagner unheimlich, als er 1806 begann, den Zusammenhang der hellenischen Mythen mit dem Orient zu untersuchen.

Die »Beseelung«, welche die Griechen allem zuteil werden ließen, hatte weniger religiöse als künstlerische Ursachen. Sie erwuchs aus dem Bildnertum dieses Volkes. Daß die Griechen es niemals zu einer religiösen Systematik brachten wie die Ägypter, Juden und Christen, kommt daher, daß gerade in ihrer Blüte jeder Künstler das Recht hatte, die Mythen nach seinem Bedarf umzubilden – sobald er nur ein verständiger, das Maß und die Ordnung beachtender Mann war. Nicht in der Mitteilung von Götterlehre und eindeutiger Weltanschauung wohnte die Wahrheit, nein, sie wohnte in der *Form* der Mitteilung [die also wohl etwas anderes war, als was man in unserem heutigen formlosen Zeitalter als »Form« bezeichnet]. Form war der höchste Ausfluß göttlicher Gnade – und es gibt kaum ein antikeres Wort als das Wort, das

zwanzig Jahrhunderte später ein Drama Bernard Shaws ausruft: »Cäsar! Was du sagst, muß wahr sein – denn es hat einen olympischen Klang!«

Dem Griechen war eben alles wahr, was einen olympischen Klang hatte. Wenn er etwas objektivierte, mit den Händen muldete und dabei den olympischen Klang spürte, so war es »wahr«: so lebte es, litt und freute sich vor ihm. Es war zwar nicht »er selbst« – doch war es ein Leben wie er selbst.

Mit diesem sonderbaren Vermögen, von späteren Völkern nie wieder erreicht, hängt es zusammen, daß der Grieche sich nicht nur in die Seele einer Müllersklavin versetzen konnte, die seinem Sieges- und Schönheitstypus eigentlich recht weit entfernt war. Nein, seine Objektivation und sein Schau-Fühlen gingen noch weiter. Der Grieche erstreckte sein »Symphilein« – sein Spielenlassen einer freundlichen Beziehung – sogar noch auf das *Samenkorn*. Er sah, daß nicht nur die mahlende Sklavin, nein, daß auch das Getreidekorn litt.

22

Es wurde gequetscht, es wurde gefoltert! Warum wurde es das? Dieses Weizenkorn war doch schließlich das »Mark der Männer«, es war eine Freundin des Menschengeschlechts. Und dennoch wurde es so mißhandelt – nicht anders wurde die Traube mißhandelt, ehe sie Wein gab. Ja, es fügte sich die seltsame Gegengesetzlichkeit: daß das Getreidekorn den Menschen überhaupt nur dann Brot werden konnte, wenn es vorher von denselben Menschen gefoltert und getötet wurde. Man kann sich den ersten Griechen, der diesen Gedanken »schaute«, kaum kalt und bildnerisch genug denken ... Zugleich aber stieß er, indem er dies dachte, in ein religiöses Gebiet vor, in dem nichts kalt war, in dem alles brannte. Es war das Gebiet des »schlechten Gewissens«.

Um zu leben, um das Leben der gesamten Kultur aufrechtzuerhalten, mordet der Mensch ununterbrochen. Wenn er auch als Vegetarier, wie der Buddhist, die Tiere verschont, so tötet er doch unablässig die Pflanzen. Übrigens, je früher er auftritt, desto weniger macht der Mensch einen Unterschied zwischen beiden Wesen. Sollten Bäume und Gräser denn weniger Bewußtsein besitzen als Kälber und Rinder? Kein Grieche hätte eine solche Frage verstanden. Psychisches Feingefühl – nicht Religion! – sprach allem die gleiche Beseeltheit zu. Das Korn litt, wenn es in der Mühle zermahlen, der Flachs litt, wenn er gebrochen wurde, und die Traube blutete wie ein Tier, wenn der Wein aus der Kelter floß. Man brauchte aber Brot, man brauchte die Gewänder und den Wein. Man mußte quälen und töten – dann aber mußte man darauf sinnen [auch wenn man recht wenig religiös war], die Seele der Dinge zu »versöhnen«. Die lebendige Seele der gemordeten Wesen war zu ehren. Man ehrte sie in Preislied und Bildwerk.

Der Religionshistoriker Robert Eisler hat, quer durch viele Völker, Proben zusammengestellt, die erweisen, daß das »schlechte Gewissen« den Menschen überallhin begleitet, wo er »um Nahrung und Kleidung willen mordet«. Das schlechte Gewissen der Völker macht aus den erlegten Mitbewohnern des Tierreichs oder des Pflanzenreichs Götter, Halbgötter und Heroen. Je nach der Begabung geschieht das. Religiös schwachbegabte Völker wie die Griechen oder die alten Germanen – die aber geniale Künstler waren – haben Reue-Mythen geschaffen, bei denen das Reue-Motiv kaum noch gefühlt wird, aber der sinnliche Darstellungsglanz unsterblich ist. Wie die Traube zerquetscht wird, so wurde Bakchos, der Traubengott, in unsterblichen Versen zerstampft und zerrissen. Das Motiv des Um-Verzeihung-Bittens geht, stark und schwach, um die ganze Welt. »Verzeih uns, Flachs!« betet das litauische Mädchen. »*Rugens Pine*« [des Roggens Pein] ist ein Märchenmotiv der Skandinavier:

Erst warfen sie mich in eine Grube,
dann wuchs ich als Halm auf, dann ward ich zur Ähre,
dann schnitten sie mich, dann mahlten sie mich,
buken mich in einem Ofen,
und dann aßen sie mich als Brot.

Fast mit denselben Worten spricht ein mittelalterlicher Dichter, Johann von Krolewitz, von Christus, der »gesät wurde, entsprossen war, in Blüte stund, wuchs, gemäht wurde, gebunden wurde wie eine Garbe, auf die Tenne gefahren, gedroschen wurde, mit Besen gekehrt, gemahlen wurde, in einen Ofen hineingeschossen, drei Tage drinnen gelassen wurde, herausgenommen und schließlich als Brot von den Menschen genossen wurde.« *Das Leiden Christi als Brot-Passion!* Ahnt uns, welche Geheimnisse die ägyptische Erfindung des Backens an das Mittelalter weitergab?

Doch auch ohne die Endform des »feurigen Ofens« war die Ackerbau-Passion des Samenkorns martervoll genug. Wenn jedes Ding eine »Seele« hatte, dann war auch das »Lebendig-Begraben« des Samenkorns in der Erde ein Frevel, für den man Abbitte leisten mußte. Selbst die biblischen Juden empfanden das – obwohl ihnen ihr Gott Jehovah ausdrücklich erlaubt hatte, sich von Pflanzen und Tieren zu nähren. Sie empfanden den Mord an der Vegetation. So zeigt zum Beispiel der biblische Joseph Züge eines gemarterten Korngotts, wenn er von seinen bösen Brüdern in die Grube geworfen wird, nach Ägypten verhandelt wird und dann glanzvoll aufersteht. Der Name Joseph heißt »*Er vermehrt*«. Zu seinem Wesen als Brot-Genius fügt sich, daß er, wie die Bibel schreibt, »Getreide aufhäuft wie Sand am Meer, in so ungeheuren Bergen, daß man aufhören müßte, sie zu messen.« Und diesen Ernährer hat man gekränkt, diesen Erfreuer des Menschengeschlechts! Reue und Strafe ereilen die Brüder.

Ja, man muß töten, um zu leben! Grausam und fröhlich beschrieb Robert Burns – ein Schotte, der nichts von den Griechen wußte und dennoch ähnlich

lebte wie sie — die »Leiden des Getreidekorns«. Auf dem Flußgrund des Lieds von *Hans Gerstenkorn* sieht man sehr deutlich die Marterwerkzeuge des Ackerbaus und der Brotwerdung schimmern:

Sie nahmen ein Waffen, lang und scharf.
Beim Knie sie zerrten ihn her
und banden ihn auf dem Wagen fest,
als ob er ein Fälscher wär!

Sie schmissen auf den Rücken ihn
und prügelten ihn wund.
Sie hingen ihn auf, wo's windig war:
Sturm drehte ihn in der Rund.

Sie füllten ein schwarzes Wasserloch
bis zum Rande — das war schlimm —
Sie warfen hinein Hans Gerstenkorn,
daß er nun sink oder schwimm.

Und abermals warfen sie ihn auf's Feld.
War er wirklich noch immer nicht tot?
Und wie sie sahn: er lebte noch,
da häuften sie größere Not.

Sie rösteten über sehrendem Feur
das Mark seiner Knochen ein.
Doch ein Müller tat ihm das Ärgste an:
Der mahlte ihn zwischen zwei Stein.

Doch das Wüten der Feinde ist vergebens! Hans Gerstenkorn ist nicht umzubringen. Gegessen, getrunken, bleibt er unsterblich und hilft der Menschheit weiterleben.

Kannibalische Freude und Whisky-Dampf schlagen aus diesem genialen Lied. Wer es zu lesen versteht, der versteht auch die Bakchos-Feste der alten Hellenen, die eigentlich mit der Beweinung eines zerquetschten Weingottes begannen, um gleich darauf in einen krassen Auferstehungsjubel überzugehn.

Nicht anders verhielt es sich mit dem Fest der Getreidespenderin Demeter und der von ihr verlorenen und schließlich wiedergefundenen Tochter: in diesem Fest verschlangen sich tiefste Betrübnis und höchster Jubel. In dem Augenblick, da der Grieche beklagte, daß er, um Feldfrüchte zu ernten, das lebendige Weizenkorn in die Erde stampfen müsse, dichtete seine Seele den Mythos von Persephone, dem Samen, der vier Monate des Jahres in der Unterwelt weilen muß, beklagt von seiner göttlichen Mutter. Wunderbar genug: bald wurde ganz Griechenland selbst zu dieser Mutter.

HELLAS:

Die Brotkirche von Eleusis

Here is a story, shall stir you! Stand up, Greeks, dead and gone.

ROBERT BROWNING

23

EIN HYMNUS DES 7. JAHRHUNDERTS ERZÄHLTE DEN GRIECHEN, WIE alles geschah:

Persephone, die schöne Tochter, die Demeter von Zeus empfing, pflückt Blumen auf einer Sommerwiese. Da bricht auf seinem raschen Wagen ein fremder Gott hervor und ergreift sie. Persephone schreit zu ihrem Vater. Doch Zeus, dem alles inne ist, hat sich fernhin zu einem Opfer begeben und greift nicht ein. Persephone windet sich in den Armen des Räubers. Solange der Gott mit seiner Beute noch auf der Oberwelt dahinrast, schreit sie, daß Berge und Meer widerhallen. Mit Nägeln und Zähnen wehrt sie sich – aber schließlich reißt der Fremde sie in die Unterwelt hinab.

Demeter hat das Schreien gehört. Sie legt Trauergewänder an, entzündet am Aetna eine Fackel und durchirrt die Länder der Erde. Die Göttin der Dunkelheit, die ihr begegnet, Hekate, sah weder Räuber noch Opfer. Aber der Allesseher sah beide, der Sonnengott Helios. Von ihm, der stets das Wahre spricht, erfährt die Suchende die Wahrheit: Ja, der *Totengott* ist's, der ihr Kind entführt hat. Er machte Persephone zu seiner Gattin und thront mit ihr in der Unterwelt. Unzerreißbar ist diese Ehe. Demeter aber [rät ihr Helios] möge ihren Zorn eindämmen: denn »einen besseren Schwiegersohn werde sie wohl nie erhalten als den unsterblichen Fürsten Hades...«

Diese Worte vergrößern nur Demeters Zorn. Sie schwört, den Olymp nicht mehr zu betreten, wo der läßlich-mitschuldige Vater Zeus lebt. Verkleidet gleich einer gebückten Greisin, durchwandert sie trauernd die Länder der Erde, bis sie nahe bei Eleusis an einen Brunnen kommt und sich setzt. Die Töchter des Königs Keleos finden die müde alte Frau und fragen nach ihren Schicksalen. Die Göttin gibt vorsichtig ausweichend Antwort; aber sie erbietet sich, Magddienste im Hause zu übernehmen. Metaneira, die Königin, willigt ein und vertraut ihr die Pflege des jüngstgeborenen Söhnchens an: des Demophon-Triptolemos. Doch die stumme Würde der Fremden und etwas Riesenhaftes, das manchmal aus dem geringen Körper herausbricht, flößen der Königin Zweifel und Furcht ein. Deo – so nennt sich die fremde Magd – sitzt, ohne zu

sprechen und ohne zu essen, tagelang neben dem Herdfeuer da, bis eine kecke Magd, Jambe-Baubo, sie durch derbe Scherze zum Lächeln bringt ... Als man ihr Wein reicht, trinkt sie ihn nicht: die Verkleidete fordert und erhält einen Mischtrank aus Mehl und Wasser ... Demophon-Triptolemos, das Kind, gedeiht in den Händen der neuen Amme. Sie salbt es mit Ambrosia und scheint auch sonst manchen Zaubers noch kundig. Einmal steht Metaneira nachts auf, um das Tun der Amme zu belauschen: da sieht sie, wie Deo das kleine Kind nackt in das flammende Herdfeuer hält. Als die Mutter schreiend hinzustürzt, um den Sohn zu retten, erwidert die Fremde: »Ich tat es, um ihn *unsterblich* zu machen!« Blonder Schein umgibt ihr Haupt, die Runzeln der Greisin weichen von ihr, Schönheit kehrt ihren Schultern zurück. Sie gibt sich dem Hause zu erkennen und verkündigt dem Königsgeschlecht hohe Ehren. Für sich selbst verlangt sie einen Tempel, oberhalb des Brunnens gebaut, wo die Töchter des Keleos sie trafen.

Der Tempel von Eleusis wird gebaut. In ihn zieht Demeter ein. Fern von den Göttern des Olymps, doch fern auch vom Leben der übrigen Menschen, schließt sie sich hier mit der Königsfamilie wie in eine Arche ein und wirkt ihren furchtbaren Rachezauber. Sie macht alle Äcker unfruchtbar und läßt die Saat nicht mehr aus der Erde steigen. Höchste Gefahr für das Leben der Menschen und Tiere, doch auch für das Leben der Götter tritt ein. Denn wie Menschen und Tiere nicht ohne Pflanzenwuchs leben können, so die Götter nicht ohne die Erstlinge, die man ihnen von allem darbietet. Um den Vernichtungstod alles Lebens abzuwehren, sendet Zeus die Götterbotin Iris hinab und fordert Demeter in den Olymp: er will mit ihr sprechen – aber vergebens. Darauf erscheinen, geführt von Helios, alle die Himmlischen bei der Mutter und bieten ihr die kostbarsten Gaben. Aber auch sie versöhnen nicht ihre Trauer, nicht ihren Zorn. Nein, abermals verschwört sie es:

prin g' epibesesthai, prin gaies karpon anhesein,
prin idoi ophthalmoisin heen euopida kouren
nicht zum Olymp zu steigen, und nicht das Korn zu entlassen,
eh' sie nicht wieder mit Augen das Antlitz der Tochter gesehen!

Da muß Zeus sich der Drohung beugen, wenn nicht die ganze Schöpfung in leblosen Staub versinken soll. So sendet er denn den »Seelengeleiter« Hermes als Boten zur Unterwelt. Der bindet sich die geflügelten Sandalen unter die Sohlen, fährt hinab und bittet den Gott des Schattenreichs, Persephone wieder zu entlassen. Denn die Mutter, sagt er, »hält die Samen im Erdschoß zurück – *sperm' hypo ges kryptousa, kataphthinythousi de timai athanaton* – und es schwinden die Opfer den Göttern!« Wider alles Erwarten willigt der Fürst der Unterwelt ein. Lächelnd hebt er die furchtbare Braue:

»*Ercheo, Persephone, para metera kyanopeplon* –
Geh, Persephone, hin zur trauergewandeten Mutter!«

Hat er ihr doch heimlich von der »Granatfrucht des Vergessens« zu essen gegeben, so daß sie ihm wiederkehren muß.

Geleitet von Hermes, erscheint die Tochter wieder auf der Oberwelt. Demeter späht gerade aus ihrem Tempel. Als sie die Ankommende erkennt, schreit sie auf wie eine Mänade im Bergwald. Trunkene Freude des Wiedersehens! Mitten unter Lachen und Weinen überkommt sie eine neue Furcht: sie fragt Persephone, ob sie vielleicht in der Unterwelt etwas gegessen habe ... Das Mädchen bejaht. Demeter erschrickt. Dann faßt sie sich: wohl weiß sie, daß, wer von Hades' Tisch aß, ein Drittel des Jahres in die Tiefe zurück muß. Aber was sind vier Monate? Zwölf Monate hat das Jahr — und acht kann das gerettete Samenkorn bei der Mutter und bei den Menschen verbleiben. Aufs neue weinen sie Tränen des Glücks. Als jetzt Zeus abermals eine Botin sendet, um Mutter und Tochter in den Olymp hinaufzuholen, folgt die Versöhnte dem lieben Geheiß. Vorher aber nimmt sie feierlich den *Fluch der Unfruchtbarkeit von der Erde* und lehrt die Könige von Eleusis, wie man in ihrem Tempel den Raub und die Rückkehr des Samenkorns alljährlich zu begehen habe. Hochheilige Riten lehrt sie die Menschen:

Semna, ta t'oupos esti parexemenai oute pythesthai

Geheimbräuche, die nie verletzt und nie erfragt werden dürfen.

Und Seligkeit wird allen verheißen — ein glückliches Weiterleben im Jenseits — die fromm hier zu Mutter und Tochter beten.

24

VON wem stammt dieser Hymnus? Die Alten glaubten: von Homer. Er stammt nicht von Homer. Wohl aber von einem der Homeriden, einem der namenlosen Dichter, die seine Vorstellungswelt übernahmen: die psychologische Einstellung zu den Rivalitäten der Götter, ihren Befugnissen und Familienkämpfen.

Das Werk dieses namenlosen Dichters gewann nun über die Volksseele eine *kanonische Gewalt.* Die Vorgänge des Demeter-Hymnus begannen im Glaubensleben der Griechen eine Stellung einzunehmen wie die Leiden Mariae im Leben der Christen. Obwohl für den Griechen im allgemeinen religiöse Dogmatik schrecklich war — nichts stand ihm fest: seine Götter waren ein herrlich bewegter Wolkenhimmel, der sich fortgesetzt wandelte —, machten Persephones Schicksale eine bemerkenswerte Ausnahme. Sie bedeuteten ihm so viel, daß sie für ganz Griechenland zur zentralen kirchlichen Tatsache wurden.

Die Leiden der Persephone — die Gefangenschaft des Weizenkorns — sind charakteristischerweise aber gar nicht der Hauptvorgang, dem das Mitleid des

Hörers gilt. Ein junges Mädchen, das geraubt und vergewaltigt wird, ließ die Empörung der griechischen Seele vielleicht doch nicht so mitschwingen wie die Trauer der leidenden Mutter. Gerade das Leiden der Demeter, ihr an Wahnsinn grenzender Zustand und ihre Erlösung aus diesem Leiden, machten erst die Seele des Griechen und die Seele des Mythos eins.

In diesem Mythos ist Demeter nicht so sehr die Göttin der Erde [in dem Hymnus des 7. Jahrhunderts ist sie es jedenfalls nicht mehr] wie die Personifikation einer aus der Erde heraus wirkenden und stoßenden Kraft. Demeter ist die Göttin des *Wachstums*. »Man kann sie«, sagt der Franzose Foucart in seinem Buche über die »Eleusinischen Mysterien«, »überhaupt kaum unter die tellurischen Gottheiten rechnen; ihre Wohnung lag nicht in den Eingeweiden der Erde, sondern im Olymp; wie bei der Erde ist zwar die Fruchtbarkeit ihr Attribut, aber eine geregelte. Sie ist die Kraft, die die nützlichen Samen sprossen, die unnützen verdorren läßt«.

Die Erde — dies war den Griechen klar — ist blind. Sie läßt ohne Wahl wachsen oder verdorren. Die Göttin des Ackerbaus aber *wählt*. Sie bringt den Menschen Heil — jedoch, in einem fast alttestamentarischen Sinn, müssen diese Menschen zugleich als ihre *Verbündeten* auftreten. Die Gottheit kann ihre schenkende Tat gar nicht ohne Mithilfe ihrer pflügenden, säenden, brotbereitenden Menschen vollziehn.

Das große Gewicht, das der hymnische Dichter auf die Gastfreundschaft legt, die die irrende Göttin beim Königspaar findet, ist sehr berechtigt. Und dieser König Keleos, dessen Nachkommen später erblich das Hohepriestertum besitzen [der in der Kirche von Eleusis also dieselbe Rolle einnimmt wie Petrus in der christlichen], erwarb sich durch diese Herbergung ein unsterbliches Verdienst. Es hat eine tief religiöse Wurzel, wie eine fremde, alte Frau von der Straße genommen wird, um Ammendienste zu verrichten, die höchstes Vertrauen voraussetzen. Auch die Odyssee empfiehlt, zu Bettlern gut zu sein, da sich prüfende Götter unter ihnen verbergen können — und der heilige Paulus faßt diese ganze antike Moralforderung in dem bündigen Satze zusammen: »Seid gut zu den Fremdlingen — denn es möchten verkleidete Engel sein!«

Auch anderes, was im Zusammenleben Demeters mit der Königsfamilie romanhaft erscheint, hat in Wirklichkeit einen religiösen Sinn. Daß sie zum Beispiel den kleinen Knaben ins Feuer hält, um ihn unsterblich zu machen, erklärt sich daraus, daß Triptolemos den Griechen als Missionar des Pflugs galt, und daß das Eisen der Pflugschar ja wirklich im Feuer unzerstörbar war. Die Nachkommen dieses Triptolemos-Kinds, die Hohepriester von Eleusis, gewannen im 7. Jahrhundert eine Gewalt wie die Priesterschaft keines anderen Gottes über die politisch zerstreuten und weit auseinanderwohnenden Griechen. Der Kult der Demeter und ihre Spiele verdunkelten mit ihrem Strahlenkreis

die Verehrung der übrigen Götter — mit Ausnahme vielleicht von Zeus und Apollon. Wie war das möglich? Das konnte nur sein, weil Demeter zu ihrer Eigenschaft als Brotbringerin und Ackergöttin, als Gesetzes-, Familien- und Staatsgründerin, noch eine dritte — die größte — erhielt. Sie hatte Gewalt über das Totenreich: in ihren Händen lag die Auferstehung oder die Vernichtung der Seelen.

Ihr diese Gewalt verliehen zu haben, war wohl die genialste Eingebung der eleusinischen Priesterschaft. Und dabei war der Gefühlsgang so einfach: Die Erde, in die bei der Aussaat das scheinbar tote Samenkorn gesenkt wurde — war sie nicht dieselbe Erde, in die man die Leiber der Toten versenkte? War der Wille, ein Samenkorn wieder aufgehen zu lassen oder es verdorren zu lassen, nicht die gleiche Kraft, die die Seele aus der Unterwelt erlöste oder sie ewig darin verdammte? Für den Griechen war es die gleiche Kraft. Schon im ägyptischen »Totenbuch«, das den Priestern von Eleusis vertraut war, rief die im Jenseits erlöste Seele jauchzend: »Die Götter leben wie ich — und ich lebe wie die Götter. Ich lebe als Saatkorn, ich wachse als Saatkorn. *Ich bin die Gerste ...*«

»Ich bin«, nicht etwa »ich gleiche dem Saatkorn«. Es ist außerordentlich schwer, von der explosiven Gewalt dieses Glaubens Heutigen einen Begriff zu geben. Denn gerade der moderne Mensch wird hier höchstens ein Gleichnis empfinden, eine sogenannte *Analogie*: daß die den Pflanzen gebietende Kraft der den Seelen gebietenden ähnelt. Der antike Mensch, unfähig zu denken, »daß sich etwas ähneln könne«, der antike Mensch sah keine »Gleichnisse«, sondern überall *Wirklichkeiten*. Entweder existierte ein Ding oder es existierte nicht. Die Identität jener beiden Kräfte — die Auferstehungsmöglichkeit des Samenkorns und der menschlichen Seele — existierte tatsächlich für ihn. Als die Priester der Demeter ihm zeigten, daß die Ackerbaulehrerin, die Kulturbegründerin und Erlöserin aus dem Totenreich ein und dasselbe Gottwesen waren, da klaffte ihm diese Dreieinigkeit von Eigenschaften nicht auseinander. Hier war etwas durchaus Faßbares und im höchsten Sinne Vernünftiges. Es gab keinen Griechen, der nicht daran glaubte.

25

MAN hat von den Griechen lange Zeit die falsche Vorstellung gehabt, sie hätten sich nur um das Diesseits gekümmert. Noch kürzlich hat Farnell behauptet, daß das griechische Altertum, im Gegensatz zum christlichen Mittelalter, die *Hölle* nicht gekannt habe. Aber der Verdammnis-Abgrund, in den die Sünder geschleudert wurden, ist überhaupt nicht christlichen Ursprungs. Die Hölle

ist schon viel früher erfunden: der Maler Polygnot in Delphi hatte ein großes Wandgemälde »die Hölle und ihre Strafen« entworfen. Den Toten wurden Täfelchen in den Sarg gelegt, die geradezu eine Geographie der Unterwelt enthielten. Es gab eine Weisung, daß man sich beim Eintritt nach rechts und nicht nach links halten solle, weil rechts das Paradies läge. Die Dialoge Platons beweisen, wie sehr die Menschen seiner Epoche sich um ein seliges Fortleben sorgten, und der orphische Geheimbund hatte für seine Anhänger sogar ein kleines Lehrbuch verfaßt, das »Katabasis eis Haidon« [der Hinabstieg in die Unterwelt] hieß. Die Griechen nämlich, die offiziell über die Ägypter lachten, weil sie vogelköpfige Götter hatten, waren in den Jenseits-Fragen deren überaus ängstliche Schüler.

Was verschaffte denn überhaupt den Mysterien von Eleusis tausend Jahre lang den gewaltigen Zulauf? Daß dort der Hinabstieg des Samenkorns und die Wiederkunft zur Oberwelt auf einer Bühne dargestellt wurde? Nein, daß gleichzeitig den Eingeweihten [wie das Christentum sagen würde: den *Getauften*] die Wiederauferstehung ihrer eigenen Seele versprochen wurde! Denn darum handelte es sich! Und davon sprachen die griechischen Dichter, von dieser Seligkeit nach dem Tode – so der »Hymnus an Demeter«, wenn er mit den Worten schloß:

> Glücklich, wer dies erblickt von den erdbewohnenden Menschen!
> Wer aber *unteilhaftig der Weihen*, wer ihrer entbehret,
> nicht wird dem ein gleiches Geschick in der nebligen Tiefe.

Das ist, wenn auch verhüllt, ein Fluch: es wird also derjenige verdammt sein, der die Weihen *nicht* besitzt! Und viel deutlicher noch sagt Sophokles, der große Dramatiker der Athener [496–406 v. Chr.]:

> O dreimal selig jene Sterblichen,
> welche die Weihen schauten, eh' sie abwärts schritten!
> Ihnen allein ist Leben in der Unterwelt,
> den andern eitle Drangsal nur und Not.

Der große Hymnensänger Pindar [522–448 v. Chr.] behauptet, daß nur der in Eleusis Geweihte »des Lebens Ende und auch den gottverliehenen Anfang kennt« – womit nun wieder die Identität des immer wieder eingesargten und immer neu erstehenden Korns mit der menschlichen Seele bezeugt wird. Dieser Kirchenglaube von Eleusis – daß die brotbringende Göttin auch Mittlerin im Totenreich war – zog den Eleusinien später den furchtbarsten Haß des Christentums zu. Noch ehe diese Religion in Rom zum Staatsbekenntnis wurde, wüteten christliche Schriftsteller wie der große Clemens Alexandrinus [um 200 n. Chr.], Asterius und Julius Firmicus Maternus [um 347 n. Chr.] in haßerfüllten Beschreibungen gegen die »eleusinischen Greuel«. Denn der Mittler der ewigen Seligkeit konnte natürlich nur Christus sein! Von den übrigen

griechischen Kulten, von Apollon, Zeus oder Aphrodite drohte dem Christentum keine Gefahr. Nur von der Demeter-Religion: Sie gab einzig und allein den in Eleusis Eingeweihten ein seliges Fortleben nach dem Tode. Darum war auch Demeters Kirche der einzig wirkliche Konkurrent.

26

ALS der fromme Isaac Casaubon [1559—1614], Genfs berühmtester Scholar und größter Glaubenskenner der Zeit, zum erstenmal die Entdeckung machte, daß eine seltsame Ähnlichkeit zwischen der Auferstehung Christi und der Rückkehr von Demeters Weizenkorn herrschte, da war er starr. Dann erhob er die Hand: »Gott mag gewußt haben, warum er diese Heiden unsre tiefsten Geheimnisse ahnen ließ!«

Sie konnten es sich nur schwer vorstellen, die Zeitgenossen des Casaubon, daß die wilde Freude der Gläubigen in der russisch-rechtgläubigen Kirche und ihr Oster-Schrei »Christus ist auferstanden!« dieselben heiligen Wurzeln hatte wie die Freude Demeters über ihr wiedererstandenes Kind. Und ebenso, daß die römische Kirche, ihre Päpste, Priester und Opfer-Riten, in heidnischer Zeit einen Vorläufer hatten in jener Brotkirche von Eleusis!

Nie hatte eine heilige Gemeinschaft ein interessanteres Schicksal. Aus dem Priesterkönigtum von Eleusis machten innere Kämpfe schon früh eine Priesterrepublik, die von sechs adligen Familien abwechselnd verwaltet wurde. Ihnen entstammten die vier auf Lebenszeit gewählten höchsten Beamten. Der oberste war der Hierophant, der den Eingeweihten die Heiligtümer zeigte und erklärte; der zweite war der Daduchos, der Fackelträger. Der dritte und vierte waren der Keryx und der Epibomios, der Herold und der Altarpriester; sie riefen zur Andacht, beteten laut und ministrierten bei den Opfern. Die vier wirkten auch als Darsteller in dem heiligen Schauspiel mit, das den Tod und die Auferstehung des Samenkorns versinnbildlichte. Diese vier Männer genossen in ganz Griechenland Ehren, wie sie heute vielleicht nur dem Papst und den Kardinälen zuteil werden. Sogar ihre Diener, die die Götterbilder wuschen, waren beneidete Personen und hatten Ehrensessel im Theater.

Selbstverständlich gab es auch weibliche Hohepriesterinnen für Demeter und Persephone, die den Adelsfamilien entnommen waren. Doch deren Funktionskreis war beschränkt. Es war nicht nach griechischem Geschmack, Frauen in der Öffentlichkeit agieren zu lassen. Sie wirkten mehr innen. Außer der Priester-Hierarchie gab es in Eleusis noch eine Menge halbweltlicher Beamter: Oberkämmerer, die den Tempelkomplex mit den Fremdenherbergen verwalteten, und vor allem die Hüter des Tempelschatzes. Der Schatz bestand

aus Getreidespeichern, die ganz Griechenland freiwillig füllte; ferner aus Geldern, die vom Erlös für verkauftes Getreide hereinkamen; drittens aus den Aufnahmegebühren der in die Mysterien Eingeweihten und viertens aus den freiwillig aus der ganzen Welt gesandten kostbaren Gold- und Silbergeschenken. Ein zehnköpfiges Finanzkollegium, das aus gewiegten Kornhändlern bestand, verkaufte das geschenkte Getreide zum Besten des Tempelschatzes weiter und bestritt aus dem Gewinn die Ausgaben für das große Fest. Über all diesen geistlichen und weltlichen Beamten thronte ein dreiköpfiges Bundesdirektorium, das Polizei und Gerichtsbarkeit zu Eleusis in Händen hielt und jeden zuwiderhandelnden Griechen, der den Frieden der Göttinnen störte, an Leib und Leben strafen konnte.

Dieser Priesterstaat von Eleusis war also politisch völlig selbständig. Auf einem Gebiet, nicht größer als Brooklyn [heute eine versumpfte Ebene mit armseligen Albanesendörfern], lebten damals etwa 10000 Menschen in einer prächtigen Tempelstadt unter geistlicher Oberhoheit — und dieses politisch so kleine Gebilde besaß eine Macht, wie der *Kirchenstaat* sie bis 1870 hatte, wo echte weltliche Souveränität sich mit geistlicher verband.

Nachdem jahrhundertelang die Gaben All-Griechenlands an Demeter und ihre eleusinischen Priester sehr reichliche gewesen waren, wurden mit den Perserkriegen der Zulauf und die Einnahme schwächer. Da kam die Priesterschaft auf den Gedanken, die Schicksale der Mysterien mit den Schicksalen von Athen zu verbinden: So bot sie denn diesem weltlichen Stadtstaat die Oberaufsicht über Eleusis und einen Teil der Einnahmen an. Das nahe liegende Athen hatte eine Zeitlang versucht, Eleusis Konkurrenz zu machen. Die dortige Stadtgöttin Athene hatte man zur Ackerbaugöttin machen wollen und einen ihrer Helden, Erechtheus, zum Pflug-Missionar und Bauernlehrer — aber aus irgendwelchen Gründen, die uns nicht mehr klar sind, mißlang das. Vielleicht war Athene als Göttin der »Geist- und Handwerker« nicht die Frau, sich mit erdmütterlichem Wesen und dumpfem Wachsen verknüpfen zu lassen. Hatte sie auch den Ölbaum gebracht — eine Fruchtbarkeitsgöttin war sie nicht: dem widersprach ihre Jungfernschaft. Demeter aber war eine der Frauen des Zeus und hatte auch neben ihm noch manchen irdischen Geliebten wie den von Zeus mit dem Blitz getöteten Jasion, »denn«, wie ein kretischer Mythos sagte, »wer bei Göttinnen schläft, muß sterben«.

Als die Städte Athen und Eleusis sich politisch vereinigten, hörten die Eifersüchteleien zwischen Athene und Demeter auf. Der Kult der Brotgöttin Demeter wurde jetzt zur athenischen Staatsreligion — und der Staat von Athen war es jetzt, der seinen großen weltlichen Glanz und Propaganda-Apparat für das Eleusinische Fest einsetzte.

27

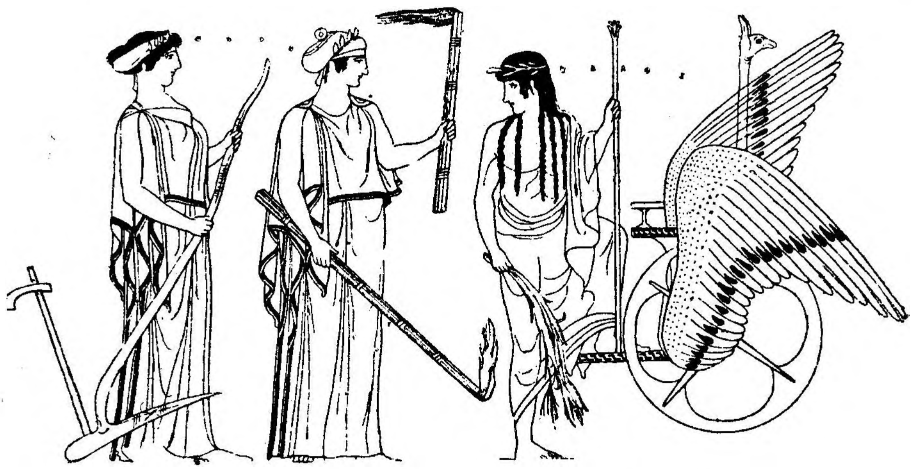
DIE große Feier begann jedes Jahr etwa am 20. September: also zur Zeit, da das Samenkorn wieder zur Unterwelt zurückkehrt. Die Feier dauerte neun Tage; genau so viele Tage, wie Demeter auf ihrer Suche umhergeirrt war. Ohne Unterschied des Standes konnte jeder Griechisch sprechende Mensch an dieser Feier teilnehmen — also auch Sklaven, Frauen und Kinder —, allerdings nur an jenen Teilen, die öffentlich waren und nicht nur für die »Eingeweihten« im Inneren des Tempels stattfanden. Das Fest begann nicht in Eleusis, nicht im geistlichen Mittelpunkt, sondern im politischen, in Athen, wohin man vorher die Götterbilder der Demeter und ihrer Tochter getragen hatte. Schon vier Wochen vor Festbeginn waren adelige Boten zu allen griechischen Staaten gereist, um die Feier auf den nächsten Vollmond anzusagen und den Gottesfrieden zu entbieten. Ganz Griechenland folgte ihrem Ruf, die Teilnehmer am Festzug sammelten sich in den Gasthöfen von Athen. Am ersten Tage verkündete der höchste Beamte der Athener, daß alle von Blutschuld befleckten Leute vom Festzug ausgeschlossen seien. Nach ihm sprach der Hierophant von Eleusis, der nach Athen gekommen war, und schloß mit dem berühmten Ruf: »*Halade mystai* — Die Einzuweihenden ans Meer!« Sofort stürzte sich im Wettlauf alles, was dieses Jahr die Weihen erhalten sollte, ins entsühnende Salzwasser. Am zweiten Tage fand in Athen das erste amtliche Opfer statt, das am dritten Tage noch einmal für Zuspätkommer aus der griechischen Welt wiederholt wurde. Tags darauf erfolgte die Prozession nach Eleusis. Voran den Tausenden wurden die Bilder zur Priesterstadt wieder zurückgetragen. Hymnensingend folgte das Volk. Und neben der Mutter und der Tochter war noch ein drittes Bild dabei, das des Bakchos-Iakchos [des »laut rufenden Weingottes«]; denn die Priester des letzteren hatten es sich nicht nehmen lassen, im Herbst, zur Zeit der Weinlese, ihren Gottesdienst mit der Feier der Acker-Gottheiten zu verschmelzen. Das war ein ausgezeichneter Einfall. Denn nicht nur daß — wie man aus dem späteren Sakrament vom Abendmahl weiß — Brot und Wein immer zusammengehören: ohne die Anwesenheit des Weingottes hätte der herbstliche Zug nach Eleusis einem Trauerzuge geglichen. Es begannen ja jene vier Monate, da Persephone wieder im Arme des Totengottes Hades weilte! Der Weingott aber breitete schon vom ersten Augenblick an eine Sphäre von leichter Trunkenheit über den Zug der vielen Tausende. Zu den Ersten des Zuges gehörte zum Beispiel ein als Frau verkleideter Mann, der die »Amme des Bakchos« hieß und Spielsachen aus der Kindheit des Weingottes auf einem Kissen vor sich hertrug, Würfel, Ball, Peitsche und Kreisel. Dahinter kam der »Kistophoros« [der Kistenträger], der die heilige Lade der Demeter trug, in der ihre kultischen Gegenstände in Backwerk nachgebildet

lagen: ein aus Weizen und Honig gebackener Pflug und andere hübsche Gebilde aus Brotteig. Dann kam der heilige Wannenträger, der etwas bei sich führte, das einer Getreideschwinge glich: in solch einer Futterschwinge aus Korbwerk hatte Bakchos als Kind gelegen; dieses Gerät spielte eine Rolle wie im Christentum die Krippe. Die heilige Wanne war laubverhüllt, und niemand wußte, was darin war; vielleicht verkörperte sie den Gedanken, daß, wie die Schwinge das Korn von der Spreu sondert, so der Mensch durch die Mysterien von der Sünde gereinigt werde. Als vierter kam der Korbträger, der den »Kalathos« hielt, den Sammelkorb, der symbolisch die Erstlinge der Feldfrucht für Demeter aufnehmen sollte. Dann erst kamen die eleusinischen Priester, die vollzähligen Mitglieder der athenischen Staatsregierung, die »Einzuweihenden« und das Volk.

Polizei begleitete den Zug, und an den Randsteinen der Feststraße stand die Jungmannschaft Spalier. Doch dieser Schutz war überflüssig: tausend Jahre lang ist der Zug von niemandem angegriffen worden; keine Räuberbande hat einen so unfaßbaren Frevel gewagt. Die Wallfahrer waren bescheiden gekleidet. Da an dem Zug ja auch Arme und Sklaven teilnahmen, verbot es die gute Sitte, irgendwelchen Luxus zu zeigen. Wer nicht den Göttern Geschenke brachte, der trug wenigstens Ährenbüschel, Ackergerät oder brennende Fackeln. Alle gingen zu Fuß, das Fahren – Kranke ausgenommen – war bei hoher Geldstrafe verboten: denn auch Demeter war zu Fuß gegangen, als sie mit der brennenden Fackel ihre Tochter gesucht hatte. Die Straße von Athen nach Eleusis war eigentlich vier Stunden lang. Die Wallfahrer brauchten aber zehn, weil sie überall anhielten, um kleinere Kultbräuche zu verrichten. An einer Stelle zum Beispiel banden sich die »Einzuweihenden« einen scharlachnen Faden um Hand und Fuß – gleich dem Schaufäden-Brauch der betenden Juden –, und an einer anderen Stelle, beim Übergang über einen Bach, fand ein lustiges Zwiegespräch statt zu Ehren der Dienerin Jambe-Baubo, die am Herde von Eleusis einst der trauernden Demeter ein Lächeln abgenötigt hatte. Nach vielem Rasten, Beten und Lärmen kam man, getränkt von Staub und Schweiß, bei Vollmond und bei Fackelschein, schließlich in Eleusis an, wo man sich in den Gasthäusern des Tempelbezirks zur Ruhe begab.

Der nächste Tag ging mit Opfern dahin. Und zwar wurde nicht nur den Ackerbaugöttinnen, sondern, um allen Neid abzuwenden, auch den übrigen Himmlischen reichlich geopfert. Am sechsten Tag begann für das Volk das Bakchos-Tanzfest auf der Wiese, die Pferderennen, die Wettkämpfe, der Buden-Jahrmarkt – drinnen aber im Heiligtum wurde den »Einzuweihenden« das Passionsspiel von Tod und Wiedergeburt des heiligen Samenkorns aufgeführt. Dieser Teil der Feier war so geheim, daß einmal zwei Jünglinge aus der Landschaft Akarnanien, die im Scherz dort eingedrungen waren, ergriffen und hingerichtet wurden.

Was im Tempel eigentlich geschah, können wir überhaupt nur ahnen. Die Millionen von Menschen, die zwischen dem 7. Jahrhundert v. Chr. und dem 4. Jahrhundert n. Chr. sich in Eleusis einweihen ließen, haben wirklich unverbrüchlich geschwiegen. Selbst ein Schriftsteller wie Pausanias, der jeden Stein in Griechenland genau beschrieb, sagt vom innersten Teil des Tempels und der Mysterien, »er müsse schweigen, ein Traum habe ihn gewarnt, darüber zu berichten«. Nur dem wahnwitzigen Haß, den die älteren christlichen Schriftsteller gegen den Kult der Demeter als Brot- und Unsterblichkeitsgöttin empfanden, verdanken wir, daß sie — die sich vielleicht zu Spionagezwecken ein-



9 - Demophon-Triptolemos mit Demeter und Persephone

weihen ließen — das Geheimnis brachen und eine Reihe von Einzelheiten veröffentlichten.

Wie bei den Freimaurern gab es also bei den Eleusinien drei Grade: den »Lehrling«, den »Gesellen«, den »Meister«. Die Lehrlinge wurden ein halbes Jahr vor dem Eleusinischen Fest in einen athenischen Tempel gerufen, mußten Oberkleider und Schuhe ablegen und sich jeden Metallschmucks entäußern. Dann gab man ihnen Myrtenkränze und verhüllte ihr Gesicht, damit sie besser hören könnten. In diesem Zustand belehrte man sie über Persephones Schicksal. Dann nahm man ihnen die Binden fort, und der Priester teilte ihnen eine Erkennungsformel mit, woran sie bis zum nächsten Fest einander identifizieren könnten. Diese Formel der »Mysten«, die streng geheim war, kennen wir heute. Sie lautete: »*Hast du Brot gegessen?*« Darauf mußte erwidert werden: »*Ich fastete, trank den Mischbecher, Wasser und Mehl; ich nahm Brot aus der Kiste, ich kostete, legte es in den Korb und aus dem Korb wieder in die Kiste*«. Eine schwer verständliche Formel — die man nur verstehen kann, wenn man sie als

körperliche Wiederholung aus Demeters Leben auffaßt, einen Vorgang vom Hofe des Keleos, der mit einer zeitlupenhaften Genauigkeit wiedergegeben ist.

Die »Einzuweihenden« mußten zweimal nach Eleusis wallfahren. Erst im zweiten Jahr wurde ihnen die Weihe. Die in den Tempelhof marschierenden »Mysten« besprengten sich mit Weihwasser und wurden beim Eintritt ins Heilige Haus zu »Epopten« [zu Schauenden]. Zunächst wurden ihre Augen verbunden, dann sank eine Maschinerie mit ihnen in felsige Kellerräume hinab. An der Hand von Priestern, die sie über Wildbäche zu geleiten schienen, am Schnappen reißender Tiere vorbei, durch Steinschlag und dröhnenden Lärm hindurch, erlebte die Phantasie der »Neuen« alle Schrecken der Unterwelt. Hier drohte ein spritzender Pfuhl heißen Schlamms, dort die Empusa, ein schmatzendes, menschenfresserisches Gespenst: nach stundenlangem Umhertappen kamen die in Angstschweiß Gehüllten zur Erholung auf mystische Ruhebetten. Plötzlich brach ungeheures Licht ein. Die Binden fielen. Eine Tür sprang auf: von glänzenden Fackeln bestrahlt, erblickte der erschöpfte Haufe der »Neuen« die Schar der älteren »Brüder«, die ihnen entgegenjubelten: »Willkommen im Heiligtum, Bräutigam!« Nun saßen sie auf Stühlen nieder, es wurde ihnen der Mischtrank gereicht, wie ihn einst Königin Metaneira der Demeter als Labetrunk nach langem Irren gereicht hatte. Alle trugen weiße Gewänder; und wie sie aufblickten, sahen sie am Altar der Demeter ein kleines, lächelndes Mädchen stehn: ein Kind war's, das Priesterdienste versah! Hinter ihm stand der Hierophant und lenkte seine unkundigen Hände. Dann versank auch das, und das Schauspiel begann, von dem keine Szene und keine Zeile uns Späteren überliefert ist. Wir wissen nur, wie es endete: am Schluß ertrank die Bühne in Licht, die volle Mittags- und Erntesonne brach ein; eine Wandeldekoration führte grüne Wiesen heran, und seliger Duft verbreitete sich. Himmlische Ruhe zog in das Gemüt der »Schauenden«. Sie wußten, sie waren im »Paradies«. Demeter, die die Auferstehung ihrer Tochter, des Samenkorns, aus dem Hades bewirkt hatte, hatte auch die Seele der Gläubigen vor den Schrecken der Verdammnis errettet.

28

AM Kult der Brotgöttin von Eleusis ist uns Heutigen alles verständlich. Die Erregung erhabener Gefühle wie die Shakespearische Umsäumung der Tragödie mit Clownswitzen. Nur eines ist uns unverständlich: warum wurde aus dem wichtigsten Teil der Feier ein Geheimnis gemacht? Wenn Demeter die Brotgöttin war und wenn ihr Zögling Triptolemos, der »Dreimal-Pflüger«, im Flügelwagen in alle Lande ausgeschickt wurde, »um die Menschen den Ackerbau zu lehren«—, warum war diese Lehre zugleich ein Geheimnis? Einerseits

wollte man Demeters Werk auf der ganzen Erde propagieren – andererseits ergriff jeden Griechen bei der Nennung ihres Namens fast schon die abergläubische Angst vor einem Religionsfrevel. War das nicht ganz unvereinbar?

Nicht der heutige Mensch nur empfindet so. Auch im Altertum gab es schon Geister, die mit einem gewissen Unwillen auf Eleusis und die Mysterien blickten. Epaminondas, der große Feldherr der Thebaner [418–362 v. Chr.] weigerte sich, die eleusinischen Weihen zu nehmen. »Warum sollte ich mich einweihen lassen?« fragte der Philosoph Demonax. »Wie sollte ich Verschwiegenheit geloben? Fänd' ich das dort Gelehrte nützlich, so hielte ich seine Verbreitung für Pflicht – erschiene es mir aber schädlich, so würde ich jeden davor warnen!« Das ist die Haltung des Ethikers. Die Macht von Eleusis war aber so groß, daß nur wenige Menschen es wagten, solch eine Äußerung zu machen. Im Gegenteil: nachdem Griechenland seine Selbständigkeit verloren hatte und zur römischen Provinz Achaja herabgesunken war, wuchs die Bedeutung der Mysterien noch an. Die gebildeten Römer nämlich, die griechisch sprechenden Beamten, Offiziere und Philosophen des Weltreichs, strömten nun erst recht nach Eleusis, um sich einweihen zu lassen. Teils aus wirklicher Frömmigkeit, teils aus Snobismus wachten sie eifrig über den Satzungen des Geheimbunds. Sämtliche römische Kaiser von Augustus bis zu Marc Aurel waren »Eingeweihte« der Brotgöttin. Obwohl im Römerreich keineswegs, wie in der athenischen Republik, der Eleusis-Kult Staatsreligion war, identifizierten die Römer dennoch ihre heimische Flurgöttin Ceres mit der griechischen Demeter. Dabei wurden aber die Heiligtümer in Eleusis von ihnen allen als die Mutterkirche empfunden – und die Absicht des Kaisers Claudius [41–54 n. Chr.] das Eleusinische Fest nach Rom zu verlegen, erregte überall solches Entsetzen, daß man es nur mit der Forderung vergleichen könnte, es möchte der Papst, anstatt in Rom, in New York wohnen. Denn Eleusis war der Ort, wo die irrende Göttin sich zuerst in Menschengestalt offenbart hatte! Kaiser Claudius mußte natürlich von seinen Plänen ablassen.

Aber viel geringere Dinge galten schon als Gottesfrevel. Der Jüngling Alkibiades, des Sokrates übermütiger Freund, hatte in einer lustigen Nacht in einem Privathause zu Athen sich Priestergewänder angezogen, einen Talar mit weißen Ärmeln, und eine bebänderte Tiara sich als Kopfschmuck aufgesetzt. Dann hatte er vor den lachenden Freunden »als Hohepriester von Eleusis« rituelle Handlungen vorgenommen. Als die Sache ruchbar wurde, wurden alle Zuhörer verhaftet, Alkibiades selbst, der als Feldherr der Athener in Sizilien focht, wurde des Kommandos enthoben und von einer Staatsgaleere nach Athen zurückgebracht. Es gelang ihm unterwegs zu entfliehn. Die Verhandlung, die nun gegen ihn stattfand – freilich in seiner Abwesenheit – endete damit, daß er nicht etwa zu Gefängnis verurteilt wurde, sondern zum *Tode*. Nur, daß er nicht da war, rettete ihn. Da bei Gottesfrevel-Prozessen alle »nicht einge-

weihten« Richter den Saal verlassen mußten, war die Verhandlung eigentlich geheim, so daß eine Verurteilung der Beschuldigten fast sicher war.

Daß eine Religion, die sich selbst die allergrößte Verbreitung wünscht, zugleich als eine Geheimlehre auftritt, ist etwas Rätselhaftes, das wir vielleicht nur dann begreifen können, wenn wir uns von der Religion fort und zur Gesellschaftslehre wenden. Welche Rolle spielt das Geheimnis seit Jahrtausenden im sozialen Leben?

Als die Priester der Demeter das »Geheimnis von Eleusis« schufen, wußten sie sehr gut, was sie taten. Die furchtbarste soziale Gewalt nächst dem Hunger und der Liebe ist wahrscheinlich die menschliche Neugier – und diese Neugier spannten sie ein. Die menschliche Gesellschaft ist im allgemeinen so geartet, daß sie ihren Mitgliedern eher Millionen in Gold gestattet als den Besitz eines Geheimnisses. Die Gesellschaft duldet ebensowenig »Hohlräume«, von denen sie nichts weiß, wie die Natur ein »Vakuum«. Durch die furchtbare Gewalt der Neugier, die sie aufbietet, zerstört die Gesellschaft das Geheimnis von Einzelnen oder Gemeinschaften. Es ist ein Druck von allen Seiten – gleich Wasser auf einer Taucherkugel: entweder die Gesellschaft erzwingt ihren eigenen Eintritt in das Geheimnis, oder sie rächt sich an dessen Trägern und vernichtet mit dem Geheimnis zugleich sozial seine Inhaber. Denn – »etwas, das man vor mir verbirgt, muß unrein sein« ist die Reaktion, die der Aussperrung aus dem Geheimnis folgt.

Die Priester nun wußten, was sie taten, als sie das Geheimnis schufen. Sie benutzten die aufgereizte Neugier der antiken Welt, doch sie sorgten dafür, daß aus dem Druck auf das Geheimnis kein schädlicher Sturm auf Eleusis wurde. Gegen Zahlung einer Aufnahmegebühr konnte jeder in das Geheimnis schlüpfen. Sofern er nicht gerade ein Mörder oder ein Analphabet war, konnte jeder ein vollwertiges Mitglied der Brotkirche von Eleusis werden und nun mit den anderen das Geheimnis und zugleich die begründete Hoffnung auf ein Fortleben nach dem Tode teilen.

Aber man würde sehr fehlgehen, wenn man in dem Verhalten der Priester allein die materielle Wurzel der menschlichen Habsucht sehen wollte. Wie bei den meisten Menschendingen war bei dem Drängen auf Geheimnis ein höchst idealistisches Motiv mit einem selbstischen verschlungen. Über die wertsteigernde Macht des Geheimnisses sagt Goethe eines Tages zu Eckermann:

»*Wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf alles ankommt, so denkt er, es sei nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüllung und Schweigen Achtung erweisen, denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten* ...«

Und noch wichtiger ist, was Macoy in seiner »Geschichte der Freimaurerei« beim Artikel »Geheimnis« zu sagen hat:

»Die mächtigen Arbeiten, die die Erde mit Früchten und mit Blumen kleiden, sind von Mysteriendunkel bedeckt. Der Busen der Natur ist ein riesiges Laboratorium, darin das geheimnisvolle Werk der Stoff-Umwandlung vor sich geht. Es gibt keinen Punkt im Universum, der nicht an Nacht und Geheimnis grenzt. Gott selbst ist von Schatten und Dunkel umgeben. Wolken lagern vor seinem Thron. Aber wir fühlen seine Güte, und sein liebender Geist dringt hindurch.«

Das Heilige also hat ein Recht auf sein Geheimnis! Doch hieraus folgt nicht, daß das Geheimnisvolle schon heilig ist. Im Gegenteil: Fast an allen Geheimnissen hat sich die Menschheit dafür gerächt, daß sie Geheimnisse bleiben wollten. So viele Millionen Menschen auch zwischen dem 7. Jahrhundert v. Chr. und dem 4. Jahrhundert n. Chr. in Eleusis »eingeweiht« wurden — die Zahl der Millionen, die es *nicht* wurden, war inkommensurabel größer. Von ihnen strömte ein Affekt der Neugier aus, der zum Haß werden mußte. Unbefriedigte Neugier wird Haß: Wo später Geheimgesellschaften [Templer, Rosenkreuzer, Freimaurer] ihr Geheimnis bewahren wollten, brachen ungeheure Verfolgungen aus, mit dem Ziel, seine Träger zu vernichten.

Vernichtet liegt heute auch Eleusis. Haß und Verleumdung regierten die Hände, die seine Mauern niederwarfen. Ältere christliche Schriftsteller wie Julius Firmicus Maternus hatten den Mysterienfeiern die schrecklichsten Greuel angedichtet. Nach dem Grundsatz »Was man vor mir verbirgt, muß unrein sein« hatte er behauptet, daß auf der Bühne von Eleusis offen die fleischliche Vermischung von Hierophant und Priesterin und das Beilager der Demeter mit dem Knaben Triptolemos den Zuschauern gezeigt würden ... Das war zunächst noch ungefährlich. Dynamisch wurde dieser Haß erst, als ein Geschehnis von größter Wucht das damals von Konstantinopel aus regierte Oströmische Reich heimsuchte: der *Einfall der Goten* [394 n. Chr.].

29

DIE Goten, ein germanischer Stamm, kamen eigentlich nicht als Feinde. Sie waren ein im Dienste des Kaisers Arcadius stehendes römisches Hilfsvolk, das aber, nachdem es in Griechenland einmal Reichsboden betreten hatte, auf eigene Faust zu plündern begann. Unter dem Vorwand, daß seine Leute von nordgriechischen Bergbewohnern angegriffen seien, veranstaltete der Fürst Alarich einen Rachezug nach dem Süden.

Der Barbar trug ein Kleid aus rotem Pelz, aber anders als seine langmähnigen Krieger, war sein blondes Haar kurz geschnitten. In ihm mischte das Gotische sich mit dem späten Römertum. Er duldete nicht, daß man ihn mit seinem



DIE BROTKIRCHE VON ELEUSIS

Demeter von Mnidos
[Britisches Museum]



Brotbackende
Sklavinnen
mit Flötenspieler
[Terrakotta, Louvre]

HELLAS

Demeter, Persephone, Triptolemos [Eleusinisches Bas-Relief]



Der Raub der Persephone Nach dem Gemälde von L. Giordano



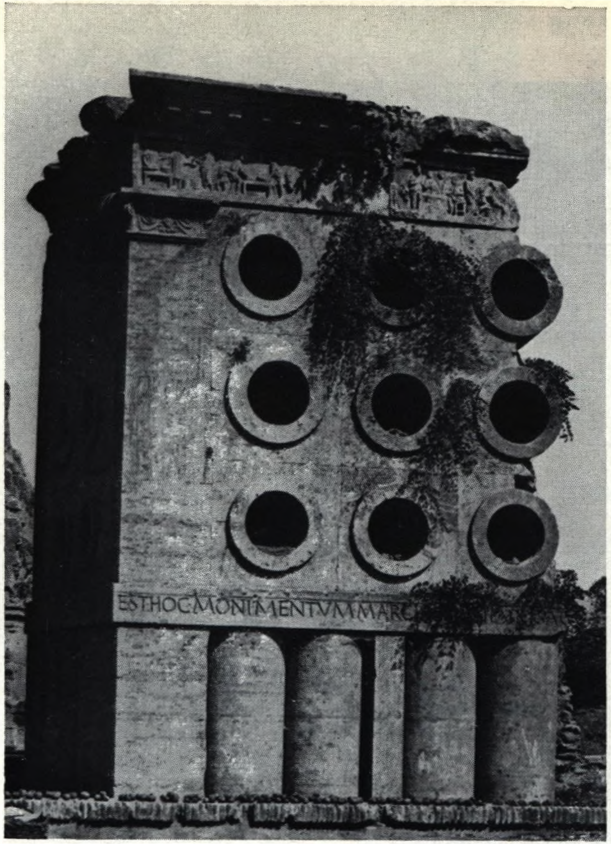


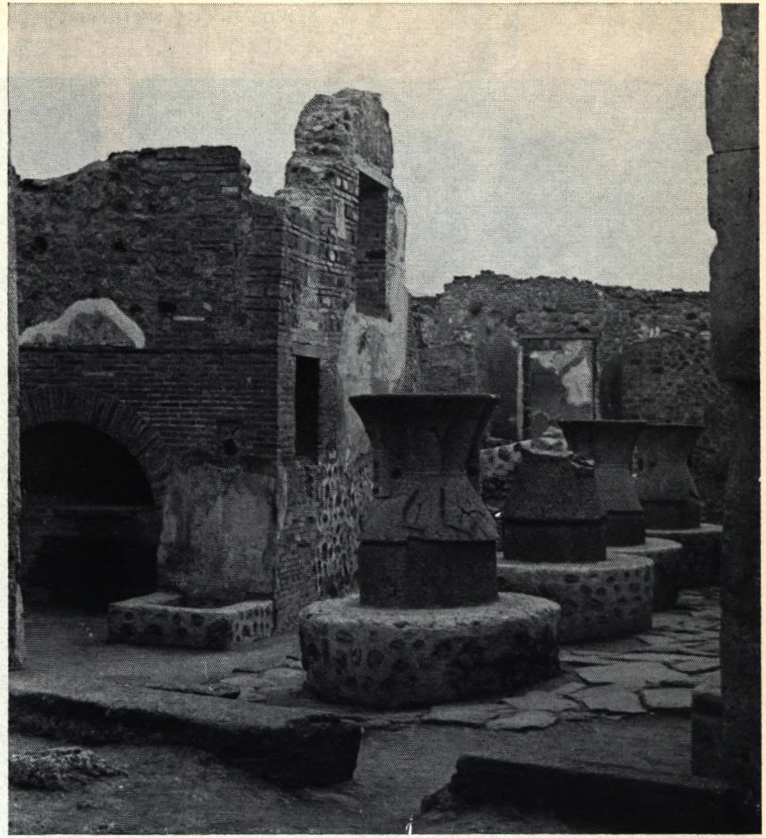


TAFEL VIII

DAS BROT IM RÖMISCHEN IMPERIUM I

Pompejanische Pferdemühle · Kaiser Augustus, der die Macht seines Hauses auf ägyptischen Weizen gründete





DAS BROT IM RÖMISCHEN IMPERIUM II

Das Grabmal des Bäckers Vergilius Eurysaces in Rom · Steinmühlen und Backofen in Pompeji

richtigen Namen Ala-reiks rief, sondern verlangte offiziell den romanisierten »Alaricus«. Wie so manche römischen Offiziere germanischen Ursprungs sprach er ausgezeichnet Latein, hatte darüber hinaus noch Griechisch gelernt und bewunderte Philosophen.

Sie zogen nach Süden, König und Heer. Eine Armee von Wagen folgte ihnen. Schrecklicher als die durch die Nacht leuchtenden Brände war der Name ihres Feldherrn. Der Magistrat der Stadt Athen rüstete sich zur Verteidigung. Aber wie sich verteidigen? Römische Reichstruppen waren nicht da. Die Bürgerschaft zog seufzend ihre anachronistischen Waffen hervor, die uralten Hoplitenhelme und ziselierten Beinschienen. Schon das Pferdegetrappel der Goten hätte genügt, diese Ansammlung bewaffneter Kaufleute, Professoren und Studenten zu zerstreuen ... Da kam eine Botschaft von Alarich, wie sie seltsamer nicht klingen konnte: Bei Zahlung einer Lösesumme [die nicht einmal besonders groß war] werde er die Stadt verschonen – kein Gote werde sie betreten, er werde sogar das ganze Heer an Athen vorbeiführen und beim Hafen Piräus lagern. Er knüpfte daran nur *eine* Bedingung: daß man ihm als einem Privatmann gestatten möge, auf seine Art einen Tag in Athen zuzubringen. Denn grenzenlos sei seine Verehrung für diese Wiege der Kunst und der Menschheit.

Die erregten Athener willigten ein. Zu ihrem Erstaunen näherte sich am nächsten Tag auf der Landstraße ein einsamer, weißgekleideter Mann. Er trug das Gewand einer alten Zeit, die bald tausend Jahre zurücklag. Es war die Zeit des Perikles – und dieser Mann war Alarich. Er begrüßte die gaffenden Menschen mit dem Griechengruß »Chaire« [Freue dich!], und sie hatten Grund, sich zu freuen. Die Wachen auf den Mauern, die ihre Bogen gespannt hielten, ließen jetzt die Pfeile sinken, und der Bürgermeister brachte den seltsamen Gast in die offene Stadt. In ausgezeichnetem Griechisch erklärte Alarich seine Freude darüber, daß Athen nicht wie viele andere Städte anno 375 durch das Erdbeben zerstört worden sei, was man wahrscheinlich der Protektion der Göttin Athene zu danken habe – Worte, die in seinem Munde, eines Christen Munde, merkwürdig klangen; doch waren sie philosophisch gemeint.

Es war ein schöner Herbstmorgen. Zuerst verlangte Alarich auf die Akropolis geführt zu werden, wo er die Heiligtümer besah. Dann begab er sich zum Bankett ins Prytaneion, wo Flötenbläser und Sänger ihn erheiterten. Auf seinen Wunsch begann ein Vorleser Platons »Timaios« zu rezitieren, und schließlich verlangte er, daß man ihm im Theater des Äschylos »Perser« aufführe. Die Nacht sank herab. Tränenüberströmt hörte er die unsterblichen Verse, die den Sieg des Griechentums über die Barbarei feierten. Aus den Masken der Schauspieler drangen ihm überirdische Stimmen, die von der Ewigkeit der Antike und ihrer Welt zu berichten schienen. Die Wirte hofften, daß das Schauspiel den fremden König ermüden werde. Er aber sättigte sich nicht; nach Schluß

des Theaters verlangte er noch Vorleser, die Homer sprechen sollten, Gesänge der Ilias und Odyssee ... Todmüde war der Magistrat, der an diese Dinge längst nicht mehr glaubte, eingeschlafen. Er aber, in der ersten Morgenkühle, erhob sich frisch von seinem Sessel und ging vor die Stadt und zu seinem Heer.

Das Heer empfing den Wanderer, der in einer weißen Chlamys und mit dem Kranz auf der Stirn zurückkam, voll stillen Hohns, ja, mit lautem Gelächter. Er ergrimmte. Was hatte er gemacht? Er zog sich in sein Zelt zurück und wußte: es gab nicht mehr viele Städte in Griechenland, die er schonen durfte.

Dies wurde der Untergang von Eleusis. Die neidische Horde der Goten war kaum aus dem Piräus abgezogen, als sie hinter Straße und Wald die mit Schätzen gefüllten Tempel erblickten. Die römische Staatsreligion war schon christlich, kein Grieche hätte offen gewagt, noch der Demeter zu opfern: aber es war doch eine Art kulturellen Friedensschlusses zwischen neuer und alter Zeit geschehn, daß man die Demeterpriester in klösterlicher Ruhe ließ, wenn auch das Opfer und die Spiele längst nicht mehr funktionieren durften.

Alarich blieb angewurzelt stehn, als er die Stadt im Abendlicht sah. Aber seine Reiter strömten mit rauhem Schrei an ihm vorbei. Sie saßen ab, sie stürmten die Tore und die Geheimkammern der Tempel. Die goldenen Weihgeschenke der Griechen, die silbernen Kannen und Erztische blähten bald die Koffer der Räuber und die Futtersäcke der Pferde. Was nicht mitgehn konnte, wurde zerschlagen, der Estrich greuelvoll besudelt und die Weihgefäße mißbraucht. Mitten in der Zerstörung trat ihnen der letzte Hohepriester entgegen. Er war längst nicht mehr im Amt: es war der uralte Nestorios, ein feiner Neuplatoniker. Als Philosoph, nicht als Priester, verwies er den Barbaren das Plündern. Er versuchte den Brüllenden zu sagen, wer Demeter gewesen sei, die Beschützerin des Ackerbaus, die Freundin der Menschen — aber vergebens. Hinter den noch zaudernden Goten fauchten christliche Mönche daher. Rasend geworden durch den Anblick der halbnackten Statuen, ermunterten sie die Barbaren, alles kurz und klein zu schlagen. Unter Schwerthieben sank der alte Nestorios. Mit brechendem Auge sah er die Priester der Goten ihre Soutanen raffen und in das Tempel-Innere stürmen. Er hörte ihr Schreien »*Christus panis! Christus panis!* [Christus ist Brot!]« — und er starb in dem Wissen, daß ein mächtigerer Brotgott gekommen sei als die heilige Mutter Demeter.

ROM:

Das Brot in der Politik

Cedes coemptis saltibus et domo
villaque, flavus quam Tiberis lavit.
Cedes — et exstructis in altum
divitiis potietur heres.
[Weichen wirst du von den zusammengekauften Triften und dem Haus, das der blonde Tiberfluß bespült. Du weichst — und der zum Himmel gehäuften Schätze wird sich der Erbe bemächtigen.]

HORAZ

30

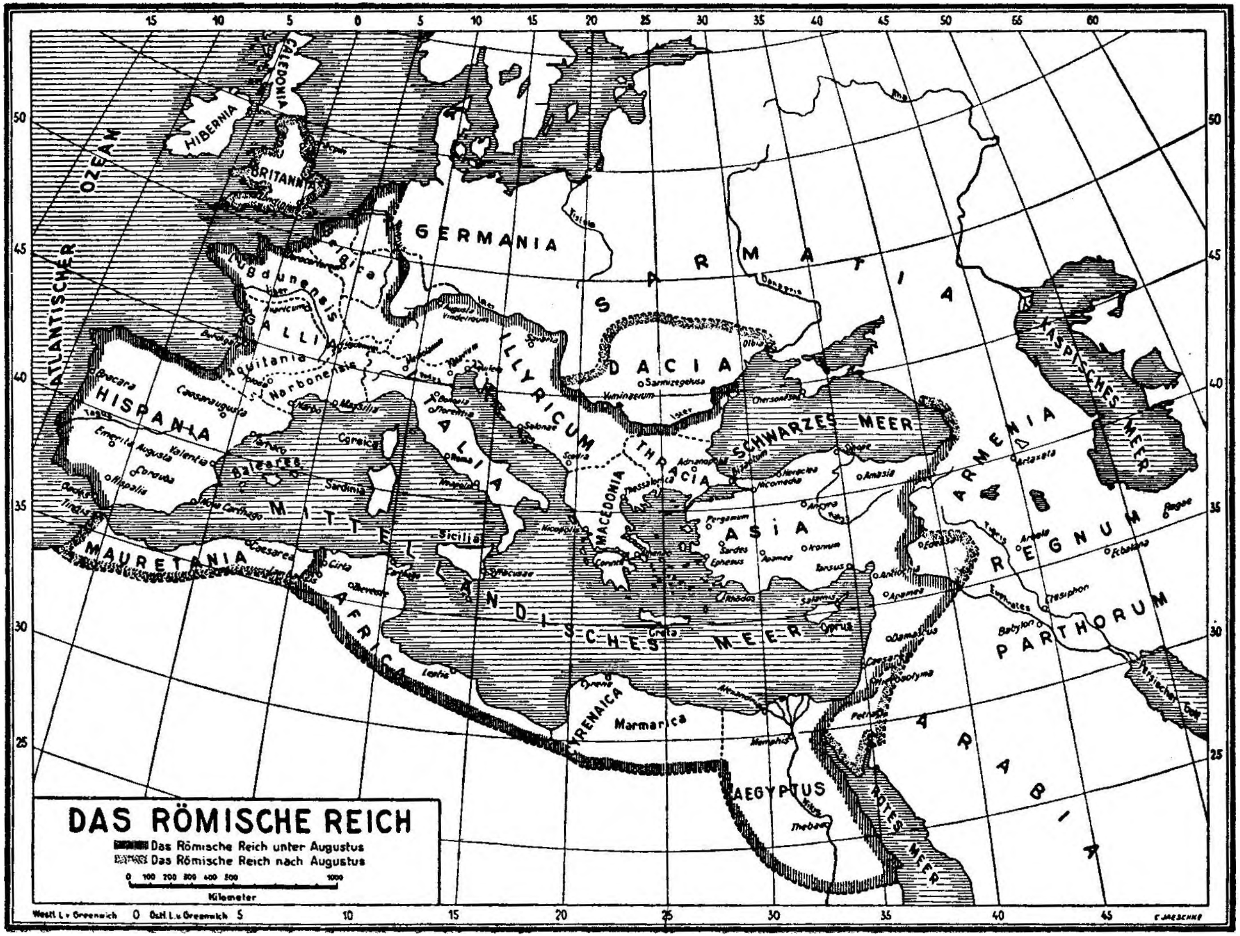
ALS IM JAHRE 79 N. CHR. VON DER ASCHENWOLKE DES VESUVS DIE Stadt Pompeji verschüttet wurde, blieben die Priester der Isis länger als andere in ihrem Heiligsten. Sie opferten der Göttin noch, als das Verderben schon herabsank. Dann erst ergriff ein Priester die Axt, um sich nach außen durchzuschlagen. Aber die Asche erstickte ihn.

Die Religion der Isis war, wie die Demeters, mit der Erde vertraut. Vielleicht rechneten die Priester damit, daß die Verwandtschaft der Fruchtbarkeitsgöttin mit der zornigen Unterwelt sie retten werde, aber vergebens. Die Wolke von glühendem Stein wurde dichter und begrub Tempel, Häuser und Märkte. Aber sie konservierte sie auch. Nach achtzehnhundertjährigem Tod brachte der Spaten alles herauf, als sei es gestern nur eingeschlafen.

— November 1923. Ich spazierte mit belgischen Fabrikanten, einem jungen Ehepaar, durch Pompeji. Sie benutzten die Hochzeitsreise zu einer Tour amüsanten Lernens. Die Frau war vielleicht etwas enttäuscht. Sie, die sehr pariserisch war, hatte wahrscheinlich gedacht, es werde in Pompeji genau so aussehn wie im Museum von Neapel. Die Ringe, Teller und Salbenfläschchen, das kleine Mosaik des Lebens, das man in Pompeji gefunden und nach Neapel weggebracht hatte: sie vermißte es gerade heute und hier.

Der Mann kam besser auf seine Rechnung. Er betastete Fundamente und Wände. Begutachtete die Haustore. Die Bäder. Die Kanalisation. Er schien sogar nach Maschinen zu suchen. Er erfragte das Haus der Tuchweber. Die Industrie interessierte ihn.

Vor einem halbzerschmetterten Hof blieben wir stehn. Ein großer Ofen war sichtbar. Seitlich neben ihm sahen wir ein paar Steintürme, zwei Meter hoch, in Sanduhr-Gestalt. Oben und unten ausladend, aber in der Mitte schmal.


DAS RÖMISCHE REICH
Das Römische Reich unter Augustus
Das Römische Reich nach Augustus
Kilometer
Westl. L. v. Greenwich
Östl. L. v. Greenwich
ATLANTISCHER OZEAN
HIBERNIA
CALEDONIA
BRITANNIA
GERMANIA
SARMATIA
DACIA
GALLIA
Lugdunensis
Aquitania
Narbonensis
HISPANIA
ILLYRICUM
ITALIA
THRACIA
MACEDONIA
SCHWARZES MEER
KASPISCHES MEER
ARMENIA
ASIA
REGNUM PARTHORUM
MITTELLÄNDISCHES MEER
MAURETANIA
AFRICA
CYRENAICA
Marmarica
AEGYPTUS
ARABIA
ROTES MEER
Persischer Golf
Corsica
Sardinia
Sicilia
Baleares
Creta
Cyprus
Rhodos
Roma
Carthago
Alexandria
Memphis
Thebae
Byzantium
Antiochia
Babylon
Ctesiphon
Damascus
Jerusalem
Athenae
Corinth
Massilia
Narbo
Caesaraugusta
Emerita Augusta
Corduba
Hispalis
Nova Carthago
Valentia
Burdigala
Tarraco
Sarmizegetusa
Olbia
Chersonesus
Tarsus
Ephesus
Sardes
Pergamum
Nicomedia
Ancyra
Amasia
Artaxata
Ecbatana
Arbela
Edessa
Palmyra
Petra
Cirta
Leptis
Cyrene
Syracusae
Neapolis
Florentia
Bononia
Salonae
Thessalonica
Adrianopolis
Tigris
Euphrates
Nilus
Danubius
Rhenus
Tyras
Rha
C. JAESCHKE

»Das sind Mühlen!« sagte der Belgier sofort.

»Woher wollen Sie das wissen?« Aber da sah ich auf meinem Plan: es war die Casa di Salustio ... und hier lag wirklich die Bäckerei.

»Das waren also mechanische Mühlen! In der vorrömischen Zeit bekam man aus Handmühlen Mehl ... Das war schwer – und wie schlecht gemahlen muß das Mehl bei den Griechen gewesen sein! Ein hoher Prozentsatz von Steinsplittern!«

Er ging um die großen Steintürme herum, die jetzt nicht mehr wie Sanduhren aussahen, sondern weiblichen Puppen glichen, mit langer Casaque über weitem Rock. Er legte ihnen erst scheu, dann intim die Hand auf die Hüfte. Ich erlebte, wie jemand die unsichtbare Schrift einer entschwundenen Kultur las:

»Elegante Maschinen, bei Gott! Hier müssen drei Männer gearbeitet haben – und hoffen wir, daß es Maultiere waren, die diese Mühlen in Gang setzten. Und sehen Sie, wie genial das erdacht ist: dieser Steinturm mit der schmalen Taille besteht nicht aus einem, sondern aus zwei Stücken. Das untere ist der feste Mahlstein. Auf ihn ist der andre Hohlkegel gestülpt, der drehbar ist ... Sehen Sie die Handgriffe? Hier zogen die Tiere an der Stange. Sobald die Tiere den Steinmantel um den unteren Standstein drehten, wurde das Korn, das man von oben hineingeschüttet hatte, zerquetscht. Es gab Mehl; dieses rieselte rund unter der »Steinbluse« hervor. Sehen Sie's? Das muß sogar nicht einmal schwer gewesen sein ... Es ist Tuff, ein vulkanischer Stein, den die Tiere ganz leicht herumdrehen konnten!«

Ich trat näher heran. »Ganz leicht? Wieso? – Ich entsinne mich, in der griechischen Anthologie die »Klage eines alten Pferdes« gelesen zu haben:

> Nun schleppe ich den schweren Mühlstein
> aus Nisyros im Kreis herum ...«

Er sah mich an und war peinlich berührt. »Aber Brot will man immer essen? Dann muß es auch gemahlen werden! – Was gehen mich Ihre Pferde an? Die Maschinen waren gut – und das ist die Hauptsache!« Er klopfte, etwas nervös geworden, mit dem Zeigefinger an den Stein: »Die Enge, mit welcher der untere Kegel in den oberen hineinpaßte, die Stetigkeit der Drehung, nicht wahr: das ergab ein anderes Mahlen, eine andere Fein-Arbeit als bei den dilettantischen Griechen ... Die Römer!« schrie er plötzlich auf. »Diese Amerikaner des Altertums!«

Jetzt schrie auch die Frau leise auf. Sie hatte den Backofen gesehn, den schönen, modernen Backofen, den die Menschen vor zweitausend Jahren hier kunstreich aufgemauert hatten! Denn davon verstand sie etwas in ihrem französischen Herzen, das die Weißbrote und Kuchen liebte. Mit welcher Sorgfalt hatten die römischen Meister das Innere des gewölbten Ofens mit einem vier-

eckigen Vorraum umgeben, der die erhitzte Luft festhielt! Ein Rauchabzug, ein Aschenbehälter, ein Wasserbehälter, aus dem man die Rinde des halbgaren Brotes befeuchten konnte, um sie glänzender zu machen. Daneben zwei Zimmer für die Bäcker mit Steintischen zum Formen des Teigs ... Das gefiel ihr! Und dann sah von oben, von der Wand, das Bild der Ofengöttin Fornax. Keine der großen Göttinnen wohl, mehr eine dienende göttliche Hilfskraft. Immerhin hatte diese Fornax in Rom ihr Fest, die Fornacalien, bei denen man ursprünglich Getreide-Ähren über Feuer geröstet hatte. Der uralte König Numa Pompilius hatte dieses Fest gegründet. Als später dann das ägyptische Brotbacken aufkam, wurde es ein wichtiges Volks- und Staatsfest zugleich. Denn auch den praktischen, nüchternen Römern — den Amerikanern des Altertums — erschien das Wachsen und Werden des Brotes im Backofen etwas Mystisches wie das Wachsen des Kindes im Mutterleib.

31

Die praktischen Römer! Aus ihren Mühlen — mochten sie nun von Sträflingen, Tieren oder, bei fließendem Wasser, vom Element getrieben werden — sickerte das lautlose Mehl. Das Mehl, das ein Mörtel des Lebens war; das den Staat zusammenhielt, weil es den Magen befriedigte; das die Reichsten und Ärmsten aßen; das die römischen Soldaten in Säckchen an ihren Lanzen trugen, wenn sie die Welt eroberten.

Die Römer waren von Natur eigentlich keine Feinschmecker — und es hatte lange gedauert, bis sie lernten, daß Brot besser sei als geröstete Getreidekörner oder Brei. Dann aber lernten sie es gründlich. Wo uns Bildwerke im Stich lassen, füllen die Schriftsteller die Lücken. Athenaeus erzählt, daß manche Bäcker ihre Gesellen mit Handschuhen und Gazemasken arbeiten ließen, damit kein Schweiß und übler Atem den Teig verdarb. Wenn der Teig fertig geknetet war, hatten die Feinschmecker viele Wünsche: da gab es neben dem Normalbrot, das die Gestalt einer Bombe hatte, noch den *panis artopticius*, der am Grill-Spieß gedreht wurde. Der *panis testuatius* wurde in einer irdenen Vase gebacken. Eine Delikatesse war Parther-Brot; man ließ es lange im Wasser quellen und buk es dann. Es mußte so leicht sein, daß es — im Gegensatz zum Normalbrot — auf der Oberfläche des Wassers schwamm.

Die Brotformen waren noch kunstvoller und eigenwilliger als in Ägypten. Die Reichen wollten immer Neues: wenn ein Dichter sie besuchte, bestellten sie Brote in Leierform, und bei Hochzeitsmählern gab es Brotplastik aus verschlungenen Ringen. Neben den Brotbäckern hatten noch die Süßbäcker, die Milchbäcker und die Pastetenbäcker zu tun. Cato und Pollux erzählen uns viel,

was deren Kuchen enthalten haben. Honig, der aus Griechenland und Kleinasien eingeführt war, weil er besser schien als der italienische; Öl aus Nordafrika, Reis, Milch, Käse, Sesamkörner, Nüsse, Mandeln, Pfeffer, Anis und Lorbeerblätter. Was die Zahl der Ingredienzien betraf, überstieg die Chemie des Kuchenbäckers in Rom anscheinend die heutige.

Einen römischen Bäckerstand hatte es ursprünglich nicht gegeben. Das Brot, als Basis der übrigen Nahrung, stellte natürlich die Hausfrau her; aus »siligo«, jener Weizensorte, von der schon Galenus und Celsus wußten, daß sie die nahrhafteste war. Dann aber wurde die Römerin Dame. Sie, die lange Bauersfrau



10 - Altrömische Getreidemühle

und Kriegerfrau gewesen war, ihre Hausarbeit stolz getan hatte, erfährt aus dem Osten, daß es gut ist, sich in den heißen Stunden zu schonen. Spiegel und Schminkstift erhalten jung, Säuern und Backen machen alt. Die Damen im Orient wissen das – und jetzt, wo die Gatten der Römerinnen den Orient zu erobern beginnen, wissen es bald auch die römischen Damen. Nicht vor dem Jahr 168, der Eroberung Mazedoniens durch Ämilius Paullus, finden wir gewerbsmäßige Bäcker in Rom, die die Haushaltungen entlasten und Bäckerwaren in Läden feilbieten. Diese Bäcker waren zugleich auch Müller.

Ihre Arbeit galt als ein *feines Handwerk*. Im Volksgefühl standen sie nicht da, wo sie heute stehn, sondern etwa dort, wo man heute die Schneider rangiert.

Das Handwerkliche bekam eine Spitze ins Individuelle hin: man spricht von der *ars pistorica*, von Bäckerkunst. Die Besitzer der Bäckereien waren meist freigelassene Sklaven; im übrigen sehr geachtete Männer, die es zu Reichtum bringen konnten wie jener Vergilius Eurysaces, dessen Grabmal in Rom erhalten ist. Ein Gemälde zeigt ihn deutlich, wie er seinen Teigknetern befiehlt, jungen Männern mit gescheiten Gesichtern. Als Gesellen schätzte man ganz besonders Syrer und Phönizier: man wußte, daß der Orient den erprobteren Geschmack hatte und feinere Hände zum Werk des Bäckers.



11 - Pompejanischer Brotladen

Das Selbstgefühl der Bäckermeister hob sich früh. Sie schlossen sich zu Kollegien zusammen, deren Rechte der Staat garantierte. Innerhalb der Kollegien regelten sie die Zunftrechte, das Verhältnis zu den Sklaven oder zu den freien Gesellen. Im religiösen Leben hatten diese Kollegien nicht wenig zu sagen. Das Fest der Backofengöttin war auf den 9. Juni festgesetzt. Man bekränzte den Ofen, die Backwerkzeuge mit Sommerblumen, aß und trank. Das *corpus pistorum* war eine Einheit, mit der die italienischen Städte bei Gemeindewahlen zu rechnen hatten. Wenn man von einem Bäcker sagte »Bonum panem fert« [er liefert gutes Brot], so war das ein Grund, ihn in ein Munizipal-Amt zu wählen, und wirklich war Paquius Proculus, der zur Bäckerzunft gehörte, zweiter Bürgermeister von Pompeji.

Die Kaiser bestätigten diese Rechte und gaben den Bäckern als »staatswichtigen Leuten« ganz besondere Privilegien – bis eines Tages das eintrat, worauf die ganze Entwicklung hinzielte: die Bäcker wurden *Staatsbeamte*. Es war eine schlimme Entwicklung, nicht gut für die Bäcker, nicht gut für Rom. Eine Entwicklung, die uns zeigt, daß die Römer – nur scheinbar praktische Leute – ihre wirklichen Probleme nicht kannten oder sie doch nicht meistern konnten. Das Römische Reich wurde groß am Brot, aber es ging auch am Brot zugrunde.

32

DAS lange Epos des römischen Abstiegs beginnt mit den Worten des Plinius »*Latifundia perdidere Italiam*« [Der Großgrundbesitz hat Italien zerstört]. Über deren Fortsetzung: »—*jam vero et provincias*« [und später das gesamte Reich] ist noch keiner hinweggekommen, der den Untergang Roms beschrieb. Nicht der Engländer Gibbon, der Deutsche Mommsen, noch der Italiener Ferrero, der Franzose Glotz, der Russe Rostovtzew. Barbaren-Einfälle von Alarichs Art hätten das Reich allein nicht zerstört, auch nicht der Föderalismus des Kaisers Diocletian, wenn nicht die Herren des Römischen Reiches die schlechteste Agrarpolitik aller Zeiten gemacht hätten. Wenn Rom nicht aus dem Brot, das es aß, ein Politikum gemacht hätte!

In der ältesten Zeit ihrer Stadt hatten die Römer gute Gesetze, die den Ackerbau beschützten. Alles Land, das man eroberte, gehörte dem Staate: zunächst dem König und später der Römischen Republik. So gab es zunächst kein Grundeigentum. Allerdings hatte der Staat das Recht, Land an Arme zu verschenken. So tat er: wenn verdiente Soldaten aus dem Kriege nach Hause kamen, machte er aus ihnen Bauern, die das Land beackerten und damit seine Besitzer wurden. Anderes Land wurde anders vergeben. Es wurde verpachtet — natürlich an Reiche — denn der Römische Staat brauchte Geld. Der Reichtum der Reichen bestand damals nicht in Land, sondern in Viehherden und Sklaven.

Wie kam es nun eigentlich, daß der Arme mit seinem Land kein Glück hatte? Er hatte nichts als seine zwei Hände, seinen Pflug, seinen Ochsen, seine Frau und seinen halberwachsenen Sohn. Der Reiche aber hatte alles, um agrarische Produkte besser und billiger herzustellen: Sklavenhände, bessere Pflüge, eine Unzahl tierischer Kräfte. Wenn der kleine italische Landmann von seiner Ackerflur auf den Markt zog, um sein Korn dort anzubieten — und wenn er sie hatte: Geflügel und Milch —, fand er in dem Landstädtchen schon die Verkaufs-Organisation des Latifundienbesitzers vor. Der Großbauer, der Millionär, produzierte alles billiger und machte deshalb die wohlfeileren Preise. Der Landmann konnte nicht mitkonkurrieren, nahm fast nichts ein und mußte verzweifeln. Er kam mit so wenig Geld nach Hause, daß er die Bebauung des Bodens eigentlich gar nicht fortsetzen konnte. Mit falschem Mitleid kam jetzt der Reiche und kaufte zu lächerlichem Preis ihm das Land unterm Pfluge fort. Jetzt zog der Bauer in die Stadt, wurde »Plebejer«, lungerte auf Plätzen und in Tavernen herum und betrachtete voll Haß einen Staat, der ihn geprellt hatte: Warum machte Rom aus Soldaten Bauern, wenn es seine neuen Bauern wirtschaftlich nicht beschützen konnte?

Gewiß gab es auch Staatsmänner, die rechtzeitig die Gefahr erkannten, und es wurden Gesetze erlassen. Plutarch erzählt:

»Wenn der Reiche ein großes Geldangebot machte und dem Armen die Scholle wegkaufte, geschah das unter einem Gesetz, daß keine Person, wer immer sie sei, mehr als 500 Hektar besitzen dürfe. Das hielt für eine gewisse Zeit den Landwucher der Reichen in Schach und nützte dem armen Volke, das einstweilen noch immer Land besaß. Doch der Habsüchtige erstrebte trotzdem das Land. Es gelang ihm auch, seine Hand drauf zu legen: unter angenommenen Namen kaufte er es von den Armen. Denen schmolz jetzt das Kaufgeld bald hin: sie hatten nun keine Bauerngüter, von denen sie sich ernähren konnten und von deren Früchten sie ihre Kinder erziehen konnten. Ihr Elend wuchs noch, als bald darauf eine Menge fremdbürtiger Arbeitssklaven in Italien eingeführt wurde. Der Reiche benutzte Unfreie lieber als Freie zum Kultivieren des Bodens, von dem er die Bürger vertrieben hatte.

So wurden die Gesetze umgangen — und das Bauern-Elend nahm zu. Der Abstrom zur Stadt wurde immer größer. Doch immer wieder gab es Menschen, die das Vaterland in Gefahr sahen. Ja, sogar die Mitglieder der ältesten römischen Adelsfamilien fanden die Sache unerträglich. Die Enkel des größten römischen Feldherrn, der die Karthager besiegt hatte, des jüngeren Scipio Africanus, gründeten eine Reformbewegung, die den Bauern helfen wollte. Es waren Tiberius und Gajus Gracchus.

Eines Tages erhob sich Tiberius Gracchus und redete in einer Versammlung Worte, wie kein lateinisches Ohr sie bisher gehört hatte. »Die wilden Tiere Italiens: da hat ein jedes Höhle und Nest. Doch die Menschen, die für Italien kämpften, die bereit waren, als Soldaten zu sterben, haben höchstens Anteil an Luft und Licht, aber weder ein Haus noch ein Dach. Herumwandern müssen sie von Platz zu Platz mit ihren Weibern und ihren Kindern. *Kyrioi tes oikoumenes einai legomenoi*: man nennt diese Kämpfer die Herren der Welt — aber da ist nicht ein Fußbreit Bodens in dieser Welt, der ihnen gehört!«

In unserm Ohr klingen diese Worte noch furchtbarer als in dem der Römer. Denn des Tiberius Gracchus Rede beginnt genau wie die Feststellung Christi: »Wilde Tiere haben ihre Löcher und die Füchse ihre Höhlen. Aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege«. Woher wußte Tiberius Gracchus, was 150 Jahre später der Nazarener sagen würde — oder woher kannte dieser [der doch als ungebildeter Mann von der römischen Geschichte nichts wußte] die Rede des Volkstribunen Gracchus? — Gleiche Situation, gleiche Worte.

Nun begannen Redekämpfe, um eine alte Gesetzes-Bestimmung — Ackerbegrenzung mit fünfhundert Joch — zu erneuern. Gracchus siegte und gab jedem Sohn eines Reichen noch zweihundertfünfzig dazu. Aber die Großgrundbesitzer dangen Strolche, die Tiberius an der Schwelle einer Volksversammlung erschlugen. Seltsam: obschon Tiberius Gracchus ein weltlicher Mann gewesen war — hatte Rom sofort das Gefühl eines Religionsfrevels.

»*Cererem vetustissimam placari opportet*« hieß es: man müsse die uralte Ackergöttin versöhnen. Denn der Agrar-Reformer galt der Demeter so zugehörig wie in der Mythenzeit der Erfinder der Pflug-Kultur, Triptolemos.

Der Kult der griechischen Demeter war von den *Sibyllinischen Büchern* nach der großen Dürre des Jahres 496 den Römern eigens empfohlen worden. Sie



12 - Thronende Ceres [Nach einer pompejanischen Malerei]

erhielt den Namen Ceres – was Schöpferin bedeutete – und focht [wie sie's auch in Griechenland tat] stets auf der Seite der Volkspartei. Die Verehrer der Ceres in Italien gehörten meist dem Plebejerstand an. Es ist wichtig, sich vorzustellen, daß genau in demselben Jahr, da das römische Volk den Ceres-Tempel auf einem von Roms Hügeln gründete, Demeter die Marathon-Schlacht für die griechischen Bauern gewann. Sie tat das nicht etwa, weil die Perser den Ackerbau verachteten. Im Gegenteil, die Perser verstanden vielleicht mehr davon als die Griechen. »Ihr Boden ist so ausgezeichnet«, schrieb Herodot nicht ohne Neid »daß er fast immer zweihundertfach trägt. In gün-

stigen Jahren sogar dreihundertfach, und die Weizenähre ist vier Finger stark ...« Doch die Perser waren unfreie Leute, Sklaven eines Despotenkönigs, und nicht freie Landbesitzer. *Das* war der Grund, warum Demeter bei Marathon und Salamis die Barbaren aus Griechenland vertrieb.

Der tote Gracchus also wurde von der gesamten Volkspartei als »Missionar der Ceres« beweint – und so mächtig war sein Grabgefolge, daß der Senat die Gültigkeit der Landgesetze bestätigen mußte: 80000 neue Bauern wurden auf das Land geführt, das Gracchus den Reichen entrissen hatte. Sein jüngerer Bruder Gajus setzte die Tradition des älteren fort. Aber auch er wurde erschlagen oder doch zum Selbstmord gezwungen. Die Rache der Großgrundbesitzer schwemmte zugleich mit dem Werk der Gracchen all die alten Traditionen vom »Staat als Landbesitzer« fort. Der gesamte italienische Boden gehörte jetzt ein paar hundert Familien, die untätig in ihren Landhäusern saßen und ihre Sklaven arbeiten ließen. Weder Marius noch Cäsar, die selber Männer der Volkspartei waren, konnten diesem Unwesen steuern. Der Staat ließ seine Bauern im Stich und unterwarf sich lächelnd den Reichen.

Die erste Folge davon war, daß der italienische Grundbesitz nach und nach aufhörte Korn zu bauen. Er fand es lukrativer, das Land als große Viehweide zu benutzen, weil Rinder und Schafe beim Verkauf sehr viel mehr abwarfen als Getreide. Getreide verkaufte der Reiche auch. Aber es wuchs nicht in Italien. Zu sehr billigen Frachtsätzen brachten es ihm die Schiffe aus Roms überseeischen Besitzungen.

33

ALS es der Politik gelungen war, Italien als Brotland zu vernichten, erwies es sich nötig, Getreide von Übersee kommen zu lassen. Das war zunächst leicht: denn alles Überseeland gehörte ja Rom.

Mit einem glücklichen Instinkt war das Reich in dieser Hinsicht gebaut worden. Nach dem Satze des Euklid »Die Peripherie eines Kreises liegt von seinem Mittelpunkt gleich weit entfernt« lag die Stadt Rom als gesetzgebender und militärischer Mittelpunkt in der Gewebemitte des Reiches. Es war nicht Vernunft, es war Instinkt – ein geometrischer Instinkt, wie seit der Urzeit die Spinne ihn hatte. Dieses Tier – *Arachne diademata* – wob aus dem Saft seines eigenen Leibes, der dann an der Luft erstarrte, ein Fangnetz. Unter genauer Berechnung von Windstärke und Eigengewicht hing es das Netz elastisch gespannt zwischen Zweige und wartete. Wo aber wartete die Spinne? Sie hatte, lange vor Euklid, in ihrem Kopfe: *Weg ist gleich Zeit*, und wartete im Mittelpunkt. Wenn eine Fliege rechts oder links von ihr ins Netz schlug, sich nicht

ergab und gegen den Fangleim zu toben begann, so mußte die Spinne in kürzester Zeit, die immer dem kürzesten Weg entsprach, sich auf sie stürzen und sie betäuben. Sonst riß das Netz – und sie mußte es flicken. Deswegen saß sie im Mittelpunkt.

Nach der Lehre der Spinne handelte Rom. Das Römische Weltnetz war so gewoben, daß *Potestas*, *Impetus*, *Ictus* [die Macht, der Antrieb, das Zuschlagen] immer aus seiner Mitte kamen. Aus der geometrischen Mitte. Das Römische Weltreich vermied den Fehler Alexanders von Mazedonien, der vom äußersten Rande her ein Weltreich hatte gründen wollen. Der alles Land von Mazedonien bis Indien in ein Reich zwängen wollte, ohne daß der formende Stoß organisch aus der Mitte kam. Durch ein mazedonisches Heer und durch eine griechische Weltanschauung konnte dieser Baufehler nicht dauernd überfirnißt werden. So ging jenes Weltreich sehr schnell zugrunde.

Die Karte des Römischen Reichs aber zeigt, daß sein Wachstum seit ältester Zeit immer ein *konzentrisches* war. Das militärische Ideal – Zuschlagen ohne Zeitverlust, um, bei möglicher Bedrohung, überall gleich schnell zu sein – duldete gar kein anderes Wachstum. Beinahe gleichzeitig mit Spanien wird also Mazedonien erobert – denn sie liegen gleich weit von Rom –, und bald auf Dalmatien folgt Südfrankreich. Cäsar erobert nicht bloß England sondern der Konzentrizität zuliebe auch sechs Jahre darauf Ägypten. Militärischer Instinkt verbot, die Grenzen zu weit hinauszuschieben. Der großartigen Selbstbescheidung, mit der im Norden das Römische Reich gegen Germanen und Sarmaten durch Mauern und Flüsse abgeriegelt wurde, entsprach ausgedehnter Landverzicht im äußersten Süden und im Osten. Ganz so wie die Chinesen sich sagten »Es muß ein Außerhalb der Mauer geben, wie es ein Innerhalb gibt«, ganz so handelten die Kaiser von Cäsar bis zu Diocletian.

Auch nach dem Untergang Italiens als Getreideland war die Zufuhr von Korn auf Jahrhunderte hin gesichert. Was waren denn nun die überseeischen Hauptversorgungsländer Roms? Ägypten? Das ist selbstverständlich. Doch mit der größten Verwunderung liest der heutige Mensch die übrigen Namen: Spanien und Nordafrika; dazu, in steter Abnahme, das verödende Sizilien und schließlich gar England.

Rom mußte aus strategischen Gründen die spanische Halbinsel besitzen, solange das Reich der Karthager lebte. Denn Spanien war das Aufmarschgebiet der Afrikaner gegen Italien. Die Schätze Spaniens lagen im Bergbau. Da plötzlich, in der Kaiserzeit, hörte man auf, Metalle zu schürfen. Da die Landwirtschaft Italiens den römischen Magen nicht mehr ernährte, war Korn nötiger geworden. Obwohl Spanien wenig Humus hatte, erzwang man in den Flußtälern eine üppige Weizenkultur. Cartagena und Tarragona waren starke Verschiffungsstädte, die reichsten Ausfuhrhändler saßen in Cadix – der Geograph Strabo erzählt, daß hier die meisten Millionäre des Römischen Imperiums

lebten! Aber schon zur Zeit des Nero war dieser Handelswohlstand bedroht, die Getreidefahrt nach Rom unterbrochen. Die wilden Stämme der Sahara setzten über die Meerenge: sie wollten ihrer Wüste entfliehn, um in den grünen Gartenfeldern und an den kornreichen Küsten Spaniens zu wohnen.

Die römische Hauptstadt konnte gewiß ohne spanisches Getreide leben. Mit Sardinien und Sizilien lieferte Spanien nur ein Drittel der Brotversorgung zur Zeit des Augustus. Das zweite Drittel lieferte die Provinz, die man damals Afrika nannte. Algier und Tunis: diese Länder sahen damals ganz anders aus, als wir sie heute zu sehen gewöhnt sind. Zwar haßten die Römer ursprünglich Tunis und Algier ganz besonders als Pflanzstätten der karthagischen Macht und wollten das Land nie mehr aufkommen lassen, nachdem sie es erobert hatten. Doch Julius Cäsar war großzügiger. Nach seinen Plänen wurden Städte in Nordafrika angelegt und das Land sehr stark kultiviert. Nicht nur die römischen Einwanderer, auch die Urbevölkerung selbst gelangte schnell wieder zu Wohlstand und Glück.

Nach zwölfhundert Jahren Islam kann man sich kaum vorstellen, daß im 2. Jahrhundert n. Chr. Afrika von Tunis bis Tanger ein wehendes römisches Weizenfeld war. Die Großtat der Römer bestand nicht nur in der Einführung ihres Rechts oder der römischen Polizei — sie vermochten aus Hunderttausenden von Nomaden Bauern zu machen. Sie zwangen die Berber vom Pferd herunter, gaben ihnen den Saatsack mit Weizen und den Pflugsterz in die Hand.

Die Stämme, nicht so ausgeplündert wie die ägyptischen Fellachen, blieben gerne beim Römischen Reich und verteidigten es tapfer gegen die eigenen Wüstenbrüder. Zu einer Zeit, als die Marokkaner schon nach Spanien hinübergriffen und den Seehandel mit Rom unterbrachen, blühte das römische Afrika noch. Die Ruinen der Landschlösser, in denen Gutsherren und Pächter wohnten, die Menge der kleinen römischen Höfe, die Ortsnamen: alles das beweist uns, daß ganz Nordafrika damals römisch besiedelt war. Doch die Römer verstanden, in einer hundertjährigen Arbeit Frucht und Brot hervorzuzaubern, wo heute Verödung und Steppe ist. Nicht, daß sie nach Quellen gruben, die man heute nicht mehr kennt: Sie schafften es durch Aquädukte und vor allem durch den Zisternenbau. Sie übten ihre Sparsamkeit an dem vom Himmel fallenden Wasser. In den ausgegrabenen Ortschaften findet man bei jedem Haus den eingebauten »Wassersarg«. Wahrscheinlich war das Aufspeichern von Wasser eine bürgerliche Verpflichtung. Dieser physischen Nachhilfe wurde die große Dichtigkeit der Bevölkerung verdankt. Auf 600 Quadratkilometern wuchsen sechs Städte; ein Kenner des Landes meint, daß damals in Nordafrika die Städte so dicht gelegen hätten wie heute die Dörfer um Paris.

Dieses Brotland, auf klassische Weise gewonnen, ging auch auf klassische Weise verloren. Eine Provinz, die ihr ganzes Dasein ihrem Bauernstand verdankte, die Getreide als Naturalsteuer an das Römische Reich zahlte, gestat-

tete es sich, gleich Italien, den eigenen Bauernstand zu verachten. Sehr bald nach der Besitznahme hatte der Staat das eroberte Land zum *Ager publicus* erklärt, hatte es großenteils verpachtet, großenteils aber auch an verdiente Veteranen und Bürger verschenkt. Nach kurzer Zeit schon begannen die Reichen den Ärmeren das Land wegzukaufen, ein großes »Bauernlegen« begann. Die übliche Latifundienwirtschaft riß ein. Um das Jahr 50 v. Chr. gehörte bereits halb Nord-Afrika sechs reichen römischen Familien, und es gab nur mehr zweitausend Bauern, die auf eigenem Lande saßen. [Cicero berichtet davon in seinem Buche »Über die Pflichten«. Es ist überhaupt ein völliger Irrtum, daß die antiken Schriftsteller Mißstände nicht gesehen hätten. Nur hatten sie weniger noch als heute die Macht, Mißstände abzustellen.] Die Bauern lebten schließlich nur noch als Pächter auf ihren eigenen Höfen. Die kleinen Pächter wurden wieder von den großen Pächtern bedrückt, über den großen Pächtern in Rom saß der römische Senator oder das kapitalistische Haupt des Staates, der Milliardär, der Kaiser.

Die Lage der kleinen römischen Bauern in Afrika wurde unerträglich, und sie träumten von einem Aufstand. Um auszubrechen, bedurfte der Krieg nur eines besonderen Anlasses. Den brachte ein äußerer Feind: Die Vandalen. Ein germanischer Stamm, der mit Raketenschnelle von Ungarn bis nach Südspanien gelangt war, setzte über die Meerenge [429 n. Chr.] und nahm dort Afrika in Besitz. Die Vandalen verbündeten sich mit den Negern, den »unzähmbaren Menschen des Südens«, den andern geschworenen Urfeinden der römischen Zivilisation, die sich für manchen Raid in ihr Land und Sklavenhandel zu rächen hatten. Als geschworene Hasser des Ackerbaus erschlugen die germanischen Reiter und die schwarzen Wandernomaden nicht etwa bloß die Pächter und Reichen, sondern auch gleich die kleinen Bauern, die sich hatten erheben wollen. Das war das Ende des Weizenlandes und der Kultur in Nordafrika. Sie sind nie wieder aufgebaut worden.

Im euklidischen Netz des Römischen Weltreichs bedeutete es eine Ungunst des Schicksals, daß die getreidespendenden Länder an der Peripherie lagen und deshalb als erste verlorengingen. Aber warum lebte Italien denn überhaupt von Übersee-Ernten und nicht von *europäischem* Korn? Der heutige Mensch fragt mit Erstaunen, wo damals *Frankreich* gelegen habe, das klassische Weizenland Europas. Aber jenes Gallien, das Julius Cäsar in Besitz nahm, war überhaupt kein Getreideland und wurde es auch später nicht. Nur im Süden gab es Feigen und Wein, in der Mitte und im Norden war Frankreich ein Wald- und Weideland. Der Reichtum der Gallier bestand aus Vieh, und die Aristokratie interessierte sich jahrhundertelang nur für Pferde, Jagd, Fischerei. Das Brotmehl, das man schließlich gebrauchte, gewann man zum großen Teil aus *Eicheln*, also aus einem bitteren Stoff. [Schwer faßbar für den, der Franzosen kennt.]

Aber es lag doch eine Menge römischer Soldaten in Frankreich — und aus was buken die ihr Brot? Die Antwort darauf ist noch seltsamer als alles andere. Sie stürzt völlig das agrar-geographische Bild um, das wir heut von Europa haben. Alles Getreide der Römer in Frankreich, in Holland, Belgien, am Niederrhein, kam aus *England*. Getreideschiffe brachten es aus Sussex und Kent. »Denn Gallien und die rheinischen Städte«, erzählt Ammianus Marcellinus [330—400 n. Chr.], »verließen sich ganz auf das englische Korn.« Nur war es ein Unglück des Römischen Weltreichs, daß die englische Kornkammer wieder so peripherisch lag, daß sie abgeschnitten werden konnte.

Solange aber *Ägypten* feststand, gab es genügend Brot in Rom. Der Kampf um Ägypten war immerdar der Kampf um das größte Brotland gewesen. Nichts anderes hatten die nüchternen Römer am Nil gesucht als das Getreide. Noch Alexander hatte sich in Ägypten zum Gottkönig salben lassen und zum »Sohn der Sonne« erklärt. Cäsar aber und Antonius verspürten nichts von diesem Drang, als sie den Nilfluß aufwärts zogen. Sie wollten gar nichts als das Getreide. Und dasselbe wollte Augustus. Es sollte die größten Folgen haben, daß nach dem Tod der Cleopatra [30 v. Chr.] Augustus den ägyptischen Thron nie wieder besetzte, sondern kassierte. Er nahm das Königreich Ägypten in seine persönliche Verwaltung. Es wurde — wie wir heute sagen — sein Domanialbesitz. Und auf dem Besitz dieser reichsten Domäne fußte nun überhaupt die Herrschaft der römischen Kaiser über Rom. Da in staatsrechtlichem Gegensatz zu allen anderen Provinzen Ägypten gar nicht dem Staat gehörte, gehörten seine Erträge dem *Kaiser*. Er war es, der sie nach Gutdünken verkaufen, verhandeln, verschenken durfte. Die Beziehung zwischen dem Milliardär, dem größten Grundbesitzer des Weltreichs, und den *römischen Arbeitslosen*, dem internationalen Haufen des hauptstädtischen Proletariats, war damit gewinnbringend hergestellt. Ägypten hieß der Zauberstab, der die Proleten mit dem Cäsar, den Cäsar mit den Proleten verband. Der eine gab Brot, die andern gaben die Fäuste.

Mit der größten Eifersucht wachte bereits der Kaiser Augustus über den kaiserlichen Charakter seiner Alleinherrschaft am Nil. Es wurde verboten, *daß römische Ritter und Senatoren das Brotland bereisten!* Diese Vorsicht war deshalb nötig, weil in den Prätendentenkriegen, die Augustus mit Antonius geführt hatte, Ägypten stets auf der Seite des andern gestanden hatte. Das mußte in Zukunft vermieden werden — und deshalb ließen die ersten Kaiser Ägypten auch durch Privatbeamte verwalten und bewachen. Denn wenn eine römische Gegenpartei das Brotland in ihre Hand bekam, so war jeder römische Kaiser verloren: er konnte dann weder das Proletariat noch seine Leibregimenter ernähren.

Die Verwaltung war nicht schlecht. Noch immer wie vor viertausend Jahren war Ägypten »chemi«, schwarze Erde, und das Geschenk des Gottes Nil. Da

alles Alte vortrefflich war, blieb alles beim vortrefflichen Alten. Durch den Fortfall des einheimischen Hofstaats verbilligte sich sogar die Verwaltung. Den goldenen Becher, den im Juni, beim höchsten Feste der Ägypter, der Pharao in den schwellenden Nil warf, warf jetzt der römische Vizekönig, auch er »geliebt von Ptah und Isis«. Aus diesem unerschöpflichen Niltal stammte ein Drittel der Brotversorgung für Rom und Italien überhaupt – und dieser Weizen war so billig, daß er wirklich verschenkt werden konnte.

Ägypten war Brot. Wer das Brot hatte, konnte schließlich auch Kaiser sein. Aus dieser praktischen Erwägung begannen die meisten Empörungen der mittleren Kaiserzeit in Ägypten. Auch die zum Beispiel von Vespasian [69 n. Chr.]. Klassisch waren die Gedanken des letzteren bei diesem Akt. Sie sind geradezu beispielhaft für die unauflösliche *Dreiheit von Kaisertum, Proletariat und Brot.* Er wollte die Kornflotte wegnehmen, deren regelmäßiger Dienst die Hauptstadt Rom mit Getreide versorgte: die Römer sollten so lange hungern, bis sie sein Kaisertum anerkannten! Auf diese sehr einleuchtende Art kam die Familie der Flavier zur Herrschaft.

34

DAS flavische Kaiserhaus war es auch, das die Bäcker zu Staatsbeamten machte. Sie hörten nun allmählich auf, ein freier Gewerbestand zu sein. Sie behielten zwar ihre Innungsrechte – niemand konnte Bäcker werden, den die Zunft nicht bestätigte – aber sie unterstanden ab jetzt dem Ernährungsminister [*praefectus annonae*]. Die 258 Läden, welche die Bäcker in Rom innehatten, waren jetzt kein Privatbesitz mehr. Sie wurden zwar nicht ausdrücklich enteignet, doch wurden sie »staatliche Lokale«, in denen die Bäcker mit ihren Gesellen als Staatsbeamte sitzen blieben. Niemand durfte sein Lokal verkaufen, niemand seine Lizenz veräußern, jeder Bäckerssohn mußte Bäcker werden; der Privatverdienst, den die Bäcker bis dahin gemacht hatten, floß in die Kasse der Korporation.

Selbstverständlich besoldete der Staat aus dem *fiscus frumentarius* [dem Fonds des Getreideministeriums] seine »Bäckereibeamten«. Doch viele von ihnen trugen schwer an der Neuordnung der Dinge. Manche waren sehr reich gewesen und hatten Großbetriebe gehabt wie jene beiden Brüder Latini, die täglich dreihundert Hektoliter vermahlen und verbacken konnten.

Und all das geschah den Bäckermeistern in einem Staat, der alles eher denn ein sozialistischer war. Aber anscheinend ging es nicht anders. Ein Gemälde der Katakomben zeigt uns einen römischen Bäcker, der, an seinem Tische stehend, links das Symbol der Innung hält, den *modius*, das Scheffel-Maß.

Rechts aber streckt er in einem Korb ein Brot der *plebs frumentaria* entgegen: Leuten, die keine Käufer sind, sondern staatliche Almosen-Empfänger.

Diese »plebs frumentaria«, das Heer der städtischen Arbeitslosen, war der Schrecken der Staatsfinanzen. Durch die Rücksichtslosigkeit der auswärtigen Großgrundbesitzer, die Italien entvölkerten, wurden immer neue Armeen von Erwerbslosen in die Stadt gepreßt. Im Jahre 72 v. Chr. hatte die Zahl der unentgeltlichen Kornempfänger schon 40000 Personen betragen. Aber sie stieg. Bald sprach Sallust von »*largitiones, quae rem publicam lacerant*« — von Spenden, die den Staat zerrissen. Julius Cäsar stieß bereits auf die ganz enorme Ziffer von 200000 Kornempfängern. Augustus versuchte das Proletariat zu reduzieren, indem er zunächst die »falschen Bedürftigen« abschieben wollte. Aber bald gab er diesen Versuch auf. Wenn er wirklich herrschen wollte, mußte er dreierlei vollziehn. Zunächst die »plebs frumentaria« so, wie sie war, mit Getreide versehn. Dann, außer diesem Proletariat, noch seine Leibgarde ernähren. Und drittens mußte er bereit sein, eine große Masse von Korn rechtzeitig auf den Markt zu werfen, damit der private Kornhandel den Brotpreis nicht hinauftreiben konnte.

Denn Rom war kein sozialistischer Staat, und es gab einen Kornhandel. Nur in Ägypten, der Kaiser-Domäne, hatte der Handel nichts zu suchen. In allen übrigen Provinzen konnten Händler Korn aufkaufen und mit der Ware spekulieren. Sueton [70—140 n. Chr.] rühmt ausdrücklich von Augustus, daß er es verstanden habe, »die Interessen des hauptstädtischen Volkes mit denen der Kornhändler zu versöhnen« — was ihm sicherlich nicht ganz leicht fiel. Denn die Kornhändler jammerten über ihre Risiken. Sie könnten mit dem Preis nicht herunter: die Frachten ... die Seeräuber ... Schiffsuntergänge ... die Mißernten. Ich glaube: man kennt das. Als späterhin in Afrika ein paar Händler erschlagen wurden, kümmerte die Polizei sich nicht sehr um die Verfolgung der Mörder.

Die Hauptsache war, daß in Rom alles still blieb. Dafür sorgten der schon erwähnte »Verteilungsminister der Jahres-Ernte,« der *praefectus annonae* und seine Bäcker. Damit alles ordentlich vor sich ging, wurde für das Proletariat die *tessera frumentaria*, die Getreidekontrollmarke, eingeführt. Sie war aus Bronze und trug das Bild des jeweiligen Kaisers und Spenders. Wer dieses Dokument vorweisen konnte, durfte zunächst allmonatlich die Regierungsspende abholen: später dann allwöchentlich, wofür man Bleimünzen vorweisen mußte. Unter Kaiser Aurelianus [270—275 n. Chr.] wurde statt der Getreideverteilung die *Brotverteilung* eingeführt. Und zwar erhielt jeder täglich zwei Brote. Gegen 300000 Menschen preßten sich vor den Bäckerläden in den engen Straßen Roms, die dafür nicht geschaffen waren, und behinderten den Verkehr. Unter diesem Kaiser wurde die »tessera« als *erblich* erklärt. So wurde der Arbeitslose ermutigt, Söhne und Töchter zu bekommen. Wie er, würden seine Nachfahren

auf ewig vom Staat erhalten werden! – Damit der Staat Hunderttausende von unproduktiven Menschen füttern konnte, mußte er obendrein eine Unzahl von Beamten in den Einfuhrhäfen und in den fernsten Provinzen besolden.

Die gütige Göttin, die all dies vermochte – ursprünglich war es gar keine Göttin, sondern eine Wirtschaftsmaßnahme –, wurde gar bald vom Volk angebetet. Wo das Bild der *Annona* auf Münzen erscheint, ist sie eine junge Frau aus dem Kreis der Demeter und Ceres, im linken Arm ein Füllhorn haltend, in der rechten ein Getreidebündel. Manchmal begleiten sie Schiffssymbole, um anzudeuten, daß ihr Getreide nicht in Italien gewachsen sei ...

Nein, gewiß nicht. Fern von Italien verehrte man die »Annona« kaum. Die *provinciae frumentariae*, die Brotländer, entblößten sich selbst, indem sie den Grundstock ihrer Nahrung an Italien abgaben. In den Randländern des Römischen Reiches litten sehr viele Menschen Hunger.

ROM:

Der Brotgott Jesus Christus

35

IN DIESE WELT DES RÖMISCHEN IMPERIUMS WAR JESUS CHRISTUS EINgetreten. Es war, wie wir sahen, eine Welt realer Nöte, physischen Hungers, eine Welt, in welcher die Kornwucherer das Getreide zurückhielten und der Staat, der Kaiser, das Brot zu politischen Zwecken mißbrauchte, indem er nur diejenigen ernährte, die seine Macht anbeteten. In diese Welt trat Christus ein. Und sagte von sich, er sei Gottes Sohn.

Es war aber auch eine Welt metaphysischen Hungers. Zahllose empfanden, daß sie nicht die rechte sei. Der Herrschergenius der Römer erschöpfte sich in der Verwaltung, aber der Seele gab er nichts. Wo die Römer hinkamen, wurde alles organisiert – doch zugleich erschienen auf fühlbare Weise alle Dinge wie erstorben. Die Lebenswerte nahmen ab. Es war eine antikünstlerische und antireligiöse Kultur, die das Weltreich aushauchte. Selbst auf dem Gebiete der Religion benahm sich Rom nur als Fach-Beamter. Der Flamen Cerealis zum Beispiel, der Hohepriester des Ackerbaus, hatte beim großen Fluropfer folgende »Götter« anzurufen:

Vervactor [den Gott des Brachpflügens]
Redarator [den Gott des zweiten Pflügens]
Imporcitor [den Geist des Furchenziehens]
Insitor [den Geist des Einsäens]
Obarator [den Genius des Überpflügens]
Sarritor [den Genius des Behackens]
Subruncinator [den Genius des Jätens]
Messor [den göttlichen Helfer beim Mähen]
Convector [den göttlichen Binder des Korns]
Conditor [den Gott, der zur Scheune fährt]
Promitor [der schließlich das Korn herausgibt].

So erzählt es Fabius Pictor in seinem *Jus pontificium*, seinem »Gesetzbuch des Opferrechts«, und so sah die römische Religion aus, von der ihre Priester und Laien wußten, sie sei keine Religion. Denn was der Flamen des Ackerbaus anrief, das waren natürlich keine Götter, sondern schätzbare Tätigkeiten, die man auf juristischem Wege religiös eingekleidet hatte, damit der Landmann sie nicht vergäße.

Die Paragraphenherrschaft Roms entseelte tatsächlich die ganze Erde. Abgesehen von Lokalreligionen [beispielsweise der *jüdischen*], die von Rom nicht überwunden wurden, gab es in dem Riesenreich aber noch überall vorhandene, große spirituelle Mächte. Da war zunächst die *griechische Bildung*, das künstlerische Erbe Athens, die Lehren Epikurs und der Stoa: sie waren der Trost aller besseren Menschen. Aber auch nur der besseren Menschen. Das Edelste, was die Griechen gaben, war eine künstlerische Skepsis. Das Volk aber freute sich nicht am Zweifel, das Volk verlangte Positives.

Darum war viel mächtiger der *ägyptische Zauberpriester*. Die Taschenspieler aus Alexandria, die durch das ganze Römerreich zogen und Transsubstantiationen vornahmen, Wasser in Wein verwandelten, waren dem Volke viel wichtiger als die blasse Geistesbildung der gräzisierenden Salons. Hier war doch etwas Handfestes! Beim Ägypter konnte man zaubern lernen, und auf wissenschaftlicher Grundlage! Da wurden Papyri und Formeln verkauft, die den eigenen Willen verlängern mochten. Da konnte man das Schicksal zwingen, Bann und Magie auf den Gegner ausüben. Sogar in die Salons drang derlei. Was war zum Beispiel Ovid anderes, der modische Dichter, als ein Beschreiber »magischer Verwandlungen?« Der in herrlichen Versen abmalte, wie ein Mensch zur Wolke wurde, eine Nymphe zum Baum, ein Weib zu Stein. Macht über die Materie ausüben: das war die »Lebenserleichterung«, die die meisten Menschen suchten.

Doch daneben gab es noch Mächtigeres als den ägyptischen Zauberer. Das war sein genaues Gegenteil, der *assyrische Astrologe*. Obwohl die aus Iran gestiegenen Reiche der Assyrer, Babylonier und Perser bis auf die Grundmauern

zerstört waren, lebte doch deren Staatsreligion, der *Sternenglaube*, im Volke weiter. Dieselben Menschen, die eben noch glaubten, menschliches Wünschen vermöge alles, wenn man es nur durch Zauber verstärke, glaubten im nächsten Augenblick, sie seien ein Spielball kosmischer Kräfte. Jegliches Individuum war bedroht und eingespannt in den jeweiligen Sonnen- und Stern-Stand. Sogar die großen Heldenleben hatten sich nicht anders ereignet als in Übereinstimmung und mit dem Segen des nächtlichen Himmels. Die zwölf Arbeiten des Herakles versinnbildlichten das Sichvorwärtskämpfen der Sonne durch die Tierkreiszeichen. Als Jesus Christus gestorben war, da ordnete Markus, der Evangelist, der selbst vielleicht Astrologe war, die Begebenheiten dieses Lebens so, daß sie einem Sonnenjahr und den »Abenteuern der Sonne« entsprachen. Bis ins einzelste wurde der Einklang mit dem Leben Jesu ertüftelt. Daß dieses Leben eigentlich mit Johannes dem Täufer begann, wurde erklärt mit dem Aquarius, dem Sternbilde des Wassermanns, der zur Wintersonnenwende gerade über den Horizont taucht. Die beiden Fische im Tierkreis entsprachen den Fischern Simon und Andreas, die Jesus zu seinen Jüngern aufnimmt. Als die Sonne ins Sternbild der Ähre trat, rauften die Jünger am Sabbath Ähren, um dem Meister den Weg durch ein Kornfeld zu bahnen. Die Errettung aus dem Seesturm trat ein, als die Milchstraße sich von der Sonne wegsenkte. Beim Speisungswunder der Fünftausend »durch fünf Brote und zwei Fische« befand sich die Sonne in den Fischen, während ihnen gegenüber die »Jungfrau mit der Ähre« erglänzte. Viele Menschen hätten nie geglaubt, daß Christus der irdische Heiland war, wäre sein Leben nicht Spiegelbild kosmischen Geschehens gewesen. Seine Schicksale schienen die der Sonne: mit Aufgang, Ansteigen, Kulminieren, Absteigen und Untergang.

Doch auch wenn man das alles wegstößt, wenn man sich bemüht, das reale Leben Jesu aus griechischen, ägyptischen, babylonischen Vorstellungsschichten zu lösen und es zu sehn, wie es wirklich war: als das Leben eines großen Propheten, der sich gegen sein Vatervolk, die Juden, empörte: — sogar dann bleibt diesem Leben viel Irreales. Man möchte glauben, die Evangelisten, die sein Leben aufzeichneten, wären »Agrosophen« gewesen — eine Sekte, die es niemals gab; und die man, hätte es sie gegeben, die »Ackerbau-Weisen« nennen müßte. Auch ohne ihn »zur Sonne zu machen«, bringen sie ihn auf Schritt und Tritt mit dem Vegetationsjahr in Verbindung. Man bedenke, was es heißt, daß dieser Sohn Josephs und Marias in *Bethlehem* geboren wurde. »Beth-Lehem« heißt nämlich »Haus des Brotes«; und damit man nur ja nicht glaube, daß Christus etwa ein Brotbesitzer wie Kaiser Augustus gewesen sei, wird er in einem Stall geboren, als Armer, den die Ackertiere Esel und Ochse wärmend behauchen. Seine Wiege ist eine Freßkrippe. [Auch den Vegetationsgott Bacchus legte man in eine Futterschwinge.] Selbst der Hügel *Gethsemane* ist eine agrarische Leidens-Station: er bedeutet nämlich »Öl-Presse« ... Das alles ist schon sehr

merkwürdig. Aber viel merkwürdiger ist noch, daß Jesus während des Vegetationsjahrs, von Sonnenwende zu Sonnenwende, in welchem sich sein Schicksal erfüllt, die meisten seiner ethischen Lehren in eine Reihe von *Gleichnissen aus dem Acker- und Gartenbau* kleidet. Das ist deshalb so merkwürdig, weil er selbst kein Ackermann war, sondern der Sohn eines Zimmermanns; aber mit wenigen Ausnahmen – dem Gleichnis vom Balken und vom Splitter – beschäftigen seine Gleichnisreden sich nicht etwa mit dem Dachdecken und der Möbeltischlerei, sondern in sehr subtiler Weise mit dem Pflügen, Säen und Ernten, mit Stallwirtschaft, Hirtenleben, Schafhüten, Weinstockschneiden und Brotbacken. So ist es ersichtlich, daß sehr viele Menschen ein großes Interesse daran hatten, ihn auf das Gebiet des Agrarischen abdrängen und einzäunen zu wollen. Das heißt: sie wollten sich seine Ethik überhaupt nur gefallen lassen, seine jenseitigen Prophezeiungen, wenn er ein *irdisches Reich der Fülle* etablierte, ein Reich des Korns.

Wie Jesus diese Interessen einerseits für berechtigt hielt und sich andererseits gegen sie sträubte, das gehört zum Heldenlied seines Lebens. Wir dürfen nämlich nicht vergessen: Das Hauptproblem der Zeit war der *Hunger!* Es war ein so gut wie neues Problem, das von den römischen Schriftstellern nur sehr selten behandelt wurde, weil die Herrenkaste es noch nicht sah. Der Bäckersohn Vergil zum Beispiel spricht vom Hunger noch rein rhetorisch als einem mythologischen Scheusal, das irgendwo in der Unterwelt neben der »Kälte« oder der »Furcht« lebt. Massenhunger scheint etwas Irreales. Er war noch zu frisch, um gesehen zu werden. Denn vor der Organisation der Welt durch das römische Kaiserreich hatte es nur *lokalen* Hunger, und einen zeitlich begrenzten, gegeben, wenn eine Stadt belagert wurde oder irgendeine Seuche die Schnitter vorzeitig weggerafft hatte. Solche kleinen Unfälle waren bei der nächsten Ernte behoben. So hielt 430 v. Chr. der athenische Redner Lysias eine Rede gegen die Kornaufkäufer. Welch kleine Angelegenheit, ob und wieviel Schwarzmeer-Getreide Athen in einer Saison erhielt! Dreißig Meilen davon entfernt wußten die Menschen davon nichts mehr.

Die Syrer hatten für alle Fälle in ihrer Stadt Smyrna der Hungergöttin Bubrostis einen Tempel geweiht. Aber er war fast nie geöffnet! Das große Problem der Acker-Erschöpfung gab es nämlich in älterer Zeit nicht – und auch nicht die Politisierung des Brotes: daß der Staat Provinzen aussaugte, um andere Provinzen zu speisen. Da die meisten Landstriche sich selbst versorgten, gab es auch keine Transportkrisen. Das war über Nacht gleichsam anders geworden. Der Hunger wanderte durch die Provinzen des Römerreichs, der natürliche Hunger und neben ihm der künstliche Hunger als römische Verwaltungsmaßnahme. Es war kein Wunder, daß ein Mensch, der die übrigen Menschen »erlösen« wollte, zunächst einmal auf die Frage stieß: »Und was bringst du uns für das *Diesseits?*«

36

In früheren Zeiten hatte Eleusis zwei Lösungen wunderbar verknüpft. In den Mysterien war den Menschen das Jenseits versprochen worden, doch es wurden dem ackerbauenden Stand zugleich große Ehren im Diesseits erwiesen. Diese Hebung des griechischen Bauernstandes war aber schon sehr lange vorbei; es war ihm kein Welt-Bauernstand gefolgt. Im Gegenteil: Rom war bauernfeindlich; durch die Ermordung des Tiberius Gracchus war »die Ackerbaugöttin beleidigt worden«. Im obersten Kollegium der eleusinischen Weltkirche saßen zwar römische Beamte, Kaiser, Prokonsuln und Senatoren, aber die eleusinischen Weihen nahm man nur noch um des Jenseits willen. Pflugfeier, Ähre und Erntefest waren längst zur Symbolik erstarrt. Vor einem halben Jahrtausend noch war das alles ganz anders gewesen. Jetzt stillte die Bruderschaft von Eleusis nur noch den metaphysischen Hunger.

Als im Jahr 1890 Demetrios Philios eine Anzahl von Besuchern durch die Ausgrabungen von Eleusis führte, fragte ihn ein Amerikaner: »Und wo war hier eigentlich das landwirtschaftliche Seminar?« Diese Frage war sehr begreiflich. Der Frager war Schüler von Seaman A. Knapp, welcher nach dem Bürgerkrieg dem zerstörten Süden der U.S.A. den Ackerbau wieder beigebracht hatte. So glaubte jener Amerikaner in dem sagenhaften Triptolemos den Typus des »*teacher*« zu erkennen – doch der Ausgrabungsdirektor mußte ihm sagen, daß es eine »Ackerbauschule« in Eleusis kaum gegeben habe. Und das sei auch nicht nötig gewesen. In der Gründungszeit von Eleusis sei das Ackerproblem nicht schwer gewesen. Religiöses Erinnern hätte genügt, damit die Felder bestellt wurden. In der Römerzeit allerdings wäre mehr Praxis nötig gewesen. Die Erschöpfung des italienischen Bodens [*exhaustio soli*] und die damit einhergehende systematische Ausplünderung der Provinzen hätte ein praktisches Eingreifen der eleusinischen Kirche erfordert – entweder ein agrartechnisches oder soziales Eingreifen. Doch, natürlich, griff Eleusis nicht ein.

Von dort kam den Massen keine Hilfe. Die Mysterien reizten zwar nach wie vor die Neugier vieler Menschen. Doch sosehr der Erwerb der Seligkeit den einzelnen beruhigte, mit »*himmlischem Brot*« war's nicht getan, es mußte gleichzeitig auch irdisches kommen – und so sahen die Menschen damals sich jeden neuen Propheten an: Kümmerte er sich auch um den Brotpreis? Und hatte er zu essen für sie? Es kam der Tag, da mußte die Provinz Judäa »*ton tetarton tu situ*« [den vierten Teil ihres Getreides] an den römischen Staatsschatz abführen.

37

Was Wunder, daß Jesus Christus sofort, als er sein Prophetenamt antrat, mit dem Brote zusammenstieß! Der Teufel war es, der da meinte, wenn Christus wirklich Gottes Sohn sei, so möge er das Übel abschaffen, das die Zeitgenossen am meisten nagte: Er möge *den Hunger abschaffen!* Und der Teufel suchte sich, wie Matthäus und Johannes erzählen, den Augenblick aus, der psychologisch für dieses Ansinnen der richtige war. Jesus war in die Wüste gegangen, um sich, ferne von den Menschen, auf sein Erlöser-Amt vorzubereiten. »Und«, heißt es nun, »da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: »Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden«. Er aber antwortete und sprach: »Es steht geschrieben: der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.« Hiermit bezog er sich auf Moses, der das Manna-Wunder erklärt hatte.

Der englische Dichter John Milton hat in seinem »*Paradise regained*« eine großartige Exegese dieser Szene geschrieben. Hier nähert sich der Teufel Jesu als neugieriger Wanderer. Er habe schon viel von ihm gehört; und es sei doch eigentlich schrecklich, so in der Wüste umherzuwandern:

»So weit entfernt von allem Menschenpfad,
wo Karawanen ziehn. Kein Einzelgänger
kam jemals wieder. Denn es fiel sein Leichnam,
gequält von Hunger und verdorrt von Durst.«

Ob es nicht besser wäre, eine Stadt oder ein Dörfchen aufzusuchen [allerdings auch das nächste noch würde sehr weit sein!], wo Jesus lehren und die andern ihm zuhören möchten?

Darauf erwidert Christus recht trocken:

»... Der mich hierhergebracht, er bringt
mich auch zurück. Nicht andern Führers 'darf ich.«

Das könnte, fällt klug der Teufel ein, aber höchstens durch ein *Wunder* geschehn:

»Ich sehe keinen andern Weg — und mögen
wir eine Weil' von trockenen Wurzeln leben —
Durst plagt uns Menschen schärfer als Kamele,
die so weit reisen, ohn' zu trinken. Wir
sind Härten vielgewohnt, 's ist wahr — jedoch ...«

Mit großer psychologischer Feinheit dirigiert Miltons Teufel das Gespräch dorthin, wo er es haben will. Er läßt, elegant, die Situation selbst zu Jesus Christus sprechen:

»Doch, wenn du Gottes Sohn bist, so befiehl,
daß diese harten Steine wandeln sich in Brot,
auf daß du rettest dich und wir nicht sterben!«

Jetzt erst stutzt Christus. Er erkennt, wen er vor sich hat, blickt ihn an und schleudert ihm eine Breitseite von Wahrheiten entgegen. »Thinkst thou such force in bread?« beginnt er grollend.

»Denkst du so hoch vom Brot? Nicht steht's geschrieben!
Ich kenn' dich wohl. Ein anderer, als du scheinst,
bist du. So merke denn: Der Mensch lebt nicht
vom Brot allein. Ein jedes Wort, das hergeht
aus Gottes Mund, ernährt ihn. Wer doch nährte
die Väter hier mit Manna? Vierzig Tage
war Moses im Gebirg, aß nicht und trank nicht;
und vierzig Tage ohne Speis' und Trank
Elijah wanderte durch Wüsten hin.
Was säest du Versuchung in mein Herz,
der du doch weißt, wer *du* bist und wer *ich* bin?«

Jesus erkannte die Gefahr. Wenn er jetzt das Hauptproblem der römisch-irdischen Welt löste, wenn er den *Hunger* abschaffte, wenn er tote Gegenstände, die ihm zufällig begegneten, in nahrhaftes Brot verwandelte, dann wäre er König der Erde geworden. Diese kleinen, runden Steine, die in der Wüste herumlagen, sahen dem Brote der Juden so ähnlich, daß die Hungerphantasie eines lange Fastenden sie sehr wohl in Brot transformiert wünschen konnte. Doch hätte Christus danach gehandelt, dann hätte er den geistlichen und himmlischen Teil seiner Sendung zerstört. Gerade das wollte Miltons Teufel, als er ihn so sänftlich versuchte und mit so natürlicher Freundlichkeit ... *Thinkst thou such force in bread?* Gewiß hatte Brot solch eine Macht, in einem Zeitalter, wo es fehlte. Und — so sah es auch Dostojewskij — wenn Jesus tatsächlich eine Hand an diesen Hebel gelegt hätte, hätte er die irdische Welt aus ihren Angeln heben können. Als Gegen-Kaiser und Sieger über Augustus.

Nach dem Glauben des Evangelisten aber wollte er es nicht, obwohl er die Menschen auch irdisch liebte und sie gern ohne Hunger gesehn hätte. Es ist ein wunderbarer Zug, daß er den *Realwert des Brotes* als Menschenspeise ganz richtig einschätzt. Wenn ein Kind euch um Brot bittet, so könnt ihr ihm keinen Stein dafür geben, sagt er — das ist die Kehrseite der Versuchung in der Wüste. Das Verlangen nach Brot ist auch wichtiger als die Bequemlichkeit des Nachbarn: auch wenn der schon eingeschlafen ist, um Mitternacht, und sich darüber ärgert, werden wir ihn herausklopfen, sobald uns selbst ein Freund besucht und wir drei Brote leihen müssen, um diesen Ankömmling zu bewirten [Lukas 11, 5—8]. Brot ist auch wichtiger als das *Gesetz*: — wie David, als ihn hungerte, von den heiligen Tempelbroten nahm, so raufen die Jünger am Sabbath Ähren. Der Syrophoenizierin, die den Herrn bittet, ihre besessene Tochter zu heilen, erwidert er — nach einem Blick, den er in ihr Haus getan hat — mit der erstaunten Gegenfrage, was das wohl für eine Art sei, den Hunden im Zimmer Brot zu geben, den Kindern aber anscheinend nicht.

Sie aber antwortete und sprach: »Ja, Herr! Aber doch essen die Hündlein unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder.«

Jesus lobt sie für dieses Wort und findet ihre Anschauung richtig: Man kann eigentlich kein Gottesgeschöpf vom Genuß des Brotes ausschließen. – Vor allem aber bittet er, als er die Jünger beten lehrt, im *Vaterunser* ums »tägliche Brot«. Er bittet also um dasjenige, vor dessen übertriebener Sorge er seine Anhänger sonst warnt. Er weiß, daß die Sorge um das Brot die Menschen verdummt. Wer kümmert sich, sagt er, um Lilien und Raben? Und Gottes Güte ernährt sie dennoch! Das sind psychische Heilsworte, die er zu den Menschen spricht. Spricht er aber mit seinem Vater, so enthüllt er, um was es beim Brot geht. Denn das Brot ist das einzige irdische Ding, um das der ganz geistige Jesus bittet. Er fleht nicht um Brot im allgemeinen. Nein, er erbittet das *tägliche* Brot! Er scheut sich nicht, gleich dem römischen Armen, um den *panis quotidianus* zu bitten, wie der römische Kaiser ihn austeilt. Nur bittet er einen viel Größeren als den römischen Kaiser um Brot. Diese Bitte ist so erschütternd, daß sie die Augen von Menschen feuchtet, die sonst über fromme Dinge nicht weinen. Es ist wirkliches Brot und tägliches Brot, um das – man bedenke es! – Jesus bittet. Deshalb ist der heilige Cyprian [252 n. Chr.] auch völlig im Unrecht, wenn er sagt: »Jesus hatte es nicht nötig, seinen Vater um *wirkliches* Brot zu bitten. Brot hat einen übertragenen Sinn und bedeutet Himmlische Weisheit. Jesus war ein gerechter Mann. Der Gerechte kann nie Mangel leiden, nie hungern. Er besitzt alles!« Das ist eine Entstellung, die das Gemeinschaftsgefühl verkennt, das Jesus mit *allen* Menschen verband. Er wollte auch nicht nur der Gott der Gerechten, sondern auch der Gott der Sünder sein.

38

WENN Jesus Christus behauptete, er sei Gottes Sohn, seine Wohnung der Himmel und er sei auf Erden nur Gast, so wirkte das auf die Menschen des Damals ganz anders als eine solche Behauptung auf die Menschen des Heute wirken würde. Über die Annahme, ob »etwas stimmt«, entscheidet jeweils die Bildungssumme aus Beobachtung und Denken. Während die heutige Bildungssumme die Annahme geradezu verbietet, daß ein Mensch, »den wir mit Augen sehen, gleichzeitig Gottes Sohn sein könne«, dachte der antike Mensch, auch der gebildete, völlig anders. Wie urteilte etwa Seneca [4 v. Chr. bis 65 n. Chr.] über die »Doppelnatur von Erscheinungen«?

»Wie die Sonnenstrahlen die Erde zwar berühren, aber da zu Hause sind, von wo sie ausgehn, so ist's mit dem großen und heiligen Geist, der in den Leib bestimmter

Menschen herabgesandt ist, damit wir das Göttliche näher kennenlernen: er verkehrt zwar mit uns, aber er haftet an seinem Ursprung. Von dort hängt er ab, dorthin schaut und strebt er; bei uns weilt er nur wie ein besserer Gast.«

Seneca kannte Christus nicht; aber vielleicht hätte er, wie zahlreiche andere Zeitgenossen, an die moralisch-physische Doppelnatur eines Gottes *und* Menschen bei der Bekanntschaft mit Jesus geglaubt.

Wenn schon die Gebildeten den zeitgenössischen Erdenwandel eines Gottes in Menschengestalt nicht grundsätzlich für unmöglich hielten, um wieviel weniger das Volk! Das Volk im Vorderen Orient glaubte nicht etwa, wie die Juden dies immer wieder eifernd verlangten, an einen ganz bestimmten Gott, der streng als unsichtbar gedacht war — sondern an eine Reihe von Göttern, die einander überlagert, aber nie völlig erdrückt hatten. Der Vordere Orient hatte politisch lange Zeit zu Ägypten gehört, dann jahrhundertelang den Persern und Griechen; später spülten römische Söldner, die aus allen Weltteilen kamen, ihre Glaubensvorstellungen ins Land. Das Volk trank sie gerne. Wie in einem Mischbecher fluteten durch Kleinasien ein Dutzend lebendiger Religionen. Der geistige Boden Palästinas, den der Jude Jesus trat, war keineswegs nur jüdischer Boden. Wären die kleinen Handwerker und Bauern, denen er seine Lehren vortrug, wirklich fromme Juden gewesen, schrift- und gesetzeskundige Leute, er wäre schneller erledigt worden. Er hätte wohl kaum Zeit gehabt, ein ganzes Jahr umherzuziehen.

Mochte der große Haufe glauben, was er wollte, in einem waren sich alle einig: Wenn ein neuer Gott auftrat, so mußte er »*Lebenserleichterung*« bringen. Das konnte er auf mancherlei Wegen. Er konnte Revolution machen, einen Nationalkrieg führen und eine gerechte Neuverteilung aller Güter vornehmen. In dem »Gleichnis vom Zinsgroschen« [daß man dem Kaiser geben solle, was nun einmal des Kaisers ist] wies Jesus diesen Weg von sich. Doch es gab einen anderen: die politische Ordnung stehn zu lassen, aber die Naturordnung mittels des *Wunders* zu durchbrechen. Diesen zweiten Weg verlangten die Menschen. Sie liefen ihm nach, sie belästigten ihn, sie wollten die »individuelle Erlösung von den materiellen Übeln«; sie verlangten teils Krankenheilung, teils Aufbesserung ihrer Nahrung. Sie verlangten das Wunder der *Brotschöpfung* — also genau dasselbe, was Jesus bei der Versuchung in der Wüste vor dem Teufel verweigert hatte.

Warum aber willfahrte er ihnen? Er tat es aus dem edelsten Grund, und die vier Evangelisten sagen und zeigen es immer wieder: Er tat es, weil sie »ihn jammerten«. Man widersteht dem Teufel leichter als dem Mitleid. Diese Menschen litten an schrecklichen Krankheiten, starben zu früh, waren hilflos und hungrig. So tat er denn aus Menschenliebe, was für die Reinheit seiner Lehre von ihm vielleicht nicht wohlgetan war: Er heilte sie und gab ihnen Brot.

Ja, hätte er nicht tun sollen, was selbst ein eiskalter Quacksalber wie Apollonius von Tyana tat, der durch Italien und Spanien zog und der von sich aussprengen ließ, daß er die Toten auferweckte? Apollonius tat es wohl schwerlich aus Mitleid mit den Hinterbliebenen, sondern wahrscheinlich aus Machtdünkel. Christus aber tauchte so tief in das Leiden der anderen, daß es ihm unerträglich schien, nicht zu helfen. Die Folge war, daß die Menschen an ihn glaubten. Er hat *diese* Folge zwar angestrebt, aber er vergriff sich im Mittel. Er, der gewiß gekommen war, um eine vollkommenere Gemeinschaft für das Himmelreich vorzubereiten, verstrickte sich immer tiefer ins *Wunder*. War er ein Gott in Menschengestalt, so mußte er irgendetwas tun, um sich ihnen zu beweisen. Er vergaß, daß die Folgen für ihn, den Schenker, größer waren als für die Beschenkten. Sie hörten ihm überhaupt nur zu, wenn er ihnen Wunder erschuf? Sie, die anders nicht an ihn glaubten, verlangten den *Brotgott Jesus Christus*. Solange er die Gefahr nicht sah, willigte er in den Kompromiß.

Mit größter psychologischer Wahrheit schildern die Evangelisten Jesu Harmlosigkeit beim Wunder und sein Innewerden der Gefahr. Die Umschöpfungen der Materie beginnen, wie Johannes erzählt, bei der Hochzeit zu Kana, wo den Feiernden der Wein ausgeht und Jesus Wasser in Wein verwandelt. Er benimmt sich hier wie ein griechischer Gott, wie *Bacchus*, wie ein Freudenspender, der mit seinen Gaben ein Fest unterstützt. Dann geschieht es, daß er fünftausend Menschen speist. Er hat sich mit seinen Jüngern in eine Einöde begeben [das muß er tun, denn soeben ist Johannes der Täufer enthauptet worden, und Jesus hat Gefahr zu besorgen], viele Menschen aber laufen ihm nach, um seine Predigten zu hören, und sie fangen bald an zu hungern.

Und Jesus sprach zu ihnen: Wieviel Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben und ein wenig Fischlein.

Und er hieß das Volk sich lagern auf die Erde.

Und nahm die sieben Brote und die Fische, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern; und die Jünger gaben sie dem Volk.

Und sie aßen alle und wurden satt; und hoben auf, was übrig blieb von Brocken, sieben Körbe voll.

Und die da gegessen hatten, derer waren viertausend Mann, ausgenommen Weiber und Kinder.

Wir dürfen nicht vergessen, daß eine der ältesten Aufgaben des jüdischen Prophetenamts die Ernährung des Volkes war. So speiste der Prophet Elisa, der hierin das Vorbild für Jesus abgab, einmal eine Menschenmenge bei plötzlich auftretender Hungersnot mit einer ganz geringen Gabe. Und dennoch wurden alle satt:



13 - Die Speisung der Fünftausend [Julius Schnorr von Carolsfeld]

Es kam aber ein Mann von Baal-Salisa und brachte Erstlinge dem Mann Gottes, nämlich zwanzig Gerstenbrote und etwas unausgedroschenes Getreide. Und Elisa sprach: Gib's dem Volk, daß sie essen!

Sein Diener aber erwiderte: Wie soll ich hundert Mann davon speisen? Da sprach Elisa abermals: Gib dem Volk, daß sie satt werden! Denn so spricht der Herr: Man wird essen, und es wird übrig bleiben.

Und er legte es ihnen vor, daß sie aßen; und es blieb noch übrig nach dem Wort des Herrn.

Wenn wir diese Erzählung aus dem »2. Buch der Könige« aufmerksam lesen, erkennen wir, daß hinter ihr sich nicht notwendig ein Wunder verbirgt. Das Brot mag sich gar nicht vervielfacht haben. Die Menge aber wurde satt, weil sie seelisch dazu bereit war. Diese Menschen, die nicht nur Brot empfingen, sondern zugleich auch das *göttliche Wort*, konnten von Wenigem satt werden. Ähnlich mag Jesus beim »Brotwunder« die Brote garnicht *vermehrt* haben; vielleicht erschuf er durch seine Inbrunst nur jene »seelische Bereitschaft«, die Voraussetzung für die Sättigung war.

Eine solche Interpretation würde das Wunder »nach innen« verlegen und zugleich seinen Geistesglanz erhöhn. Doch genau das ist's, was die Vielen nicht wollten. Sie wollten die roheste Form des Wunders: die Vervielfältigung einer Materie. Sie begriffen nicht, daß sie sattwerden konnten, weil es vor allem Gottes Wort war, das ihnen zugleich mit den fünf Broten und den zwei Fischen ausgeteilt wurde — sie sahen nur, *daß* sie satt wurden.

Die Folgen sind sogleich unerwünschte. Denn nicht nur das gewöhnliche Volk, auch die Jünger sind unfähig, das Geschehene zu begreifen. Sie sehn nicht, daß die Brotschöpfung vorging »im Einklang mit dem göttlichen Willen, den Jesus durch ein Gebet vollzog«. Sie sehn in dem Geschehnis nur ein Durchbrechen der Naturgesetze und fürchten sich entsetzlich vor Jesus. Sie fürchten sich auch, als er in der Nacht auf dem Wasser zu ihnen ins Schiff nachwandelt. Wieso vermag er das eigentlich? »Denn«, fügt Markus, der Evangelist, hinzu, »sie waren in nichts verständiger geworden über den Broten«. Das erste große Brotwunder hat also auf die Umgebung Jesu beinahe negativ gewirkt, weil man in ihm nur Zauberei sieht.

Das hätte Jesum warnen müssen. Daß er sich *nicht* danach richtete, ist fast eine intellektuelle Schuld. Aber — und dies ist so schwer glaublich, daß charakteristischerweise die Apostel Lukas und Johannes diese Erzählung fortlassen — er wiederholte kurz darauf das Speisungswunder an viertausend Mann, die genau in derselben Weise ihn drei Tage predigen hörten und nun nichts mehr zu essen haben. Diesmal sind es sieben Brote, aus denen er Brot für viertausend macht. Doch vielleicht ist Markus trotzdem im Recht, wenn er diese Geschichte erzählt. Die »Vorstellungen vom *Reich der Fülle*«, das eintreten

sollte, sobald erst Gott die wirkliche Herrschaft antreten würde, waren für den gemeinen Mann stets mit Essen und Trinken verknüpft — und die Brotwunder waren recht eigentlich Generalproben für das Reich der Fülle. Vielleicht hat der historische Jesus sogar noch öfter vom Brot gesprochen, von den Essensfreuden des *Jenseits*, als der biblische Text dies ahnen läßt. Papias, ein Kirchenvater [um 140 n. Chr.] hat folgende apokryphe Worte Jesu Christi aufgezeichnet.

»*Der Tag wird kommen, da wird ein Wein sein, der wird aus zehntausend Stöcken fließen. Jeder Stock wird zehntausend Triebe haben und jeder Trieb zehntausend Zweige. Jeder Zweig aber trägt zehntausend Beeren, und jede Beere, wenn sie gepreßt wird, soll fünfundzwanzig Maß Wein geben. Und wenn irgendein Heiliger eine Traube festhalten wird, soll sein Nachbar rufen: »Nimm mich und die meine! Mich hat der Herr noch mehr gesegnet!« Ebenso soll ein Weizensamen zu zehntausend Ähren aufsprießen, jede Ähre zehntausend Körner halten, und es soll ein jedes Korn zehn Pfund des weißesten Mehls ablassen. Und nicht anders soll es geschehn mit allen andern Samen und Pflanzen. Und auch die Tiere, die da essen von den Früchten der Gottesfülle, sollen in Frieden und Freundschaft leben, unterworfen niemandem denn dem Menschen.*«

Ähnliche Dinge hat Jesus wahrscheinlich in ekstatischer Rede versprochen — und jetzt, nach dem *zweiten Brotwunder*, sind denn auch dem Mißverständnis alle Türen und Tore geöffnet. Das gemeine Volk zweifelt nicht mehr, daß ein Mensch, der die Macht hat, aus dem Nichts viele tausend Brote zu machen, der neue »Gott des Brotes« ist, den alle Menschen inbrünstig ersehnen. Nicht weil die Erde unfruchtbar wäre — das ist sie gar nicht: in Palästina wächst genügend Weizen und Gerste —, sondern weil auf dem Brote ein Fluch liegt, den die Menschheit endlich getilgt wissen möchte. Der Fluch: »Im Schweiß deines Angesichts«. Das Wunder-Brot war tatsächlich Nahrung, die nicht gesät und geerntet war. Das schien das Großartige daran. Wer diese Wunscherfüllung brachte: *Essen ohne zu arbeiten* — der allerdings war der neue Gott.

Tragische Verstrickung ins Wunder! Selbst seine Feinde, die Pharisäer, die sich dem ungeheuren Eindruck nicht länger mehr entziehen können, verlangen ein Wunder, ein Zeichen von ihm. Natürlich weigert er es ihnen. Alles, was er bisher erschuf, erhielt er, indem er Gott darum bat. Wie könnte in ihrer Gegenwart die Harmonie zwischen ihm und Gott auf dem Gebetwege hergestellt werden? In diese gereizte und traurige Stimmung fällt nun gar noch die Bitte der Jünger, die mit ihm zu Schiffe fahren, ihnen *wieder* Brot zu verschaffen, »weil sie ihr Brot vergessen hätten«. Das ist zu viel für Jesus. Er grollt: »Was bekümmert ihr euch, daß ihr nicht Brot habt? Vernehmet ihr noch immer nicht und seid noch immer nicht verständig?« Als er fünf Brote brach unter fünftausend: hätten sie da nicht zwölf Körbe mit Brocken aufgehoben? Und

da er sieben brach unter viertausend, wären da nicht sieben ganze Körbe übriggeblieben? Und sie verlangten *immer wieder* die Wiederholung dieser Tat?

So schildert Markus, der Evangelist, Jesu ansteigende Bitterkeit durch die Bewußtseinswerdung der Gefahr. Der Evangelist Johannes aber rafft diese Erzählung stärker zusammen, streicht und ergänzt und führt das Ganze schließlich zu ungeheurer Klimax. Nach ihm speiste Jesus nur *einmal* fünftausend. Aber gleich darauf kommt es zu solchen Szenen, daß selbst Jesus sich vor den Menschen verbirgt. Er merkt, »daß sie kommen würden und ihn zum König machen würden«. Da entweicht er auf einen Berg – denn die Königskrone als Brotschöpfer ist das furchtbarste Mißverständnis, das ihm widerfahren könnte. Brotkönig ist ja der Kaiser in Rom, der Chef der Bäcker-Kollegien, der die »tessera frumentaria« herausgibt, die Brotmarke für die Armen. Das wollen sie aus Jesus machen? Brotkönig und Brotgott wider Willen! Schon ziehen die Menschen im Land herum, um ihn überall zu suchen, schon befahren sie in Booten das Meer. Und schließlich finden sie ihn auch, stellen ihn und umringen ihn im Tempel von Kapernaum. Da wendet Jesus sich ihnen zu; wie ein Wild, das nicht mehr entfliehen kann, schleudert er ihnen die Wahrheit entgegen:

Ihr suchet mich nicht um des Geistes willen – »sondern daß ihr von dem Brot gegessen habt und seid satt geworden«. Sie mögen sich aber um Speise kümmern, die nicht vergänglich sei sondern geistig, und mitwirken an Gottes Werk. Als sie ihn fragen, wie man das macht, erwidert er: »Das ist Gottes Werk, daß ihr an den glaubet, den er gesandt hat«. Schreiend erwidern sie ihm, daß, wenn sie an ihn glauben, sie um des Brotwunders willen glauben; ganz, wie sie an Moses glaubten, als er ihnen in der Wüste Manna zu essen gegeben habe. Das sei nicht das rechte Brot gewesen, erwidert Jesus – *er* bringe das rechte: »Das Brot Gottes, das vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt«. Sie spitzen die Ohren: Will er wieder ihnen Brot aus dem Nichts zaubern? Der Haufe drängt sich schmeichelnd an ihn: »Herr, gib uns allerwege solch Brot!« Doch diesmal bleibt er unerbittlich: »Ich selber bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.« Die Menge hört diese Worte nicht gern. Ja, hätte er sie niedergedonnert durch eins seiner Wunder, sie wären sogleich vor ihm an die Erde gefallen. Aber er zieht sich vom Wunder zurück – er spricht von geistigen Werten und Gaben – da drängen sie wieder dichter und frecher, starren ihm ins erschöpfte Gesicht und murren, daß er von sich sagt: »Ich bin das Brot, das vom Himmel gekommen ist«. Denn sie wissen doch eigentlich, daß er Josephs, des Zimmermanns, Sohn ist. Wie kann er dann also vom Himmel kommen?

39

Im allgemeinen tat Christus dar, daß er seine Reden und Lehren als Gleichnisse aufgefaßt wissen wollte. Er bediente sich, und zwar höchst ausführlich, schildernder Parabeln, die er Landleben und Hauswirtschaft entnahm. Wenn diese verständlichen Parabeln nicht sogleich verstanden wurden, machte er gute Exegesen und treffliche Erklärungen: denn es lag ihm daran, verstanden zu werden.

Was ist nun eigentlich eine Parabel? Dieser Name ist selbst gleichnishaft. Er entstammt der Geometrie des Apollonius von Perge [um 200 v. Chr.] und bezeichnet einen der Kegelschnitte. Diese Linie spielt obendrein eine Rolle beim Schießen und Werfen: »Die Parabel«, sagt Apollonius von Perge, »ist eine Kurve, beschrieben von einem Projektil, das sich in widerstandslosem Raum unter dem Einfluß der Schwerkraft bewegt.«

In der Rhetorik war die Parabel eine Form des Erzählens, die nach langem Fluge sich wendet und zu ihrer Ausgangs-Ebene, zum Verständnis des Hörers, zurückkehrt. Mit größter Meisterschaft wußte der Osten, aber auch das Griechentum, solche Parabeln zu erzählen. Parabolisch waren zum Beispiel Dienst und Festspiel in Eleusis: Leiden, Tod und Auferstehung des Samenkorns. Paraboliker waren auch die Verkünder des Alten Testaments, und Jesus ihr Nachfolger und Bruder.

Jesus aber — derselbe Jesus, der wußte, daß man das Allerletzte eigentlich nicht sagen könne, und der es deshalb im Gleichnis verbarg — hatte nun aber eine sehr schicksalvolle Eigenschaft. Er, der den Jüngern zugestand, daß sie allein sein Geheimnis begriffen [»Denen draußen widerfährt alles doch nur durch Gleichnisse«], er geriet wie die meisten Propheten des jüdischen Volkes leicht in Zorn. Wenn er in der lauschenden Menge einen unausrottbaren Widerstand fühlte, ein bösartiges Unverständnis, dann ergrimmte er. Er sprach dann nicht mehr in Parabeln, sondern in *Hyperbeln.*

Was ist nun eine Hyperbel? Die Hyperbel ist ein Kegelschnitt, der aus zwei offenen Ästen besteht, die in die Unendlichkeit zielen. In die Rhetorik übersetzt, bedeutet das eine Redefigur, die sich überschlägt und zu ihrem Ausgangspunkt *nicht mehr zurückkehrt.* Die Stelle im Johannes-Evangelium, wo Christus sagt: »Ich bin das lebendige Brot, vom Himmel gekommen. Wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit« ist noch ganz parabolisch gemeint und gesättigt von der Wirklichkeit eines Gleichnisses. [Ein Gleichnis ist ja doch etwas Wirkliches.] Doch gleich darauf hört man, daß die Juden diese Parabel nicht verstanden, daß sie untereinander zankten und sprachen: »*Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?*« Nun hat bis zu diesem Augenblick Jesus vom Fleisch-Essen gar nicht gesprochen — jetzt aber glaubt man ihn vor sich zu

sehn, wie er vor Zorn rote Augen bekommt. An dem Fels dieses Unverständnisses schäumt seine Rede empor. Er verläßt die Wirklichkeit der parabolischen Sprechweise und wirft seinen Zorn in Hyperbeln auf. Er sagt den Hörern Dinge, die er ursprünglich gar nicht gemeint haben kann und die sich in den Gleichnis-Sinn dessen, was er sagen will, auch nicht mehr einfügen. Er ruft mit überstarker Betonung: »Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der rechte Trank. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm.«

Das waren Zornworte — in eine Umgebung abgeschnellt, die die einfache Parabel nicht verstanden hatte, daß er als das Brot des Himmels das ewige Leben so verbürge wie das irdische Brot das irdische Leben! Wie einfach und faßlich war das gewesen — die unseligen Menschen begriffen es nicht. Wie verhielten sich diese Menschen, als Christus in Hyperbeln zürnte, mit Worten auf sie einpeitschte, die überhaupt keinen Grad von »Wirklichkeit« mehr besaßen? Das Evangelium gibt hierauf Antwort. Es sagt: »Viele seiner Jünger, die das hörten, sprachen: ‚Das ist eine harte Rede; wer kann sie hören?‘« Jesus aber — dämmte er nun sein Aufgebrachtsein und kehrte er zur Verständlichkeit der Parabel zurück? Nein, er wurde nur noch schroffer. »Ärgert euch das?« versetzte er, »wie, wenn ihr dann sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, da er zuvor war?« So türmte er eine neue Hyperbel, die niemand verstehen konnte, auf die alten und stieß diejenigen Menschen von sich, die gerne einen Sittenlehrer, einen quacksalbernden Wundertäter oder ähnliches in ihm gesehn hatten. Er brauchte sie nicht. Und der Evangelist berichtet: »Von dem an gingen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm«.

40

DASS es ein »Brot des Lebens« gab, das Unsterblichkeit verlieh, dieser Glaube war lang schon im Osten lebendig. Die Griechen nannten dieses Brot »Ambrosia«; die Juden kannten es aus Babylon. Während der fünfzigjährigen babylonischen Gefangenschaft [586—536 v. Chr.] lernten die Juden aus Keilschrifttafeln dieses »Brot des Lebens« kennen und wurden vertraut mit der Legende des großen Helden Gilgamesch, den nach Unsterblichkeit verlangte. Utnapischtim, der Fährmann der Götter, bäckt sieben himmlische Brote für Gilgamesch — sie sollen ihn wachhalten während der »Prüfung«:

»Fürs erste Brot ist der Teig gemischt,
das zweite Brot ist schon geknetet,
das dritte ist schon angefeuchtet,
das vierte hab' ich mit Mehl bestäubt und in den Ofen eingeschoben,
das fünfte Brot ist schon angebräunt,
das sechste ... Ach, Gilgamesch! Du schläfst ja!«

Indem er einschlief, hat Gilgamesch [der Schlaf ist eine Vorstufe des Todes!] die Unsterblichkeitsprüfung verloren.

So war es für die Masse nichts Fremdes, wenn Jesus von einem Brote sprach, dessen Essen Unsterblichkeit verlieh. Was so ungeheuerlich schien, war nur, daß er in schroffster Form sich selbst als dies Brot bezeichnet hatte. Nicht Hunderte und nicht Tausende, sondern die meisten seiner Hörer verlor Christus durch diese Rede. Man bedenke doch, was er gesagt hatte! Er hatte in schrecklicher Deutlichkeit die Umstehenden aufgefordert, sein Fleisch zu essen, sein Blut zu trinken. Die Kunde davon flog wie ein Blitz durch das jüdische Land. War er wahnsinnig? Jedenfalls war er ein Frevler. Denn, wenn auch die meisten seiner Hörer keine frommen Juden waren, sondern vielfältigen Einflüssen der heidnischen Umwelt preisgegeben, in *einem* fanden sie sich doch: in dem Abscheu vor Menschenblut. Die jüdischen Speisegesetze verboten überhaupt den Genuß von Blut. »Und welcher Mensch«, sagt das 3. Buch Mosis, »er sei vom Hause Israel oder ein Fremdling unter euch, irgendein Blut ißt, wider den will ich mein Antlitz setzen und ihn mitten aus seinem Volke rotten.« Und an anderer Stelle heißt es: »Ihr sollt auch kein Blut essen, weder vom Vieh noch von Vögeln, wo ihr wohnet. Welche Seele irgend ein Blut essen würde, die soll ausgerottet werden.« Denn die Seele selber ist im Blut — die Seele und das Blut sind Gottes. Gott hat das Blut zum Sühnmittel bestimmt; so darf es anderen Zwecken nicht dienen.

Nun beschäftigte sich der Pentateuch freilich nur mit dem Verbot von Tierblut. Doch warum? Weil man Trinken von Menschenblut überhaupt für unmöglich hielt! Es gab bekanntlich im alten Rom auch kein Gesetz gegen Vatermord. Denn: — wer tötete seinen Vater? Es war ganz unnötig, daß ein Gesetz solche Greuel hinderte — weil das innerste Lebensgefühl sie ausschloß. Und nun kam dieser Zimmermannssohn und forderte für die Seligkeit einen so schauderhaften Zoll. Essen von Menschenfleisch! Trinken von Blut! Wenn er sie hatte loswerden wollen, so gab es kein wirksameres Mittel: Wie sie in Haufen gekommen waren, so flohen sie jetzt in Haufen davon.

Doch Christus verlor nicht nur die Juden, er verlor auch die feinsten unter den Heiden. Zwischen den städtisch Gebildeten, den Philosophen der Vernunft, und sich selbst errichtete er einen Wall. Auch einen Seneca, der, wir sahn es, die Gottmenschlichkeit für möglich hielt, hätte es bei der Aufforderung »das Fleisch eines Gottes zu essen« gegraust. Und der feinste, maßvollste Kopf der

Zeit, Marcus Tullius Cicero, hat folgende Worte niedergeschrieben, die einen Streit in Eleusis beleuchten, die sich aber ebensosehr gegen die Blutmystik Christi richten: »Wenn wir unser Korn Ceres nennen und den Wein Bacchus, so gebrauchen wir eine übliche Redefigur. Denn könnte wohl jemand so wahnsinnig sein, allen Ernstes glauben zu wollen, etwas, das er ißt, *sei Gott?*«

Er schreibt es in seinem berühmten Buche »*De natura deorum*« [Über die Natur der Götter]. Die Wortkraft Ciceros erreichte zu seinen Lebzeiten gewiß viel mehr Menschen als Jesu Reden: alle Gebildeten glaubten ihm. In einem fortgeschrittenen Römer konnte die »Eßbarkeit von Göttern« nur den Schrei nach dem Irrenarzt wecken ... Dabei hätte Ciceros Vernunft sehr viel vernünftiger gehandelt, wenn sie eingesehen hätte, daß die dauernde Erneuerungskraft im Weizenkorn und in der Rebe ein göttliches Mysterium war. Die moderne Wissenschaft weiß das. Einer der Geschichtsschreiber des Brotes, Adam Maurizio, sagt: »Wir dürfen nicht vergessen, daß unser Lebensspender selber lebt«. Vom Erdenschoß bis zur Mühle ist ja — und sogar noch darüber hinaus — das Brotkorn ein lebendiges Wesen.

Mochte Christus die Zeitgenossen verlieren, mochte, wie Paulus sagt, seine Lehre »den Juden als Ärgernis erscheinen und den Griechen als eine Torheit«: seine dunkle und wilde Rede gewann ihm zahllose noch Ungeborene, die sich weder von Speisegesetzen noch von der Vernunft verbieten ließen, etwas, was sie nicht verstanden, in erschütterter Seele zu verehren.

41

UND als die Zeit erfüllet war, wollte Jesus mit seinen Jüngern das Osterlamm essen. Er kannte sein Schicksal. Er wußte: dies war das letzte Mahl in ihrer Mitte. Er war trauervoll und erregt — und als er nun den Wein auf dem Tische sah, da brach er in die Worte aus, daß er, solange er auf Erden weile, »nicht mehr von diesem Gewächs trinken werde«. Aber er sagte dies nicht allein. Vorher geschah noch anderes, wie der Evangelist Matthäus erzählt:

> Da sie aber aßen, nahm Jesus das Brot, dankte und brach's und gab's den Jüngern und sprach: Nehmet, esset; das ist mein Leib.
>
> Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket alle daraus.
>
> Das ist mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden.

Wieder die furchtbare Hyperbel! Als ob es eine Felswand wäre, auf die Jesus sich verstiegen hat und von der er nicht mehr herabsteigen kann ... Doch

nein, er ist oft herabgestiegen, seitdem er in der Synagoge von Kapernaum allen gesagt hat, sie mögen im Brot seinen Leib genießen. Er hat oft mit größtem Realismus seither von den Dingen der Menschen gehandelt. Was bringt ihn heute nun abermals in eine so fürchterliche Erregung, daß sich vor seinem leidenden Geist Brot und Wein in etwas verwandeln, was sie für andere Menschen *nicht* sind? Nun, wir wissen, daß diejenigen, die zum Tode verurteilt sind, ein anderes Gefühl für ihren eigenen Körper haben, einen Sinn mehr als die übrigen Menschen. Sie sehen diesen Körper bereits, diese Sehnen und dieses Fleisch, in voller Transgression begriffen, an die leblose Natur verteilt. Jetzt sah Christus den Wein und das Brot und sah, wie weiß und rot sie waren. Sie waren wie Menschenhaut und -blut; und er dachte: Sie werden weiterleben, während ich zu verlöschen habe. Und diese Qual ließ ihn wünschen – vielleicht! – nicht Mensch zu sein, sondern Brot und Wein ... Vielleicht war es so. Oder er sah die Brote der Tafel und sah elf Jünger an ihr sitzen. Da Judas hinausgegangen war, waren es elf, und er selbst der Zwölfte. Zwölf Brote gab es im jüdischen Stiftszelt. Es waren die Schaubrote, die man mit einem tiefsinnigen Wort auch das »Brot des Angesichts« oder »lechem panim« nannte, d. i. das *Brot der Anwesenheit* – denn Jehovah war anwesend, sobald die zwölf Brote, die Volkskraft der Stämme, auf dem Tische vor ihm lagen. – Anwesenheit! Vielleicht dachte Jesus: Wie mein Vater im Tempel der Juden, so werde ich immer anwesend sein bei diesen Jüngern, die ich liebe, wenn das Brot auf dem Tische liegt... Vielleicht hat Jesus so gedacht. *Wissen* werden wir es nie.

Wir wissen überhaupt sehr wenig von dem größten Mysterium, das sich je unter Menschen zutrug. Seltsamerweise verschweigt Johannes die ganze Szene des Abendmahls, die doch sein Lieblingsthema sein sollte, nachdem er mit Begeisterung das große Ärgernis geschildert, das Jesu Fleisch- und Blut-Rede in Kapernaums Synagoge bei den Menschen hervorgebracht hat. Aber, was noch viel seltsamer ist: die drei anderen Evangelisten erzählen zwar das Abendmahl, aber nichts von den Reaktionen, die die Worte Christi erwecken. Wie denn! Die Jünger *empören* sich nicht, als Christus ihnen aufs neue zumutet, dasselbe zu tun, was er im Zorn der Volksmenge von Kapernaum riet: sein Fleisch zu essen, sein Blut zu trinken? Sie empören sich *nicht* – und Lukas, der Evangelist, enthüllt, warum. Lukas, der Arzt, der Naturwissenschaftler, erzählt, Jesus habe seinen Worten noch einen Halbsatz hinzugefügt: »*Solches tut zu meinem Gedächtnis!*« Und das scheint wirklich die Lösung des Rätsels, weshalb die Jünger ruhig blieben. Etwas Rührend-Bedeutsames, Wehmütig-Schönes verlangte der Herr – eben eine Gedächtnishandlung! – nicht aber etwas Fürchterliches.

Unzweifelhaft haben die ältesten Christen sich gehütet, die Rede anders zu nehmen. So heißt es in der »*Didache*« – jener vor einigen Jahrzehnten in Konstantinopel aufgefundenen Kirchenordnung der griechischen Christen – daß der Priester beim Abendmahl sagte, wenn er der Gemeinde den Kelch gab:

»*Wir danken Dir, Vater, für den Heiligen Wein Deines Knechtes David, den Du uns hast erkennen lassen durch Jesus, Deinen gesalbten Sohn*«

und, wenn er das Brot brach, sagte er:

»*Wie dies gebrochene Brot zerstreut ward auf den Bergen und wieder eingesammelt, so möge Deine Kirche, o Herr, von den Enden der Welt gesammelt werden und eingebracht in Dein Königreich!*«

Das sind symbolisch gemeinte Worte, wo es überhaupt nicht einmal zur Erwähnung von Fleisch und Blut kommt. Und die ältesten Christen vermieden angstvoll, andere Vorstellungen zu erregen. Sie mußten vorsichtig sein, solange die Staatsreligion noch heidnisch war. Denn, wie wir von ihrem Freund, dem Schriftsteller Minucius Felix, wissen, warf man damals ihren Zusammenkünften »*thyesteische Mahlzeiten*« vor, Fleisch- und Blutgenuß ermordeter Menschen und besonders Kindermorde. [Solche Wahnbeschuldigungen sind der Preis, den alle Mysterien-Religionen von Zeit zu Zeit bezahlen müssen. Wir sahen ähnliches in Eleusis.]

Wenn also die Ansicht des Lukas zutraf [die im Ersten Korintherbrief aufs deutlichste von Paulus gestützt wird], dann hat Christus, als er Brot und Wein gab, nur ein fast harmloses Gleichnis gebraucht: sie möchten, beim Anblick von Brot und Wein, stets an diese gemeinsame Mahlzeit, die letzte mit ihm verlebte, denken. Und denken, daß er gebrochen wurde, wie die Menschen Brot brechen; und daß sein Blut verschüttet wurde, wie die Menschen roten Wein verschütten. Wenn aber – unvereinbar damit! – Matthäus und Markus die Wahrheit künden, indem sie jenen Halbsatz fortlassen: »Solches tut zu meinem Gedächtnis!«, dann hat Christus in Wahrheit gesagt und gemeint: »Das Brot, das ihr esset, *ist* mein Leib, der Wein, den ihr trinket, *ist* mein Blut«. Denn es ist nur *eine* Wahrheit möglich.

Mit einem unermeßlichen Durst hat sich die Menschheit in zweitausend Jahren auf die Auslegung dieser Worte gestürzt. Milliarden von Menschen haben sich im Getümmel um jene Szene gedrängt. *Wie* Jesus Abschied nahm von den Seinen, und *was* seine Worte wirklich meinten, wird sich niemals ergründen lassen. Daß es sich nicht ergründen läßt, hat unsägliches Elend über die Menschen gebracht, und über das Christentum insbesonders. Heere von Kriegstoten sanken hinab in die Worte: »Dies ist mein Leib!« Ja, das Christentum selbst – wir werden es sehn! – explodierte an der Schwelle der Neuzeit durch dieses Brot-Mysterium in drei und vier neue Christentümer: das englische Christentum trennte sich von dem römischen der Päpste, und das der Schweizer von dem der Deutschen. So ungeheuer war die Gärung, die Jesu unverstandenes Wort in die Welt gebracht hatte: das Wort vom *Brote, das sein Leib ist.*

42

Es war aber — das ist heut deutlich erkennbar! — überhaupt nicht die Verständlichkeit und Leichtfaßlichkeit seiner Lehre, die Christus nach seinem Kreuztode zu einem Welteroberer machte. Im Gegenteil: die Unfaßlichkeit in dem allen vollbrachte das, die Kraft des Geheimnisses, das Mysterium. Nicht die Verständlichkeit seiner Parabeln, sondern die ungeheuerliche und nicht ausdeutbare Hyperbel seines Daseins hat die Welt erobert. Christus ist das Mittelalter. Aber es scheint, als sauge er den ganzen antiken Orient auf, um ihn — vermehrt um das eigene Selbst — in das Mittelalter zu schleudern. In die weiten Falten seiner Lehre rafft Christus, ohne es zu wollen, eigentlich das Ganze auf, was die Menschen *vor* ihm geglaubt haben. Mit den Vorstellungen der Babylonier schreibt er sich kosmisch dem Himmel ein. Er ist der Osiris aller Ägypter: ermordet, zerstückelt, erhebt er sich dennoch und kommt als Frühling über die Welt. Er selbst ist das Osterlamm der Juden und der von den Propheten verheißene Messias. Er ist Herr aller Saaten, Erlöser der Toten, er ist das Brot des Diesseits und Jenseits. Er ist der Weinstock, er ist Bacchus, die an das Holz gebundene, in der Kelter gemarterte und im Wein wieder auferstandene Rebe, die im göttlichen Siegeszug nach Persien und nach Indien fährt. Er ist die Wiederkunft des Adonis, des Jünglings, den der Eber gefällt hat, der sein Blut wie Rosen verschüttet und um den die syrischen Frauen weinen. Er ist Tammuz, der Frühlingsgott der Sumerer, den seine Mutter Ishtar sucht:

> Seine weinende Mutter beginnt um ihn zu klagen.
> Sie irrt umher, die Bürde der Tränen
> macht nieder sie sinken. Sie preßt das Herz
> mit den Händen — ihr Jammer ist groß!

Wie Ishtar über Tammuz weinte und Demeter die Persephone suchte, so nahte die Mater Dolorosa sich dem Felsengrab Jesu Christi: aber da war er auferstanden — und der ganze Orient, der über den auferstandenen Osiris, über Bacchus und Tammuz gejubelt hatte, jubelte jetzt mit Maria über den auferstandenen Christus.

Er ist der »Herr über alles Wachsen«, aber im selben Atemzug ist er auch das »Opfer, das Saatkorn«. Aus dem fernsten Persien und Indien saugt Christus diese Vorstellung auf. In Persien war Homa, in Indien Soma der Name einer Schlingpflanze, die dem Efeu ähnlich war. »Homa ist eine von den drei Gaben, die von Ahuramazda an den Quellen des Lebens gepflanzt war. Wer von diesem Pflanzensaft trinkt, der kann nicht sterben. Seine Geschenke sind Gesundheit, Fortleben, Auferstehung ...« Erst nur ein Trank, wird Soma zum *Gott*, der seine Geliebten füllt und durchdringt. Die Kommunion mit dem Somatrank

ist für den Inder der Veden dasselbe wie für den Christen die Anwesenheit seines Gottes in Brot und Wein. Alle diese Vorstellungen von den Grenzen der bewohnten Welt trägt Christus – man bedenke es! – in das Mittelalter hinüber und den siegreichen Nordvölkern zu. Ja, sogar seinen letzten Feind und vielleicht den mächtigsten, den aus Persien gekommenen Mithras, den Gott der Soldaten, reißt Christus nieder – nachdem dieser Sonnengott lange Zeit alle anderen Götter überglänzt hat. Mithras fällte den Fruchtbarkeitsstier, in dessen Leib geheimnisvoll die Kraft aller Pflanzen und Tiere schlief. Die Soldaten nannten Mithras den »Mittler zwischen Mensch und Ewigkeit« und beteten zu ihm in Grotten, in die keine Frau hineinsehn durfte: sie hielten, wie der heilige Paulus, die Frauen für mindergeschaffene Wesen, die vor dem Gotte zu schweigen hätten ... Wo aber ist dieser Mithras nun? Schon im frühesten Mittelalter erinnerte sich keiner an ihn und an seinen allmächtigen Kult. Er war nur eine Mantelfalte in Christo.

Denn für die Völker des Mittelalters ist Christus der *Gott aller Götter* geworden und *König aller Könige*. Völker, die ihn nie gesehn, fahren von ihren Sitzen auf, wenn sie von seinem Tode hören, und ziehen die Schwerter, um ihn zu rächen. Die Germanen des Jahres 830 hören von einem Sänger im Saal das Evangelium vorgetragen: es ist der altsächsische »*Heliand*«. Und wie sie hören, daß Sankt Petrus sich den Häschern entgegenwirft und der Knechte vordersten schlägt,

»*daß ihm waffenblutig Backen und Ohr barst im Gebein und das Blut nachsprang aus der Wunde wallend*«,

da wollen sie mitschlagen, Christus zu retten, dessen Lehensleute sie sind. Ja, sie sind seine Lehensleute! Denn die Trennung von Religion und Staat, die das Römische Reich kennzeichnet, die Trennung, die Jesus selbst empfohlen: man möge Gott, was Gottes ist, geben und dem Kaiser das Kaiserliche – existiert im Mittelalter nicht mehr. Christus selbst ist Weltherrscher: der in Rom gebietende Papst und der in Deutschland wohnende Kaiser sind höchstens sein rechter und linker Arm, und die Menschheit des Mittelalters nichts als der Schemel seiner Füße.

DRITTES BUCH

DAS BROT IM MITTELALTER

Thinkst Thou such force in bread?

MILTON

Kein Ding ist positiver als Brot.

DOSTOJEWSKIJ

Neue Völker auf altem Grund

43

WIE GING DAS RÖMISCHE WELTREICH ZUGRUNDE — DIES WUNDER der höchsten Organisation?

Helmholtz spricht einmal davon, die großen Saurier der Vorzeit hätten zu wachsen aufgehört, als die Natur eingesehen habe, daß es nicht mehr praktisch sei, eine so große lebendige Masse von einem Zentralorgan aus zu leiten. Die Nervenleitung nach den Extremitäten erfordere zu erhebliche Zeit und erschwere so dem Gesamtkörper die Anpassung an die Aufgaben des Lebens.

Nicht anders starb das Römische Weltreich. Im Jahre 300 nach Christi Geburt waren die Aufgaben des Lebens sehr viel schwierigere geworden als zu Zeiten des Kaisers Augustus. Denn die Umwelt des Riesenkörpers hatte sich vollkommen verändert. Noch hatte es zwar seinen alten Umfang, doch das Imperium Romanum stand jetzt in einem andern Raum, in einem andern »Völkerklima«, dessen Stürme rauher geworden waren. Die Germanen und Sarmaten, die Nordgallier und Schotten, die Armenier und Perser, die zur Zeit Diokletians lebten, waren völlig andere Menschen, als sie es dreihundert Jahre früher, zur Zeit des Augustus, gewesen waren. Doch das ist nur die Hälfte der Wahrheit. Die andere Hälfte ist die, daß die Römer selbst andere Menschen geworden waren.

Reichsmüdigkeit! Um jene Zeit beginnt ein ungekanntes Gefühl von den besten Menschen Besitz zu ergreifen. »Wenn wirklich an allen Grenzen zugleich gegen die Barbaren gekämpft wird, wenn die Verpflegung der Provinzen, die einander aushelfen sollen, immer teurer und schwieriger wird, warum sorgt nicht jede Landschaft durch Brot und Soldaten für sich selbst? Ist es praktisch, Spanien durch armenische Söldner zu schützen und die in Spanien geborenen Soldaten im Niltal aufmarschieren zu lassen? Soll man südrussisches Getreide wirklich aus der Krim fortschaffen, um die Stadt Rom damit zu beschenken, damit vielleicht an der Mündung des Dnjepr Hungersnot und Aufstand ausbrechen?« Als gerade die Besten so dachten, war das Römische Imperium reif zur Föderalisierung.

Zum bewußten Gestalter dieser Erkenntnis wirft sich der Kaiser Diokletian auf [284—305]. Seine fanatische Abneigung gegen die Stellung der Hauptstadt Rom hatte zwar nicht bloß Erkenntnisgründe. Sie entfloß wahrscheinlich dem Erinnern an seelische Beeinträchtigungen, deren die Kaiser seit Augustus durch den römischen Senat ausgesetzt gewesen waren. »Wenn Rom nicht mehr ist, ist auch kein Senat!« mochte Diokletian denken. Außerdem war er selbst Dal-

matiner und empfand einen großen Provinzialstolz auf sein engeres Vaterland. Aber diese Seelengründe hätten zur Enthauptung Roms nicht genügt. Rom hieß für ihn: blutsaugerische und dabei unpraktische Verwaltung. Sinnloses Privilegium, sich von der ganzen übrigen Welt ernähren und beschützen zu lassen! So ersetzte Diokletian, indem er den Kaisersitz verlegte [anstatt des Kaisers regierte jetzt in Rom der Polizeipräsident], den vielhundertjährigen Zentralismus durch einen neuen Föderalismus. An Stelle der Hauptstadt erwählte der Kaiser sich ein »wanderndes Hoflager«, mit dem er bald in Dalmatien, bald in Kleinasien residierte. Er selbst behielt sich den Osten der Welt zur Verwaltung und zur Verteidigung vor, über den Westen setzte er seinen Freund und Schüler Maximian.

Der Föderalismus sollte zugleich das Lebensgefühl und das Selbstbewußtsein der römischen Provinzen stärken: wenn sie die Barbaren abwehrten, so mochten sie es nicht mehr für Rom, sondern für die »cultura« tun, die sie von Rom übernommen hatten. Aber es war bereits zu spät, diese Segnungen des Föderalismus auszukosten. Das Weltreich zerfiel.

Die Teilung, einmal ausgesprochen, teilte sich sofort aufs neue. Unter Konstantin dem Großen [324–337] erblickt die Geschichte nicht mehr zwei, sondern bereits vier Römerreiche. Zum Westen und zum Osten tritt ein selbständiger Verwaltungsblock im Norden und einer in Afrika. Den Hauptgrund für diese Teilungen gaben nicht — wie man denken könnte — Prätendentenwünsche ab, sondern die Furcht vor *Hungersnöten*, die immer zu den entsetzlichsten Provinzialaufständen führten. Sobald die Provinzen selbständig waren, mußten sie kein Getreide ausführen. Sobald sie kein Getreide ausführten, konnten sie sich selbst ernähren. Roms Kampf um die Brotländer endete damit, daß es die Brotländer freigeben mußte! In vielen Fällen freilich zu spät, weil diese einst blühenden Provinzen von den anstürmenden Barbaren schon so zugerichtet waren, daß sie nicht nur nicht das Imperium, sondern auch nicht sich selbst mehr ernährten.

Das Erschütterndste am Untergang des Römischen Weltreichs ist nicht, daß Provinzen sich loslösten, um im Kampf gegen die Barbaren, oder auch mit Hilfe von ihnen, selbständige Staaten zu bilden. Viel tiefer empfindet der heutige Mensch die Zerstörung jenes Reiches, wenn er liest, wie damals England vom Reiche nicht getrennt werden wollte, wie es flehentlich beim römischen Kaiser um Hilfe gegen die Sachsen bat. In der Stunde, da Kaiser Honorius [395–423] den Britanniern zurückschrieb: »Helft Euch selbst — ich kann es nicht mehr!« — in dieser Stunde, in diesem Satz ging das Römische Weltreich unter.

44

Auf welcher Kulturstufe standen die Völker, die das Römische Reich zerschlugen? Cäsar sagt von den Germanen: »*Agriculturae non student*« [sie haben kein Interesse am Ackerbau], und er fügt auch hinzu, warum. Durch den Ackerbau würden die Stämme verweichlicht, sie gewöhnten sich an den Besitz irgend eines bestimmten Landes. Sie würden feste Häuser bauen und aufhören kriegerisch zu sein. Der Krieg aber sei der Lebenszweck der Germanen. Soweit Cäsar.

Ganz ähnlich äußert sich der Geograph des Kaisers Augustus, der Grieche Strabo. Er erzählt von den Langobarden und Sueben: »All diesen Völkern ist gemein, daß sie sehr leicht auswandern, weil sie keinen Ackerbau treiben und keine Vorräte ansammeln, sondern in armen Hütten wohnen und von einem Tag auf den andern leben; ihre Nahrung stammt größtenteils vom Zuchtvieh, so daß sie ihren geringen Hausrat leicht auf Wagen laden können und die Herden treiben, wohin sie wollen.«

Man hat seit ein paar Jahrzehnten begonnen, Cäsars und anderer Römer Berichte über Germanien in Zweifel zu ziehn. Besonders der Ackerbau bei den Deutschen sei doch älter, als die Römer der augusteischen Periode die Welt hätten glauben machen wollen. Geräte, frühe Pflugformen, sogar Öfen hat man jüngst bei den Nordvölkern gefunden — aus einer Zeit stammend, da diese Völker *noch nicht* von den Römern berührt worden waren.

Aus welchem Grunde aber sollte Cäsar etwas »Falsches« mitgeteilt haben? Vielleicht aus einem politischen? So etwas glauben, heißt doch wohl die Gelassenheit unterschätzen — wenn man will, sogar den Hochmut —, der einen Schriftsteller wie ihn beseelte. Er hätte bestimmt auch Nicht-Römern die »Kenntnis des Ackerbaus« zugestanden, wenn er in der gelegentlichen Besämung eines Feldes mit Hafer irgend etwas erblickt hätte, was dem auch nur entfernt ähnlich sah, was er aus spanischen Flußtälern, aus Sizilien, aus Afrika und vollends aus Ägypten kannte: wochenweit wehende Weizenfelder und Völker, die *wirklich* von Brot lebten.

Das war aber dreihundert Jahre später, zur Zeit der Völkerwanderung, nicht mehr so. Die wilden Stämme, die an den Grenzen des Römischen Reiches gelebt hatten, kannten bereits die Vorteile eines bescheidenen Ackerbaus. Wenn sie ihre Wohnsitze verlegten, taten sie es stets für ein Jahr: neben ihren Weideplätzen bestimmten sie einen kleinen Platz für den Anbau von Hafer, dessen Ernte sie abwarteten, ehe sie weiterzogen. Sie aßen Haferbrei nicht nur gern, wie Plinius von ihnen bezeugt. Der Haferbrei gewann für sie eine nationale Bedeutung. Er wies den Deutschen einen Weg. Wenn sie früher geglaubt hatten, der Ackerbau schwäche ihre Schlagkraft, so war wohl gerade das

Gegenteil richtig. Nur Völker mit ganz geringer Kopfzahl konnten von ihren Herden leben. Für ein Volk, das sich vermehren wollte, war der Weidebetrieb unrentabel.

Nach den Mitteilungen russischer Forscher bedarf eine sechsköpfige Familie zentralasiatischer Nomaden »bei einiger Behaglichkeit dreihundert Stück Vieh, um leben zu können.« Der Reisende Leopold von Buch schrieb im Jahr 1810, er habe auf seiner Fahrt durch Lappland keine Renntierherde unter dreihundert Stück gesehn. Mit dieser Menge, sagte er, lebe die Familie in *mäßigem* Wohlstand. Davon könne sie Kleider und Schuhe herstellen, auch Häute und Hörner an Kaufleute gegen Mehl, Branntwein und Wollzeug verkaufen. Mit nur hundert Tieren aber würde diese selbe Familie wahrscheinlich kläglich zugrunde gehn. – Die Barbarenhorden nun, die sich in das Römerreich drängten, mit ihrer ständig wachsenden Kopfzahl, hätten Milliarden Stück Vieh gebraucht [und kein Land als Weide hinreichend gefunden], wenn sie mitten in ihrem Sieg nicht Hungers hätten sterben wollen. Es war logisch, daß sie die Wirtschaftsform wechselten und aus Viehzüchtern Ackerbauer wurden.

Doch sie taten es nicht ungestraft: tausend Jahre rebellierte der Instinkt der Germanen, Kelten und Slawen gegen diese Notwendigkeit. Das Herumziehn, das Schlafen im Freien, die stolze Mühsal erschien ihnen wie ein verlorenes Paradies. Der germanische Heerkönig Ariovist hatte einmal zu Cäsar gesagt: »Du wirst schon sehn, was Krieger vermögen, von denen in vierzehn Jahren keiner unter einem Dache schlief...« Die europäische Geschichte des Mittelalters und auch der Neuzeit, mit ihrem ewigen Instinktkampf des Kriegers gegen den Ackerbauer, des Viehzüchters gegen den Stadtbewohner, wird einem verständlich aus solchem Wort.

45

ALS sich, sehr gegen ihren Geschmack, die Nordvölker entschließen mußten, das Leben kriegerischer Hirten gegen das von Ackerbauern zu tauschen, da ging das so vor sich, daß sie das römische Grenzland in gemeinsame Stammesverwaltung nahmen. Es war eine Art von Agrarkommunismus, der freilich schon dadurch gemildert wurde, daß der Anteil der militärischen Führer an der Landbeute größer war als der der übrigen Kriegsleute. Zunächst wohl besaß überhaupt niemand Land; es wurden alljährlich nur Landlose verteilt, je nach der Familienstärke; nun wurden die Äcker bestellt, das Gesamt-Erträgnis an Korn dann wieder den einzelnen je nach der Kopfzahl zugänglich gemacht. Zugleich mit dem bestellbaren Land waren natürlich auch Nutzungsrechte an Weide, Wasser und Wald verbunden.

Wir haben keine Urkunden darüber: doch dürfte es so gewesen sein. Unbestreitbarer Besitz war für den einzelnen wohl nur seine Hütte, seine Waffe und sein Schild, ferner wahrscheinlich das Ackergerät. Der Haß gegen die Beschäftigung mit dem Ackerbau, auch die Ungleichwertigkeit und schwankende Ergiebigkeit der einzelnen Landstreifen führte nun aber zu einer ganz ungleichen Arbeitsleistung. Der Stamm merkte bald, daß der Brotertrag, den der eine Krieger-Bauer beisteuerte, nicht dem anderen gleich war. Die erste Folge davon war vielleicht, daß zum Befehl erhoben wurde: jeder möge sich selbst ernähren, das heißt, daß der Boden zum Eigentum des Mannes wurde, der ihn pflügte. Wer den Boden gut bestellte, der hatte zu essen. Doch wer lieber trank, auf der faulen Haut lag, dem nützte das Boden-Eigentum nichts. Er geriet bald in den Hunger hinein, verkaufte zunächst seine Arbeitsgeräte, dann sein Land an den Tüchtigeren; schließlich aber — vielleicht nicht er selbst, sondern sein Enkel war's, der das tat — verkaufte er, trotz allen Hasses gegen die Landarbeit, die Kraft seiner Muskeln an den Nachbarn. Er gab zwar seine Freiheit auf, doch er kaufte damit das Recht auf Ernährung, die Möglichkeit, gegen die Wechselfälle des Wirtschaftslebens geschützt zu sein.

Doch das war nur die *eine* Wurzel, wie die Unfreiheit auf dem Lande entstand, und nicht einmal die wichtigere. Bevor die Goten und die Vandalen die römische Ländermasse einnahmen, hatten sie Sklaverei kaum gekannt. Sie töteten eher die Kriegsgefangenen, ehe sie ihre Herden durch Gefangene bewachen ließen, was auch kaum praktisch gewesen wäre. Auf dem römischen Acker jedoch herrschte seit vielen Jahrhunderten die Wirtschaftsform der Sklaverei. Der Arbeiter war »an die Scholle gefesselt«. Bei der Abneigung der Nordvölker gegen »bückende, schwitzende Tätigkeit« löste sich bald die Frage von selbst, wer den Acker hauptsächlich bebauen solle: natürlich die Enkel und Urenkel der versklavten römischen Kolonisten. Wie aber stellte das Christentum sich zur Frage der Zwangsarbeit? Als »Religion der Unterdrückten« hätte es die Pflicht gehabt jegliche Zwangsarbeit zu verbieten. Doch als unter Konstantin dem Großen das Christentum Staatsbekenntnis wurde [323 n. Chr.], konnte es die römische Wirtschaftsform nicht mehr zerbrechen und neigte dazu, den Arbeitsfluch als Adams Sündenlohn aufzufassen. Doch zugleich tat es etwas anderes, was, langsam durch die Jahrhunderte wirkend, der Sklaverei dennoch gefährlich wurde: es *nobilitierte* den Sklavenbegriff. Wenn im Galaterbrief 1,10 und 1. Petrusbrief 2,16 geschrieben steht: »Alle Christen sind Sklaven Gottes«, und wenn Philipperbrief 2,7 gelehrt wurde: Christus nahm als Mensch Sklavengestalt an und ward der Knecht Gottes wie einst Israel in Ägypten — so ging draus hervor, daß auch der Knecht seine Standesehre hatte. Das war nicht nur ein Trost; es barg eine wichtige Realität in sich; der römische Sklave war ein Ding, der Unfreie des Mittelalters, wie rechtsschwach auch immer, eine *Person*.

Zunächst auch wurden die unfreien Menschen von den Grundherren, die die Gerichtsbarkeit besaßen, gar nicht schlecht behandelt. Um gute Arbeit leisten zu können, muß der Mensch gut ernährt werden. Der Mann, dem der Boden gehörte, war nach englischer Auffassung damals der »*Hlaford*«, das ist »der Mann, der das Brot herausgibt«. Zusammengezogen wurde das »*Lord*«. Und seine Frau war die »*Hlaefdigge*«, die Frau, die in der Backmulde den Teig mit den Händen gegraben hat, die »*Lady*«. Man sieht schon aus der Sprachgeschichte, daß diese Gutsbesitzer nicht etwa zum »Fabrikantentypus« gehörten,



14 - Pflügen auf einem altenglischen Gutshof

die ihre bezahlten Arbeiter auf moderne Art für sich arbeiten ließen und sich sonst um sie nicht kümmerten: sie waren selber Vor-Arbeiter, ihre Hörigen eine Art von Familie, über die sie die Vatergewalt ausübten. Der Lord aller Lords war dann der König.

In dieser Wirtschaftsform sprach sich durchaus der Gedanke der Gegenseitigkeit aus. Sie hatte manches Werbende. Das Wort vom »Rechtsschutz« war keine Phrase; noch immer begaben sich viele Bauern freiwillig »in den Schutz der Herren«. Der englische König Alfred der Große [871–901] verlangte das sogar: jeder Bauer mußte einen Schutzherrn haben, der ihm Brot und Recht garantierte; der Mann, der keinem Lord unterstand, wurde als »*outlaw*« angesehn. »Freiheit gegen Sicherheit« schien zunächst kein schlechter Tausch, wenn man bedenkt, wie kostspielig und gefährlich das Leben des Freien war. Er mußte Heeresfolge leisten, was die Stellung von Pferd und Waffen ein-



ALS DIE ENGEL NOCH BEIM PFLÜGEN HALFEN
Mittelalterliche Miniatur aus Frankreich



Zwischen Ceres und Maria

Der Typus der Getreidegöttin wandelt sich zur Gottesmutter

schloß. Wer sich der Freiheit entäußerte, konnte diese Ausgabe sparen und begab sich auch sonst nicht in Lebensgefahr.

Wenn die Herren vom Kriegszug zurückkamen, wo sie ihre grobknochige Wildheit in Plünderungen ausgetobt hatten, so spürten ihre Ackerknechte gewiß eine Weile die Siegermanieren. Doch neben Roheit und Gewalt wirkten noch immer Herkommen und Abrede von Person zu Person. Die rauhe Wärme und Einfachheit patriarchalischer Wirtschaftsformen verhinderte einstweilen immer noch eine zu große Ausbeutung der dienenden Klasse – erst um das Jahr 1000, als die jungen Germanenreiche durch immer neue Eroberungen zu römischen Großbetrieben aufschwollen und die Unfreien dadurch zahlreicher wurden, verschlechterte sich das Los des Bauern.

Mönche, Bauern und Dämonen

46

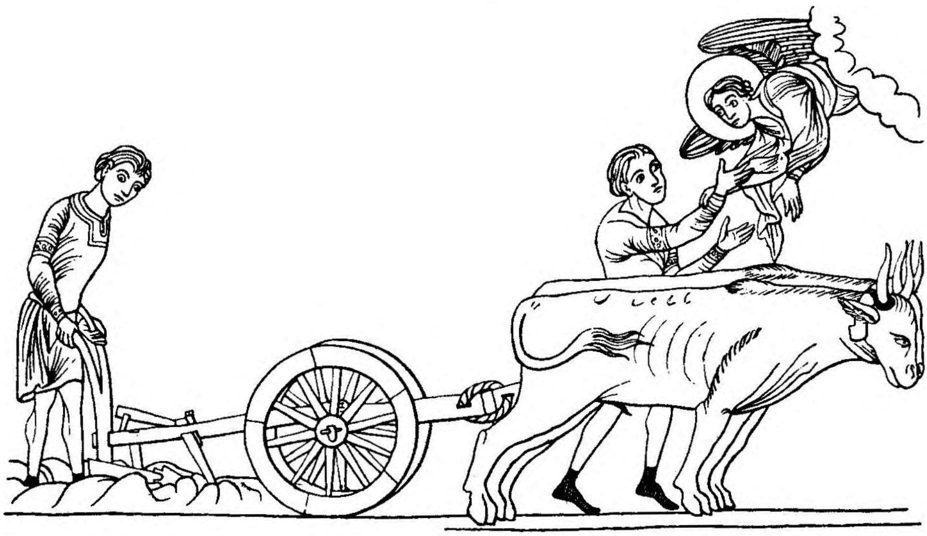
DASS ES DEN CHRISTUSPRIESTERN GELANG, AUS DEN NORDVÖLKERN Ackerbauern zu machen, – welch ein Erfolg war das gewesen! Sicherlich hielten die alten Deutschen zunächst diese Priester für wahnsinnig, die überall Wälder rodeten; die die meisten Handgriffe selbst machten, um Weide in Saatland zu verwandeln, und die mit gerafften Weiberkleidern neben den Pflug-Ochsen herschritten. Weshalb strengten sie sich so an, wenn man doch wieder weiterziehn würde?

Doch man zog eben nicht weiter. Das war es!

Und ebenso mochten die Mönche sich fragen, ob es sich denn eigentlich lohne, solchen Menschen das Pflügen zu zeigen. Sie selbst hatten es ja doch auch nicht erfunden – wieviel lieber hätten sie im Kloster bei ihren Büchern gesessen und das Ackern nur theoretisch betrieben. Da lag zum Beispiel der edle Cato [234–149 v. Chr.] auf ihrem Tisch und befahl ganz deutlich, wie eine Farm angelegt sein müsse, damit sie prosperieren könne; was es jeweils mit Boden, Wasser, Klima und Hilfskräften auf sich habe. Und da hatten sie ein noch klügeres Buch. Es entstammte einem *Terentius Varro*, der von 116–28 v. Chr. gelebt hatte. Dieser Varro schrieb sechshundert Bücher; das Buch über den Ackerbau aber schrieb er in seinem 80. Lebensjahr. Es belehrte die Nachwelt darüber, was der Ackerbau ist und was er nicht ist, und wie die Bodenart

ihn beeinflußt – und bei aller Gelehrsamkeit war es so praktisch, daß die Mönche das Buch nicht einmal selber verstanden. Wie sollten sie auch nur ein Teilchen davon den neuen Völkern verständlich machen, mit denen es keine Verständigung gab.

Hier war nicht etwa die übliche Kluft zwischen »Gebildet« und »Ungebildet«. Die neuen Völker des Früh-Mittelalters besaßen andere Körper und Sinne als die römisch-griechische Mischung, die rings um das Mittelmeer siedelte. Diese römisch-griechische Schicht hatte Ägyptisches, Persisches, Phönizisches und Spanisches in sich aufgesogen und vereinigt. Ein dalmatinischer Beamter und



15 - Engel, Klosterknechte und Pflug

ein nordafrikanischer Bauer hatten ebenfalls ihre Verschiedenheiten. Aber die neuen Menschen, die kamen, kamen von einem ganz anderen Stern. Keine Verständigung gab es mit ihnen.

Die Germanen waren *windgläubige* Menschen. Ihr oberster Gott war ein Windgott Odin, der auf einem achtfüßigen Pferd ritt und fliegende Raben bei sich hatte. Nur Menschen, deren Urgroßväter noch keine Häuser gesehn hatten, konnten glauben, daß die Welt von einem Windgott geschaffen sei. Auch Römer und Griechen hatten einmal in alter Zeit den Wind verehrt – aber Hermes und Merkur hatten in deren Pantheon nur untergeordnete Rollen gespielt. Die Mittelmeerwelt kannte keine Stürme von nordeuropäischer Gewalt. Nur die Deutschen kannten den Sturm als Erschaffer und Änderer der Welt. Zu der zivilisierten Erklärung jenes Griechen Hippokrates [460–377 v. Chr.]: »*Anemos rheuma kai scheuma aeros*« [Wind ist ein Fließen und Gießen von Luft],

hätten sie nur den Kopf schütteln können. Die Gewalt, die Wälder und Felsen brach, die Kraft, die die Wellen der Nordsee bäumte, hätte wirklich nur »Luft« sein sollen?

Sie wußten es besser. Die Mittelmeervölker lebten in ihrem kleinen Ausschnitt — der »Kultur« —, als gäbe es nichts anderes. Das Haus, das Herdfeuer und den Acker hielten sie für die Mitte der Welt. Sie vernahmen die Stimme des Chaos nicht mehr, in welchem der Sturmgott Odin regiert, der Donnergott Thor und die Wolkengöttin Freya. Bei den neuen Völkern geht in der Rangordnung der Sinne die Vorherrschaft vom Auge auf das Ohr über. Harter oder weicher Wind, Säuseln oder Brüllen der Luft bestätigt die Deutschen in ihren Entschlüssen. Die neuen Stämme hören besser und vielfältiger andere Tonarten und Intervalle als die alten. Noch anderthalb Jahrtausende später hat im »Fliegenden Holländer« Richard Wagner das Toben des Windes in einer Unzahl nie gehörter Kombinationen eingefangen. Kein Tonmeister der romanischen Welt hätte das gewollt und gekonnt.

Und an diese Völker trat die dringende Notwendigkeit heran, für Jahrtausende seßhaft zu werden und die Erde zu bestellen! Sie sträubten sich mit ganzer Seele. Es gehörte zu ihrem tiefsten Glauben, daß die freie, unbeherrschte Natur, das Leben der Winde, Wolken und Ströme, *mehr* sei als der sterbliche Mensch, und daß es eine Sünde sei, die Natur durchgreifend zu verändern. Der Ackerbau in großem Stil aber, das Pflügen und Säen — war er nicht der größte Zwang, den man der Erde antun konnte?! Es war das Charakteristische der nordischen Religionen, daß sie stets für die Rechte der Natur und gegen die Rechte des Menschen eintraten. Aus zahllosen Sage-Überbleibseln wissen wir, daß die Barbaren den Ackerbau als »Diebstahl« auffaßten, und daß die Erd-Dämonen im Winter »in die Lagerhäuser der Menschen kamen und das gestohlene Korn oder Mehl aus dem Speicher wieder zurückstahlen.«

Wenn die neuen Völker den Acker bebauten, taten sie es also mit schlechtem Gewissen; und die tausend Bräuche, mit denen sie Pflügen, Säen und Ernten umgaben, waren Abwehrzauber gegen die Rache der beleidigten Erdgeister. Doch auch den Himmel fürchteten sie. Und gerade deshalb vertrauten sie die Agrikultur auch dem himmlischen Feind an: dem Windgott Odin, dem Donnergott Thor und der Wolkengöttin Freya. Dem Thor war zum Beispiel der Donnerstag heilig. Deshalb begannen die Germanen alle Werke des Ackerbaus, von der Aussaat bis zur Ernte, möglichst an einem Donnerstag.

Der Acker galt ihnen als lebendes Wesen, das man vor Beginn der Bestellung unter Zaubersprüchen umwandelte. Einige Stämme nahmen Pferde, auf denen sie rasend den Acker umritten, unter Geschrei und Peitschenknall. Dieser Ritus sollte den Sturm nachahmen und den Acker in Odins Schutz nehmen. Da das Pferd dem Windgott heilig war, steckte man auch Pferdeschädel an den vier Ecken des Ackers auf. Ebenso grub man Eberzähne und

Borsten in den Acker ein, da das Schwein als erdaufwühlendes Tier ein älteres Recht am Acker hatte als der usurpatorische Mensch. Das Pflügen selbst erfüllte die Kelten, Germanen und Slawen mit größter Angst. Die Litauer zum Beispiel glaubten, daß der Blitz eine glühende Pflugschar sei, mit der der Gewittergott Laukpatis die Erdgöttin Laukmaat befruchtete. Aber durften das auch die Menschen? Um den Zorn der Erde abzuwehren, stellten sie sich, als ob der Pflug nicht eine handgemachte Maschine, sondern ein tierisches Wesen sei. Ein Tier mit einem eigenen Willen: die Angelsachsen nannten darum den Pflug »Pigs nose«, die Letten »Bär«, die Rheinländer »Wolf« — um das Tier zu beschuldigen, daß es die Erde aufgescharrt habe. Niemals hörten die Ängste auf. Man durfte Holz von einem Pflug, den der Blitz verbrannt hatte, nicht zu



16 - Jätende Klosterleute [um 1340]

einem neuen Pflug verwenden. Denn das hätte Thor-Donars Zorn auch auf den zweiten Pflug gelenkt. Man tat gut, dem Pflugochsen ein paar Haare abzusengen, dann würde ihn der Blitz nicht treffen. Beim ersten Pflügen legte man ein Ei vor den Pflug: wenn es zerbrach, nahm der Acker das Opfer an. Wer beim Pflügen eine Furche vergaß, dem starb ein naher Hausgenosse. Träume vom Pflug bedeuteten Tod: denn die vom Pflug aufgeworfene Erde war nichts anderes als Friedhofs-Erde, die die Spaten emporwirbelten.

Nach dem Pflügen kam das Säen. Zauber und Besänftigung mußten dem alten Feind der Aussaat, dem Wind, dabei erwiesen werden. Die Bibel hatte ausdrücklich verboten, beim Säen auf den Wind zu achten: Der Mensch, auf dem Gottes Segen ruhte, war stärker als die Elementarkraft. Der Deutsche empfand es umgekehrt: Für ihn war der Wind der Stärkere. Begann dann die junge Saat zu sprießen, so waren neue Zauber nötig, um Sonne und Regen heranzuzwingen. Verbote wurden aufgestellt, um die Kraft der Erde gesund zu erhalten. Wöchnerinnen und Brustkranke durften sich dem Feld nicht nähern. Wenn Leichen weggetragen wurden, durfte man Saatfelder nicht

kreuzen. Schoß dann das Getreide in den Halm, so kamen die großen Sommersorgen, die der Ernte vorangingen. Man mußte auf die Figuren achten, die der Wind im Getreide erregte. Die Vegetationsgeister, erzürnt vom Vorgefühl ihres Untergangs, brüteten Unheil.

Das gelbe Kornfeld – dem heutigen Menschen ein Sinnbild des Friedens – barg damals Schrecken. Im Wiegen der Ähren, im leisen Zischen der Rispen saßen beleidigte Geister. Man achtete darauf, was das Korn tat: es »wogte, wolkte, webte, walkte.« Oder es »wellte, zitterte, rauchte, dampfte, stiebte und mahlte«. Eine Kraft, die dem Menschen entrückt war, ging darin um. Die Nordvölker hörten »Reiter im Korn jagen« oder »eine Hexe sich drehn«. Vor allem aber waren es Tiere, die im Korn zu Hause schienen, Tiere mit einer Tarnkappe: man sah sie nicht, doch man spürte die Wirkung. Vor allem waren es riesige Schweine: sah man die Ähren niedergelegt, das Bett, in dem sie gewühlt hatten, konnte man daran nicht zweifeln. Andere Windstraßen im Ährenfeld sahen aus wie die Fährten von Füchsen. Wenn der Wind einen Haken machte, wußte man »da sind Hasen gelaufen«, ein unruhig stoßender Wind hieß »der Bock« – und wenn die Ähren, Rudel an Rudel, mit gelben Hinterteilen und Flanken sich keuchend gegen den Grund drängten, sagte man, »jetzt laufen die Wölfe«.

Mehr aber als die Bewegung des Korns ängstigte den damaligen Menschen die tödliche Stille der Mittagsstunde: die »Roggen-Muhme«, das »Mittags-Gespenst«. Wenn die Luft über den stillen Ähren wie im Backofen zitterte, dann ergriff ihn die tiefe Angst vor einer fremden Naturerscheinung. Diese Getreidefelder waren aus Asien und Afrika gekommen. Vor einem Vierteljahrtausend noch hatte hier heiliger *Wald* gestanden, wasserreich und kühl. Vertraut war die Äußerung der Zweige gewesen, nicht unheimlich wie das Verhalten der Ähren. Der Wald war immer der Freund der Germanen. Nur den Römern war er dunkel gewesen, als sie im Teutoburger Wald von den Deutschen geschlachtet worden waren. Die Mittagshelle auf den Äckern, die Kornmutter, die im Feld umging, war es wieder, die dem Germanen das Herz mit glühendem Atem versengte.

Aber trotz der »bösen Kornmutter« und der »unsichtbaren Tiere«: schließlich kam jedes Jahr der Tag, an dem der abergläubische Heide das Sichelmesser zu schärfen begann und die Erde überfiel. Mit Geschrei rannte er ins Korn und schnitt und schlachtete die Ähren. Nicht das Gefühl eines friedlichen Werks, nein, das Gefühl einer Kriegshandlung empfand er dabei, wenn die Roggenhalme vor der geschwungenen Schärfe sanken. Immer lichter wurden die Reihen des Feindes, und schließlich flüchtete sich die Kraft des Feldes in die »letzte Garbe«. Um diese letzte Garbe gab es viele rituelle Gebräuche, die halb Angst, halb Triumph waren. Bei manchen Völkern wurde sie nicht geschnitten, sondern »gefangen genommen«, auf einem Wagen weggeführt, es wurden

ihr Kleider angezogen, sie wurde von Frauen umtanzt und verspottet. Bei andern wurde sie geehrt: sie wurde in eine Scheune gebracht, doch nicht wie die übrigen ausgedroschen; ein fremder Wanderer, den man nicht kannte, durfte und sollte sie mitnehmen. Vielleicht war dieser Wanderer Odin? Bei anderen Völkern drosch man die Garbe; doch das Korn, das man aus ihr erhielt, streute man auf den Acker zurück, um die Erde zu versöhnen. Überhaupt jetzt, wo die Ernte im Haus war, begannen die Versöhnungs-Riten. Je heftiger die Herbstwinde wehten, desto mehr zitterte man vor dem Neid Odin-Wodans. Durch riesige Staubwirbel zeigte der Wind an, daß er eigentlich *Mehl* haben wolle.

»Da hast du, Wind!
Koch Brei für dein Kind!«

sagte man und leerte vom Dach einen offenen Mehlsack in sein Toben. »Wind oder Windin!« sagte ein Zauber. »Hiermit geb ich dir das Deine, aber laß du mir das Meine!« Wenn in den letzten Dezembernächten der Sturmwind gar zu fürchterlich brüllte, dann stellte man Mehl und Salz vor die Schwelle. Nahm der Wind das Opfer mit oder trocknete er einen Gerstenbrei aus, so hatte er das Gebet erhört.

Diesem Kreislauf von Erpressung und Bestechung der Erddämonen, dieser ganzen nervenzerreißenden Angst, welche Kelten, Germanen und Slawen vor den Folgen des Ackerbaus empfanden, traten die christlichen Priester entgegen. Die Priester argumentierten zunächst, eine Tätigkeit könne nicht böse sein, in deren Endpunkt der »*Christus Paniformis*« stünde, die »brotgöttliche Gestalt des Herrn«. Als die Heiden das nicht verstanden, lehrten die Priester auf einem Umweg sie die alttestamentarische Anschauung: daß die Erde die Sklavin des Menschen sei und der Mensch der Statthalter Gottes. Sie möchten getrost pflügen, säen und ernten. Sie nähmen der Erde damit nichts fort. Einen Teil der Ackerdämonen, die es gar zu arg trieben und den Menschen keinen Ertrag gönnten, wandelten die Priester in Teufel und räucherten sie kurzerhand aus. Aus anderen, die zu mächtig waren, schuf man christliche Heilige. *Ackerbauheilige*, die man taufte und die dem Volk jetzt als Nothelfer dienten. Wie früher die griechischen Halbgötter Triptolemos und Echetlios der Demeter geholfen hatten, so nahm jetzt der heilige Martin von Tours [geb. um 316 n. Chr. in Ungarn] sich der Ackersleute an, die soviel unter Wodans Stürmen litten.

Dieser heilige Martin war Offizier und diente in Norditalien und Gallien. Als er im Stadttor von Amiens einen frierenden Bettler traf, riß er seinen Reitermantel mitten durch und gab dem andern die Hälfte: so wurde er dem armen Volk ein Nothelfer gegen Wind und Wetter. Das Reißende in der Natur wußte er mit dem Kreuz zu bannen. Er beschwichtigte auch die wütenden Tiere: so drückte er das Haupt einer Kuh, die sich beim Feuer erschreckt hatte, so lange ans Herz, bis der Dämon wich. Auf dem Felde nahm er sich ver-

folgter, gejagter Tiere an. Er vertrieb »Wodan den Jäger« aus den Lüften und schützte so den Acker der Bauern.

Dabei konnte es nicht fehlen, daß Martin, um Wodan zu begegnen, selbst Züge eines Windgottes annahm: Er ritt nicht nur ständig auf einem Pferd [was sich für Bauern doch gar nicht schickte], sondern ließ sich gar noch im November, im Monat besonders starker Herbststürme, einen heiligen Tag verschreiben. Aber nun war es ein christlicher Heros, der die Stürme am Zügel hielt. An diesem Tage aß man Gans, den Martinsvogel, so recht ein Sinnbild der häuslichen Zivilisation, zu welchem der rabenfütternde Odin weit weniger Beziehung hatte. Vor allem aber aßen die Christen an diesem Tage ihr Martins-



17 - Garbendreschender Klosterknecht

brot. Wenn dann die erstaunten Priester fragten, warum man Stücke von diesem Brot das ganze Jahr hindurch aufbewahre, erhielten sie von den Bauern zur Antwort: »Damit der Donnergott nicht ins Haus schlägt!« So war denn die neue Lehre nur Firnis – und aus Heidnisch-Christlichem wurde eine Zwischenwelt, in der die Sicherheit und die Angst beide zu ihrem Rechte kamen.

Vor allem aber schafften die Priester die Wolkengöttin Freya ab und ersetzten sie beim Ackergeschäft durch die Mutter Christi, Maria. Sie, »die in Ähren Wandelnde«, die in blauem Himmelskleid, durchwirkt von Feldfrüchten, dargestellt wurde, wurde ein christliches Sinnbild dafür, wie zart und großmütig die Erde war. Mitten in die Erntezeit, auf den 15. August, fiel Mariä Himmelfahrtstag, als habe sie, die wahre »Kornmutter«, dem Menschengeschlecht jetzt alles gegeben und könne getrost die Erde verlassen. Überall im Römischen Reich löste ja jetzt die Mutter Christi den Kult der Demeter-Ceres ab. Oft freilich so schnell, daß große Stücke des alten Dienstes im ländlichen Marienjahr erhalten blieben, so daß der fromme Isidor von Pelusium seufzen konnte [um 440 n. Chr.]: »Es sollte doch mehr Unterschied sein zwischen der Magna mater der Heiden und unserer Magna mater Maria«. Aber die Priester hatten es eilig, den Kultus der neuen Religion auf das Vorhandene aufzupflanzen. Wie man in Sizilien die Ceres-Tempel einfach umweihte, so in Nord-Europa das Ackerjahr. Am Tage Mariä Verkündigung, am 25. März, zog der Landmann die erste Ackerfurche: es sollte sich der Schoß der Erde zum Empfang des Samenkorns öffnen, ganz wie die Gottesmutter Maria das »himmlische Weizenkorn Christus« empfing. Und am 8. September, Mariä Geburt, begann man mit der Winteraussaat, nachdem man die Körner geweiht hatte. Ungefähr um diese Zeit hatten ja auch die Festlichkeiten im griechischen Eleusis begonnen: die Rückkehr Persephones in die Erde.

So gab es vom Pflügen bis zum Ernten einen dauernden Geisteskampf zwischen Heidentum und Christentum um den Acker. Germanen und Slawen wollten die Vorherrschaft im All der vernunftlosen Natur überlassen. Die Priester gaben das nicht zu. Der Mensch, als Gottes Ebenbild, sollte die Kräfte der Schöpfung regieren. Es gibt kein Wort, das hoch genug ist, die Großtat dieser Priester zu feiern. Ohne sie wäre mit den Resten des Römischen Reiches auch die Kultur für ewige Zeiten zugrunde gegangen.

Und doch war dieser Geisteskampf schädlich. Dieses jahrhundertelange Ringen, das der Brotgott Jesus Christus in der Seele der abergläubischen Völker mit den Wind- und Wassergöttern um den Acker und seine Bestellung führte, warf die ganze römische Technologie über den Haufen. Kein Langobarde und Alemanne wollte oder konnte schließlich ein Buch des Columella [70 n. Chr.] verstehn, des großen römischen Ackerbaulehrers. Der englische Historiker Hallam sagt mit Recht, die Barbarei des Mittelalters habe begon-

nen, als die Menschen aufhörten, Lateinisch zu sprechen — als das Latein zu einer *Fachsprache für Gebildete* herabsank und das Volk am Erfahrungsschatz der Antike nicht mehr teilhaben konnte.

Der ungeheure Kulturrückschritt des Mittelalters wird dadurch bedingt. Kultur ist nämlich Tradition, ein »Sich-Erinnern an Handgriffe«. Nur ein Teil der Handgriffe wird schriftlos vererbt; ein Erinnern *ganz* ohne Buchstaben taugt nichts. Sehr bald verschlammte damals das Wissen. Über dem dogmatischen Kampf zwischen Glauben und Aberglauben wurde der Boden immer schlechter bestellt. Denn die Menschen waren »nicht mehr bei der Sache«. Gewiß war der Dämonenkrieg — ob Jesus oder die alten Götter den Pflug führen sollten — nicht unnötig: denn die Götter der Barbaren, Odin und sein Wind-Gesindel, hätten ihn doch nur verrosten lassen. Aber der Kampf schwächte den Verstand der Völker, die ihn in sich erlebten. Sie verdummten in technischen Dingen derart, daß sie den neuen furchtbaren hygienischen Gefahren, die den Eintritt des Mittelalters kennzeichnen, gar nicht zu begegnen wußten. Eines Tages zeigte es sich, daß es wirklich der Teufel war, der das Brot geholt hatte. Aber kein theologischer Teufel, sondern ein ganz anderer.

47

IN der Zeit des Frankenreiches waren durch die Stadt Limoges allerlei Gerüchte geschlichen. Man habe mittags in den Feldern eine Hexe gesehn, die »Korn-Alte«, mit wirrem Haar und entfleischten Armen. Ihre Brüste seien ganz schwarz gewesen. [Durch alle Berichte ging dieses Schwarz.] Sie hätte Kinder ins Feld gelockt und habe ihnen Brot gegeben, das mit Teer bestrichen war. Als sie davon nichts essen wollten, habe sie sie an sich gedrückt, mit eisernen Armen, daß sie erstickten. Diese Kinder seien vor Schrecken gestorben.



18 - Mutterkorn-verseuchter Roggen

Limoges war eine Stadt in Gallien. »Lem« war ein keltisches Wort und hieß Hirsch. Wie Hirsche hatten die Limusiner in ihren freien Wäldern gelebt und ihr Eichelmehl verzehrt, bis Cäsar und die Römer kamen. Nun rodete man die Wälder aus, legte Städte, Märkte, Amphitheater, Tempel der Getreidegöttin Ceres, des Herdfeuers Vesta an und machte die Limusiner zu Römern. Als

eines Tages der heilige Martial im Theater das Christentum predigte, wurden die Limusiner Christen. Mönche drangen mit Kreuz und Pflug in die granitenen Einöden vor, dort wo das Land »*rude et facheux et tout hérissé d'épines*« war [rauh und böse, zerrissen von Dornen]. Kaum war alles Land Kulturboden, als wilde deutsche Völker kamen, die auf der Flucht vor den Hunnen waren und die rechtmäßigen Einwohner in Höhlen unter die Erde trieben. Jahrhundertelang gab es keine Ruhe. Inmitten all der Feuersbrünste und Aufstände wurde schlecht gesät und schlecht geerntet. Auf ein paar von der »Korn-Muhme« geschwärzte oder erdrückte Kinder kam es im Frankenreich nicht mehr an.

Doch im Frühherbst jenes Unheilsjahres [943 n. Chr.] zeigte sich etwas Schlimmeres. Schreiend, jammernd und sich krümmend brachen Menschen auf der Straße zusammen. Manche standen von ihrem Tisch auf und rollten sich wie Räder durchs Zimmer; andere fielen um und schäumten in epileptischen Krämpfen; noch andere erbrachen sich und zeigten Zeichen plötzlichen Wahnsinns. Von diesen schrien viele »*Feuer! — Ich verbrenne!*«

So war es wirklich. Wer nicht sofort gesund wurde, der schien zu verbrennen. Es war ein »*invisibilis ignis, carnem ab ossibus separans et consumens*« schreibt der Chronist [ein unsichtbares Feuer, das das Fleisch von den Knochen trennte und auffraß]. »*Cum intolerabili cruciatu*« [in unerträglicher Kreuzesqual] gingen Männer, Frauen und Kinder zugrunde. In der Stadt Limoges glich jedes Zimmer einem Scheiterhaufen, auf dem Tag und Nacht die Opfer verbrannten. Man hörte die Schreie, sah die Glieder der Verkohlenden — doch man sah kein Feuer! Zuerst wurden ihnen die Zehen schwarz, dann platzten ihnen die Finger auf, die Arme und Beine krümmten sich und fielen ab. »*Tamen desiderantibus mortem tantum remedium denegabatur*«, [dennoch wurde den Todheischenden diese letzte Wohltat verweigert] »*donec celer ignis invadet membra vitalia*« [ehe nicht der Sitz des Lebens vom schnellen Feuer gefressen war]. »*Mirum est*« schreibt der Chronist Hugo Farsitus »*ignis hic tanto frigore glaciali perfundit miserabiles, ut nullis remediis possint calefieri*«, [es ist wunderbar, daß dieses Feuer mit solcher *Kälte* die Armen durchdringt, daß es kein Mittel gibt sie zu erwärmen]. Ein »*horrendissimus ululatus*«, ein entsetzliches Schmerzgebrüll, war meilenweit zu hören, und der unbeschreibliche Gestank lastete wochenlang in den Straßen.

Die Ordnung der Natur war zerstört. Die Hölle schien aus Erdtiefen heraufgeschlagen, Menschen verbrannten in einem Feuer, das man nicht sah und dessen Natur dem Eis ähnelte. Man kannte Seuchen, die ansteckten. Diese nicht. Die Leichenträger, die die Verfaulten und Verkrümmten zu Tausenden in die Grube warfen, blieben gesund. Auf Dörfern wieder, in denen noch kein Toter lag, starben an einem Tag alle Leute. Zu gleicher Zeit verwandelte sich auf den Tischen der Limusiner das Brot. Wenn man es anschnitt, war es naß, und die Krume floß schwarz heraus.

Das verzweifelte Volk stürzte vor die Altäre. Man rief Maria und Christus an. Und – da niemand zweifelte, daß die Seuche aus den Feldern kam – auch die vielen Kornheiligen, die man als himmlische Mittler verehrte. Da war Genoveva von Paris, die Schutzheilige des guten Getreides. Sie war erst ein paar Jahrhunderte tot, und die Voreltern der Geplagten hatten die Heilige selbst gesehn, wie sie, groß und blond und hilfreich, gleich einer nordischen Walküre, den belagerten Parisern Kornschiffe auf der Seine brachte. Seither verehrten die fränkischen Bauern Genoveva als einen Schutzgeist gegen Wolkenbrüche und Hungersnot. Aber das »unsichtbare Feuer« legte sich nicht, indem man sie anrief ... Auch die heilige Gertrud von Nivelles, die berühmte Mäuse-Heilige, die das nagende Getier des Feldes so oft überredet hatte, die Wurzel des Roggens nicht abzubeißen, half diesmal nicht. Erst als die Bischöfe die Gebeine des heiligen *Martial* ausstellten, »*pestis ipsa cessavit*« [hörte die Pest auf]. Aber es waren in einem Jahr 40000 Menschen gestorben.



19 - Der Heilige Antonius als Helfer gegen die Mutterkornseuche

Wir wissen heute, was es war. Die unseligen Menschen des Mittelalters hatten *Mutterkorn* gegessen: schwarze Körner, die süß schmeckten. Die hatten sie zunächst auf den Feldern gedankenlos in den Mund gesteckt und später in ihr Mehl vermahlen ... Mutterkorn, ein gefährliches Gift, ist der Dauerzustand des Pilzes *Claviceps purpurea* in der Roggen-Ähre. Eigentlich eine Kombination von zwei Giften, von denen das eine, in der Nervenbahn von Menschen und Tieren, Gliederverdrehungen erzeugt [*Ergotismus convulsivus*], das andere die Glieder abfaulen läßt [*Ergotismus gangraenosus*]. In der frühesten Zeit der Seuche traten beide Symptome zusammen auf.

Da Mutterkorn süß schmeckte, suchten Insekten gern den »Honigtropfen« auf, der aus der erkrankten Ähre trat. So wurden die Pilzsporen rasch verbreitet, und der Regen tat das übrige. Aber die schwarzen, wachsartigen Körner waren mit bloßem Auge zu sehn: kein Bauer im Römischen Reich hätte solches Getreide ausgedroschen, kein Müller es zur Vermahlung genommen, kein Bäcker Brot daraus gebacken. Von ihrem Schriftsteller Columella, dem genialen Fachmann des Ackerbaus, wußten die Römer recht genau, wie und warum man Unkraut bekämpft. Auch ohne Salzsäure, Jodoform, Chloralhydrat und Mikroskop – die der heutige Chemiker zum Nachweis und zur Ausscheidung des Mutterkorns aus dem Mehl besitzt – wußten die Römer, daß *Sauberkeit* untrennbar zur Brotbereitung gehöre. Nur in größter Elementarnot, als Cäsar Marseille belagerte und die Truppen schlecht gedroschenes Getreide zu verzehren hatten, hatte es gelegentlich Fälle von Ergotismus gegeben. Nie aber Massenkatastrophen, wie sie das Mittelalter durchzogen.

Die Gewissenhaftigkeit in der Bodenbestellung war den neuen Völkern verlorengegangen. Ihr technischer Verstand lag darnieder. Medizin und Naturwissenschaften durften sich nur so weit erheben, wie die Kirche den Zügel locker ließ. Die Kirche, freigebig genug, baute Spitäler gegen die Seuche, die man bald der Fürsorge des heiligen Antonius vertraute und deshalb »*Antoniusfeuer*« nannte. Aber medizinisches Forschen verschrie sie zugleich als Zauberei. Erst in der Zeit der Hochrenaissance entdeckten Botaniker und Ärzte – Lonicer 1582 und Kaspar Schwenckfeld 1600 – die wahre Natur der furchtbaren Krankheit und begannen den Kampf gegen sie.

Der Müller war ein böser Mann

48

MIT MISSBILLIGUNG UND MISSTRAUEN BETRACHTETEN ALSO DIE nordischen Völker das kulturelle und technische Erbe, das sie so plötzlich antreten mußten. Zu den merkwürdigsten Dingen, die die Barbaren im Römerreich trafen, gehörten zum Beispiel die *Wassermühlen.* Überall, wo Bäche waren, in den Alpen oder in Spanien, in Griechenland oder in Kleinasien, arbeiteten diese eiligen und höchst komplizierten Maschinen. Sie waren alle nach *einem* System errichtet, das Vitruvius beschrieb. Und dieses System war so ausgezeichnet, daß man seine Grundtechnik bis zum heutigen Tage kaum änderte.



20 - Müller um 1500

»Wassermühlen« schrieb Vitruvius »werden von einem unterschlächtigen Schaufelrade angetrieben, das an einem Ende der Welle mit einem Zahnrad verbunden ist. Dieses Zahnrad ist senkrecht gestellt und dreht sich mit dem Schaufelrad gleichzeitig in derselben Richtung. In das erste Zahnrad greift waagrecht ein zweites, kleineres Zahnrad ein, das wiederum eine Welle umdreht, die an ihrem oberen Ende einen eisernen Doppelschwalbenschwanz hat, der in den Mühlstein eingekeilt ist. So zwingt das erste Zahnrad das zweite, und dieses zweite die Mühlsteine, daß sie sich drehen. Eine Rinne, die über der Maschine hängt, läßt den Mühlsteinen das Getreide zufließen. Durch diese Umdrehung wird Mehl gemahlen.«

Diese geniale Konstruktion, von römischen Ingenieuren erdacht und in zehntausenden Exemplaren aufgestellt, wollten die Fremden nicht begreifen. Sie haßten derlei. Wie konnte man den Geist freier Ströme und Wildbäche zwingen als *Müllersklaven* zu arbeiten? Das religiöse Gefühl dieser Heiden

stellte sich sofort auf die Seite der beleidigten Wassergötter. Man ließ die Mühlen verrosten, verfallen; wo man es nicht tat, wo die Räder weiter klapperten, suchte man die Naturkraft durch Opfer zu versöhnen. Schließlich war es angenehm, daß man nicht selbst den Mahlstein drehte oder Tiere arbeiten ließ. Nun warf man wenigstens Mehl in den Fluß oder Brote für die beleidigte Gottheit.

Wie früher der Ägypter, so galt jetzt der römische Müller als Zauberer, und die Mühlen, in denen das Wasser gemartert, das Wasser aufs Rad geflochten wurde, wurden zu unheimlichen Orten. Wer in einer Mühle wohnte, der hatte die Rache des mißhandelten Elements zu fürchten. Der »Wassermann« zerriß ihm das Rad; oder ein Kobold erschien in der Stube, der einen Topf mit Fischen im Arm trug, um sie am Feuer des Müllers zu braten. Schrecklich war, daß die Wassergeister in einem Bund mit dem Feuer standen, so daß die Mühle sehr oft explodierte. Die Leute wußten damals nicht, was heut jedes Handbuch der Müllerei weiß: sobald sich mehr als 20 Gramm Mehlstaub auf einen Kubikmeter Luft verteilen, entsteht die Gefahr einer Explosion, die durch die Reibungshitze des Mahlens im Augenblick ausgelöst werden kann. Eine Absaugung der staubhaltigen Luft war im Mittelalter ganz unbekannt. Schon möglich, daß die Römer sie kannten – aber die Verschlechterung aller technischen Kenntnisse in der Völkerwanderungszeit ließ jede Vorsicht einschlafen. Jedenfalls, im 5. Jahrhundert, erregten die ständigen Mühlenbrände abergläubisches Entsetzen. Man sah darin die gerechte Strafe für den Frevel, daß man das Wasser ins Menschenjoch gezwängt hatte – und noch zwölfhundert Jahre später [1671] brannte man in Estland freiwillig eine Wassermühle nieder, »weil sie den Bach beleidigt habe und schuld sei an jahrelanger Dürre«!

So stand es um die Wassermühle, die von den aus der Wildnis gekommenen Völkern nur sehr ungern bezogen wurde. Andererseits aber waren doch gerade diese römischen Maschinen der Meilenzeiger der Kultur. Hier lief die Straße der Entwicklung: Statt Sklavenarbeit Maschinenarbeit! Statt der Menschenkraft Elementarkraft! Wieder einmal griff die Priesterschaft ein, um die ängstliche Menge zu belehren: daß es keine Sünde sei, das Element arbeiten zu lassen, sondern ein *Stolz*. Das ging nicht so rasch: bald sah man die Arbeit der Mühle durch heidnische Schleier an und bald durch christliche Vorstellungen. Aus diesem unsicheren Schwanken entstand die Mühlen-Mythologie, die merkwürdige der nordischen Völker, die sich bis heute erhalten hat.

Nur langsam siegte das Christentum. Die Mühle – erklärten die Mönche den Leuten – erzeugt euer Brot, und *Brot ist Christus*. Aus diesem Grunde glaubten die Russen lange, daß ein Span vom Mühlrad Kinderkrankheiten heilen könne. Ein anderes slawisches Volk, die Serben, meinte, daß, wenn man Mühlwasser auffing, das vom Rad abgesprungen war, man damit »rasch anspringende Krankheiten« [Geschwüre und Röteln] heilen könne. Die Priester

kämpften dagegen an; dann mußten sie sich schließlich bequemen, zu diesen Gebräuchen ja zu sagen. Die Mühle, deren Endprodukt Mehl war, hatte schließlich mit Christus zu tun, und so waren ihre Teile heilig. Am schwierigsten ging es mit dem Mühlstein. Die nordgermanischen Sachsen zum Beispiel wollten sich nicht ausreden lassen, daß der Mühlstein zauberkräftig sei, weil er durch seinen furchtbaren Lärm an den Gewittergott Donar erinnere. Die Priester bekämpften das vorsichtig, indem sie eine Heilige des Müllergewerbes schufen, auf deren Befehl die schwersten Steine sich leicht und gesittet wie Lämmer betrugen. Diese Frau war die heilige Verena. Sie stammte aus alemannischem Land. Die Vorfahren der heutigen Schweizer hatten in ihren Bachmühlen kleine Götzen aufgestellt, denen sie opferten. Aber Verena besuchte diese Gebirgsmühlen und warf die Götzen in den Fluß. Zunächst trat Überschwemmung ein — dann aber mahlten die Mühlen besser. Die Legende erzählt, daß der Teufel einen riesigen Mühlstein nach ihr warf, die Heilige aber nicht treffen konnte. Als sie aus dem ungastlichen Waldtal, wo ihr dies geschah, fortreisen wollte, fand sich weder ein Boot noch ein Wagen. Da nahm die Heilige einen Mühlstein, legte ihn auf das Bachwasser und glitt mit ihm leicht aus dem Tal. Dadurch wurde Vreneli auch die Patronin der Schiffsleute. Zwischen Zürich und Straßburg findet man noch heute ihr Bild, den Mühlstein im Arm... So taten die christlichen Priester alles, um die alten heidnischen Ängste in christliche Ordnung umzuwandeln.

Nur einen einzigen Aberglauben konnten sie lange nicht zerstören. Es war eine unheimliche Tatsache, daß das Mühlrad *sprechen* konnte! Es sprach wirklich! Wer je ein paar Stunden lang einer Wassermühle zugehört hat, der weiß, daß sie kein seelenloses mechanisches Geräusch von sich gibt, sondern selbsttätig Tempo und Tonlage ändert. Die Deutschen als ein »Volk von Lauschern« waren wieder in Gefahr, Orakelsprüche zu vernehmen, heidnische Orakelsprüche —

> Was sag ich denn vom Rauschen,
> das kann kein Rauschen sein!
> Es singen wohl die Nixen
> dort unten ihren Reih'n.

sang Franz Schubert im 19. Jahrhundert, als diese Dinge nicht mehr Religion, sondern nur noch »Empfindung« waren ... Zur Völkerwanderungszeit aber war es mit der Entscheidung bitter ernst, ob die Mühlen, die Brot mahlten, Christus oder dem Teufel gehörten. Notker Balbulus [gestorben im Jahre 912], der große Mönch des Klosters Sankt Gallen, sagte den Leuten: »Ja, gewiß kann das Mühlrad sprechen! Aber ich habe deutlich gehört, wie es heute gesprochen hat: '*Sanctus spiritus assit nobis!*' [Der Heilige Geist sei in unserer Mitte]«, und er komponierte darüber eine Sequenz, die das Kloster sang.

49

»DIESEM reißenden Element, dem Wasser, das Treiben von Mühlen anzuvertraun, deren Arbeit so kunstvoll war, dazu gehörte nicht wenig Kühnheit«, schrieb John Beckmann, ein Gelehrter des 18. Jahrhunderts, in seiner »*Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen*«. »Aber noch abenteuerlicher war es, den völlig unverläßlichen Wind für diese Sache einzuspannen! Obwohl es an sich unmöglich ist, die Stärke und Richtung des Windes zu ändern, hat man trotzdem Mittel gefunden, ein Bauwerk in solcher Weise zu *drehn*, daß es genau so viel Wind einfängt, wie das jeweils nötig ist – der Wind mag blasen, woher er will.«

Die erste Windmühle, von der hier die Rede ist, wird für das Jahr 833 aus einer angelsächsischen Urkunde bezeugt. Es scheint seltsam, daß die Römer nicht auch diese Maschine erfanden – denn: was ist eine Windmühle andres als ein vom Zahnrad-Prinzip gelenktes Werk, das nun aber nicht durch Wasser, sondern durch Wind betrieben wird. Obwohl die Römer, als Meister der Schiffahrt, genau wußten, wie man Segel setzte und »jeweils an den Wind brachte«, ließen sie diese große Entdeckung den sterilen Jahrhunderten nach ihnen.

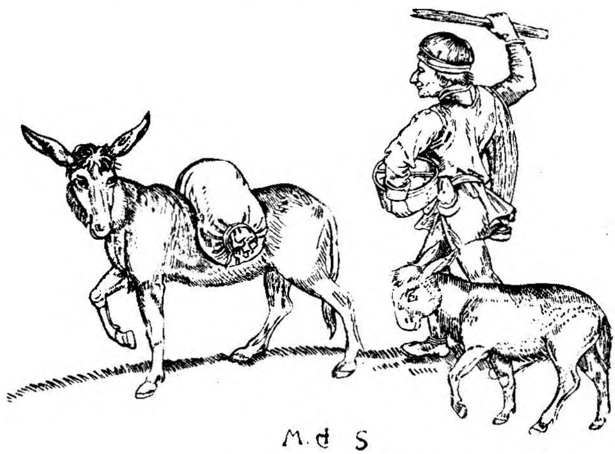


21 - Bauer bringt sein Korn zur Mühle

Man glaubte lange, die Kreuzfahrer hätten aus dem Orient die Kenntnis der Windmotoren gebracht. Das ist unrichtig. Erstens gibt es in Syrien und Palästina [dem alten römischen Gebiet der Tier- und Wassermüllerei] überhaupt keine Windmühlen. Zweitens bezeugt ja jene Urkunde [wenn sie echt ist] die Existenz einer englischen Windmühle lange vor dem ersten Kreuzzug. Wahrscheinlich verhält es sich damit so: daß erst durch die Kreuzzüge das Vorhandensein solcher Windmühlen von Volk zu Volk bekannt wurde. Die Kreuzzüge waren ja eine »Reise«, die das in seinen Städten und Burgen verdummende abendländische Volk zum erstenmal ins Freie führte. Jetzt lernte der französische Ritter den englischen kennen und der den deutschen: auf der langen

gemeinsamen Pilgerfahrt unterrichtete sich die Christenheit, was der Nachbar an praktischer Erfahrung besaß. So kam auch die Windmühle zur Kenntnis.

Für die Brot-Produktion in Ländern, deren Wassergefälle schwach war, gab es keine Neuerung, die wichtiger gewesen wäre. Also für den ganzen Nordwesten und Westen Europas, vor allem für England. Es war ohnehin nie ganz leicht gewesen, hier Wassermühlen zu erbauen. Man hatte Mühlgräben ausstechen müssen, hatte künstliches Gefälle durch Zuleitungen schaffen und die Mühlen tief lagern müssen, damit das Wasser von oben kam. Diese Schwierigkeit fiel jetzt weg. Wenn man die Windmühle hoch anlegte, hatte man in den windigen Ländern Nordeuropas stets Wind genug.



22 - Martin Schongauer: Müllers Esel

Trotzdem begann der Windmühlenbau im Mittelalter nur höchst zögernd. Die erste Windmühle in Frankreich wird für 1105 erwähnt, in Venedig [auch einer Stadt, die kein fließendes Wasser hatte] für 1332. In der deutschen Stadt Speyer baute man die früheste Windmühle 1393: man mußte aber nach *Holland* schicken, um einen Fachmann zu bekommen. Diese Notiz ist charakteristisch: Holland, das Land des schleichenden Wassers, sah rasch die nationale Bedeutung, die die Windmühle haben würde, und zog sich Ingenieure heran, die eine unübertreffliche Kenntnis im Bau dieser neuen Maschinen besaßen. Die Holländer entwickelten zum Beispiel eine Kunst, den Kopf der Mühle drehbar zu gestalten, wodurch die am Kopf befestigten Flügel jedes Quentchen Wind fangen konnten. Die Deutschen sahen das zu spät und bauten lange »fixierte Mühlen, die nicht manövrieren konnten«. So wurde Holland sehr rasch das Zentrum des europäischen Mühlenbaus und die Windmühle zum Wappen des Landes, an dem man auf jedem Bilde gleich die holländische Landschaft erkennt.

Seltsame juristische Streitigkeiten knüpften sich an den Windmühlenbau. Als Mönche des Augustinerklosters in Overyssel 1391 eine Windmühle bauen wollten, verbot es ihnen der angrenzende Graf, weil der Wind über sein Gebiet striche. [Wahrscheinlich hielt der Grafschaftsbesitzer den Wind für den Nachfolger seines Baches.] Doch der Bischof von Utrecht, höchlichst geärgert, bestätigte, daß die gesamte Provinz unter seinem Winde allein läge, und so bauten die Kleriker ihre Mühlen. Immerhin: der Graf von Friesland erhob von seinen Müllern eine *Jahresgebühr für die Windbenützung.* – Und ein Nürnberger Jurist, Kaspar Klock, notierte noch trocken 1651: »Es ist das Recht der Obrigkeit, den Wind an die Mühlen zu verkaufen«.

Auf wenige Dinge war jene Zeit stolzer als auf die Erfindung der Mühlen. Ein Gelehrter des Mittelalters jubelt: »Ich vermag nicht mit Schweigen hinwegzugehn über etwas, das ich nicht glauben wollte, ehe ich's nicht mit Augen sah. Manche sprachen bereits davon, aber es schien mir unmöglich zu sein. Nun, mein Wissensdurst überwand meine Scheu, und ich habe mich davon überzeugt: in manchen Teilen von Italien und sogar hier in Frankreich stehn Mühlen, *die vom Wind gedreht werden!*«

Eine Welt, in der es so etwas gab, war zweifellos stark christianisiert. Denn die alten Gallier und Deutschen hätten es sich höchlichst verbeten, den kosmisch-göttlichen Genius, den Wind, zum Treiben von Mühlen zu mißbrauchen. Immerhin, auch unter den Christen behielten die Mühlen ihr Unheimliches – und die Windmühlen gaben darin den Wassermühlen durchaus nichts nach. Die großen Gestalter des Unbewußten, die Dichter, sorgten schon dafür, daß derlei im Herzen des Volkes nicht ausstarb. Wenn Dante im XXXIV. Gesang der Hölle den untersten Kreis betritt – dort, wo die eisigen Nebel wehn –, sieht er in der Dämmerung Windmühlenflügel, die sich drehn. Die Mühle sieht aus wie ein drohender Vogel:

> Groß, angemessen solchem Vogel, standen
> zwei Flügel unter seinem Leib heraus,
> die wir den Segeln gleich, nur größer, fanden,
> und federlos, wie die der Fledermaus.

Es ist aber gar keine Mühle, sondern der Teufel selbst, der sich in eine Mühle verwandelt hat und die Seelen der Sünder mahlt. Sie sind an die Mühlenflügel gebunden, und er schleudert sie sich ins Maul. Auf diese entsetzliche Vision [auch Orcagna malt sie im »Jüngsten Gericht«] wäre Dante wohl nicht verfallen, hätte auch er nicht gelegentlich den bekannten Schauder erlebt, der uns ankommt, wenn wir im Novembernebel plötzlich eine Mühle erblicken, die ihre nackten Fledermausflügel übergroß dreht und dazu jammert. Dieses Jammern der Mühle hat aber nicht die lateinische Sprachfamilie, sondern die nordische wiedergegeben. Im Schwedischen und Norwegischen heißt, mit nachahmendem Mahl-Laut, die Mühle niemals »mill«, sondern »*qvärn*«. In

diesem Wort weint die Materie, die von Gespenstern gefoltert wird. Ähnliches erfand auch Cervantes. Er, der heitere, kritische Mensch, der auf der Scheide des Mittelalters und der Renaissance lebte, mochte freilich nichts von dem Schauer sagen, den die Windmühle in ihm erregte. So legte er das Abbild davon in das Hirn des wahnsinnigen Don Quijote: Der Ritter sieht in den Mühlenflügeln noch die Arme riesenmäßiger Wesen, die man mit der christlichen Lanze ansprengen muß. Doch nicht nur für ihn saß der Teufel in der Mühle.

50

SÄMTLICHE Völker des Mittelalters sind erfüllt von rätselhaftem Haß gegen den Beruf des Müllers. Engländer, Deutsche, Spanier, Franzosen: vom Müller spricht jedes Volk nur schlecht. Daß die Mühlen unheimlich waren, ist nur die halbe Ursache. Der Müller gehörte nicht zur »Stadt«. Das war wohl ein Grund, ihn zu verachten, wie den Bauern, der auch nicht zur Stadt gehörte. Den Müller aber fürchtete man und verabscheute ihn, als sei er der Teufel. Ein Geheimnis ökonomischer Art umgab ihn. Was machte er eigentlich?

Als die römischen Wassermühlen in germanische Hände übergingen, blieben sie zunächst natürlich Privatbesitz. Doch bald sah man ein, daß diese großartigen Maschinen ein viel zu wichtiges Werkzeug waren, um einer einzigen Familie zu dienen. Ganze Dörfer wurden um ihretwillen und in ihrer Nähe gegründet. Schon das Salische Gesetz kennt Mühlen, in welche fremdes Getreide zum Vermahlen eingebracht wird. Das bayrische Volksrecht führt die Mühlen als öffentliche Gebäude auf, das Gesetz begann sie besonders zu schützen. Beschädigung einer Mühle war strafbar: der Mann, der die eiserne Kurbel stahl, mit der die Mühle in Gang gesetzt wurde, wurde mit dem Dreifachen der gewöhnlichen Diebstahlsbuße bestraft. Ein Mühlenbau war ziemlich teuer, die Dorfgenossen kamen gemeinsam für die Errichtung von Damm und Schleuse, die Beschaffung der Eisenteile auf. Die laufende Instandhaltung des Getriebes kostete Geld, das der Müller selbst nicht hatte. So verschlechterte sich sehr oft mit der Wertsteigerung der Mühle das Eigentumsrecht des Müllers an ihr. Er wurde dann Gemeindepächter.

Vor allem aber verlor der Müller das Besitzrecht an der Mühle, als die germanische Ländermasse später das Römische Recht annahm. Denn: »*Cujus terra, ejus molina*« [Wessen der Grund ist, dessen die Mühle]. Mit dem Übergang des Bodens in die Hände der Aristokratie wurde der früher selbständige Müller jetzt ein Herrschaftsangestellter. Um sich selbst und den Pächter zu schützen, verfügte der landbesitzende Herr jetzt den *Mühlenbann* und den *Mahlzwang*. Der Mühlenbann war das Verbot, im Umkreis einer schon

laufenden Mühle eine andere Mühle zu errichten, und der Mahlzwang war der Zwang, innerhalb dieser Bannmeile das Getreide stets nur in der Herrschaftsmühle mahlen zu lassen. Besonders dieses zweite Gebot, das jede Konkurrenz ausschloß, wurde von den Dorfleuten als ungeheuer drückend empfunden und war jahrhundertelang die Quelle zahlreicher lokaler Aufstände – besonders wenn die Grundherren in die Hütten der Dörfler einbrachen, um Mahlgeräte zu konfiszieren.

Die Mühle also – vom Bachwasser bis zum letzten Mehlbeutel – gehörte jetzt einem Grundbesitzer, einem Grafen oder Herzog: und der Müller, der auf ihr saß, wurde entweder ein Beamter, der vom Grundherrn besoldet wurde, oder in den meisten Fällen ein Pächter, der eine Pacht zahlen mußte, um die Mühle behalten zu dürfen. Wenn er das Pachtgeld verschaffen wollte, mußte er aber auf Nebenverdienst sinnen. Wo bekam er ihn her? Hier liegt die Wurzel jenes Hasses.

Der Müller.



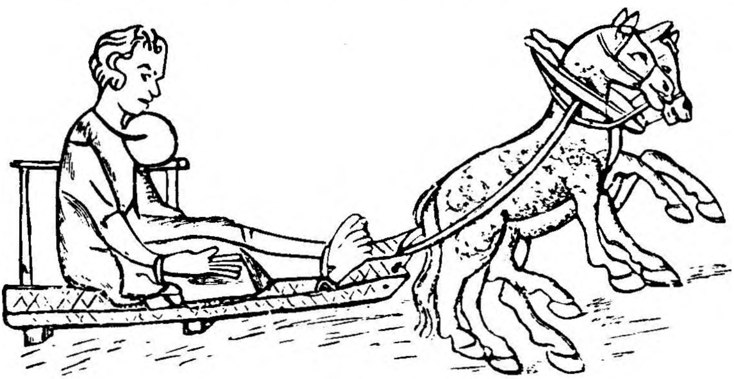
Wer Korn vnd Weitz zu malen hat/
Der bring mirs in die Mül herab/
Denn schütt ichs zwischen den Mülstein
Vnd mal es sauber rein vnd klein/
Die Kleyen gib ich treuwlich zu/
Hirsch/Erbeiß/ich auch neuwen thu/
Dergleich thu ich auch Stockfisch bleuwn/
Würtz stoß ich auch mit gantzn treuwen.

23 - Der Müller [mit Versen von Hans Sachs]

Wenn der Müller leben wollte, *mußte* er eigentlich Korn stehlen. Die Völker des Mittelalters waren überzeugt, daß jeder Müller stahl. Jeder – ohne Ausnahme! Und es hatte auch wenig Sinn, daß man Verordnungen erließ, dem Müller den Diebstahl unmöglich zu machen. Die Stadt München zwang die Müller, ihren Mahlgästen zu erlauben, das Korn vor dem Mahlen nochmals zu wiegen und das Mehl dann eigenhändig aus der Mahlrinne herauszunehmen: die Müller des 13. Jahrhunderts aber scherten sich gar nicht darum und schlugen den Landleuten und den Bäckern die Mühlentür vor der Nase zu. »Neben jeder Mühle steht ein Sandberg«, seufzte ein deutsches Sprichwort. Das Gewicht des Korns, das sich beim Mahlen in Kleie und Mehl gewandelt hatte, mochte keinen Argwohn erwecken: doch der Müller hatte hinter verschlossenen Türen sein Teil genommen und feinen Sand ins Mehl getan. »Es kommt kein Müller in den Himmel« hieß es in der Normandie. Und die Spanier er-

zählten, wie Petrus einen frechen Müller aus dem Himmel hinausgeworfen habe, der »nur seine Kappe dort suchte, die ihm vom Winde hereingeweht war«. Er suchte sie ein paar Monate lang, bis ihm der Himmelspförtner erklärte: wer auf Erden Müller gewesen sei, könne auch später nichts anderes als lügen.

Doch schon auf Erden war es nicht leicht, einen Müller loszuwerden. Denn eine Mühle zu versehn, ohne daß sie unbrauchbar wurde, galt als ziemlich schwere Kunst. In den »Rechtsaltertümern« von Jakob Grimm muß man lesen, wie schwer es war, eine Mühle zu inspizieren. Das äußere Rad bestand in der Mitte aus einem starken Eichenbalken, an dem ein doppelter Satz von Speichen und runden Teilen angebracht war, die, durch Eisenbänder und Stützen verstärkt, ein Doppelrad bildeten. Zwischen den beiden äußeren Reifen war eine



24 - Der zum Pranger gekarrte Müller

Reihe trogartiger Schaufeln angebracht, die das Wasser packten. Wenn an der äußeren Apparatur etwas in Unordnung geriet, war der Schaden vielleicht zu beheben. Doch wenn das innere Zahnrad brach oder die vertikale Spindel, die die drehende Seele der Mühle war? Das volle Gewicht des oberen Mahlsteins lag auf dieser Metallspindel, und die unaufhörliche Reibung bedeutete schwere Abnutzungsgefahr für den Messingzapfen, auf dem sie ruhte.

Für die technisch so unbegabten Menschen des Mittelalters war also der Müller zugleich Ingenieur. Groß war seine Verantwortung – und nicht zum wenigsten gegen sich selbst. Yarrel schrieb:

»*Sein Nutzen oder sein Verlust, sein ganzes Vermögen, ja sein Ruin, hängt davon ab, daß alle Teile der Maschine richtig arbeiten. Des Müllers Ohr ist tags und nachts auf das Geräusch des Mahlsteins gerichtet, der sich in seinem Bette dreht. Die völlige Übereinstimmung zwischen Stein und Unterlage – er hört sie aus bestimmtem Klang! – ist eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit für den Müller! Außerdem ist seine Hand ständig an der Ausbruchstelle, um schon auf dem Tast-*

wege den Charakter und die Qualitäten des produzierten Mehls kennenzulernen. Mit charakteristischer Bewegung spreitet der Daumen die Mehlprobe über die Fingerspitzen hin — der Daumen ist tatsächlich der Prüfer für die Güte des Produkts: und daraus ist auch das Wort entstanden 'Soviel wert wie ein Müllerdaumen'.«

Neben der fachlichen Tyrannei übte der Müller aber vor allem auch noch eine polizeiliche aus: er war der behördliche Spion für den Mahlzwang der ganzen Gegend. Er schlich herum und sah durch die Ritzen, ob nicht irgendwo Kleinbauern ihr Korn in einer Handmühle mahlten. Nein, sie mußten zum Müller wandern, der ihnen als Vogt seines Herrn nicht nur den dritten Teil ihres Mahlguts abnahm — das war seine rechtmäßige Bezahlung — sondern sie heimlich noch weiter bestahl. Es war das eine der Ursachen, die zu den Bauernkriegen führten.

51

DER Müllerhaß war kaum irgendwo größer als in England. Die Chronik von Bristol pries, daß König Edward I. schonungslos gegen die Müller vorging. Ihr schärfstes Urteil aber schrieb der große Dichter Geoffrey Chaucer in seinen »Canterbury Tales«, dem derben Kulturgemälde der Zeit:

In Trompington bei Cambridge stand eine Mühle, deren Inhaber gewohnt war, »mit goldenem Daumen Mehl zu stehlen«. Der freche Simon war er genannt. Er hatte eine Pfarrerstochter geheiratet, die hochmütig war wie er:

Man sah die beiden schon von weitem her.
An Sonntagen schritt Simon vor ihr her,
rothosig, auf dem Haupt die Sammetmütz;
sie hinter ihm in rotem Rock und Litz.
Weh jedem, der sie nicht zu grüßen wagte
und der nicht etwa »Dame« zu ihr sagte ...

Das unsympathische Paar besaß eine hübsche erwachsene Tochter und ein kleines Wiegenkind. Zu den Vorteilen, die die Mühle hatte, gehörte auch ihr Mahlzwang auf die Universität von Cambridge: die Hochschule war dazu verpflichtet, ihr Getreide in Trompington mahlen zu lassen. Eines Tages wurde der Verwalter der Universität so krank, daß er sich nicht mehr um das Schicksal von Korn und Mehl bekümmern konnte:

Weswegen Müller Simon hundert Mal
mehr denn zuvor an Mehl und Korn jetzt stahl.
Was bis dahin er noch mit ein'ger Scham
genommen, er hinfort ganz schamlos nahm.

Der Rektor merkt's verdrießlichen Gesichts.
Ja, aber darauf gab der Müller nichts:
er lärmt' und schwur, daß dran nichts Wahres sei! —
Nun gab es damals der Studenten zwei ...

Die beiden heißen Alan und John. Sie wetten: wenn sie mit eigenen Händen ein paar Kornsäcke zur Mühle schaffen, daß nicht eine Unze gestohlen wird. Der Rektor hält das für unmöglich, erlaubt den Versuch aber schließlich doch und leiht ihnen für den Transport ein Pferd. So kommen sie bei der Mühle an. »Ich werde Euch das gleich mahlen!« sagt Simon. »Wie wollt Ihr Euch derweil die Zeit vertreiben?«

»Ich werde bei dem Trichter stehen bleiben!«
erwidert John. »Ich hört' es oft beschreiben,
sah's aber nie, wie unser Korn fließt ein.
Der Rinne Hin und Her muß lustig sein!«
»Wenn du das droben tust, schau ich in Ruh
dem Ausfluß drunten unsres Mehles zu«,
sprach Alan ...

Der Müller ist aber doch schlauer als sie. Während der Mahlprozeß beginnt, bindet er draußen heimlich das Pferd los. Es rennt davon, und die Müllerin, die mit ihrem Mann im Bunde ist, schreit die Neuigkeit in die Mühle hinein. Jammernd laufen die Studenten dem kostbaren Tier nach: das Mehl ist vergessen! Als sie spät abends, es ist längst dunkel, ihr Pferd wieder eingefangen haben und schweißtriefend in die Mühle stolpern, ist denn wirklich ein tüchtiges Teil vom Mehl ihres Rektors gestohlen worden und zum Kuchenbacken verwandt. Sie können aber nichts beweisen und müssen noch mit artigen Worten den Müller um ein Nachtquartier bitten. Der Gauner, den die gelehrte Dummheit der Studenten nicht wenig amüsiert, erwidert:

»Mein Haus ist eng — doch seid Ihr ja gelehrt!
Mit Argumenten, wie ich oft gehört,
könnt Ihr recht wohl (wer wagte da zu lachen?)
aus zwanzig Fuß 'ne ganze Meile machen.
'ne Meile im Geviert! Wo nicht, müßt Ihr bequemen,
die Enge hier, für was sie ist, zu nehmen.«

Es kommt aber anders. Alan und John — die vor Rachbegierde zittern, nur noch nicht wissen, wie sie sie befriedigen sollen — geben ihm Geld und bitten um ein kräftiges Nachtmahl. Es wird so reichlich Bier gezecht, daß der Müller betrunken zu Bett sinkt. Alle, auch die Gäste, liegen in einem Zimmer. Das Licht wird gelöscht. Ein großes Schnarchen fährt durch das Haus und vermischt sich mit dem Geräusch der Mühle. Alan liegt wach. Der Grimm über das gestohlene Mehl und über die verlorene Wette setzt sich in andere Gefühle um: er stürmt auf das Bett der Tochter los:

Bis er so nah ihr war mit Haut und Haar,
daß es zu spät zum Hilfeschreien war!

Bald darauf rückt der listige John, den Alans Glück nicht schlafen läßt, die Kinderwiege mit dem Söhnchen des Müllers dicht an sein eigenes Bett. Die Mutter, die das Kind stillen will, merkt die Veränderung im Zimmer nicht und kriecht schlaftrunken, statt zum Müller, in das Bett des Studenten hinein. Vor Morgengrauen wacht der Hausherr auf, sieht, was mit Frau und Tochter geschehn ist, eine wüste Schlägerei bricht aus, an der auch des Müllers Frau sich beteiligt. Sie hilft ihrem Mann, aber aus Versehen schlägt sie, anstatt nach dem einen Studenten, mit dem Besenstiel auf die Glatze des Gatten. Er stürzt ohnmächtig nieder: die beiden eilen mit Mehl und Pferd nach Cambridge zurück und nehmen im Triumph auch noch den Kuchen mit, den das Müllerpaar aus dem Gestohlenen bereitet hat. Sie haben ihre Wette gewonnen.

– Über diesen Schwank lachte England – und es lachte jahrhundertelang. Man lachte in den Städten und Burgen, auf den Märkten und in den Klöstern. Auch in den Boudoirs der Damen lachte man und in Shakespeares Tavernen, und wo Ben Jonson Ale trank, ließ man das Andenken Chaucers leben. Man gönnte die Geschichte den Müllern – und es blieb von ihr ein Flimmern auf den Mühlen selber zurück. Die Mühlen waren heimliche Orte, die schlüpfrige Abenteuer versprachen. Lang ehe Chaucer gelebt hatte, kitzelten sie die Erinnerung der Mannheit an verbotene Dinge. Selbst der sechzehnjährige Goethe, wie sein Gedichtband »Annette« erweist, wußte etwas von »Müllerinnen.« Das Stoßen der Mühle, das alle Gelasse wie in der Umarmung mitschwingen ließ, der Ausbruch des Mehls, der warme Dunst: die Mühlen waren Freistätten des Sexus. Darum verfügte auch Ethelberts Gesetzbuch aus dem 6. Jahrhundert: »*If anyone molest a maid servant of the king he shall pay 50 shillings amends. But if she be the maid who grinds at the mill, he shall pay 25 shillings*«. [So einer des Königs Magd belästigt, soll er 50 Schillinge Buße zahlen. Doch wenn sie bei der Mühle werkt, nur 25 Schillinge ...]

Und der Bäcker ließ uns darben

52

VIELLEICHT SCHRIE NIEMAND MEHR GEGEN DIE MÜLLER ALS IHRE einstigen Zwillingsbrüder. Die *Bäcker* standen hoch über den Müllern. Schon darum, weil sie Städter waren. »*Stadtluft macht frei*«*:* Wer in der Enge jener städtischen Käfige saß, der war keinem Grundherrn untertan. Die Bäckereien in der Stadt gehörten ja den Bäckern wirklich, was die Müller von ihren Mühlen meistens keineswegs sagen konnten.

Worauf waren im Mittelalter die Menschen in ihren Städten so stolz? Nachträglich ist es hart zu begreifen. – Ein Römer, der um 200 n. Chr. gestorben und dessen Geist um das Jahr 1000 auf die Erde zurückgekommen wäre, hätte die Erde nicht wiedererkannt. Wo die Hochblüte der Antike wenigstens dem Auge schöntat – mit weiten Marktplätzen, offenen Städten, gut gepflegten Landstraßen –, da war im Mittelalter das Land übersät mit Plätzen aus Stein. Mit stachelförmig geschlossenen Städten, die sich bis zum Jahr 1400 wie Disteln der Häßlichkeit vermehrten. Dazwischen lagen die unbestellten und lehmigen Felder der Bauernschaft.

Keine Bauweise war je häßlicher als die städtische des Mittelalters. Sie trug der Tierheit des Menschen Rechnung. Ihr Grund-Erlebnis war die *Furcht:* die gemeine, geduckte Furcht vor dem Angriff des Nebenmenschen. In Stadt und Haus gab es kein Plätzchen der Sorglosigkeit, des freien Raums. Alles war der »Verteidigung« dienstbar. Jeder Wohnbau war gepanzert gegen Stein- und Eisenkugeln und blinzelte aus Ritzen ins Licht; die Fenster waren nur gerade Luken, aus denen man hinausschießen konnte, die aber Pfeile und Brände fernhielten. Aus denselben festungstechnischen Gründen war das Haustor ganz niedrig und schmal. *Ein* Mann konnte es verteidigen.

Das war die Logik des Höhlenbaus! Obwohl sie *über* der Erde lebten, lebten die Menschen des Mittelalters doch so, als vegetierten sie gleich ihren Ahnen in Schlupflöchern. Furchtbare Erfahrung zwang sie dazu. Die Sicherheit des römischen Landfriedens war längst zerstört. Wer nicht im Schatten einer Stadt- oder einer Burgmauer lebte, war seines Lebens nicht mehr sicher. Auf der Landstraße überfiel man den Kaufmann, auf den Äckern den Bauer. Jahrhundertelang garantierten überhaupt nur die Städte oder Burgen das Weiterleben.

Wie es auf einer Burg zuging, darüber lese man nicht Walter Scott oder andere romantische Dichter. Man lese den Brief eines Zeitgenossen, der schon zu Beginn der Neuzeit lebte, Ulrichs von Hutten:

»Steht nun die Burg auf einem Berge oder in der Ebene, nie ist sie für die Behaglichkeit, sondern immer zur Wehr erbaut. Mit Gräben und mit Wall umgeben; drinnen von bedrückender Enge; hineingepfercht sind Viehställe und dunkle Kammern mit Kriegsgerät. Überall stinken Pech und Schwefel, und der Duft der Hunde und ihres Unrats ist auch nicht lieblicher, wie ich meine ... Und welch ein Lärm! Da blöken die Schafe und brüllt das Rind, da bellen die Hunde – und wir zuhause, die wir nahe an Wäldern wohnen, hören sogar die Wölfe heulen. Jeden Tag kümmert man sich um den folgenden, immer ist man in Bewegung, immer in Unruhe ... Ist die Ernte des Jahres schlecht, wie das bei uns nur zu oft der Fall ist, dann herrschen furchtbare Not und Armut. Da gibt es dann nichts, was einen nicht zu jeder Stunde verwirrt und ängstigt, zermürbt und aufreibt ...«

Die Städte aber waren nichts anderes als »von Bürgern bewohnte Burgen«. Die seelischen und sanitären Folgen dieser Zustände waren schlimm. Man spricht mit Schaudern vom Ghetto der Juden. In Wirklichkeit war jede Stadt des Mittelalters ein »Ghetto für Christen«. Sie konnten es nicht so bald verlassen. Am Tore saß der Torschreiber, der Buch über die Hinausgehenden führte, und der erst recht niemanden hineinließ. Fünfhundert Meter vor der Stadt begann schon die unbegreifliche Fremde. Dort galt schon das eigene Geld nicht mehr. Denn jede größere Stadt prägte Münzen. Es war ganz sinnlos, daß sie es tat, und der Tod jeder Handelsbeziehung. Aber der Wunsch nach Abkapselung war stärker als der Wille zum Nutzen.

So empfanden die Menschen jahrhundertelang ihre Wohnung als ein »Gefängnis« und blieben doch *freiwillig* darin! Und das waren Nachkommen jener Völker, die, wie die Saxonen bei Tacitus, in den Städten nichts anderes »als die Schutzwehren der Sklaverei und die Gräber der Freiheit« gesehen hatten! Sie zogen es bei weitem vor, in ihren offenen Feldern zu leben! – »Ja, wo sollen wir denn baden?« hatten die Quaden ganz entsetzt den Kaiser Marc-Aurel [161–180 n. Chr.] gefragt, als dieser ihren Stamm strafweise in Städte hineingebannt hatte, um sie beaufsichtigen zu können. Und dabei war eine römische Stadt noch keine mittelalterliche.

Und bei diesen Menschen, die künstlich in einer »geschlossenen Stadtwirtschaft« und hinter Mauern gehalten wurden, kommt ein sonderbarer Lokalstolz auf, der Stadtpatriotismus des Mittelalters mit seinen wunderlichen Blüten. Im Altertum war es gleichgültig, ob man etwa am Schwarzen Meer, in Odessa, geboren war oder aus Cadix in Spanien stammte, wenn man nur römischer Bürger war! Im Mittelalter: ein Weltunterschied, ob jemand seine Bürgerrechte in Verona oder in Padua hatte. Allerdings führte andererseits der hysterische Lokalpatriotismus auch wieder zu Ehrgeiz und Kunstblüte, wie überhaupt das Problem der Enge in Kultur und Leben ambivalent ist. Aus der nach oben gedrückten Tube der mittelalterlichen Stadt quoll schließlich auch

der gotische Dom. Und die Systeme der Scholastik wuchsen in der Enge der Klöster. Goethe, der wie kein zweiter Geist Elend und Stolz des Mittelalters, die niederträchtige Enge der Städte und das mystische Liebes-Erlebnis solchen Abgesperrtseins empfand, läßt einmal seinen Faust ausrufen:

»Weh, steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!«

aber an anderer Stelle gesteht er:

»Ach, wenn in unserer engen Zelle
die Lampe freundlich wieder brennt,
dann wird's in unserm Busen helle,
im Herzen, das sich selber kennt.«

53

DER Auflösung des Gemeinschaftslebens in kleinste Zellen entsprach nach außen der Mangel an Nationalgefühl. In jeder englischen Stadt herrschte damals, wie Lipson in seiner *Economic History of England* berichtet, »der Geist des Ausschlusses und der Eifersucht. Die städtische Wirtschaftspolitik war selbstisch bis zum Törichten. Es war gleich, ob der Fremde ein Engländer war und Bürger in einer Nachbarstadt, oder ob er von draußen gekommen und über See beheimatet war. In jedem Fall bedrängte man ihn mit boshaften Bestimmungen und kleinlichen Verordnungen, die seither längst verschwunden sind ...«

Durch die Rücksichtslosigkeit, mit der die Städte nach außen auftraten, glaubten sie wenigstens nach innen das Glück der Ihrigen zu verbürgen. Doch gerade das vermochten sie nicht. Im »christlichen Ghetto« jener Städte drückten die Menschen und die Berufe einander wund. Neider und Spitzel peinigten die Nachbarn. Wenige konnten mehr ausüben, wozu sie Lust und Talent hatten, denn die Zahl der Mitglieder in den Berufen war streng begrenzt. Damit hinfort jeder Hersteller auch seinen Abnehmer fände, gab es eine Menge Verbote: so durfte zum Beispiel ein »Schwarzgießer« nicht zugleich auch ein »Gelbgießer« sein — das heißt: wer Eisenware herstellte, durfte sich nicht mit Messing befassen. Kaiser Sigismund [1410—1437] verbot bei Strafe von 10 Goldgulden, daß ein Handwerker im Nebenberuf etwa noch ein zweites triebe, und wenn es auch ganz benachbart war: »Wer Leder gerbt, der soll nicht Schuh machen, oder umgekehrt«. — Wie wenig geschickt manchmal dieses Prinzip der äußersten Arbeitsteilung war, zeigt der geradezu falsche Lehrsatz: »Wo ein Bräuhaus steht, kann kein Backhaus stehn«. Das Gegenteil davon war richtig. Nach dem Wirtschaftshistoriker Inama-Sternegg konnten

gerade Bäcker und Brauer mit Vorteil dieselbe Betriebseinrichtung benutzen – denn mit Getreide und Hefe arbeiteten ja beide Berufe. Im alten Ägypten [die Malerei beweist es uns] werkten Bäcker und Brauer denn auch stets in benachbarten Räumen.

Der Beck.



Zu mir rein/wer hat Hungers not/
Ich hab gut Weiß vnd Rücken Brot/
Auß Korn/Weitzen vnd Kern/bachen/
Gesaltzn recht/mit allen sachen/
Ein recht gewicht/das recht wol schmeck/
Semel/Bretzen/Laub/Spuln vñ Weck/
Dergleich Fladen vnd Eyerkuchn/
Thut man zu Ostern bey mir suchn.

25 - Der Bäcker
[mit Versen von Hans Sachs]

Am schwersten traf die Zwangs-Arbeitsteilung das Gewerbe der Brotbereitung. *Sie trennte zum erstenmal Bäcker und Müller.* Im ganzen Altertum hatte der Mann, der das Mehl gebacken hatte, es zuvor durch seine Sklaven gemahlen, durch Tiere oder durch Wasserkraft. Noch im späten Altertum [im Jahre 364 n. Chr.] bestimmte ein Gesetz der Kaiser Valentinian und Valens, daß ein aus dem Amte scheidender Bäcker die Einrichtung der Bäckerei [officina], Tiere, Sklaven *und die Mühle* seinem Nachfolger abzuliefern habe. Das Handwerk von Müller und Bäcker zu trennen, wäre jedem römischen Wirtschaftsdenker unpraktisch erschienen. Wozu die Kostbarkeit des Mehls auf dem Transport zwischen Mühle und Backhaus Gefahren aussetzen? Aus dem Korn sollte ohne Umweg Brot werden!

Das Mittelalter hingegen stieß die Mühle aus der Stadt hinaus. Da alles Korn jetzt mit Wasserkraft gemahlen wurde oder auf Hügeln, ging's nicht gut anders. Die Stadtmauer lief mitten durchs Gewerbe hindurch und zwang die Bäcker »*intra muros*«; den Müller aber und seine Fabrik, die am fließenden Wasser lag, warf sie hinaus. Die wenigsten Städte beherbergten ja fließendes Wasser – und was den Wind betraf, hörte auch er innerhalb der Stadtmauern auf.

So geriet der Müller aus dem Zentrum des Kulturlebens fort. Man trennte ihn von den Abnehmern, soweit diese Abnehmer Städter waren. Mißtrauen und Haß zwischen Bäcker und Müller mußte notwendig daraus entstehn. Jeder schalt auf die Kunstfertigkeit des andern.

Unter den städtischen Innungen war die Bäckerzunft meist die älteste. Und großes Selbstgefühl war die Folge. Bekanntlich war der Zusammenschluß der einzelnen Handwerker zu Gilden nicht im Mittelalter ersonnen worden, sondern zur römischen Kaiserzeit. Dann ging in der Völkerwanderung diese Errungenschaft wieder verloren, bis das spätere Mittelalter sie neu entdeckte und ausbaute. Eine Erinnerung an die Bedeutung, welche die Bäcker als Beamte im Römischen Reich gehabt haben, taucht im Sachsenspiegel auf, dem alten germanischen Volksgesetzbuch, wenn der Mord an einem Bäcker – als einem gemeinwichtigen Mann – mit dreimal so viel Geld bestraft wird als die Tötung eines anderen Menschen. Und Ludwig XI. von Frankreich [1461–1483] bestimmte, »kein Bäcker müsse auf Schildwache ziehn«, damit sie nicht die Ausrede hätten, beim Brotbacken gestört zu sein. In anderen Ländern wieder drängten sich die Bäcker, Kriegsdienste zu tun. Die Bevorzugung, welche die Münchner Bäcker vor den übrigen Handwerkern genossen, stammte daher, daß ihr Regiment in der Schlacht bei Mühldorf [1322] Ludwig dem Bayern Leben und Thron gerettet hatte.

Wie lebte der Mann, der im Kellergelaß »den Mörtel des Lebens bereitete«? Ihn umstanden noch dieselben Geräte wie zur Zeit der Ägypter und Römer. Nichts hatte sich in der Technik verändert. Die Mulde hatte ihr altes Aussehn; der Tisch, auf dem man den Teig knetete; der Ofen schoß seine Glut in den Raum und beleuchtete Mehlsack und Kelle. An der Schürze wischte der Bäcker die Hände, übers rote Gesicht lief ihm der Schweiß. Im übrigen war er ein freier Mann: in den Städten, in denen der Demos vor den Adelsgeschlechtern den Vorzug hatte, konnte er Ratsherr werden und das politische Geschick mit seinen Bäckerhänden mitformen.

Es war gar nicht leicht, Bäcker zu werden. Der Lehrling, der den Beruf erwählte, mußte von ehelicher Geburt sein. Nach einer kurzen Probezeit unterzeichnete er den Mietskontrakt. Die Lehrlingszeit dauerte zwei bis drei Jahre; auf regelmäßigen Kirchenbesuch mußte der Meister besonders achten. Der Lehrzeit folgte der Lehrbrief nach, und der Lehrling wurde Geselle. Als Geselle mußte der Bäcker wandern, mindestens drei und oft fünf Jahre, um andere Länder kennenzulernen und neue Arten von Back-Künsten. So sagte die offizielle Lesart – der wahre Grund war ein ganz anderer. Das Wandern war eine Wirtschaftsmaßregel, welche die städtischen Bäckermeister über ihre Nachfolger verhängten: es sollte die Konkurrenz so lange als möglich ausgeschaltet bleiben. Sicherlich spielte dabei der Wunsch mit, manche der wandernden Bäckergesellen möchten im Ausland untreu werden. Und das geschah denn auch oft genug – wenn wir auch nicht soviel davon wissen wie über jenen Claude Lorrain, der als Lothringer Bäckergeselle nach Rom zog, dort von der Backmulde wegging und ein sehr großer Maler wurde.

Die meisten aber kamen zurück. Wenn sie den Lehrbrief aufzeigen konnten

und die Stellen-Nachweise im Wanderschaftsbuch, dann mußten sie freilich immer noch warten, bis irgendwo ein Haus frei wurde, das die *Backgerechtigkeit* besaß. Auch mußte natürlich eine Vakanz eingetreten sein, das heißt, ein Bäcker mußte gestorben sein. Je nachdem, ob ein Weißbäcker, Schwarzbäcker, Süß- oder Sauerbäcker vonnöten war, mußte der neue Mann sich diesen Spezialberuf erwählen. Nach dem Essen, das der junge Meister der ganzen Gilde gegeben hatte, erfolgte dann im Stadthause der »Eid auf die städtische Brotordnung«. Ein feierlicher und ernster Akt, in welchem der Bäcker beschwören mußte, »*daß er immer genug backen werde*« [das war zu einer Zeit, in der es keine freie Konkurrenz gab, natürlich außerordentlich wichtig] und daß er auf Güte und Gewicht der Ware sehr streng achten werde. In manchen Städten mußte der Bäcker auch gegen Pfänder Brot abgeben – eine sehr peinliche Bestimmung, denn der Pfandleiher war überall verhaßt. Nie wollte das arme Volk begreifen, daß Pfänder auch verfallen konnten.



26 - Wilhelm von Kaulbach: Der Bäcker und das Bettelkind

Schützten die Städte die Hersteller vor unlauterem Wettbewerb, so waren sie andererseits auch bemüht, die Rechte der Verbraucher zu wahren. Brotschätzer und Brotschaumeister, die aus der Zunft selbst ausgewählt waren, inspizierten im Auftrag der Stadt Gewicht und Genießbarkeit der Ware. Nach dem Hamburger Bäcker-Statut von 1375 konnten die Schätzer ein Gebäck, das schlecht war oder zu wenig wog, sofort konfiszieren und den Bäcker vermittels eines Schnellverfahrens vor den städtischen Rat bringen, wo er noch am selben Vormittag eine Geldstrafe zahlen mußte. Das Augsburger Stadtrecht wies ausdrücklich den Burggrafen an, dafür zu sorgen, »daß dem Armen seine Pfennige wieder würden«, wenn ihm der Bäcker unausgebackene Ware verkauft hatte. Kam es mit irgendeinem Bäcker zu wiederholten Zwischenfällen, so gab ihn die Stadt der Volksmenge preis, die ihn mit zornigem Lärm und Gelächter auf einen Bäckergalgen setzte: Über einer Pfütze wurde ein großer Korb aufgezogen, darin saß der Bäcker; er wurde nicht herabgelassen, sondern mußte schließlich herunterspringen und kotbedeckt nach Hause laufen. Der Bäcker Wackerbold in Zürich, dem das geschah, zündete aus Rache 1280 die halbe Stadt an. Frühmorgens fliehend, begegnete er einer Frau. »Ich, der Wacker-

bold, hab's gelegt!« rief er mit hohnlachender Stimme. »Sagt es nur den Leuten in Zürich: ich hab' meine Kleider trocknen müssen, die noch naß von der Pfütze waren ...«

Das Bäckerhandwerk war nicht leicht. An die Gesundheit der Ausführenden stellte es große Ansprüche. Mehl ist zwar nicht so schwer wie Erz — doch durch das ganze Mittelalter geht immer wieder die Handwerks-Klage, wie häufig und schnell die Bäcker erkranken. Da ist zunächst das lange Stehen vor der Backofenglut; dann die Nachtarbeit — sie war im Mittelalter verboten, aber nicht dem Bäckerhandwerk, das die Bürger ja in der Frühe mit Brot und Semmeln versorgen mußte. Wenn sich der Städter gähnend erhob im bernsteinfarbenen Morgennebel, dann löschte der Bäcker gerade sein Licht. Ein Meister hatte nicht viele Gesellen, und vierzehn bis achtzehn Stunden Arbeit waren nichts Ungewöhnliches. [Noch 1894 starb ein englischer Bäcker am Herzschlag nach einundzwanzigstündiger Arbeit.] Die Folge war, daß das Werk der Bäcker oft im Halbschlaf getan wurde. Sie waren müde und meistens blutarm, aßen zu wenig und unregelmäßig. Sie schliefen auch in den Backräumen — das Kennzeichen des Mittelalters war ja überall die Enge — und atmeten selbst im Schlaf den Mehlstaub. Ein Bäcker-Asthma war die Folge oder doch ein Bronchialkatarrh, der niemals mehr zu vertreiben war. »*Geindres*« [die Ächzer] nannte man in Frankreich die Bäcker: »*Les gémissements qu'ils poussent à chaque effort pendant le démêlage de la pâte, ont pour but d'empêcher la farine de pénétrer dans les voies respiratoires*« [die Seufzer, die sie ausstoßen bei jeder Bewegung des Teigknetens, sollen das Mehl daran verhindern, mit dem Atem in die Lunge zu dringen.]

Weit schlimmer war eine Hautkrankheit, das Bäcker-Ekzem, das nur Bäcker befiel, und dessen Wirksamkeit man sich jahrhundertelang nicht erklären konnte, bis es 1817 zum ersten Male wissenschaftlich von dem Arzt Willam beschrieben wurde. Die Verstopfung der Talgdrüsen durch Mehlstaub oder Hefebazillen [vielleicht auch durch Chemikalien, die der Müller ins Mehl geschmuggelt hatte, um es weißer erscheinen zu lassen] war an dieser Krankheit schuld, die hauptsächlich die nackte Brust und die Oberarme besprang. Mehr aber noch ein Mehlparasit, das Bakterium *Acarus*, das McCormick in Liverpool entdeckte. Aber selbst wenn der Bäckermeister durch Lüften und große Reinlichkeit [die es im Mittelalter nicht gab] diese Krankheit vermeiden konnte, dann bekam er noch nach Jahrzehnten durch vieles Stehen das »Bäcker-Knie«, eine Deformierung und Versteifung der Beine. Bei Aufzügen humpelte manch ein Bäcker, dessen Fuß durch zu langes Stehn verkürzt war: ein Arbeitsveteran aus der Schlacht, die die Städte gegen den Hunger schlugen.

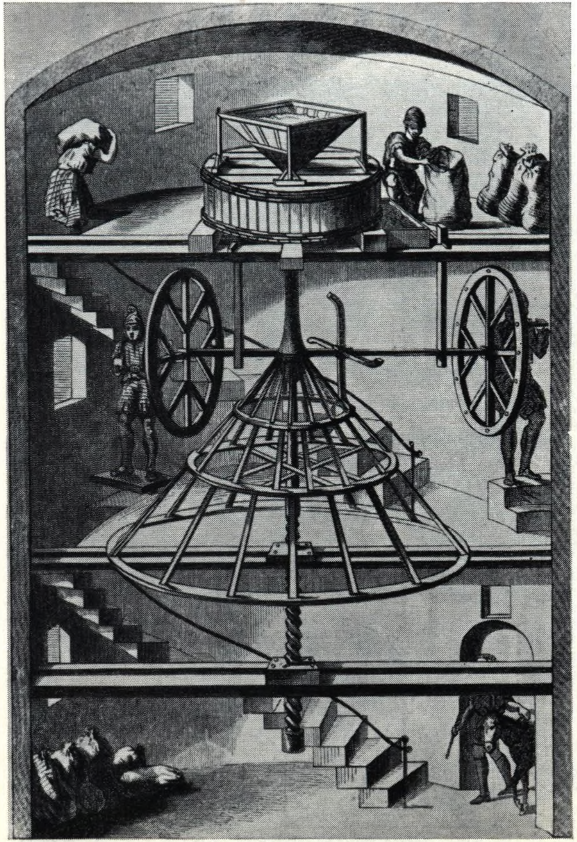
Dankbarkeit zeigen die Chroniken nirgends. Weit eher Bäckerhaß, wenn er auch nicht die Tiefe des Müllerhasses erreicht. »Wenn der Arme weint, dann lacht der Bäcker« sagte damals ein spanisches Sprichwort. Von den zahllosen



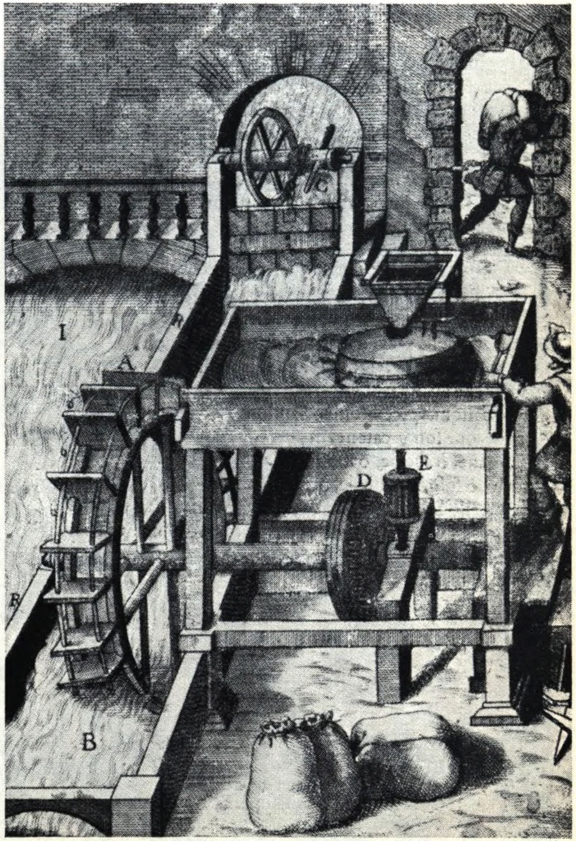
27 - Das Märchen vom Bäcker und vom Teufel

ehrlichen Bäckern, die Diener ihrer Mitbürger waren, berichten die englischen Chroniken nichts. Doch »ein Bäcker bohrte mit Kunst einen Tisch an, der zu seinen Back-Utensilien gehörte« erzählt Riley in seinen »Memorials of London«. »Wenn nun seine Nachbarn kamen und andere, die gewohnt waren, ihr Brot in seinem Ofen zu backen, und wenn sie ihren Teig mitbrachten, wußte er es zu arrangieren, daß der Teig auf jenen Tisch gelegt wurde und daß man die

Brot
im
Mittelalter

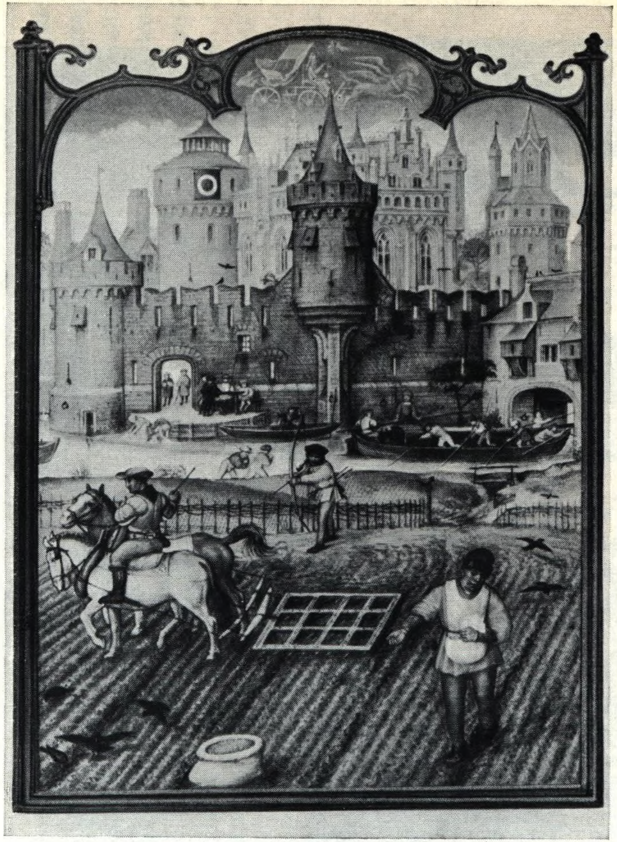


Inneres einer Mühle mit Handantrieb [16. Jahrh.]



Mühle mit unterschlächtigem Wasserrad

Tafel XII

TAFEL XIII

ACKERBAU UM 1500

Das Eggen · Das Pflügen [Vlämische Miniaturen aus »Breviarium Grimani«, um 1500]

Brote hier knetete. Währenddessen lag einer von seinem Haushalt auf der Erde unter dem Loch und öffnete es vorsichtig, mit langsamen Rucken und nicht zu weit; mit geschickten Fingern zog er jetzt Stücke vom Teig zu sich herunter, daß die Nachbarn große Verluste erlitten ... zum großen Skandal und zur Schande der Stadt.« Wie jeder Müller Mehl und Korn stahl, so war der Bürger des Mittelalters auch überzeugt, daß jeder Bäcker falsches Gewicht gab und vor allem viel zu teure Preise für sein Brot verlangte. »Es ist kaum möglich«, schreibt ein englischer Wirtschaftshistoriker, »festzustellen, wieviel Wahrheit in diesen Beschuldigungen stak, und wie weit die Strenge der Verordnungen die Betroffenen vielleicht einlud, ihre Zuflucht zu Umgehung und direktem Betrug zu nehmen. Sicher ist, daß die Verordnungen viel zu selten auf die wahre Lage des Marktes Rücksicht nahmen. Der Verbraucher war unfähig — oder möglicherweise auch nicht gewillt —, zwischen einer natürlichen oder künstlichen Warenknappheit die richtige Scheidung zu vollziehn.«

Das Publikum konnte niemals begreifen, weshalb der Brotpreis überhaupt schwanke. Dabei mußte er doch schwanken, weil der Getreidepreis sich nicht gleich blieb. Das Edikt, das König Johann [1199—1216] zur Einhaltung eines Brotpreises erließ, der dem Getreidepreis angepaßt war, war die älteste englische Preistaxe. Sie wurde 1266 durch die »*Assisa panis*« Heinrichs III. ersetzt, die über ein halbes Jahrtausend in Kraft blieb. Nach ihr betrug der Reingewinn des Bäckers am Brot 13 Prozent. Das war nicht viel —, und er mußte kämpfen, daß er den Gewinn überhaupt erzielte.

In London wurden »untreue Bäcker« vom Volke gern an den Pranger gestellt, oder das zu leichte Brot wurde um ihren Hals gehängt und sie so durch die Straßen geschleift. Sie konnten ihr Meisterrecht verlieren. Die Londoner Bäcker halfen sich aber, indem sie die Behörden bestachen, damit die ein Auge zudrückten, wenn sie ein Brot etwa um ein Viertel oder ein Drittel leichter buken. Im übrigen gehörten Verstöße gegen die Preisfestsetzung zu den täglichen Verfehlungen.

Die Abneigung des Mittelalters gegen den Bäcker vertiefte sich noch, als er städtische Ämter zu bekleiden begann; denn jetzt, gedeckt von seinem Amt, hatte er es leichter als je, gegen die Verordnungen, die er selbst erließ, zu verstoßen. Um den zu Amt und Würden gekommenen Bäcker daran zu verhindern, bestimmte das Statut der Stadt York im Jahre 1318, daß kein Beamter, der die Einhaltung des Brotpreises zu überwachen hatte, während seiner Amtszeit sein Bäckergewerbe ausüben dürfe. Denn:

Wo der Bürgermeister selbst Bäcker ist,
ist klein das Brot zu jeder Frist

lautete ein dänischer Wahrspruch, und das deutsche Sprichwort sagte:

Wo viel Bäcker im Rate sein,
da leidet Not die ganze Gemein.

Aber es war gar nicht nötig, daß die Bäcker im Rate saßen, damit das gemeine Volk sie haßte. Bei Hungersnöten stürmte man zuerst ihre Läden und tötete manchen. Denn für die damaligen Massen [ja, bis zur Französischen Revolution!] hatte das Wort seine Gültigkeit: Müller und Bäcker machen den Hunger.

Die Jahrhunderte des Hungers

Weinst jetzt du nicht, worüber willst du weinen?

DANTE

54

HUNGER? – DEN HATTE ES IMMER GEGEBEN.

Ganz wie an Alter und Krankheiten waren Menschen an Nahrungsmangel gestorben, wenn irgendwo das Getreide verfaulte oder durch irgendeinen Krieg die Erde nicht bestellt worden war. Doch immer waren die Hungersnöte zeitlich und örtlich begrenzt gewesen. Im Mittelalter wurde das anders. Zum erstenmal zeigt sich der Hunger als Dauer-Erscheinung und überall. Bald zeigt er seine Fratze in England, bald gleichzeitig in Deutschland und Frankreich. Osteuropa hungert fast immer. Scheint der Hunger irgendwo zu erlöschen, so tritt er in ein Nachbargebiet, um, gespeist wie ein höllisches Feuer, wieder ins Land zurückzuschlagen.

In Deutschland gab es im 12. Jahrhundert fünf lange, lastende Hungersnöte – und die Zwischenjahre waren nicht so, daß das Land sich hätte erholen können. Für das folgende Jahrhundert zeichnet Cornelius Walford in England fünfzehn Hungersnöte auf. Das ist ein hundertjähriger Krieg, in dem die Friedenspausen verschwimmen. Wie der Körper eines Menschen, der sich nach furchtbaren Anfällen trügerisch zu erholen scheint, immer wieder zurückgeworfen wird: so war damals das Leben in Europa. Demeter hatte ihre Drohung, »die Erdfrüchte nicht mehr heraufzuschicken«, wahr gemacht – und man versteht kaum, wie Europa diese Jahrhunderte überhaupt hat überleben können.

Daß an solcher Katastrophe ein paar arme Schelme schuld waren, wie der Müller und der Bäcker, konnte im Ernst kaum jemand glauben – obwohl die schlechte Technik des Handwerks auch nicht unschuldig daran war. Die Müller hatten im Mittelalter die Kunst verloren, das Mehl zu *beuteln* – so kam es, daß

[nach einer Berechnung, die das 17. Jahrhundert anstellte] die Bürger damals pro Kopf 4 Pfund *Steinmehl* mitverzehren mußten. Diesen ungenießbaren Teig trieben [wie Berthold von Regensburg warnend von der Kanzel erzählte] die Bäcker dann noch durch Hefe so auf, »daß man Luft statt Brot verzehrte«. Daß das technische Problem des Hungers schon beim Pflügen begann — 5 cm tieferes Pflügen hätte das Los der Menschheit verändert —, ahnte das Mittelalter nicht, obwohl Cato es gewußt hatte. Ebensowenig, daß der Acker ein biochemisches Eigenleben hatte, das man beeinflussen könne. Columella hatte es gewußt — doch erst Justus von Liebig hat im Jahre 1840 dieses Wissen für uns erneuert.

Für die Menschen des Mittelalters hatte der Hunger keine technischen, sondern übernatürliche Ursachen. Sie wurden auch meistens vorher gewarnt, damit sie Buße tun konnten. Schreckliche Himmelserscheinungen leiteten jede Hungersnot ein, viele Sonnen- und Mondfinsternisse, vor allem Kometen. »*Stella cometis*« heißt es oft in den Chroniken, und »*Fames acerrima*« heißt es gleich weiter [Ein Haarstern — bitterste Hungersnot]. Es war die Rute, die Gott am Himmel zur Warnung für die Menschen aufsteckte.

Dieser himmlischen Ankündigung folgte dann die Strafe auf Erden. Überschwemmungen brachen aus, es gab Mißernten durch Hagelschlag, Viehseuchen beraubten den Bauernstand seiner tierischen Arbeitskräfte; Dauerkriege — wie etwa der zwischen England und Frankreich — ließen Westeuropa die Bestellung der Äcker vergessen. Auch der Wind, der alte Feind, wird in manchen Jahren für die Not verantwortlich gemacht. Selbst ein Mann wie Gottfried von Viterbo bringt die große Hungersnot von 1224 mit einem Sturm in Verbindung, der auf der ganzen Erde »die Körner aus ihren Ähren herausschüttelte«. Die Christen hatten nicht aufgehört, an den Sturmgott Wodan zu glauben!

Die Wirtschaft des Mittelalters war gegen alle Störungen elementarer Natur höchst empfindlich. Die Menschen lebten fast nur von dem, was sie auf eigenem Felde bauten. Der Bauer bezahlte seinen Zins und mußte im übrigen dafür sorgen, daß er etwas zum Leben hatte. Überschüsse erzielte er nie; und hätte er sie selbst besessen, hätte er nicht den Verstand gehabt, wie man sie in Geld umwandelte. Bedeutend besser und sicherer standen die großen Grundherrschaften da, besonders die Klöster — doch auch ihr Dasein ruhte nicht auf Geldbesitz, sondern auf agrarischer Grundlage. Daß die Armen im Mittelalter beträchtlich mehr hungerten als die Reichen — welch selbstverständliche Feststellung! Dennoch war es damals nicht so, daß *nur* die unteren Stände Not litten. Und wenn die Chronik von Gembloux den Hunger mit dem »Widder« vergleicht, der Belagerungsmaschine der alten Römer: »Wie der Widder dröhnend gegen die Mauern der Städte stößt, so trifft der Hunger die Häuser der Reichen und der Armen« — so ist dies kein falsch gesetztes Bild.

Wo blieb der Staat? Wir sehn mit Erstaunen, daß er beinahe vollkommen versagte. Überschauende Gestalten, die nach Art der römischen Herrscher die Lage in die Hand nahmen, eine Notstandspolitik ersannen und auch durchführten, waren gar selten im Mittelalter. Einer der ersten war Karl der Große. Er befahl etwas Selbstverständliches: alles Getreide im Lande zu halten. [Wenn man sieht, wie später, im Hochmittelalter, englische Könige ohne Scham Getreideexporte begünstigten, weil sie selbst daran verdienten, ist das nicht ganz so selbstverständlich.] Er gebot ferner, daß niemand sein Getreide »nimis care«, allzu teuer, verkaufen dürfe, und erließ gleichzeitig eine Höchstpreistaxe. Ein Scheffel Hafer sollte danach 1 Denar, Gerste 2, Roggen 3 und Weizen 4 kosten. Zugleich aber gebot der Kaiser, daß seine eigenen Landgüter Hafer und Gerste für die Hälfte, den Roggen zum Zweidrittelpreis, den Weizen zum Dreiviertelpreis abgeben sollten. Den Inhabern königlicher Ämter befahl er, »streng dafür zu sorgen, daß ihre Leute nicht Hungers sterben«. »Die Armen«, sagt ein anderer Befehl, »die, vom Hunger gequält, ihre Häuser verließen, sollen wieder gesammelt werden. Sie erfreuen sich desselben Königsschutzes wie die Gesandten fremder Völker; niemand darf sich an ihnen vergreifen oder sie zu Sklaven machen; sie sollen dorthin gebracht werden, wo sie des Kaisers Schutz genießen.« Hiernach hatte also der Fürst feste Verpflegungsstationen errichtet. Sogar eine Notsteuer schrieb Karl aus: jeder Abt und jeder Graf solle ein Pfund als Almosen für die Notleidenden geben. Wenn dieser Betrag auch viel zu gering war – moralisch war die Wirkung bedeutend. Denn das Mittelalter, das [wo es nicht um das Seelenheil ging] ganz individualistisch dachte, verwunderte sich über eine Steuer, die den Leibern der Armen zugute kam.

Der Geistlichkeit übrigens brauchte kein Herrscher irgendwelche Vorschriften zu machen. Besonders der niedere Klerus ging bis an die Grenze des Möglichen. Die Klöster gaben nicht nur, was sie hatten: sie verkauften ihre Schätze im Ausland, um die hungernden Menschen zu speisen. In einigen Klöstern Frankreichs soll sich – wie die dankbaren Menschen erzählten – *Christi Brotwunder* erneuert haben: aus fünf Broten wurden dreihundert. Jahrelang lagen die »Gäste« der Klöster in den Refektorien umher, um dreimal am Tage gespeist zu werden. Die Christenheit benutzte die Klöster wie Spitäler – und daß sie es durfte, ehrt die Kirche in höchstem Maße. Am Rhein und in Belgien war es so arg, daß die Brüder in manchen Klöstern gegen den Prior revoltierten und seine Absetzung erzwangen: denn sie fürchteten, selbst zu verhungern, wenn der Abgabe von Almosen nicht beizeiten gesteuert würde.

55

»DIE Vorstellung von einer hungrigen Welt ist so verschieden von jener andern, die wir aus Lucullus' Festen, aus Trimalchios Bankett und Senecas Tafel-Beschreibungen kennen, daß wir uns erinnern sollten: Mangel schlägt niemals mit gleicher Schärfe die Mitglieder ein und derselben Gesellschaft... Die



28 - Fahrbarer Pastetenofen um 1500

Welt weiß von keiner gerechten Verteilung der Freuden oder der Schmerzen« schreibt Ezra Parmelee Prentice in seinem Buch über den Einfluß des Hungers auf die menschliche Geschichte. In keinem Zeitalter nämlich, auch in dem erbärmlichsten nicht, hört der Luxus einzelner auf. Luxus ist weit mehr als eine Gewohnheit: er ist eine *Idee*, der man Opfer bringt. Allerdings das Opfer der andern; und so sehn wir im Mittelalter besonders grelle Brandopfer leuchten. Wo jeder Mangel leiden sollte, leben doch manche im Überfluß.

Solche Oasen des Überflusses sind die französischen Königshöfe. An ihnen herrscht die naive Idee, daß die Nähe des gottgesalbten Monarchen nicht nur

das Recht, sondern auch die Pflicht zu höchster Prachtentfaltung gebe. Illuminierte Handschriften zeigen uns — zu einer Zeit, wo 95 Prozent des Volkes höchstens ein einziges Paar Hosen und eine Leinenjacke besitzen — Herren und Damen in kostbarsten Trachten und wahnwitzigster Stoffverschwendung. Da hängen die Seiden, da starrt das Pelzwerk, Schnabelschuhe und Saffianleder sind behängt mit Steinen und Goldketten. Die Tracht spiegelt sich im Speisesaal: die Pfauen kommen nicht mehr von der Tafel. Es sind Schaugerichte für das Auge, Architekturen und Gärten aus Fleisch. Oft künstlerische Ausstellungen, zu denen man nicht nur die Köche, sondern Eß-Bildhauer bemüht hat. So, wenn in dem großen Kriege mit England die winterliche Belagerung einer festen Stadt gezeigt wird, mit gefrorenen Laufgräben aus Backwerk, mit Belagerungsmaschinen aus Zucker und Fischteichen in Gelée. An solche Tische setzten sich die Ritter mit ihren Freundinnen, fest entschlossen, kein Erbarmen mit der aufzuessenden Stadt zu haben. Und es gelang ihnen denn auch.

Das Brot, das dem Volke mangelte, lag hier in Körben und abgestuft. Von nicht weniger als zwanzig Brotarten des 12. und 13. Jahrhunderts spricht Du Cange in seinem »*Glossaire de la Basse Latinité*«. Da gab es den »*Pain de Cour*«, den »*Pain de Pape*«, den »*Pain de Chevalier*«, den »*Pain d'Ecuyer*«, den »*Pain de Paire*«, die man an der Hoftafel aß, dann den »*Pain de Valet*«, das Brot der Lakaien, das man nur in der Gesindestube aß und das dennoch viel besser war als das Brot des übrigen Volkes. Denn wenn es überhaupt Brot hatte, aß das Volk den »*Pain de Boulanger*«, das Brot, das wie im alten Rom die Gestalt einer Kugel hatte. »Boule« heißt im Französischen Kugel und davon kommt das Wort »Boulanger« [Bäcker].

Unermeßliche Bettlerscharen drängten sich vor den Türen des Hofes. Sie warteten auf die Darreichung der Tischtücher, die aus Brot-Teig bestanden. Eine der unbegreiflichsten Sitten, die es im Mittelalter gab: man hat in diesem Zusammenhang sogar von einem Zynismus gesprochen — einer absichtsvollen Entwürdigung der dem Christentum heiligen Nahrung; das ist aber ganz unrichtig. Es zeigt nur wieder, wie schwer es ist, vergangene Zeiten zu verstehn. Die Teigtücher hingen mit dem Mangel an linnenen Tischtüchern zusammen. Auf Teigtüchern wurde das Fleisch geschnitten, und die mit Fett und Wein beträuften wurden am Schluß der Mahlzeit von den Tafelnden gegessen — wenn sie nicht [was eben christlicher war] vor der Tür den Armen gegeben wurden. Weil man auf diesen Brot-Tüchern schnitt, nannte die Hof-Ordnung sie »*Tranchoirs*«, und 1336 bestellte der Dauphin Humbert II. »*Outre les pains blancs de bouche quatre petits pains pour servir de tranchoirs*« [außer dem Weizenbrot zum Essen noch vier kleinere Brote zum Tischtuch-Dienst]. Diese Tischtücher aus Teig waren aber gar nicht so klein: sie waren »*demi-pied d'ample et quatre doigts de haut*« [einen halben Fuß in der Breite und vier Finger dick], wie Froissart berichtet.

Dieser Luxus der Höfe war dauernd. Aber auch in anderen Ständen, denen es durchaus nicht gut ging, gab es wahnsinnige Exzesse. So wurde einmal in der Stadt Augsburg 1493 von einer Handwerkerfamilie, die glücklich spekuliert hatte oder sonstwie zu Reichtum gekommen war, binnen acht Tagen bei einer Hochzeit ein ganzes Vermögen aufgegessen. Die Chronik erzählt, daß Veit Gundlinger, als er seine Tochter vermählte, 720 Gäste einlud. Sie verspeisten in einer Woche 20 Ochsen, 49 Ziegen, 500 Hühner, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 gemästete Kälber, 900 Würste, 95 Mastschweine, 1006 Gänse und 15000 Fische, Muscheln, nebst den verschiedensten Salaten. «Und damit«, vermerkt der Stadtschreiber, »war das Brautpaar zusammengegeben. Gott segne ihnen das alles!« Was er aber nicht vermerkt, ist, daß sich bei dieser Schwelgerei Szenen ereignet haben müssen wie beim antiken »Mahl des Trimalchio«, das Petronius Arbiter schildert: daß sich die Menschen übergaben und halb erstickt am Boden wanden, ehe sie weiteressen konnten. Von derlei sprach man jahrhundertelang. Es war grellodernde Ausschweifung vor dem schwarzen Hintergrund der Zeit.

56

DIESES Brot, das der Mensch des Mittelalters oft viele Monate nicht sah, nach dem in langen Hungersnöten Bauer und Bürger jammerten, um das die Stände einander zerfleischten, war nun, wenn es einmal da war, das Heiligste vom Heiligen. In ihren »Deutschen Sagen« zeichnen die Brüder Grimm das Folgende auf:



29 - Armer Bauer mit Ackergeräten

Einer Bürgersfrau war ihr junges Kind gestorben, das ihr Augapfel war, und wußte gar nicht genug, was sie ihm noch Liebes und Gutes antun sollte, eh' es unter die Erde käme und sie's nimmermehr sehen würde. Und wie sie's nun im Sarg auf das beste putzte und kleidete, so deuchten ihr die Schühlein doch nicht gut genug, und nahm das weißeste Mehl, was sie hatte, machte einen Teig und buk dem Kind welche von Brot. In diesen Schuhen wurde das Kind begraben, allein, es ließ der Mutter nicht Rast noch Ruh, sondern erschien ihr jammervoll, bis sein Sarg wieder

ausgegraben wurde und die Schühlein aus Brot von den Füßen genommen und andere, ordentliche angezogen waren. Von da an stillte es sich.

Die Grimms hielten das für eine Sage. Es war aber ein historischer Vorgang, wie er sich im 14. Jahrhundert ganz wohl zutragen konnte. Es gab keine größere Kostbarkeit, sie einem Toten zu schenken, als Brot. Andererseits war es ein »Brotfrevel«, es unter eine Fußsohle zu legen: denn der Tote mußte im Jenseits drauf treten.

Vom Brotfrevel handeln sehr viele Sagen. In Tirol wurde eine Frau Hitt, die die Kleider ihres Kindes mit Brot abrieb, zu Stein verwandelt. In der Ostsee versank die Stadt Vineta, weil ihre gottlosen Einwohner die Mauerlöcher mit Brot verstopften. In Augsburg vor der Kirchentür erbettelte die arme Schwester vergebens von der reichen Brot:

Und als die reiche nachhause kam,
wollt' sie aufschneiden ihr Brot —
das Brot war wie die Steine,
das Messer von Blut so rot.

Shakespeare [Hamlet, IV. Akt] spricht von der Bäckerstochter, die dem Heiland das Brot verweigerte: sie wurde in eine Eule verwandelt. In den baltischen Provinzen wird es noch heut jeder Bäcker vermeiden, mit dem Rücken zum Backofen zu stehn: denn schon das ist eine Verunehrung. Und wem in Rumänien ein Brot herabfällt, der küßt es nach dem Aufheben.

Warum das alles? Es könnte scheinen, daß ein ökonomischer Grund, nämlich die Seltenheit des Brotes, moralische Fabeln erzeugt hätte. Das ist aber falsch. Das Brot war heilig nicht um seiner Seltenheit willen, sondern weil Christus im Vaterunser es vom Vater erbeten hatte; und weil er beim Heiligen Abendmahl gesagt hatte: Esset! Dies ist mein Leib. Die Bibel war zwar lateinisch geschrieben und vieles blieb dem Volk unbekannt. Diese Dinge aber waren bekannt. Jeder Dorfpriester handhabte sie praktisch, wenn er in der Messe das Brot in den Leib Christi verwandelte.

In jedem Teig, der bereitet wurde, saß potentiell schon der Leib des Herrn. Jeder Brotteig konnte zur Hostie werden. Darum buk man, auch wenn aus dem Teig schließlich ein Brot für Menschen wurde, drei Kreuze in seinen Rücken hinein und verbot, das Brot auf den Rücken zu legen. Auch nicht auf den bloßen Tisch legte man's, sondern, wer konnte, nahm ein Tuch, »daß der Freund des Menschen nicht hart läge«. Denn, wie man damals in der Schweiz sang:

Es kamen drei Dinge vom Himmel herab,
das erste die Sunn, das zweite der Mond,
das dritte war das Heilige Brot:
das schlug alle Krankheiten tot.

Doch wo war er nun, der Freund der Menschen? Warum lag er so selten auf dem Tisch? Es schien fast, als sei dieser Geliebteste in den Himmel zurückgekehrt.

57

DASS Not dem Menschen nützlich sei, ist eine Ansicht, die heute nur noch von verdächtigen Volkserziehern geteilt wird. Kultur kann sich nur dort entwickeln, wo ein gewisser Überfluß ist. Ständige Not schwächt die Gehirne. Der berühmte Satz aus Persius' Satiren »*Magister artis ingeniique largitor venter*« [der Bauch ist der Lehrer der Kunst und der Spender des Einfalls] darf nicht so verstanden werden, als ob es ein leerer Magen wäre, welcher Künste und Einfälle spendet. Wenn ständiger Hunger Ideen ausheckte, so hätten die Menschen des Mittelalters eigentlich darauf kommen müssen, wie man die Anbauflächen vergrößern oder den Pflug verbessern könne. Stattdessen kamen sie nur darauf, wie man das Brot verschlechterte. Sie aßen eigentlich längst kein Brot mehr, als sie noch am Schein festhielten, welches zu essen.

Das ist sehr begreiflich. In Zeiten der Not fragt sich der Mensch: »Warum muß mein Brot aus Weizen oder Roggen bestehn? Ich habe den Magen daran gewöhnt, – jetzt liegt es in meinem freien Willen, den Magen wieder zu entwöhnen ...« Er vergißt, daß er seine Wahl nach jahrtausendelangen Versuchen traf, weil der Gliadin-Gehalt von Weizen und Roggen größer war als der aller anderen Brotpflanzen und die Backfähigkeit ihrer Mehle besser war als die der übrigen. Und die jahrtausendelange Gewöhnung des Magens an eine bestimmte Nahrung ist ein biologischer Faktor.

Selbst wenn dem Menschen des Mittelalters gelungen wäre, etwas zu finden, was das bisherige Getreide an Nährwert vollkommen ersetzt hätte, wäre seine Ernährungslage immer noch problematisch gewesen. Es gelang ihm aber gar nicht! Die Kartoffel – die übrigens weit entfernt ist, ein Voll-Ersatz für Getreide zu sein – wuchs auf der anderen Seite der Erde, die damals ja noch gar nicht entdeckt war... Als die Hungersnöte kamen, entsann man sich allerdings in Frankreich jenes uralten Vertrages, den der Mensch mit der *Eichel* hatte. Ehe die Menschen das Korn gekannt hatten, hatten sie von Bäumen gelebt [auch die Bibel erzählte davon!] – und es gab keine bessere Baumfrucht als die der Eiche. Sie war auch gesund, denn sonst hätten die alten Gallier nicht so lange von ihr gelebt. »Es ist möglich«, sagt Russell Smith in bezug auf die Naturvölker, »daß das Menschengeschlecht bisher weit mehr Eicheln als Weizen verzehrt hat«. Gewiß, doch die Naturvölker besaßen eine für ihre Stufe ausgezeichnete technische Kenntnis, wie man Eichelmehl *entbittern* könne. Mit großer Umsicht zum Beispiel brachen die Indianer Nordamerikas jede einzelne

Eichel auf, um sie an der Sonne zu trocknen. Dann traten Steinstampfer, Korbteller, Backsieb und Bürste in Aktion. Zur Prozedur des Entbitterns wurde eine sandige Grube gewählt, deren schräge Wände mit Eichelmehl ausgekleidet wurden. Man legte Zedernzweige darüber, durch deren Dickicht man tagelang heißes Wasser tropfen ließ.

Die Geduld, mit der die Naturvölker solchen Eichelmehlteig gewannen – Geduld, die ein Teil der Technik war –, war aber später verlorengegangen. Und darum war es gar nicht so einfach, daß die hungernden Franzosen des Mittelalters sich anschickten, ihre Brote aus Eicheln zu backen. Weder schmeckte ihnen die Nahrung, noch bekam sie ihnen so gut wie ihren gallischen Voreltern, und der Erzbischof von Le Mans, René du Bellay, handelte sehr recht, als er sich zu Franz I. [1546] in bitteren Worten darüber beklagte, daß die Leute in seiner Diözese von solcher Nahrung leben mußten. Jahrtausende waren eben kein Wahn. Wenn der Erzbischof ein Humanist war, konnte er sich auf Vergil berufen, daß der Mensch ein besseres Los verdiene:

> Als die Dodonische Eiche nicht Waldfrucht gab mehr den Menschen,
> lehrte sie Ceres den Grund mit Getreidekörnern besämen
> und gab Eisen dem Pflug ...

So schrieb Vergil in den »Georgica«, und wies zugleich auf die Tatsache hin, daß die Eichenwälder abnahmen. Abgesehn davon aber nahm man die Eichelfrucht längst als Schweinefutter, und es war eine Erniedrigung für Menschen, wie die Schweine zu leben.

Doch war Eichelbrot bei weitem besser als das Brot, das die Deutschen aus Gräsern gewannen, die dem Getreide so ähnlich sahen wie etwa die Affen dem Menschen. Da gab es zum Beispiel in Nordeuropa den Strandroggen und den Strandhafer [*Psamma maritima Linné*, und *Elymus arenarius Linné*]. Man mahlte die Samen und die Wurzeln und glaubte, daß sie Nährwert besäßen. Man verarbeitete auch Schilfrohr und Binsen und ging damit, ohne es zu wissen, um Jahrtausende zurück auf die Stufe des Urmenschen, der sammelte, was er gerade sah. Daß der Kolben des Schilfs und die Rispe der Binse eben nicht dasselbe waren wie die Krone des Weizenhalms, hatte die griechische Mythe gelehrt, die den Wettstreit zwischen Kalamos und Karpos erzählte, zwischen dem unkultivierten Gras und dem vom Menschen entwickelten, fruchttragenden Getreidehalm. Aber die Menschen des Mittelalters mußten leben, als hätten sie nie von dieser Tatsache gehört.

Das Beste, was sie noch tun konnten, war, daß sie Gemüsesamen sehr reichlich in ihr Brot verbuken. Hier konnten sie sich auf die Bibel berufen. Gott hatte Ezechiel gelehrt, wie man in Notzeiten sein Brot streckt: »Nimm Weizen, Bohnen, Gerste, Linsen, Hirse und Wickensamen — sechs Dinge — und mische sie alle in *einem* Faß. Aus ihnen sollst du dein Brot machen!« In seinen Nähr-Bestandteilen war solches Brot natürlich nicht schlecht. Schlimm wurde es

erst, sobald der Mensch, um Augen und Zähne zu betrügen, Materien in das Brot hineinbuk, die dem Magen überhaupt nichts gaben. Die ungeheuerlichsten Brote, die je in Notzeiten gebacken wurden, stammen aus Schweden: sie werden noch heute in Museen aufbewahrt. Es sind Brote, die zu neunzig Prozent aus Fichtenrinde und Stroh bestehn. Ein gelinder Zusatz von Fichtenrinde galt schon zu normalen Zeiten in den getreideschwachen Ländern des Nordens als durchaus gesund. [Tee aus Fichtennadeln war den Lappen ein Mittel gegen Skorbut.]

Die darbenden Massen in Europa griffen zu allen Pflanzenstoffen. Was dem Getreide nur ähnlich sah, war ihnen in der Not willkommen. In Ungarn, Thüringen, Dänemark rupften die Bauern das Stroh von den Dächern und steckten es in die Backöfen. Andere konnten, von Hunger getrieben, nicht warten und liefen auf die Wiesen. »*Sicut boves*«, erzählt Johannes von Beka, »*gramina pratorum incocte ederunt*« [wie die Ochsen fraßen sie ungekochte Kräuter] und gingen darauf an Ruhr zugrunde.

In Frankreich vermischten im Jahre 843 die Menschen Erde mit ein wenig Mehl und aßen es sodann in Brotform. Kam die Getreidekraft nicht aus der Erde, und war die Erde nicht aller Mutter? Der Historiker Martin von Troppau behauptet, in Ungarn hätten die Menschen die Erde eines Berges gegessen – eine feine Tonerde – und hätten lange davon gelebt.

Aber der menschliche Instinkt sah nach besseren Dingen aus, um sein Brot nährkräftig zu halten; so erneuerte er die Sitte der Urzeit, getrocknetes Tierblut mit Mehl zu verbacken. In Nordschweden nahm man Renntierblut, vermischte es mit sehr wenig Gerste und vielem Wasser und röstete den Brei auf einer Steinplatte, bis er hart wurde. Die Fladen schnitt man rund, in die Mitte wurde ein Loch hineingestanzt, dann wurden sie trocken aufbewahrt. In Estland machte man ähnliches Brot aus Roggenresten und Schweineblut. Diese Fladen blieben jahrzehntelang »eßbar«. In ganz Deutschland aß man »Blutgebäcke« und stieg damit zu Stufen herab, die im Altertum den Juden und den Griechen verhaßt gewesen waren.

58

DER Mensch ist aber kein Pflanzenesser. Aus der Anlage seiner Zähne weiß man, daß er geschaffen ist, Pflanzen *und* Tiere zu verzehren. Die Jahre der großen Getreidenot waren nun aber im Mittelalter sehr oft auch Jahre des Viehsterbens. Die erste Folge der Hungersnot war ja, daß man alles schlachtete, um ein paar Monate zu leben. Es war ein merkwürdiges Gesetz: Wenn die Scheuer leer ist, ist bald auch der Stall leer. Und umgekehrt: Wenn die Viehseuche die Ochsen tötet, feiert der Pflug.

Aber der Hunger, den schon Homer den »*Erniedriger der Menschen*« nennt, flüsterte ihm ins Ohr: »Wo steht es, daß nur das Fleisch von Rindern, Schweinen, Ziegen und Hühnern nahrhaft ist? Gewohnheitsglaube — fort damit!« Und so — in jenen Hungersnöten vom 8. zum 14. Jahrhundert — fraßen die Menschen wie die Wölfe alles ihnen Erreichbare: von den Pferden bis zu den Ratten. Und sie dachten auch wie die Wölfe. Niemals seit Beginn der Geschichte war — trotz Kreuzzügen, Ritter-Epos, gotischer Baukunst und Minnesang — die Moral der Massen so gering wie im christlichen Mittelalter.

Kein Wunder, daß *Menschenfresserei* ein vielfach bezeugtes Laster wurde. Die Naturvölker hatten [und haben noch heute] für ihre Menschenfresserei eine religiöse Entschuldigung: sie glauben, das Verspeisen des Feindes verdoppele ihre eigene Kraft. Auch das Ungeheuer Polyphem, das die Griechen der Odyssee frißt, handelt voller naiven Frohsinns. Aber die Völker des Mittelalters waren ja Christen und waren deshalb sich der Todsünde bewußt. In der Dunkelheit ihres schlechten Gewissens handeln deshalb die Volkssagen so oft von Werwölfen und Menschenfressern. Überall knackt und schmatzt und schlürft es von scheußlich-leckerer Menschenmahlzeit. Und Sagen und Märchen lügen nicht: nur *Erlebtes* — Entsetzen oder Freude — lokalisiert das Volk in ihnen.

In Frankreich und Deutschland wird Menschenfraß vom Chronisten Rodulfus Glaber zum erstenmal 793 bezeugt. Dann stieg diese widernatürliche Art der Hungerbefriedigung immer mehr an, bis sie gegen 1000 abbricht. Die Technik des Scheußlichen war wohl so, daß eine Mörder-Vereinigung einzeln reisende Kaufleute auf den Landstraßen überfiel oder Wanderburschen im Wald. Zuweilen wurden Gauklerfamilien, die von Stadt zu Stadt reisten, mit ihren kleinen Kindern getötet, geschlachtet, gekocht und dann ihr Fleisch auf dem nächsten Markte verkauft. Seltener wagte man sich an Bauern, die in der Gegend bekannt waren und deren Verschwinden bei ihren Verwandten großes Geschrei hervorgerufen hätte. Übrigens wanderten in jenen Notzeiten auch die Bauern. Planlos liefen sie aus ihren Hütten fort, um sich irgendwo Essen zu suchen. Mit der Kraft der Verzweiflung machten sie wochenlange Hungermärsche, bis sie halbtot liegen blieben. Wie eine Wolke von Geiern folgten diesen Zügen die »Menschenjäger«. Manchem Zurückgebliebenen schlugen die Mörder die Hirnschale ein und verkauften das kostbare Fleisch den Ahnungslosen im nächsten Ort.

Seit dem Jahr 1032 nimmt in West- und Mitteleuropa die Menschenfresser-Seuche ab. Dafür zeigt sich die Erscheinung stark im Osten. Otto von Freising [1114—1158] sieht es als »Barbarei der Slawen« an, daß sie alte Menschen und Kinder fressen. In Böhmen, Schlesien, Polen und Livland hört bis zum Ende des Mittelalters die Menschen-Fresserei nicht auf. Was soll man aber vollends sagen, daß 1314 in England es Menschen gab, »die aus Hunger heimlich das

Fleisch ihrer eigenen Kinder aßen, und Diebe, die im Gefängnis saßen, andere, die eben eingebracht wurden, in Stücke rissen und, noch rauchend, das Fleisch ihrer Kameraden verschlangen«? Wie es überhaupt dazu kam – warum vor allem diejenigen, die Menschenfleisch gegessen hatten, sich nicht vor Scham danach töteten –, können wir heute nicht mehr begreifen. Dante, der große Sitten-Erklärer, versteht es. Im 33. Gesang des *Inferno* schildert er das Leiden des Grafen Ugolino.

Ugolino und seine drei kleinen Kinder sind von einem politischen Gegner in einen Turm geworfen worden. Der Hungertod steht ihnen bevor. Die Seele des Grafen berichtet an Dante:

> Verriegeln hört' ich unter mir den öden,
> Graunvollen Turm – und ins Gesicht sah ich
> Den Kindern allen, ohn' ein Wort zu reden.
> Ich weinte nicht, so starrt' ich innerlich;
> Sie weinten, und mein kleiner Anselm fragte:
> ‚Du blickst so, Vater! Ach, was hast du? Sprich!'
> Doch weint' ich nicht, und diesen Tag lang sagte
> Ich nichts, und nichts die Nacht, bis abermal
> Des Morgens Licht der Welt im Osten tagte.
> Als in mein jammervoll Verlies der Strahl
> Ein wenig fiel, da schien es mir, ich fände
> Auf vier Gesichtern mein's und meine Qual.
> Ich biß vor Jammer mich in beide Hände,
> Und jene, wähnend, daß ich es aus Gier
> Nach Speise tät', erhoben sich behende
> Und schrien: ‚Iß *uns*, und minder leiden wir!
> Wie wir von dir die arme Hüll' erhalten,
> O, so entkleid' uns, Vater, auch von ihr!'
> Da sucht ich ihrethalb mich still zu halten;
> Stumm blieben wir den Tag, den andern auch.
> Und du, o Erde, konntest dich nicht spalten?
> Als wir den vierten Tag erreicht, da kroch
> Mein Gaddo zu mir hin mit leisem Flehn:
> ‚Was hilfst du nicht? Mein Vater, hilf mir doch!'
> Dort starb er – und so hab' ich sie gesehen,
> Wie du mich siehst, am fünften, sechsten Tag,
> Jetzt den, jetzt den hinsinken und vergehen.
> Schon blind, tappt' ich dahin, wo jeder lag,
> Rief sie drei Tage, seit ihr Blick gebrochen. – –
> Bis Hunger tat, was Kummer nicht vermag.

Was Ugolinos Hunger tat: – Wie Dante zugleich schaudert und verzeiht, die furchtbare Schlußszene *nicht* schildert und nur gerade noch andeutet, »wie der Hunger den Schmerz tötete« ... das entspricht der ewigen Würde des Menschen. Aber noch nach 600 Jahren ist die Dichterfrage gefragt: »*E se non piangi*

di che pianger suoli? – Weinst jetzt du nicht, worüber willst du weinen?!« – – Man setze diese Worte als Motto über die Erniedrigung der menschlichen Rasse im Mittelalter!

59

NACH jahrhundertelangem Sinken des Wohlstands und der Volksgesundheit war um das Jahr 1300 die Menschheit in eine Krise gestürzt, von der sie sich aus eigener Kraft nicht mehr erholen zu können schien. Die Wesen, die den Boden bebauten, verstanden es nicht mehr [oder noch nicht], ihn rationell zu bewirtschaften – und der Staat organisierte nichts, um das Wenige richtig zu verteilen. Was hätte jetzt noch kommen können, um Europa zum Erlöschen zu bringen? Es kam etwas Ungeheuerliches ... was in seinem Ausmaße sich heute niemand mehr vorstellen kann. Etwas, das schlimmer als Hunger war – und zugleich als Weltregent wie ein Bruder von ihm wirkte. Es kam die *Pest.*

Sie kam als etwas ganz Unbekanntes. Zwar wußte manch ein Humanist, daß es derlei im Altertum gab. In einer belagerten Stadt zum Beispiel oder nach einem Mißwachs-Jahr waren die Städter und die Bauern an rätselhafter Seuche gestorben. Doch stets – genau so wie beim Hunger – waren diese Seuchen auf lokale Herde beschränkt geblieben und zeitlich wieder rasch erloschen.

Das war jetzt anders. Im fernsten Indien hatte sich die Büchse des Unheils aufgetan und schickte ihren vergiftenden Hauch in die westliche Welt. Die Seuche stieg in Sizilien ans Land und griff sofort nach Norditalien, Südfrankreich, Spanien und England über: dann kamen Deutschland und Rußland daran. Die erste Welle dauerte vier Jahre. Nach kurzer Ruhepause gab es neue Stöße: tatsächlich erschütterte die Pest die abendländische Menschheit mit der Gewalt eines Erdbebens.

Der amerikanische Bakteriologe Hans Zinsser spricht in seinem erregenden Buch »Ratten, Läuse und Geschichte« die These aus, die Geschichte der Menschheit hätte damals eine andere Wendung genommen, wenn sie den wahren Feind gekannt hätte. Es waren die *Ratten.* In unvorstellbaren Heeren wanderten sie damals westwärts. Unsichtbar wie heut: denn auch jetzt tritt zu jeder Million Großstädter, wie ein unterirdischer Kontrapunkt, eine Million von Ratten, die von den Abfällen des Menschen leben.

Diese Ratten, in den Fundamenten und Abzugsröhren des Mittelalters nagend und hausend, trugen die Pest. Übrigens wußten damals die Menschen, daß die Pest *aus der Erde* käme. Nur glaubten sie irrtümlich an eine Vergiftung des Bodens selbst. Die großen Ackerbau-Religionen [Isis, Demeter, Ceres, Christus] hatten die Menschheit zum Wissen geführt, daß ihre gesunde Fort-

existenz von der Gesundheit der Erde abhänge. Nun zog sie die falscheste Folgerung, indem sie eine Ansteckung, die zunächst von Tier zu Mensch und dann von Mensch zu Mensch geschah, in einem »*nebligen Gift*« suchte, das aus der Erde atmete.

Die Ärzte und die Wissenschaftler waren sich darüber einig, daß der Keim – bevor er den Menschen ergriff – zuerst die Erde, dann das Wasser und schließlich die Luft vergiftete. Man war also rettungslos umstellt und jede Gegenwehr vergeblich. Man konnte sich lokal vielleicht helfen, indem man jene Bösewichte, die im Besitz des Giftstoffes waren und die Brunnen mit ihm verseuchten [zum Beispiel die Juden], umbrachte, was zunächst in Avignon und dann in ganz Europa geschah. Und ferner, indem man Massenfahrten von Geißlern und Bußbrüdern arrangierte, die heulend den Kontinent durchzogen, um den himmlischen Zorn abzuwenden. Beide Mittel nützten nichts. Auch wo man die Juden verbrannt hatte und wo das selbstvergossene Blut der Geißelbrüder geflossen war, hielt die Seuche ihren Einzug.

Und blieb standhaft in ihrem Wüten! Die Menschheit des Mittelalters hatte große Experienz im Leiden. Da war jenes Sankt-Antonius-Feuer: die furchtbare Mutterkorn-Vergiftung, die in den roggenbauenden Ländern Hunderttausende hinraffte. Da war der Aussatz, die schreckliche Lepra, die nicht, wie heute, eine Tropenkrankheit war, sondern der unausrottbare Begleiter des europäischen Lebens. Zwanzigtausend Lepra-Häuser – Inseln von verdammten Menschen, die von allen gemieden wurden und durch Glockenzeichen von fern ihr Nahen ankündigen mußten – standen damals in Nord-Europa: eine ungeheure Zahl, wenn man die kleine Gesamtziffer der Bevölkerung vergleicht. Typhus und Dysenterie, Diphtherie, Malaria und Englischer Schweiß zeigten sich damals viel stärker als heute. Sie entvölkerten Europa. Nichts aber glich an Kraft und Entsetzen der Pest, die oft in wenigen Stunden ganze Stadtteile aussterben machte. Nicht bloß das äußere Phänomen – das Hingewürgtwerden der Ergriffenen, der Anblick der geschwärzten Leichen, die Unmöglichkeit, das Leiden zu lindern – vernichtete die Menschheit moralisch. Ebenso schrecklich wird das Zerreißen aller menschlichen Bande empfunden, wenn der Franzose de Mussis berichtet: »Allein lag der Kranke in seiner Behausung. Kein Verwandter wagte, sich ihm zu nahen, kein Arzt, seine Wohnung zu betreten; selbst der Priester reichte ihm nur von fern mit Entsetzen das Sakrament. Mit herzzerreißendem Flehen riefen Kinder ihre Eltern an, Väter und Mütter die Söhne und Töchter, die Gattin rief den Gatten. Vergebens! Und selbst die Leichen der Geliebten wagte man nur dann zu berühren, wenn sich niemand fand, der um Lohn sich der letzten Pflicht unterzog ...« Das war jenes Aufhören der Pietät, jene Auflösung aller menschlichen Bande, das ein russischer Schriftsteller des 14. Jahrhunderts kennzeichnet, wenn er vom Hunger in Nowgorod spricht: »Wir waren aller Sinne beraubt. Der Bruder

frevelte am Bruder; kein Vater erbarmte sich des Sohnes und keine Tochter ihrer Mutter. Keine Brotkrume ward dem Nachbar gegeben. Da leuchtete nirgends mehr eine Liebe; nur Dunkel, Verhärtung, Verzweiflung regierten. Oh, welch ein bitterer Anblick war's: weinende Kinder um Brot betteln sehn und ohne Hilfe hinsterben wie Fliegen ...« Der Russe spricht nicht von der Pest, sondern vom Hunger. Doch beide waren wie Brüder, die die Welt regierten.



30 - Bäuerliche Arbeiten

Der Menschenverlust, den die Pest verursachte, wird heute verschieden angegeben. In manchen Städten Nord-Europas, zum Beispiel in Lübeck, scheinen damals 90 Prozent gestorben zu sein. Hecker, ein Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts, berechnet, daß die Pest im Mittelalter von hundert Millionen Europäern fünfundzwanzig tötete, also etwa den vierten Teil. In England glaubt man, wurden damals, um das Jahr 1350, von acht Millionen Einwohnern ganze vier hinweggerafft. Also die Hälfte! Gerade das übte einen erstaunlichen Einfluß auf die Wirtschaftsgeschichte aus. Die soziale Lage Englands – die Lage der Überlebenden! – ändert sich gleichsam über Nacht. Nach einer Notiz des Heinrich von Hervord war »kein Hirt mehr bei seinen Herden und kein Schnitter zur Erntezeit zu finden«. Die unteren Volksschichten starben rascher und zahlreicher weg als die Vornehmen. Jetzt wurde die feudale Welt – die Welt, in der Gott anscheinend dem Grund-Adel alles gegeben hatte und den Armen überhaupt nichts – plötzlich genötigt, die Hände-Arbeit des

Menschen ganz anders einzuschätzen. Das Arbeitsangebot, einst groß, ist auf ein Minimum gesunken. Auf manchen Gütern großer Herren sind tatsächlich alle Bauern gestorben. Durch Tod und Flucht sind die Dörfer verödet. Wenn der Adel Arbeiter finden will, dann muß er zahlen — und mehr als bisher! Auf den Trümmern einer zerstörten Welt geistert jetzt eine Vision der Hoffnung. Arbeits-Ehre und Arbeits-Löhne steigen. Das Zeitalter ändert sich.

Der Mann mit der Hacke

60

DAS WESEN DES MITTELALTERS WAR ANGST. EINE ENTSETZLICHE Angst vor Dingen, die heute kaum noch der Wilde fürchtet. Ohne Übergang dazu regierte *Hochmut* das Mittelalter. Ein unfaßbarer Standes-Hochmut, der die Angst zu übertäuben wähnte.

Die Pest von 1350 hatte eine Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse ganz gebieterisch gefordert. Doch nur zögernd fand sich der Feudalstaat bereit, die Konsequenzen zu ziehn. Der katastrophale Menschenverlust mußte zunächst die Löhne steigern. Aus dieser »Höherbewertung der Arbeit« zog aber der städtische Besitzlose mehr Vorteil als der ländliche. In den Städten stieg der Arbeitslohn bei den Männern um 50 Prozent, bei den Frauen sogar um 100. Doch auf dem Lande wurde nicht mit Geld, sondern in Naturalien gezahlt. So kam es, daß der Bauer trotz allem nur gerade das Notwendigste erhielt. Obwohl seine Arbeit nach der Pest gebraucht wurde wie niemals zuvor, gestattete sich das Mittelalter, diese Arbeit zu *verachten*.

Bauernhaß und Bauernverachtung waren viele Jahrhunderte lang Kennzeichen des abendländischen Denkens. So verschieden die Einzelformen des öffentlichen Lebens bei Engländern, Franzosen, Italienern, Deutschen oder Polen waren, die ganz rätselhafte Verachtung für den brotbereitenden Stand war überall das Stationäre. Verschiebungen gab es nur auf den Höhen. Bald glückte es dem »Lord der Lords«, den Adligen ihre Güter zu nehmen und sie nach Gutdünken neu zu »belehnen« [die Idee des französischen Feudal-Staats], bald glückte es den Grundbesitzern, den König rechtlich so einzuengen, daß er fast nur dem Namen nach regierte [England]; bald hielt sich der von der Fürstenmacht geschädigte Adel am Kleinbauern schadlos [Deutsch-

land]; bald schlägt die Woge wieder zurück, in den slawischen Ländern kommt Agrarkommunismus auf, floriert und geht nach einer Weile zugrunde an nachbarlicher Begehrlichkeit oder an der Nichteignung von Menschen, die den Ackerbau hassen und ohne wirtschaftlich-rechtlichen Zwang ihn nicht ausüben zu wollen scheinen.

Zwang. — Nach der pessimistischen Anschauung Richard Hildebrandts wird Ackerbau niemals freiwillig ergriffen, sondern durch wirtschaftliche Not oder durch militärischen Zwang: weder Völker noch Einzelne werden jemals freiwillig Bauern. Nach den Forschungen Karl Büchers erfand der Mensch die rhythmische Musik, um sich die Arbeit erträglich zu machen. Griechische Terrakotta-Gruppen zeigen, daß selbst das Teigkneten der nebeneinander werkenden Frauen nicht ohne Flötenspiel vor sich ging. Jede Arbeit wurde im Takt geleistet; sonst wäre sie gar nicht geleistet worden. Das Weiden von Vieh galt nicht als Arbeit, ebensowenig wie der Krieg. Aber der Ackerbau war eine Arbeit, und zwar eine Form der Arbeit, welcher der Mensch mit Gewalt und List wieder zu entfliehn trachtete. Das ritterliche Ideal, wie es ein halbes Jahrtausend lang die Kultur des Mittelalters durchzog, war die *Flucht vor dem Bauerntum.*

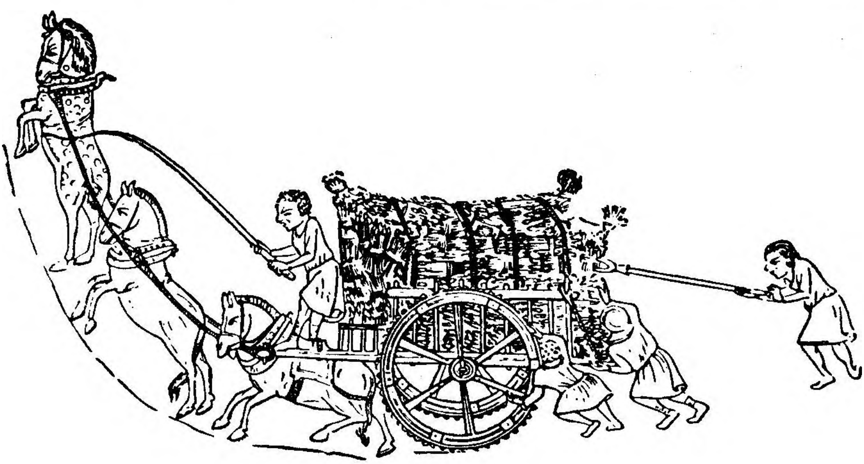
Der deutsche Satiriker Seifried Helbling fand es im 13. Jahrhundert unglaublich, daß es Ritter gäbe, die sich auf ihren Gütern um das Brotgetreide kümmerten — ja, »die den Herzog um Urlaub baten, weil sie den Acker bestellen wollten«. Jede reale Beschäftigung, die über die Ideale des ersten und des zweiten Standes hinausging, galt damals als lächerlich. Zur materiellen Verbesserung des Lebens beizutragen, ist unter der Würde besserer Menschen. Aus diesem Grunde bricht die Geschichte der technischen Erfindungen im alexandrinischen Altertum ab, um erst 1600 Jahre später mit dem ersten modernen Menschen, Leonardo da Vinci, neu zu beginnen.

Ein amerikanischer oder russischer Bauer unseres Jahrhunderts wird kaum verstehn, wie ein Gelehrter behaupten konnte, »nie sei jemand freiwillig Bauer geworden«. Aber man darf nicht vergessen, daß wir heut jenseits der größten »Werkzeug-Revolution« aller Zeiten leben, die mit dem Namen McCormick verknüpft ist: der *Mechanisierung des Ackerbaus.* Der biblische Fluch ist eingeschränkt. Der »Schweiß des Angesichts« tropft nicht mehr. Der Vertreibung aus dem Paradies antwortet nicht mehr der »Haß auf die Arbeit«. Im Mittelalter war das anders: mit der Schwierigkeit und Unsicherheit des agrarischen Lebens verknüpfte sich für den »besseren Menschen« der Wunsch, ihm vollkommen fern zu bleiben und andere produzieren zu lassen.

61

Wo kam sie her, diese rätselhafte Verachtung der Stände für den Bauern?

Der Bauer blickt bei der Arbeit zu Boden. Was er da sieht, ist *»gleba«*, die Scholle; ein vom Pfluge in Wogengestalt gelockertes, aufgeworfenes und zusammengebackenes Stück Erde. Stark riechend, fett, von Klein-Leben trächtig. Der wahre Mutterschoß der Erde, in den der Bauer, säend und sichtend, den Vaterkeim des Getreides senkt. Schwer denkbar, daß jemals irgend ein Bauer



31 - Heimbringung der Garben im alten England

— und mochte er der stumpfeste sein — sich der Würde nicht bewußt war, die in solcher Tätigkeit lag. Er mußte nicht einmal ein Christ sein und die Gleichnisse Jesu kennen. Er mußte nur wissen, daß tatsächlich kein Getreide von allein wächst. Wenn der Mensch ihm nicht hilft, muß es aussterben — und sehr bald nach ihm stürbe der Mensch.

Das lateinische Wort *»gleba«* ist eines der menschlichen Urworte. Es ist auf »taktilischem Wege« entstanden, es drückt Tastempfindungen aus: die Anordnung der Konsonanten glb hält den Eindruck des Klebrigen fest, den feuchtfettigen Zusammenhalt von Stoffen, die die Scholle ausmachen. Aus »gleba« entstand später das Wort »globus«: nicht zur Bezeichnung einer Kugel schlechthin, sondern für eine Kugel aus Schollen-Erde. In zusammenbackende Erde, die er mit Händen gemuldet hatte, blies nach der jüdischen Schöpfungsgeschichte Gott seinen Atem. So wurde der Mensch. Auch nach der griechischen Schöpfungsgeschichte säte Kadmos das Menschengeschlecht in die Erdschollen hinein.

Wie am Anfang des Ackerprozesses die fruchtbarkeitsträchtigen Konsonanten, die zärtlichen des Worts »gleba«, stehn, so stehn sie auch an seinem Ende. Das geheimnisvolle Wort »*hlaf*«, das der Alt-Engländer für Brot setzte, ist kein sprachgeschichtliches Rätsel mehr, sobald man es nur schärfer betrachtet: glb ist im Lautwandel genau dasselbe wie hlf. Das Wort »*bread*« ist ja sehr späten Ursprungs; es erscheint nicht vor dem 11. Jahrhundert und bedeutet »etwas, was man gebraut hat«. Die alte Nachbarschaft des Backens zur Bierbereitung taucht darin auf. Vielleicht auch hängt es mit »brechen« zusammen. Brot ist auch »etwas, was man bricht«.

Das ältere Wort für »bread« ist »hlaf«. Dieser Zusammenhang des Brotes mit der dunklen, fettigen Mutterscholle ist noch heute den Russen klar: sie haben kein anderes Wort für Brot als »*chleb*«; da gibt es kein Erinnern an ein »Gebrautes« oder »Gebrochenes«. Brot ist »chleb«. Und auch die anderen slawischen Völker, die die Nachbarn der Russen sind: die Bulgaren und Serbo-Kroaten, die Polen und die Tschechen halten, wenn ihre Sprache vom Brot redet, damit an »gleba«, der Scholle, fest.

Auch die Deutschen hatten einmal, bevor sie ihr Wort »Brot« hatten, jenes andre, das »*Laib*« lautete. Jakob Grimm, dem behutsamsten Künstler, der jemals über die Sprache nachdachte, war dieses Wort so unverständlich, daß er glaubte, es käme von »*Leib*« und bezeichne die Rumpf-Gestalt des Brotes. Ihm fiel nicht der taktilische Ursprung des Wortes auf; nicht, daß vor allem Laib eine »klebrige Masse« bedeutet [wenn in den Alpen die Milch gerinnt, nennt das Volk die Masse »Lab«], und so wußte er nicht, daß das Ende, der »breadloaf«, getreulich aus dem Anfang kommt: von »gleba«, der Scholle, kommt alles her.

So zeigt die Sprachgeschichte an, daß das Brot das Kind der Scholle ist. Mußte nicht die Menschengattung, die die Scholle erst fähig machte, ein Kind zu haben, mehr Rechte genießen als jede andere? Hatte nicht der Bauer am Brote ein größeres Anrecht als – um ein paar seiner Feinde zu nennen – der Bürger oder der Edelmann?

62

Bei dieser Feindschaft tat nichts zur Sache, ob sich's bei den Bauern um Frei oder Unfrei handelte. Die Zahl der freien und unfreien Bauern hatte sich in ganz Europa eine Weile die Waage gehalten. Die »Bauernverfolgung« begann erst dann, als die weltlichen Grundherren – denen sich sehr bald die Kirche als größte Grundbesitzerin anschloß – merkten, welch gute Einnahmsquelle die verhaßte Landwirtschaft war. Jetzt fing man an mit allen Mitteln den freien

Bauern zu enteignen. Es ergab sich dieselbe Entwicklung wie einst in der römischen Republik: große Landgüter arbeiteten praktischer als Bauernäcker. Der Kleinbauer des Mittelalters betrieb die sogenannte Drei-Felder-Wirtschaft. Er teilte den Acker in drei Streifen. Auf dem einen baute er Wintersaat, auf dem zweiten Sommergetreide, den dritten ließ er brachliegen. Dieser Wechsel war zwar agrartechnisch richtig — nur wirtschaftlich war er nicht lukrativ: denn durch dies kleine Nacheinander konnte der Bauer nie mehr erzeugen, als er selber aufbrauchte. Der Großbetrieb der Latifundien aber konnte ein Mehr erzeugen und durch gute Organisation an die städtischen Märkte verkaufen. [Erst viel später wurden die Güter durch Übergröße unproduktiv.] Als die Großgrundbesitzer merkten, daß das Land in ihrer Hand mehr hergab als in der Hand der Kleinen, war das Los der Kleinen entschieden. Es wurde ein besonders befähigter Bauer über sie gesetzt — es war der »Meier«, lateinisch der »Major« —, der eine Art ländlicher Adel wurde und der nun das Letzte aus den Bauern für die Herrschaft herausholte.

Der freie Bauer wird also vertrieben, mit Rechtsverdrehungen und Gewalt, mit gefälschten Briefen und mit der Waffe. Es ist ein jahrhundertelanger Feldzug, in welchem der Adel den Sieg erringt; ein Adel, der längst jede Beziehung zu den von ihm »Geschützten« verlor; der nicht mehr in ihrer Mitte lebte, sondern in Burgen und an Fürstenhöfen.

Obwohl die alten Rechtsbücher der Dorfgemeinde den Besitz von Wald, Wasser, Weide garantieren — die Allmende, ohne deren Benützung der Ackersmann gar nicht leben kann —, legt jetzt der Grundherr die Hand darauf. Mit ihrem Gemein-Eigentum am Wald verloren die Dörfler zunächst das Jagdrecht; gleichzeitig ging auch ihr Holzrecht verloren — was sehr schlimm war, denn vom Oktober bis zum April muß der Bauer heizen. [In manchen Landstrichen noch länger.] Das Forstholz, das seit Menschengedenken sein eigner Besitz gewesen war, mußte er jetzt von den Herren



32 - Das Holzrecht

kaufen. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Die Gutsherrschaft, die, was löblich war, sehr viel Ödland kultivierte, erfand die Pflicht des freien Bauern, neben seinem eigenen Land noch das neue Herrschaftsland zu bestellen, also



33 - Bauer liefert der Rittersfrau den Zehnten ab

Zeit und Energie ohne die geringste Entlohnung für etwas Fremdes abzugeben. Damit es an Händen nicht mangelte, erfand der Besitzer den Heiratszwang: das heißt, es mußte jeder Bauer ein Weib aus demselben Gutsbezirk nehmen. Er durfte sich nicht entfernen und in eine andere Landschaft heiraten: auf diese Weise erbten die Kinder die Dienstbarkeit bei dem gleichen Herrn.

Das Verlangen der Ritterschaft nach unbezahlten Frondiensten entbehrte nicht nur der Menschlichkeit, sondern auch jeglicher Wirtschaftsvernunft. Der Bauer hatte den Grundherren den Zehnten seines Korns abzuliefern. Wie sah aber jetzt dieser Zehnte aus? Der mit Frondiensten überplagte Bauer konnte sein eigenes Feld nicht mehr bestellen. Mehr, dieses Land wurde obendrein durch das Kulturverbrechen der Jagd systematisch in Wüste gelegt. Die Jagd

war im Mittelalter nicht, was sie heute ist, ein Beruf, welcher einen Bedarf befriedigt, sondern ein Sport, eine Leibesübung. Um sich gegen Wildschaden zu schützen, hatten die Bauern in alter Zeit ihre Felder mit Hecken und Gräben umgeben. Das wurde ihnen jetzt verboten — selbst ein so gerechter Mensch wie Kaiser Maximilian I. [1493—1519] beteiligte sich an solchen Verboten —, damit man freies Schußfeld habe. Hirsche, Eber, Rosse, Hunde wurden durch das Saatfeld gehetzt.

»Den blutigen Wolf und den Eber zu fällen,
der gierig die grünenden Saaten durchwühlt,
ist *fürstliche Freude*, ist männlich Verlangen«

heißt es im Jägerchor des »Freischütz«. Daß die Jagd auch ein Notwehr-Recht war, übersahen die Privilegierten. Griff der Bauer einmal zur Selbsthilfe, so hatte er schwere Strafen verwirkt. Das Scheusal Ulrich von Württemberg [1503—1550] ließ auf der Jagd betretenen Bauern kurzerhand die Augen ausstechen.

Aber auch ohne Greueltaten verging der freie Bauernstand. Arrogierte Rechte legten ihm den Hanfstrick um den Hals. Da war zum Beispiel das »Heimfallsrecht«, die kuriose Bestimmung, daß nach dem Tod eines kinderlosen Bauern sein bewegliches Gut an die Herrschaft falle. Inmitten einer Welt also, die gänzlich auf dem Erbrecht stand, war der Bauer grundsätzlich besitzlos und nur für die Zeit seines Lebens »beliehen«. Diese »Todessteuer« erregte schon früh die Empörung manches gerechten Menschen. Als der Ritter Hugh von Lincoln sah, wie nach dem Tod eines seiner Bauern seine Knechte als »Heimfallssteuer« der weinenden Witwe die Kuh wegnahmen, verbot er das und sprach zu ihnen: »Dies Weib hatte nur zwei Werkgesellen. Der Tod hat ihr den bessern genommen. Sollen wir sie des andern berauben? Da sei Gott vor!« — worauf einer seiner Bedienten, der Koch, die Kühnheit hatte zu antworten: »Sir, auf diese Weise bewahren Sie weder Ihr Recht noch Ihren Besitz!«

Vielleicht war es wirklich besser, zu sterben als das Leben eines Bauern zu leben? Das geringe Getreide, das er erzeugte, konnte er, wie wir uns erinnern, nicht einmal nach Gutdünken verwenden. Der Grundherr war ja auch Mühlen- und Back-Herr. »Wenn der Bauer zur Mühle kam«, so erzählt H. S. Bennett in seinem »Life on the English Manor«, »fand er den Müller meist überbürdet, die Mühle reparaturbedürftig, womöglich gar den Bach ausgetrocknet oder den Wind zu unbeständig. Selbst wenn der Müller [was nicht der Fall war] den besten Willen gehabt hätte, mußte des Bauern Korn manchen Tag auf's Gemahlenwerden warten. Nur, leider, die Familie daheim konnte nicht auf das Brot warten...« Hatte der Bauer sein Mehl erhalten, so erhob sich vor ihm die Backfrage. In seiner Cabane aus Lehm und Stroh hätte die Anwesenheit eines Backofens den Feuertod für alle bedeutet. Doch nicht nur aus

Gründen der Sicherheit hatte der Grundherr auf seinem Gebiet einen Guts-Backofen errichtet: gegen eine neue Steuer [eben hatten sie den Müller bezahlt!] wurden hier die Brote der Bauern gebacken—und von einem Herrschaftsbäcker, der ihnen wie der Müller verhaßt war. In seiner Beschreibung der Zustände im französischen Feudalstaat urteilt Champion eindringlich:

»Was alle diese Monopolien so unmenschlich machte, war nicht einmal der Tarif, den der Bauer zu zahlen hatte; auch nicht das Verbot, mit der Handmühle oder zwischen zwei Steinen zu mahlen oder daheim etwas zu backen: die wirkliche Unmenschlichkeit bestand darin, daß man den Bauern zwang, über lange und erbärmliche Wege das Korn zur Herrschaftsmühle zu schleppen, um, oft nach tagelangem Warten, schlechtgemahlenes Mehl zu erhalten, das noch boshaft mit Sand vermischt war. Dieses Mehl durfte er dann auf dem Rückweg zu den unwirschen Herrschaftsbäckern tragen, die ihm, gegen eine Gebühr, dann ein halbgebackenes oder verbranntes Brot austeilten... Eine Vexation nach der andern!«

An Vexationen stirbt man nicht. Den Schluß-Stein für den Untergang eines freien Bauernstandes gab erst die *Werkzeug-Katastrophe*. Die technische Unzulänglichkeit betraf zwar alle Stände, aber den ärmsten Stand betraf sie am schlimmsten. Nun umfaßt zwar das Mittelalter die »Jahrhunderte der Meisterhand«; doch das bezog sich nur auf die Städte. Sogar hier wird, was nicht zur Waffentechnik, zum Schmuck- und Bekleidungshandwerk gehört, zur Bildschnitzerei oder Steinmetzkunst, beinahe vollkommen vernachlässigt. Auf dem Lande vollends leben nur technische Analphabeten. Eine Mühle instand zu halten, wird zum schwer lösbaren Problem, und schließlich ergreift der Verfall folgerichtig auch die *Eisenteile des Pflugs*. Es fällt auf, wie selten man auf mittelalterlichen Miniaturen, in illuminierten Handschriften, die das Bauernleben zeigen, Abbildungen eines Pfluges trifft. Man begegnet fast nur primitiven Geräten. Begann der Pflug vergessen zu werden? Hielten sich nur noch die reichen Herren, die Schmied und Eisen bezahlen konnten, Pflüge — die Bauern selbst aber nicht? Bestellten sie ihr eigenes Feld, wie in der Steinzeit, mit der Hacke?

Im Jahre 1840 malte der große Maler Millet ein im damaligen Paris stürmisch aufgenommenes Bild, das er den »Mann mit der Hacke« nannte. Der Maler, der den geheimnisvollen Namen des »Vater Hirse« führte, den ältesten Namen der Ackergeschichte, erhob hier eine stumme Anklage: er zeigt einen Mann unbestimmbaren Alters und in unbestimmbaren Kleidern, der mit verzweifelter Trostlosigkeit seine Hacke zur Arbeit führt. Wollte Millet, der Bauernsohn, vielleicht sagen, dies sei der Ackersmann aller Zeiten? Vor allem war dieser »Mann mit der Hacke« der Brotbereiter des Mittelalters, zurückgeschleudert in die Steinzeit, der Mann, bei dem Armut und Werkzeugverfall einander gegenseitig bedingten.

Das blutende Brot

Irrtum, laß los der Augen Band!

GOETHE

63

VERZWEIFLUNG! – DAS LEIDENDE ZEITALTER HÄTTE SICH ERHOLEN können, wenn der Mensch fähig gewesen wäre, die Brotfrage entweder sozial oder auf technischem Wege zu lösen. Statt dessen erschöpften sich die Geister in einem kostspieligen Streit über ein theologisches Dogma: die heilige Natur des Brotes.

Zu den weltlichen Sorgen, die das Brot diesem anarchischen Zeitalter brachte, traten jetzt also die geistlichen. Sie waren im Mittelalter sehr groß und erfüllten den Klerus mit Bangnis und Pein.

Die Kirche hatte den Menschengeist darüber zu beruhigen, was Christus damit *gemeint* hatte, als er sagte: »Ich bin das Brot!« – und diese Beruhigung fiel nicht leicht. Hatte er, als er den Jüngern das Brot brach, einen symbolischen Akt vollzogen, oder hatte er wirklich gelehrt, daß in dem Brot, das sie verzehrten, sein Körper *real* vorhanden sei? Diese Frage wurde nicht etwa als ein müßiges Spiel gestellt – sie besaß eine furchtbare Wichtigkeit; eine Wirklichkeit des Geistes und Körpers, die der Mensch des technischen Zeitalters sich überhaupt nicht mehr vorstellen kann. Schließlich entschied die Kirche die Frage, die tausend Jahre ungelöst schwelte, durch das *Lateranische Diktat.* Es geschah im Jahre 1215 – einem der Schicksalsjahre der Menschheit.

Wie kam es zu diesem Diktat, das den Geist des einzelnen hindern wollte, seine eigene Entscheidung zu treffen? Die Größten der alten Kirchenväter, Tertullian, Augustinus, Origenes, hatten die symbolische Auffassung des Abendmahls vertreten. Tertullian sagt, daß das Brot den Leib Christi »*repräsentiere*«, und nicht, daß das Brot der Leib Christi *ist.* Die Repräsentation wurde durch einen mentalen Akt, durch das »Zurückrufen ins Gedächtnis«, bewerkstelligt. Ebenso sagt Augustinus, Jesus habe beim Abendmahl die *Figur* seines Leibes und Blutes in Brot und Wein den Jüngern empfohlen, habe also figürlich geredet, parabolisch, gleichnishaft.

Unmöglich habe Christus gemeint, daß das Brot sich in sein Fleisch verwandelt habe, während er sprach. Das konnte er schon deshalb nicht meinen, weil er an anderer Stelle sagt: »*Caro non prodest quicquam*« [Das Fleisch ist zu nichts nütze]! Wie könne er demnach seine Jünger aufgefordert haben, daß man im Brote seinen, des Heilands, verwandelten Leib genießen solle!

Weitaus die meisten Kirchenväter — die Träger der theologischen und philosophischen Bildung der Zeit — waren der Ansicht, im Abendmahl habe *keine* »Transsubstantiation« [keine Verwandlung der Substanzen] stattgefunden: vielmehr habe Christus hier eine reine Gedächtnishandlung für die spätere Welt empfohlen. Sie begründeten das auch damit, daß das Mahl Christi und der Jünger sich mitten in biblischem Brauchtum vollzog, vor alttestamentarischem Hintergrund. »Mich hat herzlich darnach verlangt, mit euch das Osterlamm zu essen.« Ist Christus vielleicht das Lämmchen? Gewiß nicht — denn sonst hätte er sich selbst gegessen. Er schuf aber eine geladene und schicksalsträchtige Atmosphäre, wo er, vollkommen natürlich, dem Lämmchen verglichen werden mußte: man solle sich, bis zum Ende der Welt, wenn man dieses unschuldige Tier erblickt, seiner erinnern. So schritt er beim letzten Abendmahl von Symbol zu Symbol. Wie er das Brot brach und allen verteilte, so würde er [denn er kannte sein Schicksal] bald selbst gebrochen werden und seine Lehre an alle Welt ausgeteilt werden. Das glaubte der größere Teil der Väter in den ersten Jahrhunderten — und das Brot war ihnen heilig, weil es von Christus gewürdigt worden war, als *Symbol* seines eigenen Schicksals zu dienen.

Ein kleinerer Teil der Kirchenväter war aber anderer Ansicht und meinte, die besten Gründe dafür zu haben. Zunächst befindet sich die Stelle, wo Christus Brot und Wein anbietet und hinzufügt »*Solches tut zu meinem Gedächtnis!*«, nur in dem Evangelium des Lukas. Die Majorität der Evangelisten, Matthäus, Markus und gar Johannes, kennen diese Aufforderung *nicht*. Dann aber empfanden diese Kirchenlehrer instinktiv ganz richtig, daß Jesus zur Zeit seines Lebens-Endes sich schwerlich noch als Rabbi empfand und daß er auf jüdische Vorstellungen wie Passah oder Osterlamm auch nicht mehr festzulegen war. Drittens aber [vorausgesetzt, daß die Mitteilung des Arztes Lukas »Solches tut zu meinem Gedächtnis!« nur die Willkür einer Hinzufügung war] ging das Brot, das Christus aß, doch nun wirklich *im Augenblick des Essens real in seinen Leib über*. »Wenn wir Brot sehen«, meint Gregor von Nyssa [331—394], »so dürfen wir gewissermaßen den menschlichen Leib darin erblicken, weil Brot, wenn es in diesen gelangt, selbst zum menschlichen Leibe wird: genau so war aber das Brot, welches von Christus gegessen wurde, späterhin mit ihm einerlei«. Nicht das ungegessene Brot, das auf dem Tisch lag, sei aber heilig, und nicht der ungetrunkene Wein — sondern diese beiden Substanzen würden natürlich erst dann angebetet, sobald der Herr durch Essen und Trinken sie sich einverleibt habe... So bewies es Gregor von Nyssa — und wenn man die vielen tausend Seiten, die über die Transsubstantiation in der Frühe des Mittelalters geschrieben wurden, kondensiert, wird man finden, daß alle die, welche Christi Äußerung *wörtlich* nahmen, sich als die *Realisten* empfanden. Er wandelte, indem er aß und trank, ja real Brot und Wein in sein Fleisch und Blut. Wie konnte man das ableugnen? Wie mager und abstrakt erschienen daraufhin alle

Symboliker! Ganz besonders im Orient wurde die Rede wörtlich genommen. Mit fürchterlicher Direktheit schreibt der heilige Chrysostomus, um die vollkommene Identität von Brot und Christus zu erweisen, die allerplumpsten Ausdrücke hin: »Den von den Nägeln durchbohrten Leib gab er uns, daß wir ihn mit den Händen halten und essen, zum Beweise seiner Liebe; denn die, welche wir sehr lieben, pflegen wir oft zu beißen«. Vor dem Menschenfleisch-Essen und Blut-Trinken dürfte man nicht zurückschaudern. »Denn«, so fährt Chrysostomus fort, »damit die Jünger sich nicht entsetzen, trank Christus zuerst sein eigenes Blut und führte sie so ohne Schrecken und Furcht in die Gemeinschaft seiner Mysterien ein ...« Das Wichtigste ist hier das Wort »Mysterien«. Für Chrysostomus und manchen anderen war Christus nicht viel mehr als Mithras, das Haupt irgendeiner östlichen Mysterien-Religion. Der Osten der Welt, der angefüllt war von asiatischen Vorstellungen, »daß Götter und Menschen einander äßen und zwecks Erhaltung der Energien einander ihre Substanzen gäben«, fand gar nichts an der Aufforderung Christi, sein eigen Fleisch und Blut zu genießen.

Wenn aber das Abendmahl der Christen, wie die »Realisten« wollten, *keine* Gedächtnishandlung war, so erhob sich doch eine sehr schwierige Frage. Christus war *einmal* geopfert worden. Dieses Opfer hatte die Welt erlöst. Wie kam nun irgendein Mensch dazu, und sei es ein geweihter Priester, dieses Opfer zu *wiederholen?* Sooft es der Gemeinde beliebte, fand sie sich beim Liebesmahl zusammen, um Christi Fleisch und Blut in Brot und Wein aufs neue zu opfern? Das war unmöglich! So hatte denn Lukas, der Evangelist, doch recht gehabt, wenn er in Christi Mund die erklärenden Worte gelegt hatte: »Solches tut zu meinem Gedächtnis!« Die Mehrzahl aller Christen fühlte, daß Christus im Sakrament des Brotes nicht leiblich-wirklich vorhanden sei, sondern geistig-wirklich durch den *Glauben* dessen, der von dem Brote aß.

Zwei Gedanken- und Glaubensströme rauschten also hier nebeneinander, ohne daß sie sich einstweilen bekämpften. Symboliker und Realisten hatten beide die allerbesten Gründe, das zu glauben, was sie glaubten. Ihr Prozeß war nicht zu entscheiden —: so durfte er gar nicht erst angestrengt werden. Ein historischer Blick auf Eleusis lehrt, daß die frühesten Gläubigen von der völligen Identität des Weizenkorns mit Persephone vollkommen überzeugt waren. Als dann später der skeptische Römer Cicero dagegen murrte und meinte, »in Brot und Wein, die man einnähme, wären bestimmt keine Götter vorhanden«, dachte keine Behörde daran, ihn in Anklagezustand zu versetzen und mit dem Feuertod zu bedrohn. Und das war unzweifelhaft weise gehandelt. Wie konnte nun die katholische Kirche diese vorsichtige Eintracht stören, die sich zwischen Symbolikern und Realisten aufgetan hatte — indem sie nur *eine* Meinung erlaubte und die andere verwarf? Das 4. *Lateranische Konzil* [1215] erklärte sich für die *schärfste Form der Transsubstantiation:* Christus habe beim Abend-

mahl seine Jünger aufgefordert sein eigen Fleisch und Blut zu verzehren – und es komme dem Priester zu, dieselbe Wandlung zu vollziehn. Durch das *Heilige Meß-Opfer* – jedesmal, so oft es vollzogen würde! – sei Christus tatsächlich anwesend. Jeder andere Glaube sei Ketzerei, sei Todsünde und belaste den Träger mit der Strafe der ewigen Verdammnis.

64

DIES Lateranische Diktat schuf in Wirklichkeit nur scheinbaren Frieden. Es trieb die Gegner unter die Erde; aber das Dogma der Transsubstantiation wurde zu einer Höllenmaschine, die dreihundert Jahre später unter der Kirche explodieren und den größten Teil der nordischen Länder, England und Amerika, aus dem Hause des Papstes fortreißen sollte.

Doch das geschah erst nach dreihundert Jahren. Dem 13. Jahrhundert brachte die Transsubstantiation andere Sorgen. Die religiöse Wertsteigerung, die durch den befohlenen Glauben dem Brote erwiesen worden war, stellte zunächst einmal den Klerus vor kaum lösbare technische Fragen: welchen Brotteig sollte man, in den Jahrhunderten des Hungers, eigentlich für die Hostie nehmen? Bis 1200 kümmerte man sich nicht viel – aber um 1250 forderte Thomas von Aquino, daß unter allen Umständen die Hostie von *Weizen* gemacht sein müsse: denn in der Bibel habe der Heiland sich selber mit dem Weizen verglichen, in dem Wort vom Weizenkorn, das in den Grund gesät wird und aufgeht. Das stimmt nun nicht. Da nur reiche Leute in Palästina Weizen aßen, die ärmeren Gerste, ist kaum zu glauben, daß Christus oft Weizen gegessen hat. Das Wunder der gespeisten Fünftausend begab sich gewiß aus dem Stoff der Gerste. Aber Thomas von Aquino, der aus der Nähe Neapels stammte, wo man Weizenbrot über alles schätzte, schien es fast lästerlich zu denken, Jesus habe anderes gegessen, als das »Brot eines großen Herrn«. Immerhin macht Thomas der Not des Zeitalters seine Reverenz, wenn er gleich darauf zaghaft hinzufügt: »Mäßiges Hineinmischen anderer Mehle ändert nicht die Art der Hostie, weil eine geringe Menge davon sogleich vom Weizen assimiliert wird – es darf aber nicht etwa die Mischung sich wie halb und halb verhalten.« Es ist klar, daß das alles nur auf dem Papier stand; wie sollte zum Beispiel in *Roggenländern* die Heilige Hostie hergestellt werden? Der spanische Jesuit Suarez [1548–1617] bestritt die Möglichkeit überhaupt und gab so dem peinlichen Zweifel Raum, ob jahrhundertelang in den nordischen Ländern der Leib des Herrn wirklich ausgeteilt sei. Dabei hätte er es näher gehabt, sich in dem verarmten Spanien umzublicken und dabei zu finden, daß die Dorfpriester ihre Hostien schon lange aus Ersatzstoffen buken.

In den ersten Jahrhunderten nach Christus waren die kirchlichen Abendmahls-Brote außerordentlich groß gewesen, kranzförmig, mit einem Loch in der Mitte. Wahrscheinlich wurde ein großer Teil der Gemeinde von *einem* Brote gespeist. Dann kam man dazu, im 11. Jahrhundert kleine und flache Brote zu backen, die nicht größer als ein Talerstück waren. Das war historisch richtiger, denn auch die Brote der Juden waren nicht größer als unsere Semmel gewesen. Die wichtigste Neuerung aber war seit dem Jahr 1000, daß die Brote nur *ungesäuert* gereicht werden durften. Über dieses Kirchendogma erhob sich ein nie geschlichteter Streit zwischen römischen und griechischen Christen. Die griechische Orthodoxie hielt fest, daß das Brot *gesäuert* sein müsse [also sich von dem »täglichen Brot des Menschen« in nichts unterscheiden dürfe], der römische Papst aber wandte ein — und natürlich mit vollem Recht! — daß Christus in der Osterwoche sicherlich *ungesäuertes* Brot aß. Bei den Juden stand Todesstrafe darauf, zur Passahzeit das Brot zu säuern: wie hätte er anderes essen sollen? Ungeheuer viel Tinte und Galle wurde um diese Frage verspritzt — und, wenn es in den Jahrhunderten niemals zu einer Aussöhnung zwischen Rom und Moskau kam, so lag eine wesentliche Schuld in dem unentschiedenen Streit, welche Art Brot beim Abendmahl der Herr für die Jünger gebrochen habe.

Nach der römisch-katholischen Vorschrift durfte die Hostie selbstverständlich nicht im Backofen gebacken werden — wo sie sich ja in der Nachbarschaft von Sauerteig befunden hätte —, sondern auf einem Waffel-Eisen [*ferramentum characteratum*]. Jeder Priester konnte das Backen vornehmen, doch oft geschah es im Nonnenkloster. Auf die kleine, runde Oblate wurden dann drei Kreuze gezeichnet oder das Bild des knienden Lammes, auch die Buchstaben Alpha und Omega, um zu zeigen, daß Christus Anfang und Ende alles menschlichen Wissens sei. Diese Oblate wurde dann im Tabernakel aufbewahrt: wenn das Gotteshaus reich war, in einem Häuschen, das von Silber und Gold blinkte.

Die Oblate war noch nicht heilig. Sie mußte erst zur Hostie vom Priester konsekriert werden. Da aber doch in der Oblate schon der künftige Leib des Herrn war, galt sie bereits als die »Mittelstufe zwischen dem Mehl und dem Sakrament«. Kein Wunder, daß diese kleinen Hostien vom Priester ängstlich bewacht wurden. Trotzdem verschwanden immer welche — und ganz besonders auf dem Land.

Die Prozesse, die wegen *Hostienfrevel* im Mittelalter nie aufhörten, enthüllten, daß es meist Bauern waren, die die Hostien wegnahmen, um sie an ihr Vieh zu verfüttern. Sie taten das voller Naivität; sowohl aus Liebe zur Hostie wie aus Liebe zu ihren Tieren. Man bedenke, daß die Behauptung der Bibel, »daß der Mensch geschaffen sei, um über alle Tiere zu herrschen«, verhältnismäßig recht spät in die Welt trat. Die menschliche Urgesellschaft war, wie wir heute durch die Naturvölker wissen, eine Mischgesellschaft von Mensch und

Tier, in welcher der Mensch sich allenfalls als einen »pater familias« fühlte, als eine Art von »verständigem Bruder«. Sonst aber bewunderte er die Tiere, die bei ihm in der Höhle lebten und die zum Teil mehr konnten als er: Fliegen, Klettern, Eierlegen waren doch recht erstaunliche Dinge. In allen bäuerlichen Bezirken starb solche Auffassung nie ganz aus. Als Christus geboren war, hatten sich an die Krippe, in der er lag, Ochs und Esel herangedrängt, um ihn sachverständig zu beschnuppern. Es war also gar nicht so abwegig, daß die Bauern in ihrer Harmlosigkeit heimlich die Hostien wegnahmen, um sie den Kälbern ins Futter zu mischen oder [dies war noch beliebter] auf den Grund ihrer Bienenkörbe zu legen: dann wurde der Honig gewiß recht süß.

Wenn unwissende Bauern derlei taten, so war das eher zu verzeihn. Aber jahrhundertelang geschah dem heiligen Brote viel Harmvolleres. Zauberer und Hexen begannen sich für die Hostie zu interessieren und die große Machtkonzentration, die in der runden Oblate wohnte, für ihre Zwecke zu benutzen. Nun war zwar allen Christenmenschen die Zauberei durchaus verboten. Es galt — genau wie bei den Juden — als todeswürdiges Verbrechen, den Lauf der Naturgesetze zu ändern. Doch Hunderttausende von Menschen sehnten sich darnach, es zu tun — und das Christentum selbst war nicht ohne Schuld. Der Katholizismus des Mittelalters hatte ja in die Religion Christi das »*tägliche Wunder*« eingeführt. Es wurden täglich Messen gelesen für die Lebenden und Toten, und bei jeder dieser Messen verwandelte mit Erlaubnis des Papstes der Priester die profane Materie von Brot und Wein in den Körper Christi. Und eine solche »*Alloiosis*«, wie die Theologie das nannte, solch eine »Veränderung der Stoffe« sollte nur den *Geweihten* gelingen? Das Spiegelbild einer Religion, die ganz auf das »tägliche Wunder« gestellt war, mußte notwendig der Laienwunsch sein, Magie zu treiben. Das Erringen von Macht, das Zaubern von Schätzen, Durch-die-Luft-fliegen, Unverwundbarwerden: man kann heute leicht eine Zeit verlachen, in der Millionen an derlei glaubten. Man würde aber zu Unrecht lachen. Eine Religion, die mit strengsten Dogmen offiziell als wundertätig auftrat, mußte als ihr Negativ Zauberglauben und Zauberer erzeugen. Auch die ägyptische Religion war wundergläubig: vollkommen logisch verfolgte sie die Zauberer *nicht*, sondern stellte jedem Ägypter frei, so viel zu zaubern »wie er konnte«. Christen und Juden dachten anders.

In Schillers Ballade »*Der Graf von Habsburg*« verschenkt der Held sein bestes Pferd, weil er es tags zuvor einem Priester geliehn hat, der einem Sterbenden das Sakrament bringt. Auf die erstaunte Frage des Priesters, warum er es nicht zurücknehmen wolle, erwidert Schiller mit den Versen:

> »Nicht wolle das Gott«, rief mit Demutsinn
> der Graf, »daß zum Streiten und Jagen
> das Roß ich beschritte fürderhin,
> das meinen Schöpfer getragen!

Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
so bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
denn ich hab es Dem ja gegeben,
von dem ich Ehre und irdisches Gut
zu Lehen trage und Leib und Blut
und Seele und Atem und Leben!«

Nun denn! Wenn die Hostie dem Frommen ein so ungeheurer Wert war, so mußte auch der Teufel es schätzen, eine Hostie zu erhalten. Und darauf lief es ja hinaus, wenn Hexen und Zauberer Hostien stahlen. Die wurden dann in Schwarzen Messen dem »Herrn der Hölle« dargebracht, und er wieder spendete Wunscherfüllung: dem Reichen ging sein Geld nicht aus, dem Diebe glückten die Einbrüche, der Jäger verfehlte keinen Schuß. Der Zauberjäger Kaspar zum Beispiel, dessen gewaltiges Tonbild wir in Webers Oper »*Der Freischütz*« finden, gießt aus einer gestohlenen Hostie und anderen Beigaben Freikugeln, mit denen er alles, was fliegt, herabholt. Aber nur sechs Kugeln treffen, die Sieben ist eine heilige Zahl und vernichtet den Zauber-Aspiranten.

Aber manchmal wehrte sich die Hostie dagegen, gestohlen zu werden. Sie saß so fest im Tabernakel, daß der Dieb sich die Finger brach. Anderswo entwischte sie aus dem Mantelsack des Räubers und eilte in die Kirche zurück. Eine geschändete Hostie – oder eine Hostie, an der man Schändung versucht hatte – besaß nun ein untrügliches Mittel, dies allen Menschen anzuzeigen. *Sie blutete!* Solches »Hostienblut« haben Tausende von Menschen gesehn – rot oder braun verkrustetes Blut –, wo es auftrat, in ganz Europa, ergriff eine furchtbare Angst die Menschen. In Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien zeigte sich das Schreckliche. Weltliche und geistliche Gewalt wurde überall aufgeboten, um die Schuldigen zu finden.

65

UNTER allen Wesen des Mittelalters waren sicherlich die Juden des Zauberns am wenigsten verdächtig. Denn es gab überhaupt keine Religion, die die »Nachäffung Gottes« mehr verdammte, als die Israels. Aber da war etwas anderes, was die Juden verdächtig machte. Sie haßten Christus. Sie mußten ihn hassen – da sie ihn ja gekreuzigt hatten – und mußten ihn, nach der Natur ihrer Seele, immer wieder kreuzigen. Die einzige Inkarnation des Herrn, an die sie sich aber heranwagen konnten, schien nun die Heilige Hostie zu sein. Nach dieser fürchterlichen Logik, die zahllosen Menschen plausibel schien, richtete sich bei der blutenden Hostie zunächst einmal der Verdacht auf die Juden. Da sie selbst zu den Gotteshäusern der Christen keinen Zutritt hatten, mieteten sie

Ein grawsamlich geschicht Geschehen zu

Hye stylt Cristoff acht partickel des sa-
cramēt auß der kirchē. legt das in sein
teschē. hat sy darinnē drei tag behaltē

Hye schüttet er die sacrament den juden
auff den tisch die vnuermaylīgt gewes-
sen sein. darumb sy im ein guldē gaben





Hye teylten sy auß dye sacramēt schick-
ten zwen partickel gen Prag. zwē gen
salczpurg. zwen yn die Newenstat

Hye verprenten sy die sacramēt versu-
chen ob vnser glaub gerecht wer floge
auß dem offen zwen engel. vñ. ij. taubē





Hye zereyßt man den pfeyl vnd vettel
die das sacramēt bebyltē. dz darnach
gestochen vnd verprant haben.

Hye verprent man sy mit sampt dē ju-
den. die yn yrem glauben blyben. vnd
vmb das sacrament gewyst haben.





34 - Angeblicher Hostienfrevel und

passaw Von den Juden als hernach volgt.

Hye tragen die iudē vñ schulklopffer. die sacrament yn ir synagog. vnd vber antwurtden dye den Juden.

Hye stycht pfeyl Jud das sacrament auff irem altar. ist plut darauß gangen das er vñ ander iuden gesehen haben.



Hye vecht man all Juden zu Passaw die dy sacramēt gekaufft verschickt gestolen vnd verprant haben.

Hye furt mā sy fur gericht. verurtaylt die vier getaufft. fackel mand. kolman vnd walich. sein gekopft worden.



Hye wirt der Cristoff des sacraments verkauffer. auff einem wagē zeryssen mit gluenden zangen.

Hye hebt man an zw pawen. vnserm herren zu lob eyn gotzhauß. Auß der juden synagog ꝛc.



Martyrium der Juden von Passau

Diebe, die auf der Folter bald alles gestanden. Was hätte man nicht auf der Folter gestanden?

Nun taucht denn doch eine Frage auf: Warum eigentlich brachten die Juden das corpus delicti nicht aus der Welt? Warum zerstörten sie die Hostie nicht so, daß sie nicht einmal bluten konnte? Das wurde damit beantwortet, daß die Hostie zwar verwundbar, aber nicht *zerstörbar* sei. Hatten die Juden zum Beispiel versucht, sie auf einer Wiese zu zerstückeln, so flogen ihre Stücke noch in Schmetterlingsgestalt davon, auf die Augen eines Blinden, und machten ihn sehend. Aus einem Ofen, wo man Hostienverbrennung versucht hatte, flogen Engel und Tauben empor. An einigen Orten hörte man die Hostien wie kleine Kinder weinen.

Eine furchtbare geistige Epidemie ergriff die Welt. Im Städtchen Beelitz bei Berlin wurde 1253 die ganze Judengemeinde verbrannt, 1290 folgte Paris, acht Jahre später Kornneuburg bei Wien. Dann folgten im Brennen Regensburg, Passau, Güstrow, Deggendorf, Posen und Prag. Im Jahre 1410 kam das Schrecknis nach Segovia, 1453 nach Breslau, hundert Jahre später nach Polen, obwohl dessen Herrscher Kasimir zornig lachend erklärt hatte, er glaube an keine »blutende Hostie« ... Es half nichts. Klerus und Volk erzwangen die Folter und den Scheiterhaufen. Die Grausamkeit, mit der man vorging, war nur das Korrelat der Angst. Menschen, deren Zeugnis hoch überm Verdacht der Lüge stand, hatten die Hostie Blut schwitzen sehn. Und zwar — was besonders schrecklich war — blieben die Flecken nicht stationär, sondern verbreiterten sich von Tag zu Tag. Ein übernatürliches Wunder hatte auf einen übernatürlichen Frevel klipp und klar geantwortet. Sollte die Welt nicht untergehn, so mußten die Urheber dieses Frevels aus ihr ausgeschaltet werden.

Im Jahre 1370 war in Enghien ein reicher jüdischer Bankier von einer Bande ermordet worden. Seine Frau und Sohn übersiedelten in das benachbarte Brüssel. Die Mörder, die sich nicht mehr sicher fühlten, verbreiteten gleich darauf das Gerücht, in der Kirche Sankt Gudula hätten Hostien geblutet. Das Volk überfiel daraufhin die Juden: sie sollten gestehn, sie hätten nachts bei heimlichen Zusammenkünften mit Dolchen in die Hostien gestochen und sie dann in die Kirche zurückgebracht. Trotz der Folter gestanden sie nichts! So wurden am 22. Mai Hunderte von ihnen verbrannt und alle übrigen ausgetrieben. In der Kirche der heiligen Gudula wurden achtzehn Gemälde ausgestellt, die in schrecklichen Einzelheiten die Durchbohrung der Hostie und die Bestrafung der Täter zeigen.

Genau fünfhundert Jahre später rüstete der belgische Klerus zur Jubiläumsfeier des Wunders. Es war im Mai 1870, daß sich durch die Straßen Brüssels ein Festzug hinbewegen sollte, um zwölf mit Gold und Edelsteinen bekleidete Hostien dem Volk zu zeigen. Da kam im letzten Augenblick bei dem belgischen Erzbischof ein Telegramm von Pius IX. an, das Schaustellung und

Festzug verbot. Man wunderte sich über den Papst und sprach davon, es sei im Archiv eine Urkundenfälschung entdeckt worden. Anstatt der Worte »*pro sacramentis punice et furtive captis*« [wegen sträflich gestohlener Hostien] habe ein fälschender Chronist »*pro sacramento puncto*« geschrieben: wegen durchbohrter Hostie. Die Hostie sei nicht gestochen worden, könne somit nicht geblutet haben, und das Wunder sei gar kein Wunder gewesen. – Nein, sie hatte gewiß nicht geblutet. Doch nicht wegen einer Urkundenfälschung wurde der Festzug abgesagt – sondern weil zwei moderne Forscher, Ehrenberg und Ferdinand Cohn, inzwischen nachgewiesen hatten, daß Hostien *niemals* geblutet hatten!

66

DEM Naturgeschichtsprofessor Christian Gottfried Ehrenberg [1795–1876] war es nicht an der Wiege gesungen, daß er eines der finstersten Rätsel der Menschheitsgeschichte aufklären würde. Er war einer jener stillen Gelehrten, die man stets mit dem Mikroskop sah: auf die Erde der Mark Brandenburg gebückt oder auf das Berliner Wasser. Auf der Jagd nach Rädertierchen, Infusorien und ähnlichen Wesen. Dabei wußte er noch gar nicht, was ein Bazillus war, obwohl er bereits viel mit ihnen zu tun gehabt hatte. Das wichtigste an ihm aber war, daß er als Schüler von Goethe und Humboldt wußte, man müsse alles verbinden, und Einzelforschungen seien nur da, um das Kulturganze zu erklären.

Dieser Christian Ehrenberg betrat am 26. Oktober 1848 die Akademie der Wissenschaften in Berlin und trug folgendes vor:

Ungefähr vor sechs Wochen habe der Geheimrat Kuntzmann ihm ein Stück Kartoffelschale gebracht mit einem schimmligen Überzug, der nicht grau, sondern rötlich gewesen sei. Kuntzmann habe Ehrenbergs Interesse daran vorausgesetzt, weil dieser schon 1818, als Dreiundzwanzigjähriger, eine Doktorarbeit über Schimmelpilze geschrieben habe. Ehrenberg untersuchte die Schale, fand sie in der Tat stark verschimmelt; doch zeigte sie noch eine zweite Erscheinung, die er nicht zu erklären wußte: die rote Färbung. Roten Schimmel gab es nicht. Während Ehrenberg noch darüber nachdachte, erinnerte er sich, in seiner Jugend das Abenteuer eines Arztes in Padua gelesen zu haben, eines gewissen Vincenzo Sette:

Im Jahre 1819 hatte der Bauer Pittarello im benachbarten Legnago auf einer Schüssel gelber Polenta rote, rasch wachsende Flecken entdeckt und den verunreinigten Brei voller Ekel fortgeworfen. Am nächsten Tag aber kehrten die Flecken auf einem anderen Maisbrei wieder. Ja, im verschlossenen Speise-

schrank überzog sich ein halbes Huhn mit einem dünnen, blutfarbenen Gallert. Aufregung ergriff nun Legnago. Der Dorfpriester predigte gegen den Bauern, der ein geiziger Volksbetrüger sei und bei der Hungersnot 1817 das Getreide zurückgehalten habe. Der Bauer wieder suchte Hilfe bei der Universität in Padua. Der Arzt Vincenzo Sette wurde von der Fakultät abgeordnet. Mit einer Polizeikommission erschien er im aufgeregten Legnago und versiegelte die Nahrungsmittel. Er erklärte die Erscheinung als Wirkung eines unschädlichen Farbstoffs. Dieser Farbstoff sei pflanzlicher Art und verdiene die Aufmerksamkeit der Behörden. So etwas – meinte er etwas höhnisch – sollte doch exploitiert werden. Diese Äußerungen des Freigeists versetzten den Pfarrer in größte Wut: nur im Haus eines Gottlosen, tobte er, könnten die *Speisen bluten*. Darauf ließ Vicenzo Sette durch einen seiner Polizisten einen Teller mit scheinbar unschuldigem Mais in das Haus des Priesters schmuggeln. Am nächsten Tag war auch dieser Mais rot — und sofort hörte die Hetze auf.

Über diese Geschichte hatte Ehrenberg als Student viel gelacht. Jetzt fiel sie ihm ein, als er nachdenklich das blutverkrustete Stück Kartoffel in der Hand hielt. Am Abend darauf las er zufällig mit seinem Söhnchen den Klassiker Cornelius Nepos. Da las er die bisher von niemand richtig gewürdigte Stelle, wie Alexander der Große bei der Belagerung von Tyrus [331 v. Chr.] fürchterlich erschreckt worden sei, weil in dem Brote seiner Soldaten sich Blutflecke gezeigt hätten. Das Heer habe bereits abziehen wollen, doch Aristander, ein Demeter-Priester, habe die Soldaten ermutigt: da das Blut ja *im* Brote sei, bezöge sich der Fluch nicht auf sie, sondern auf die eingeschlossenen Tyrer. So konnte Tyrus erstürmt werden.

»Sollten«, fragte sich Ehrenberg, »die Kartoffelschale in meiner Hand, die Anekdote aus Padua und die Stelle bei Nepos zusammengehören — sollte eines der furchtbarsten Rätsel, das Bluten der Hostie im Mittelalter, hier ihre Auflösung finden können?« Der Gelehrte bezwang seine Erregung und arbeitete. Es gelang ihm zunächst durch Verpflanzung des Kartoffelfragments, Kolonien des roten Farbstoffs auch auf frischen Kartoffeln zu erzeugen. Er fand, daß es keine Pilze waren, die in Ketten zusammenhingen, sondern kleinste Wesen [Bakterien], die aber erst in 300facher Vergrößerung einzeln sichtbar wurden. Bei 1000facher Vergrößerung sah er, daß sie sich stark bewegten. Da er nun nicht mehr zweifeln konnte, was er eigentlich vor sich hatte, nannte er das gefundene Wesen »*Monas prodigiosa*« — mit dem stillen Hohn des Naturwissenschaftlers: die *wundertätige Monade*.

»Eine Monade war es also«, rief er den Akademikern zu, »vor welcher Alexander erschrak, als er Tyrus belagerte, und nur die Dialektik des Priesters begeisterte die Soldaten zum Sturm ... Dialektik war es auch, die im Jahr 1510 in unserer Vaterstadt Berlin 38 Juden verbrannte. Diese Menschen wurden zu Pulver verbrannt — wie es im Urteil geheißen hat —, weil sie ein paar geweihte Hostien

so lange gemartert hätten, bis Blut kam ...« Und bei diesen Worten nahm Ehrenberg ein Tuch vom Pult. Er enthüllte drei Weißbrote: alle drei hatten das Blutzeichen jener »Monas prodigiosa«, das er selbst ihnen eingeimpft hatte.

Die Wirkung war sogleich ungeheuer. In dieser Gesamtsitzung der Akademie war alles anwesend, was Namen hatte. Erschüttert zeigte sich Jakob Grimm, der größte Kenner des Mittelalters. Der Chemiker Eilhard Mitscherlich, der Philosoph Trendelenburg, der Mathematiker Jacobi, und Enke, der große Astronom, gaben Ehrenberg die Hand. Und in Berlin, das sich sonst so wenig um die Akademie kümmerte – wo es eben noch Straßenkämpfe zwischen König und Volk gegeben hatte, 1848 – machte die Kunde von dieser Entdeckung wie ein Lauffeuer die Runde.

Vor dieser Erscheinung also hatte man jahrhundertelang gebebt! Ein unfaßbar kleines Wesen hatte die ganze Menschheit geäfft! Jetzt galt es die Bedingungen zu erkunden, unter denen dieser unschädliche Micrococcus [denn wer »blutendes Brot« gegessen hat, verdaut es ebenso leicht wie ein andres] seinen schädigenden Einfluß auf die Leichtgläubigkeit der Menschen ausübte. Ferdinand Julius Cohn in Breslau [1828–1898] fand, daß der Bazillus, der jetzt nach ihm in den Lehrbüchern *Bazillus prodigiosus Cohn* heißt, seinen roten Farbstoff nur bei einer bestimmten Luftfeuchtigkeit und sehr warmer Temperatur ausscheidet. Hätte es nicht auffallen müssen, daß es im Winter nie Blutwunder gab? Die schnelle Ausbreitung der Farbe, die »Nachblutung«, die die Menschen erschreckte, fand Cohn durch die rasche Vermehrung erklärt, die dem Bazillus innewohnt: ein Kubikzentimeter Wasser, der bei der ersten Prüfung zunächst 47 Billionen Bakterien enthielt, umfaßte nach kurzer Zeit schon 884 Billionen. Und selbstverständlich kam der Bazillus, wie schon Sette geahnt hatte, im Mehl nicht einmal am häufigsten vor! Auf geronnenem Hühnereiweiß, auf der Oberfläche von Milch, manchmal sogar auf weißem Kalbfleisch hätten sie ihn wirken sehn können, wenn die Menschen des Mittelalters Augen im Kopf gehabt hätten ... Aber die Liebhaber des Abstrakten waren keine Beobachter, wie die großen Gelehrten der Alten zu Plinius' Zeit es gewesen waren. Den Jahrhunderten ohne Augen machte erst das achtzehnte und das neunzehnte ein Ende.

Le pain se lève — Der Bauer steht auf

67

DASS IN JENEN ANGSTGESCHÜTTELTEN ZEITEN KEINE HAND ZU helfen bereit war, wenn ein Zauberer, eine Hexe oder gar ein »Ungläubiger« dem Holzstoß überantwortet wurde, ist furchtbar, aber noch verständlich. Ganz unverständlich jedoch ist, daß kein Staatsmann und kein Kanzler dem Bauernstand zu Hilfe kam. Das Elend des Bauern, von dessen Arbeit doch die übrigen Stände lebten, schrie zum Himmel. Doch dieser Schrei verhallte beinahe ungehört — und zwar unter der schweren Mitschuld der Geistigen, der Denker, der Dichter. Weit entfernt, ihm beizuspringen, häuft die Dichtung des Mittelalters noch *Hohn* auf den unglücklichen Bauern.

Das hat einen fast sublimen Grund: Gerade weil der bessere Mensch zur Gerechtigkeit tendiert, kann er es nicht wahrhaben wollen, daß jemand so völlig zu Unrecht leidet. Die elende Lage des Bauern muß durch den bäurischen Charakter verdient sein: Konnte denn Gott sie sonst zulassen?

Die Literatur des Mittelalters wird in der Frühzeit von Mönchen geschrieben, später dann von Rittern und Städtern. In den Schriften der Mönche gibt es kaum einen Angriff auf die Bauern. Ihre Armut erschien den Mönchen »gut christlich«. Wenn sich die Kirche auch keineswegs nach dem Wort ihres Stifters richtete und all ihr Hab und Gut weggab, für den Priester umgab doch eine Art Glorie den »armen Mann«. Ganz anders stand es um den Ritter, der den Bauern gegenüber ein sehr schlechtes Gewissen hatte. Da mußte nun allerlei herhalten, um dieses Gewissen einzulullen. Noch der unfrömmste Adelslaffe war im tiefsten davon überzeugt, daß auf dem Bauernstand der Fluch lag, im Schweiß seines Angesichts Brot zu ernten. Für Adams Sünde im Paradies mußte also der Bauer büßen — die übrigen Stände anscheinend nicht! Am tollsten in seiner Verachtung des Bauern trieb es aber der Hochmut der Städter. Da jahrhundertelang die meisten Städter fast nie aus ihren Mauern kamen, wußten sie überhaupt nichts vom Bauern und stellten sich unter seinem Bild ein fratzenhaftes Wesen vor, langhaarig, mit einer Keule bewehrt, das in schmutzigen Strohhütten hauste und kaum menschlicher Sprache mächtig war. [Mythologische Bildteppiche zeigen den Bauern als »wilden Mann«.] Ohne Übergang dazu glaubten wieder andere Bürger, daß viele Bauern Schätze verbargen, in maßloser Schwelgerei lebten und das Korn so lange zurückhielten, bis die Städte Überpreise zahlten. In der Literatur erscheint der Bauer entweder stinkend vor Hunger und in gottgeschlagener Armut oder als Volksfeind und »großer Hans«. So wenig kannten die Stände einander. Wenn die klugen

Handwerker der Städte sich herbeigelassen hätten, die große Werkzeugkatastrophe des flachen Landes abzuwenden, so hätten die Städte auch nicht gehungert. Im alten Rom hatte eine Straße »*Inter falcarios*« geheißen. Dort saßen viel hundert »Sichelschmiede«, die für die Landkundschaft arbeiteten – im Mittelalter gab es das nicht. Kein städtischer Wagenbauer, kein Schmied oder sonstiger Werkzeugkenner steckte die Nase je ins Dorf: darum schaffte der Bauer auch bald mit den Händen.

Der Bauer konnte zwar nicht lesen. Doch um die allgemeine Verachtung zu fühlen, bedurfte es keiner Buchstaben. Wenn der Ritter auf der Landstraße einen Bogen um ihn machte, um vom Atem des Bauernmundes nicht verunreinigt zu werden; wenn er hörte, daß der Städter auf offenem Marktplatz im Fastnachtsspiel ihn zwischen Teufel und Narren stellte, so wußte der Bauer, was er galt. Gerade die Landarbeit, die er trieb, galt, wie Coulton auf den klassischen Seiten seines »Dorfes im Mittelalter« ausführt, als »unwürdig eines ehrenhaften und sich selbst achtenden Menschen«. Die Laien-Ethik des Mittelalters wurde vom gallischen Ritterepos und den Artus-Romanen gebildet. Ihr Ideal war der berittene und sporterfahrene junge Mann, der Abenteuer gegen Feinde oder Ungeheuer bestand. Ein Wesen, das tief unter ihm lebte, war der »*Villanus*«, der »Mann des Dorfes«, aus dem im späteren Französisch dann schlechterdings der »Schurke« wurde [le vilain]. In manchen Landstrichen durfte ein »Villanus« die Städte gar nicht betreten; er bedurfte, wie der Jude, des Mittelsmannes. Als Parzival an König Artus' Hof reiten will, zeigt ihm ein Bauer den Weg bis vor die Stadt Nantes. Hier aber muß der Führer umkehren. Denn, wie der Dichter Wolfram von Eschenbach [1165–1220], der das sehr richtig findet, bemerkt:

»Hinter den Mauern
herrscht Freude an Maß und feiner Art –
wenn denen nahet ein Villan,
so wäre das sehr mißgetan.«

– Nun war der Bauer aber ein Wesen von Fleisch und Blut. Er gab den Haß den Mauerbewohnern gesteigert zurück – einen Haß, der umso furchtbarer war, weil er zunächst nur inwendig schwelte. Der Bauer hatte keinen Mund. Da er nicht lesen und schreiben konnte, blieb er damals überhaupt stumm. Er hatte keinen Vertreter, der



35 - Mittelalterlicher Sämann

vor Kaiser oder Ständetag mit einer Klage auftreten konnte. Kein Gedanke eines Bauern ist damals aufgezeichnet worden. Wenn ein ritterbürtiger Schriftsteller wie Neidhart von Reuental [1210—1245] es dennoch mit scheinbarem Wohlwollen tat, wurde es nie gut für die Bauern: selbst ihre Freunde schildern sie noch in unverkennbar spöttischem Licht. Da gibt es viel ritterliches Gelächter, wenn der Bauer einmal zum Tanze geht: sicherlich zerrt er der Partnerin dann mit dem Schuh das Kleid vom Leibe, oder sie fallen zusammen hin.

Die Bauern der damaligen Zeit hatten nämlich die Eigenschaft aller Verfolgten und Gedrückten: sie versuchten Mimikry zu treiben und zu spielen,



36 - Hans Beham: Der Bauer geht zum Tanz

als ob sie nicht Bauern wären. Mit besonderem Haß erfüllte sie die Kleiderordnung der deutschen Kaiser. Im Mittelalter durfte ein Bauer nur in Schwarzgrau oder Dunkelblau gehn: Grund genug für manchen Dörfler, der noch ein selbständiges Kleingut hatte, sich durch Wucher Geld zu verschaffen und nicht zu ruhn, bis er rote Kleider aus flandrischem Tuch und ein Samtbarett hatte. Damit setzte er sich vors Dorfwirtshaus und fraß und soff, als sei er ein Herr; nachher übergab er sich, und von der ungewohnten Fülle des Erbrochenen fraßen die Hunde. Albrecht Dürer, Schongauer, Behaim und andere Bürgermaler haben solche Szenen geschildert. Bei den städtischen Handwerkern, die in ihrem selbstgewählten Ghetto oft monatelang am Hungertuch nagten, erregten die ländlichen Praß-Szenen nur neuen Neid und Bauernhaß. Für sie dichtete Sebastian Brant:

> Die Bauern, wie sich's ziemte, waren
> noch einfach in vergangenen Jahren.

Jetzt kann der Baur das Stadtvolk lehren,
wie man die Bosheit kann vermehren.
Kein Einfalt mehr ist in der Welt,
die Bauern stecken ganz voll Geld,
sie speichern Wein und Weizen auf
und andres und erschwern den Kauf
und machen es so lange teuer,
bis Blitz und Donner kommt mit Feuer
und ihnen abbrennt Korn und Scheuer.

68

Wo blieb – wird man entsetzt fragen – bei dieser Beurteilung des Bauern denn nun aber die Lehre Christi? Das Mittelalter hielt sich doch für »den Schemel seiner Füße«, und das Alltäglichste geschah nicht ohne ein Umblicken zur Bibel. Die Menschheit dachte sich als Feudal-Staat, in dem ein jeder sein Amt und Gut von Gott persönlich zu Lehen hatte: der Kaiser das Reich – und die übrigen Stände, die Ritter, Bürger, Bauern das Ihre. Nach dem heiligen Augustinus waren die Standes-Beschäftigungen sogar *freiwillig* gewählt worden. »*Cum divina providentia unus elegit unum officium, ut agriculturam, alius aliud* [im Einklang mit der Vorsehung erwählte der eine das eine Amt, wie den Ackerbau, der andre ein andres].« Daraus ging doch deutlich hervor, daß der Ackerbau keine Schande sein könne.



37 - Der Ackermann und der Tod

Was Christus von der Bestellung der Erde dachte, hatte er oft gesagt. In der Parabel vom Säemann [Matthäus 13] ist der Bauer derjenige Mensch, der mit geradezu göttlicher Klugheit den Samen dorthin sät, wo er aufgeht. In Johannes 15, 1 nennt Jesus seinen Vater einen Weingärtner, und die Christenheit hat sich zu richten nach den Worten des Predigers: »Verachte das Ackern nicht, das du tust auf Gottes, deines Herrn, Geheiß!« Soziale Gerechtigkeit für den Bauern will Paulus im 2. Brief an Timotheus [2, 6]: »Es soll aber der Ackersmann, der den Acker baut, die Früchte am ersten genießen«. Daß es ein »göttliches Recht« des Bauern gab, wußten also die geistlichen Dichter und Kirchenredner sehr genau. Nach Berthold von Regensburg [um 1250] war der, welcher dient, auch ebenso edel,

wie der, dem er dient. Der Mystiker Johannes Tauler ging noch weiter, indem er sagte: »Wer sein Brot im Schweiß seines Angesichts baut, der handelt so gut wie ein Messe-Hörer«.

Wenn der große englische Dichter William Langland [1330–1400] in seinem tiefsinnigen Epos »*Piers Plowman*« [Peter der Pflüger] den Bauern gar zum Grundtypus des handelnd-denkenden Menschen macht, und der große deutsch-böhmische Dichter Johannes von Saaz [1360–1414] in seinem »*Ackersmann aus Böhmen*« ihm darin folgte, so scheint es wirklich, als hätte ihre Gemeinde gewußt, daß dem Bauern in der Realität ein fürchterliches Unrecht geschah. Daß das Bauerntum der »eigentliche christliche Stand« war, wurde von Nachdenklichen auch gar nicht geleugnet. Aber der Bauer selbst war, leider, »meist ein niederträchtiger Kerl«. Weshalb – das untersuchte man nicht. »Rustica gens optima flens, pessima gaudens [der Bauer, der weint, ist der beste Bauer; einer, der lacht, ist der schlechteste]«: An dieses bauernfeindliche Sprichwort glaubten denn doch die meisten Menschen. Gerade die christlichen Dichter sahen tadelnd, daß der Bauer von seinem Stand wegstrebte. In einem berühmten deutschen Epos, das zu Unrecht als bauernfreundlich gilt – im »*Meier Helmbrecht*« von Wernher dem Gaertner [um 1250] – wird der Held, ein ländlicher Taugenichts, schließlich Räuber und kommt um. Das wäre dem arbeitsscheuen Kerl unter allen Umständen geschehn – auch wenn er ursprünglich Ritter, Student, Kaufmann oder Mönch gewesen wäre. Daß Helmbrecht »aus dem Bauernstand will«, das ist für den streng moralischen Dichter – einem klösterlichen Angestellten – das Verbrechen, aus dem alle andern entspringen. Wie es ihm auch ergehen mag, der Bauer *muß* bei der Scholle bleiben. Noch ehe das neue scholastische Recht des 15. Jahrhunderts ihn selbst zu einem »*Teil der Scholle*« erklärt, gehört der Bauer nach aller Empfindung aufs Land. Moralisch, nicht etwa bloß juristisch: in diesem Punkt sind die christlichen Dichter genau so verständnislos wie die andern.

Zu diesen letzteren gehörte auch Shakespeare. In seinem *Jack Cade* – „this man seems to have been sadly slandered by Shakespeare" merkt *Chambers Encyclopaedia* 1923 an – hat er zusammengefaßt, was er von einem rebellischen Bauern dachte. Cade, eines Handwerkers Sohn, leitete 1450 die Erhebung der Bauern von Kent gegen die englische Adelsclique. Militärisch hervorragend begabt, gelang es Cade, London zu erstürmen und die Stadt ein paar Tage zu halten. Im zweiten Teil »*Heinrich des Sechsten*« führt Shakespeare ihn und sein Brotprogramm den Zuschauern folgendermaßen vor:

»*Ab nun sollen in England sieben Halbpfennigbrote für einen Pfennig verkauft werden, und es soll ein Dreimaßkrug Bier zehn Maß enthalten. Wer Dünnbier trinkt, wird gerichtlich verfolgt! Alles Gut soll Gemeingut werden und mein eigenes Pferdchen in Cheapside grasen ... Alles Geld wird abgeschafft und jedweder*

Unterschied in der Kleidung! Jeder ißt und trinkt auf meine Kosten, und ich will alles Volk in England in die gleiche Livree stecken, daß sie einander wie Brüder lieben und mich verehren als ihren Herrn!«



38 - Martin Schongauer: Die Ausfahrt zum Markt

Erst als Jack Cade stirbt, schweigt Shakespeares einseitige Parteileidenschaft. Die Bauern sind auseinandergerannt, um der Gnaden-Fanfare des Königs zu folgen: Jack Cade irrt als Landstreicher umher und steigt in einen Garten ein, um sich ein paar Salatblätter zu holen. Er sieht den Besitzer kommen, fordert ihn zu einem Zweikampf und fällt. Stolz spricht der Mund des Sterbenden: daß nur der *Hunger* ihn umgebracht habe. Denn wenn man ihm seine nichtgegessenen zehn Mittagsmähler ersetzt hätte, wäre er bald mit so einem kleinen Gutsbesitzer fertig geworden.

Damit sprach auch Shakespeare die Wahrheit. In einem Bauernkrieg wird nicht nur der Besserbewaffnete, sondern der Besserernährte siegen. Der Dichter besaß Experienz davon. Denn natürlich wußte Shakespeare vom *großen deutschen Bauernkrieg*, der erst 75 Jahre zurücklag. Manches in seinem Stück scheint mehr den neueren deutschen Nachrichten als englischen Quellen zu

entstammen. Wenn der Bauernführer den Seinen befiehlt, den Menschen auf die Schuhe zu blicken:

> Gebt nicht Pardon dem Lord und Edelmann!
> Nur wer in Lappen und gebundnen Schuhn
> einhergeht, ist ein ehrenwerter Freund,

so zeigt dies, daß Shakespeare vom »*Armen Kunz*« und vom Aufstand des »*Bundschuh*« wußte.

69

DENN, ja: das seit Jahrhunderten Gefürchtete war inzwischen geschehn. Der »*Mann mit der Hacke*« war aufgestanden. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts: dort, wo »die ruhigsten Menschen Europas lebten«, in Holland. Dieser Bauernaufstand war seltsamerweise eine Präventiv-Maßnahme. Das Feudal-System herrschte dort gar nicht; aber die Bauern kalkulierten, daß der Adel unter französischem Einfluß alles Frei-Land beschlagnahmen werde. Ein jahrzehntelanger Krieg war die Folge. In Frankreich selbst, wo Barone und König von den Engländern aufs Haupt geschlagen wurden, hielt sich der Adel an Plünderungen und Brandschatzungen der Dörfer schadlos. Gegen dieses Mord- und Raubwesen richtete sich im Frühling des Jahres 1358 der Bauernaufstand der »*Jacquerie*« [Jacques war der Spottname des Landmanns]. Obwohl die Bauern die Unterstützung der Pariser Bürgerschaft fanden, deren Kaufleute sich ebenfalls durch den Feudalstaat bedrückt fühlten, unterlagen sie, als ihr Anführer durch Verrat gefangengenommen wurde. Die Engländer, die mit Vergnügen die französischen Schwierigkeiten sahen, verloren ihr Lachen, als nicht viel später der in Frankreich aufgetretene Brand ihre eigene Insel ergriff.

»*Le pain se lève*«, mit diesem Gruß begrüßten sich die französischen Bauern. »*The bread will raise!*« hieß es in England, als, müde der vierfachen Bedrückung durch Lords, Bischöfe, König und Städte, die »wie des Teufels Egge sein Herz zerschnitten«, der englische Bauer sich erhob, um »den Teig für sich selbst zu kneten«. Sein Führer war Walther der Ziegelbrenner, den die Zeitgenossen *Wat Tyler* nannten, wie Froissard erzählt, einst Soldat in Frankreich. Darum verstand er das Kriegshandwerk. Am 10. Juni 1381 besetzten die Bauern Canterbury, den Erzbischof führten sie gefangen fort, am 13. waren sie in London. Sie öffneten die Gefängnisse, plünderten den Schatzkanzler Hale, der ihnen verhaßt war, weil er kürzlich eine Kopfsteuer ausgeschrieben hatte, und sperrten ihn selbst in den Tower ein, zum Erzbischof Simon von Canterbury. Am 14. ritt König Richard II., damals erst vierzehn Jahre alt, zu ihnen in die Vorstädte hinaus und fragte Wat Tyler, was er wolle. Der forderte die sofortige Ab-

schaffung der Leibeigenschaft, forderte Mühlen-, Back- und Brau-Recht für alle Bauern und, selbstverständlich, Generalpardon für die Empörer. Der König mußte das zusagen. Doch als Wat Tyler gerichtliche Bestrafung der Volksbedrücker heischte, vor allem des verhaßten Lord Hale, brach der König die Verhandlung ab. Da glaubten die Bauern sich verraten. Sie begannen London aufs neue zu plündern, etliche drangen ins Schloß des Königs, eilten



39 - Das geplünderte Dorf

in sein Schlafzimmer und warfen dort sein Bett durcheinander, »ob kein Verräter sich drin verberge«. Ein paar nach Dünger riechende Kerle belästigten die Königin-Mutter, die von ihren Pagen fortgebracht wurde. Das alles geschah noch in halbem Scherz. Schlimmer ging es im Tower zu, wo die Bauern dem Erzbischof Simon eröffneten, daß er sterben müsse. Er bat noch, die Messe lesen zu dürfen. Bei den Worten »*Omnes Sancti orate pro nobis!*« stürzte sich die Menge auf ihn und schleppte ihn und den Schatzkanzler fort. Der Schatzkanzler Hale starb sogleich, ein ungeschickter Henker hackte den Erzbischof achtmal in den Hals, ehe der Kopf sich vom Rumpfe löste.

In der Nacht schon erwachte London vom Schrecken, Bürgergarden bildeten sich. Am nächsten Tag verlangten die Bauern abermals den König zu sprechen. Richard, mit einer großen Suite, ritt ihnen auf einem Feld entgegen. Tyler gebot seinen Leuten zu warten und lenkte allein auf den König zu. Er erfaßte des Königs Hand und schüttelte sie so vertraulich, daß beide Parteien es sehen konnten. Dann verlangte er Abschaffung der Kirchengüter, der Krongüter und

allgemeine soziale Gleichheit. Keiner dürfe mehr besitzen als der andere. Der Knabenkönig sagte, alles wolle er bedenken, doch die Krongüter werde er nicht teilen. Damit war Tyler sehr unzufrieden. Er begann zu lärmen: ihm sei heiß, er wolle eine Kanne Bier. Als das Bier gebracht wurde, setzte er es gleich an den Mund und warf den Kopf trinkend hintenüber. In diesem Augenblick rief ein Baron, der in des Königs Gefolge war: »Ich erkenne ihn! Das ist ein Räuber, der bei meinem Nachbarn verurteilt wurde!« Wat Tyler warf die Kanne fort, zog das Schwert und sprengte augenblicks auf den Beleidiger los. Da schrie der Bürgermeister von London, Sir William Walworth: »Rettet den König!« und trieb sein Pferd vor das Pferd des Monarchen. Tyler änderte die Richtung und stieß nach dem Bauch des Bürgermeisters, der aber durch einen Panzer gedeckt war. Jetzt durchbohrten Sir William Walworth und ein anderer Ritter den Angreifer. Sterbend und vom Pferde sinkend erreichte Wat Tyler die Linie der Seinen. Ein Pfeilhagel antwortete der Tat, doch die Ritter des Königs gewannen das Weite. In den nächsten Tagen schon wurden die kopflosen Rebellen zerstreut und die Ordnung neu aufgerichtet.

Ein wirklicher Führer war noch übrig: der wortgewaltige Priester John Ball. Seit Jahrzehnten schon hatte er die englischen Bischöfe angegriffen wegen ihrer Prunkliebe und ihres unchristlichen Wandels. Der Bauer habe auf Erden zu herrschen, und der Bauer dürfe auch predigen, denn keinen anderen Stand habe Christus geachtet und gesegnet gleich ihm. »Wir sind Christen in Menschengestalt, die aber behandeln uns als Tiere!« Der Erzbischof von Canterbury hatte Ball das Predigen verboten und ihn ins Gefängnis gesetzt. Hier, in Maidstone, hatten die Bauern die Ketten des Predigers gelöst. Auf offenem Felde sprach er nun zu sechzigtausend. Dabei warf er die beiden Verse in die Menge, die sein Andenken überlebt haben:

When Adam dalf and Eve span
Who was thanne a gentilman?

Als Adam grub und Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?

Aber der Prediger John Ball hatte nur noch vier Wochen zu leben. Am 15. Juli wurde er aufgehängt und gevierteilt.

Wenn auch die Bauern des Kontinents keine Gesandten in England hielten, die Universitäten, wo man Religion und Politik diskutierte, waren eng miteinander verknüpft. Daß ein englischer Ziegelbrenner die Hand des Königs gehalten hatte und daß ein kleiner Rebellenpriester den Bischöfen zugedonnert hatte: »Es steht bei St. Matthäus geschrieben: ‚Ihr sollt nicht Gold noch Silber besitzen!'« – das waren unerhörte Fakten, die das Zeitalter umstürzen konnten. Die Kunde davon verbreitete sich zuerst im Herzen Europas, in Prag. Das unruhige und mystische Prag, auf halbem Wege zwischen London und Moskau gelegen, hatte sich niemals von der slawischen Vorliebe für das Bauerntum ge-

trennt. Die russische Agrarwirtschaft war kommunistisch: »chleb«, das Brot, gehörte dem »mir«, der Dorfgemeinde. Der Bauer selbst war praktisch frei. [Erst 1597 hob Zar Boris Godunow die Freizügigkeit der Bauern auf und begründete so die Leibeigenschaft.] Die deutsche und italienische Meinung von Herrschaft und Grundeigentum war niemals nach dem Sinn der Tschechen. Jetzt füllte die Universität von Prag sich mit den Lehren des Engländers Wiclef, die wegen ihrer Papstfeindlichkeit in Oxford nicht mehr geduldet wurden. Wiclef, obwohl er John Ball ganz fern stand, forderte mit großem Ernst »*evangelical poverty*« [Armut im Sinne des Evangeliums]. Das regte die böhmischen Herzen auf. Sogar der höhere tschechische Klerus begann sich der Bauern anzunehmen. Der Erzbischof Jentzenstein von Prag warnte, »nach christlicher Auffassung seien doch die Kirchengüter Güter der Armen, die Bischöfe fungierten höchstens als deren Verwalter«, und der Domherr Kunesch von Trebovel richtete donnernde Briefe nach Rom, gegen die »alles verschlingende Kirche«: »Nicht sind die Bauern Sklaven oder Nießbraucher ihres Eigentums – nein, sie sind die wahren Herrn! *Illi rustici benedicti*, – sie, die gesegneten Landleute, von deren Schweiß wir alle leben!« Der Papst war durchaus anderer Ansicht, die Gegensätze verschärften sich, bis Wiclefs berühmter und tragischer Schüler, der Bauernsohn Jan von Hussinetz [1369–1415], der sich Johannes Hus nannte, die Lage zur Explosion brachte. Als er gegen den Papst predigte, mußte er aus Prag flüchten. Von deutschen und italienischen Feinden vor das Konzil zu Konstanz gefordert, erschien er, den Geleitbrief des Kaisers in der Tasche. Man verlangte, daß er seine eigenen Lehren und die von Wiclef abschwöre. Er weigerte sich, wurde unter Bruch des Versprechens ausgeliefert und bestieg mutig den Scheiterhaufen. Angezündet am Holzstoß des Hus, begann nun fast unmittelbar der Krieg. Aus seiner viereckigen Bergfestung Böhmen wälzte sich das Tschechenvolk wie eine glühende Lava herab. Nach allen Seiten: ein Bauernheer, dem niemand zunächst widerstehen konnte. Sie forderten Freiheit des Landes und der Predigt. Sechzehn Jahre dauerte das Morden, bis sie unterlagen. Doch der Lärm ihrer Waffen und Predigten schien durch die Lüfte weiterzuschwingen. Schon ergriff die Unruhe Ungarn, schon leckte die Welle nach Deutschland hinüber.

70

IN *Deutschland* wurde ausgetragen, was anderwärts Vorspiel gewesen war. Die Kuh, die man vor Jahrhunderten der englischen Bauernwitwe genommen, und das jüngste Blut des tschechischen Volkes; der französische Gerichtsvollzieher; der Müller der spanischen Barone und der italienische Pächter: für das Un-



40 - Bauern, von Landsknechten überfallen

recht der feudalen Gesellschaft wurde die Rechnung jetzt ausgeschrieben und in Deutschland auf den Tisch gelegt.

In der Mitte Europas. Weshalb?

Der deutsche Bauer war praktisch so rechtlos wie jeder andere; doch theoretisch waren seine vor-feudalen Rechte dem Buchstaben nach nie abgeschafft worden. Er konnte immer noch erhoffen, daß einmal alles, was ihn bedrückte, als großes *Unrecht* aufscheinen werde. Diese Hoffnung wurde ihm jetzt genommen, als der Kaiser und seine Räte gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf den unseligen Gedanken verfielen, das *alte römische Recht* einzuführen. Dieses Recht, das vor 1200 Jahren kodifiziert war, beruhte ja doch auf der Sklavenwirtschaft der Antike, an die das christliche Mittelalter offiziell nicht mehr

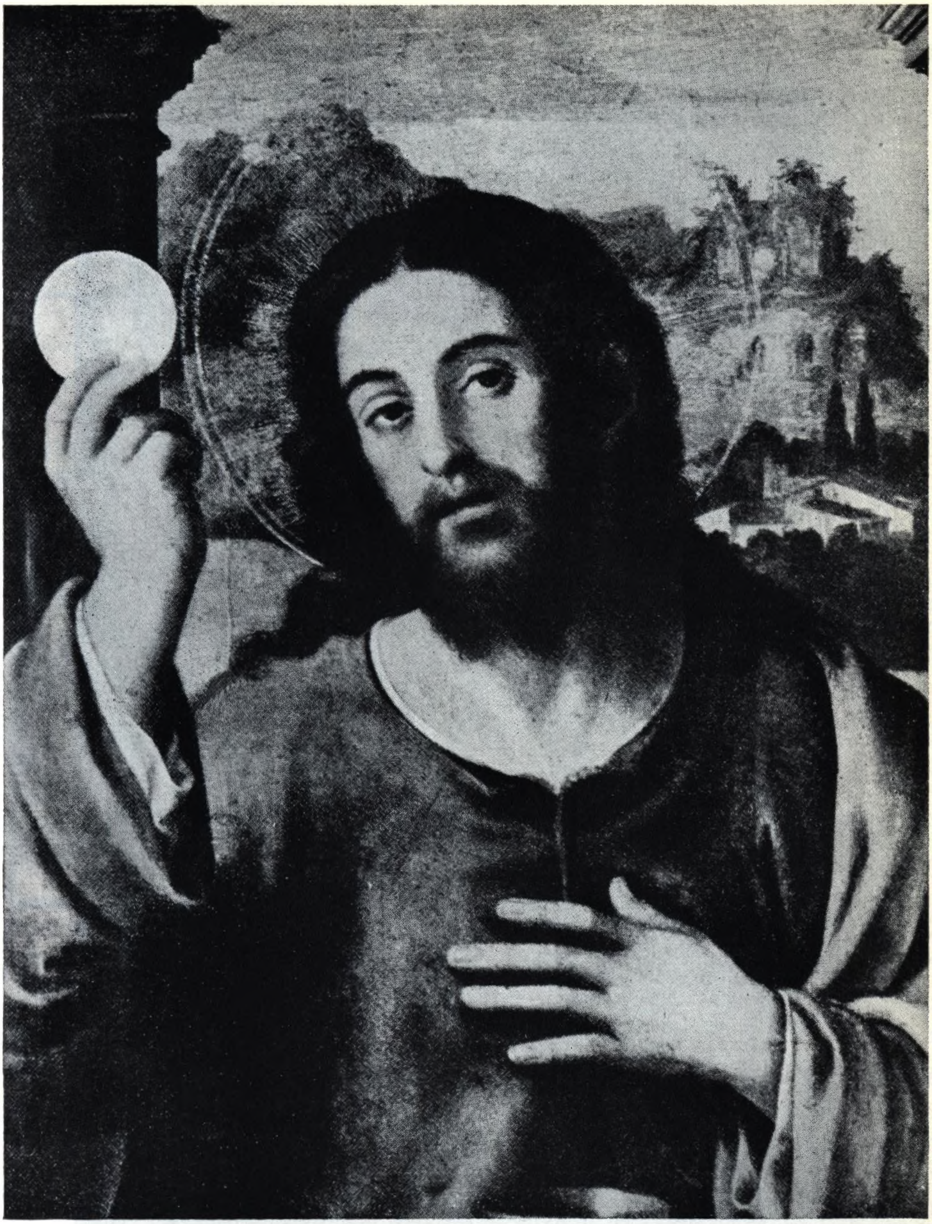


»Gebeugt von der Jahrhunderte Gewicht
lehnt er auf seiner Hacke da und schweigt,
Leere der Zeitalter im leeren Antlitz...«

JEAN FRANÇOIS MILLET: DER MANN MIT DER HACKE



Der Bauer steht auf
Der große Krieg um 1525



»NEHMET, ESSET; DAS IST MEIN LEIB«
Nach dem Gemälde »Das letzte Abendmahl« von Juan de Juanes



Jesus bricht das Brot

Lebensgroße Nachbildung der Tafelrunde Jesu aus dem Simonishaus bei Kloster Neuland [Schlesien]

glauben durfte, wie sehr sie auch praktisch noch ausgeübt wurde. Jetzt aber sollte der Bauer auch dem *Buchstaben* nach zum Sklaven werden, ein »*glebae adscriptus*« wie bei den Römern, ein »der Scholle beigeschriebenes Wesen«, nicht mehr ein Subjekt, sondern ein Werkzeug der Wirtschaftsordnung, eine *Sache*. Höchst furchtbar – denn hier ging es nicht mehr um Eigentum, Ehre, reich oder arm, und den gerechten Arbeitslohn, sondern um die Voraussetzung: Ob man ein menschliches Wesen sei? Erst als dem brotschaffenden Stand diese Gewißheit genommen wurde, begann der deutsche Bauernkrieg.



41 - Zinspflichtige Bauern bringen Abgaben

Trotzdem hätten die Bauern sich nie erhoben, hätten sie nicht an ihrer Seite den Wind der Reformation gespürt. »Er stand von Haus aus dem kleinen Mann nahe«, sagt Ernst Bloch von Martin Luther. Die deutsche Bibelübersetzung war eine Tat, deren Wirkung nicht mit »Buch« oder »Schrifttum« zu fassen ist. Was die Bauern am Römischen Recht tun wollten, das hatte Luther in Wittenberg bereits an der Römischen Kirche getan: er hatte sie zerschlagen und ein deutsches Christentum begründet. Er war der natürliche Bundesgenosse der Bauern, die er denn auch mit Recht für den Vortrupp der Reformation hielt. Er stachelte die Bauern zum Sturm, indem er sogar den weltlichen Herrn noch schärfer als den geistlichen ihre Sünden und Mißbräuche vorwarf: »Der gemeine Mann kann's nicht länger ertragen. Das Schwert sitzt schon an eurer Kehle. Ihr aber dünkt euch so fest im Sattel, daß ihr möchtet nicht nieder-

gerissen werden. Doch soviel schamloser Übermut wird euch gewißlich den Hals brechen!« Die Fürsten und die Ritterschaft, fuhr Luther fort, müßten anders werden und in der Furcht vor des Herren Wort leben. Täten sie es nicht freiwillig, müßte sie Gewalt dazu zwingen. Und wenn es die Bauern nicht vermöchten, würden andere kommen, es zu vollenden: »Und wenn ihr sie alle abschlachtet, Gott wird neue Widersacher schicken!«

Umgekehrt war es der Bauernschaft mit der biblischen Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen sehr ernst. Sie wollte Mosis Landgesetze und die Bauernliebe Christi neu im irdischen Recht verankern. Zwar gab es auch unter den Bauern manchen gemeinen Quacksalber und Betrüger wie jenen »Führer«, der die Genossen zum Neckarfluß führte, Gewichte hineinwarf und sagte: »Wenn sie oben schwimmen, haben die Fürsten und Herren recht; wenn sie sinken, der gemeine Mann«. Doch die Mehrzahl der Bauernführer war ehrlich. Wenn Thomas Münzer den Seinen zurief, sie mögen nur in die Schlacht ziehen: er werde die Kugeln ihrer Feinde mit dem Ärmel auffangen, so war ihm diese Schwärmerei Ernst. Er glaubte Gottes Kraft über sich.

Aus Luthers Bibelübersetzung kannte Thomas Münzer die Klage des Propheten Jeremias: »Die Kinder haben Brot verlangt, aber es war niemand da, der das Brot gebrochen hätte«. Jetzt müsse Brot kommen – entschied er erregt. Brot im materiellen Sinne und Brot im Geistsinne verlangen die ZWÖLF ARTIKEL DER BAUERN. Aus diesem Grunde fordern sie:

1. Freie Pfarrerwahl durch die Bauerngemeinde.
2. Der Kornzehnte soll nicht mehr an den Grundherrn, sondern an den Pfarrer gezahlt werden.
3. Die Leibeigenschaft soll aufgelöst werden – was aber nicht dasselbe sei wie die Abschaffung der Obrigkeit, der nach Gottes Gebot gehorcht werden müsse.
4. Rückgabe des Rechts auf Jagd und Fischfang.
5. Teilung des Holznutzungsrechts zwischen Herren und Bauern.
6. Wer da freiwillig wolle, möge den Herren weiter dienen – aber:
7. Nur gegen geziemendes Entgelt.
8. Nur nach der Ertragsgüte darf der Acker besteuert werden.
9. Ein Prozeß darf nur nach dem alten Volksrecht, nicht nach dem neuen geführt werden.
10. Gemeindewiesen, die in der Vorzeit Dorfeigentum gewesen sind, müssen wiedererstattet werden.
11. Die »Heimfallsteuer« wird abgeschafft: Kein Bauer soll in Zukunft mehr für seinen eigenen Tod zahlen müssen.

Der 12. Artikel aber bestimmte, daß die anderen elf *nur* gelten sollten, wenn ihre Berechtigung aus der Bibel nicht angefochten werden könne! Ein evangelisches Manifest ... Dieses von Balthasar Hubmaier und Sebastian Lotzer

verfaßte Programm wurde zunächst bei den Obrigkeiten im Reich friedlich herumgeboten. Als von Fürsten, Städten, Bischöfen, Räten keiner zugriff, begann der Krieg.

Die numerische Übermacht der Bauern – denn Fürsten und Städte besaßen zunächst nur kleine Berufsheere von Söldnern – half ihnen wohl ein paar Monate. Doch das Geschick der Gegenseite bestand in der diplomatischen Kunst, die Bauern durch scheinbare Waffenstillstände und Verhandlungen so lange hinzuziehn, bis man mehr Kriegsvolk beisammen hatte. Eines Tages hatten die Fürsten die artilleristische Übermacht über das Bauernheer, das überhaupt nur für den Nahkampf gerüstet war. Es war zwar zäher und mutiger als die Soldaten, die ihre Taten doch nur für Geld verrichteten. Aber nun rächte sich's, daß die Bauern überhaupt der Waffen entwöhnt waren. Sie hatten schon vor Jahrhunderten sich des Rechts auf Bewaffnung freiwillig entäußert und lieber »Ablöse vom Kriegsdienst« gezahlt, als sich von ihren Stammesfürsten in fremde Länder schleppen zu lassen. Das kehrte sich jetzt gegen sie ... Vor allem waren die Bauern aber den strategischen Problemen des großen Krieges gar nicht gewachsen. Es mußte ein einheitlicher Plan aufgestellt werden, auf Monate hin an Belagerung fester Plätze gedacht werden. Das vermochten sie nicht – und so kamen sie darauf, ihren Todfeind, die niedere Ritterschaft, mit ihrer Sache zu verbinden. Die Ritter liebten die Fürsten nicht und noch weniger die Städte, deren Bankiers sie bewucherten. So konnten die Bauern einen Teil des Adels in ihr Zelt zwingen: die Menschen, die sich jahrhundertelang als Raubritter erprobt hatten, mochten militärisch jetzt die Bauernheere anführen. Mit einigen von diesen Gepreßten hatte man wunderbares Glück. Der Ritter Florian Geyer fiel, der Bauernsache von Herzen getreu. »Ein brennendes Recht floß durch sein Herz«, wie Gerhart Hauptmann von ihm gesagt hat. Andere, wie Götz von Berlichingen, halfen durch Zweideutigkeit und Verrat am Untergang der Bauernsache.

Wie sie ihre Schlachten verloren, wie sie in Fallen hineinrannten, die jeder andere gesehn hätte: das ist oft erzählt worden. Auch von großen, gerechten Dichtern, von Goethe und von Gerhart Hauptmann. Zunächst einmal brannten sie alle Klöster und Burgen nieder, auf die sie trafen; aber anstatt weiterzuziehn, lagen sie in den Plätzen umher und soffen sich voll. Die Gefangenen wurden anfangs derb wie auf einer Kirchweih behandelt, doch ging man ihnen nicht ans Leben. Das wurde anders, als die Bauern gegen die Stadt Weinsberg zogen, wo ein Graf von Helfenstein, ein Schwiegersohn des deutschen Kaisers Maximilian, kommandierte, ein frommer und gemäßigter Mann. Das half ihm nichts: in die Verhandlung, die er mit den Bauern führte, knallten Schüsse von den Mauerzinnen – ohne seine Schuld –, die Bauern drangen ein und schlachteten alles. Den Grafen von Helfenstein ließen sie durch einen Wald von Spießen laufen; die Tochter des Kaisers mußte zusehn. Sie warf sich dem



42 - Bauernkriegsszene

Bauernhauptmann zu Füßen, sie hob ihr zweijähriges Kind empor, um das Leben des Vaters flehend. Zur Antwort stieß ein Bauernweib nach dem Kind und verwundete es am Hals. Die Tochter des Kaisers wurde halbnackt auf eine Mistkarre geladen und hohnlachend nach Heilbronn geführt, das sich wie die andern schwäbischen Städte dem Bauernheer ergeben hatte. Nach dem Siege der Fürsten aber wurden alle Bauern ausfindig gemacht, die das Weinsberger Blutbad verschuldet hatten. Einer von ihnen, Nonnenmacher — ein Musiker, der dem ermordeten Grafen oft zur Tafel gepfiffen hatte, später aber zur Hinrichtung —, wurde von den rasenden Siegern lose an einen Baum gekettet, dann Feuer an den Baum gelegt: der Arme lief eine halbe Stunde wie ein Tier im Kreis herum und wurde dabei »fein langsam gebraten«. Den »roten Schrecken« der Revolution übertraf der »weiße Schrecken«. Der Feldherr der Sieger, Georg Truchseß, brannte jedes Bauernhaus nieder und erstickte die Schuld der Väter im Blut von Frauen, Kindern und Enkeln. Die Täler in Schwaben und Franken rauchten, in Bayern und Österreich wurden die Bauern zum Richtblock geschleift, im Elsaß und Schwarzwald hackte man ihnen die Hände ab, die die Bauernartikel beschworen hatten, oder blendete sie mit glühendem Eisen und verbot Mitleidigen, ihnen auf der Straße zu helfen oder sie zu beherbergen. Main und Neckar, Donau und Rhein gingen wochenlang voller Blut. Niemals in christlicher Zeitrechnung hat ein Volk so gegen sich selbst gewütet. In Ungarn war 15 Jahre früher der Bauernführer Georg Docza von seinen Feinden gefangen worden und auf einen glühenden Stuhl gesetzt; man hatte die Unterführer gezwungen, von dem halb gerösteten Fleisch des noch Lebenden zu essen. Aber das war in Ungarn geschehn, am Rande der christlichen Kultur, »wo doch schon beinahe Türken lebten«. Jetzt, 1525, geschah das im Herzen von Europa, in Deutschland, von dem noch vor wenigen Jahren ein freilich ahnungsloser Besucher, der Humanist Piccolomini, der spätere Papst Pius II., geschrieben hatte: »Bei den Deutschen ist alles heiter, alles angenehm. Niemand wird seiner Güter beraubt, jeder ist seines Erbes sicher. Die deutschen Obrigkeiten gehn immer nur gegen die Schädlichen vor; auch wüten keine Parteikämpfe, wie in den italienischen Städten ...«

Kaum weniger furchtbar als das Geschütz, das die Bauern in der Schlacht traf, wirkte aber die Haltung Luthers. Im Vertrauen auf seine Hilfe waren sie in den Krieg gezogen. Mußte der Mann nicht mit ihnen sein, der das ursprüngliche Wort Gottes in Reinheit wiederhergestellt hatte? Als die Bauern aber begannen, das Grundeigentum zu beschlagnahmen, da dachte Luther, die Kirchengüter — wenn sie schon enteignet würden — möchten den weltlichen Fürsten zufallen. Er fiel den Bauern in den Rücken und tat es in einer Form, die noch seine nächsten Freunde entsetzte. Vielleicht wühlte die dunkle Angst in ihm, für die Bluttaten mitverantwortlich gemacht zu werden; außerdem hegte er heftigsten Haß gegen die vielen »kleinen Luther«, die Thomas Münzer,

Andreas Karlstadt und die anderen Prediger, die mit dem Bauernhaufen zogen und sein Wort nachzuäffen schienen. Er sah sein Lebenswerk in Gefahr und fürchtete für die Reformation. So brach aus ihm die entsetzliche Schrift »Wider die mörderischen und räuberischen Bauern« hervor. Diesmal schrie er den *Fürsten* zu, die Bauernrotten zu vertilgen: Jetzt sei die Zeit für das Schwert und den Zorn und nicht für's Mitleiden. Die Obrigkeit möge guten Gewissens vorangehn und töten, was da Odem habe. Wer aber auf Seiten der Obrigkeit fiele, der werde ein Märtyrer sein; denn es habe ein reines Gewissen vor Gott, wer einhergeht in Gottes Wort und Gehorsam. Wer aber auf Seiten der Bauernschaft umkäme, dem sei die Verdammnis sicher, denn er habe sein Schwert erhoben gegen Gottes Wort und Gehorsam. Die Zeiten seien solche geworden, daß ein Fürst jetzt leichter durch Blutvergießen das himmlische Reich erwerben könne, denn zu anderen Zeiten durch's Gebet. »Stechet, schlaget tot, erwürgt! Wenn ihr dabei euer Leben verliert, so sterbet ihr einen gesegneten Tod – denn ihr habt Gottes Wort gehorcht und dem Dienst der Liebe, der da gebietet, euren Nachbar vor der Hölle zu retten und den Schlingen des ewigen Feindes!«

So raste Luther, der Bergmannssohn, der das Leben der Ärmsten kannte; uneingedenk, daß gerade die Bauern auch die Bergleute befreien wollten. Und dabei hatten im Anfang die Bauern nichts als sein Evangelium gewollt und das Brot, das Christus den Menschen versprochen. Schrecklich gellt aus den Zeiten herüber das Wort, das ein junger Bauer ausrief – der »Geschichtsschreiber der Wahrheit« Wilhelm Zimmermann hat es berichtet –, als er auf dem Marktplatz von Stuttgart vor dem Schwert des Scharfrichters stand: »O weh! Ich soll schon sterben und habe mich mein Leben lang noch nicht zweimal an Brot satt gegessen!«

71

DEM Wüten der Sieger setzte nur die Armut der Unterlegenen ein Ziel. Als man später Straf-Taxen ausschrieb, die die Überlebenden zahlen sollten, zeigte es sich, daß »das Bauernhaus in Schwaben zum Stall geworden war«. Die Insassen besaßen weder Möbel noch Decken, noch einfachste Bettladen. Sie schliefen auf nacktem Lehmboden. Zweihundertfünfzig Jahre lang, bis zur Französischen Revolution, lastete die Niederlage auf den europäischen Bauern, ein seelischer Schade ohnegleichen. Mit dem Jahr 1525 entstand in ganz Europa das, was man den »Bauerncharakter« nennt: das Finster-Hintersinnige, Verschlossene, Freudenfeindliche – auch Habsucht, Verstecken, Harthörigkeit, die Nachkommen alter Notwehr-Instinkte. Selbst große und gerechte Dichter

wie Balzac, Maupassant und Zola haben sich vor den Bauern geängstigt und daran gezweifelt, ob ihre Seele jemals wieder vergessen könnte.

– Seltsame Schicksale haben Bilder. Ein Leben lang hatte Jean François Millet [1814–1875] die Dumpfheiten seiner Jugend gemalt. Nie dachte er, daß man sie lieben könnte. Wem mochte »*Der Mann mit der Hacke*« gefallen, aus dem die stumpfe und arme Schwere der normannischen Landschaft sprach? Und da waren die anderen Bilder des Bauernsohns, die nicht heiterer waren: »*Der Mist-Ausleger*«, »*Der Säemann*«, »*Der ruhende Schnitter*«. Doch nicht lange währte es, und diese Bilder beherrschten den Kunstmarkt. Der Maler, der wie seine Ahnen in Armut und Schulden gesteckt hatte, der seinen berühmten »*Angelus*« für 1800 Franken verkaufte – eine Leinwand, die nach ein paar Jahrzehnten ihre 800000 Franken wert war –, bereicherte mit seiner Kunst die Auktionen. Und bald griff Amerika zu. Städte, Museen und Millionäre, die nichts vom Jammer der Vorwelt wußten, der in Millets Bildern stak, hingen sie in kostbaren Rahmen an ihren schönsten Wänden auf, umgeben von Marmor, Gesundheit und Licht.

So traf der Dichter Edwin Markham, Amerikas langlebigster Poet [1852 bis 1940], als er durch San Francisco spazierte, im Museum den »Mann mit der Hacke«. Man schrieb 1899; durch das Zeitalter fluteten die Ideen Henry Georges, Tolstois und der Agrarsozialisten. Der tausendjährige Jammer, aus dem Millets Bild gestiegen war, war von Markham schwerlich erlebt worden, dem Sohn eines glücklicheren Erdteils: doch von der Hacke zündete ein jäher Blitz in des Dichters Herz. Er schrieb Verse nieder, die er bescheiden »die Illustration eines Bildes« nannte. Nach wenigen Jahren waren sie, zu Hunderttausenden gedruckt, die berühmtesten Verse Amerikas:

Gebeugt von der Jahrhunderte Gewicht
lehnt er auf seiner Hacke da und schweigt.
Leere der Zeitalter im leeren Antlitz
und auf dem Rücken Bürde einer Welt.

Wer tötete ihm Lust ab und Verzweiflung:
dem Kloß, der sich nicht grämt noch hoffen kann –
stark, starr und taub und Bruder kaum des Viehs?
Wer muldete und ließ herab dies Kinn?
Und wessen Hand schrieb diese Braue schräg?
Wes Atem blies das Licht aus dieses Hirns?
Ist dies das Wesen, das der Herr erschuf,
Herrschaft zu haben über Land und See,
die Sterne zu begreifen, eigne Kraft
am All zu messen – ist dies Gottes Mensch,
süchtig nach Ewigkeit?
Ist dies der Traum des Herrn, als er den Sonnen
vormaß den Weg durch's unermeßne Tief?

Welch Abgrund zwischen ihm und Gottes Engeln!
Der Sklave stumpfer Fron: was ist ihm Plato,
was der Plejaden Lichtwolke, die Pfade
des menschlichen Gesangs, das süße Lied
des Morgens und der Rose Schimmerfrühe?
Aus seiner Form starrt eingekrustet Leid,
der Zeit Tragödie, die betrogene Menschheit
stiert her: gebückt, geplündert und enterbt –
schreit sie Protest den Mächten dieser Welt.
Lautlos – Protest, der Prophezeiung ist.

Ihr Meister, Herren, Könige der Welt!
Ist dies das Handwerk, das ihr Gott zurückgebt,
dies Monstrum, durstverlöscht und seelentot?
Wie wollt ihr je erneuern seine Form,
mit Schönheit salben sie und Ewigkeit?
Ihm geben abermals aufrechten Gang,
Aufblick zum Licht, Sprache, Musik und Traum –
heilend das Heillose: die Infamien
gehäuften Unrechts und gehäuften Wehs?

Ihr Meister, Herren, Könige der Welt!
Wie wird's die Zukunft halten mit dem Mann?
Wie wird sie antworten, wenn einst er fragt –
zur Stunde, da des Aufruhrs Wirbelsturm
die Ufer brüllend peitscht? Wie wird's dann gehn
mit Königen und Reichen? Wie wird's sein
mit denen, die aus ihm das Ding gemacht,
das er nun ist – wenn dieses Schrecknis aufsteht
nach all dem Schweigen der Jahrhunderte,
Gericht zu sprechen sein' und eurer Welt?

Der Streit um das Abendmahl

Nicht die Dinge verwirren die Menschen,
sondern die Meinungen über die Dinge.

EPIKTET

72

DIE STÄNDE, DIE ZU BEGINN DER NEUZEIT IHREN BRUDER, DEN BAUern, ermordet hatten, wurden ihres Sieges nicht froh. Sie alle waren Schuldner des Bauern – nun aber stellten sie es so dar, als habe der Bauer *ihnen* geschuldet. Wie immer, sie vergaßen das Wort, das der Talmud gelehrt hatte: »Habt ihr einem Manne den Pflug oder das Bettkissen gepfändet, gebt seinen Pflug am Morgen wieder und das Bettkissen zur Nacht.« Stattdessen erschlugen sie den Beraubten; bald hungerten sie selbst desto mehr.

Fürsten, Städte und Barone mußten noch manches Jahrhundert fühlen, was ihr Sieg über »Adam den Pflüger« bedeuten sollte: gesteigerten Hunger. Eine besondere Strafe empfing die Kirche. Sie hatte den Ackersmann und sein Brot, die Christus ihr ans Herz gelegt hatte, an die Mächtigen der Welt verraten. Nun schuf das Brot selbst, das heilige, ihr eine rächende Geistespein. Zwar, daß die Bauern sich von ihr wandten – sie, die Machtlosen –, weil die Kirche ihnen nicht mehr die Kirche Christi schien, das brachte ihr so wenig Schaden wie der Kampf, den sie unablässig gegen den Brotfrevel von Hexen, Zauberern und Juden führte. Doch jetzt erhoben sich ihre Diener, um mit ihr über »Natur und Zwecke des Heiligen Abendmahls« zu streiten. Was Eintracht hätte sein sollen, wurde zum Symbol der Zwietracht. An den Doktrinen über das Brot explodierte die Kirche selbst in zwei und schon in vier neue Kirchen.

Angetan mit Ring und Stab, hatte Papst Innozenz III. das Lateranische Urteil verkündet, gegen das es keine Appellation gab: Alle Lehrmeinungen waren falsch, die die Transsubstantiation verwarfen! Anwesenheit von Christus im Brot, sobald der Priester es berührte! Seligkeit für die Gläubigen, und ein Flammensee für die Leugner!

Die Folgen dieses befohlenen Glaubens waren zunächst für die Kirche sehr günstig. Dem breiteren Volk war das Dogma sympathisch: es beförderte den *Wunderglauben*. Das Volk, das schon zu Lebzeiten Christi nach Wundern verlangt und gezürnt hatte, wenn die Wunder ausblieben, empfand jetzt mit Befriedigung in der Messe einen magischen Vorgang. Ein Gott, der schon tausend Jahre tot war – das war nichts für die große Menge. Ein Gott, der täglich im Opfer des Priesters aus Brot und Wein neu geschaffen wurde, ein Wunder-Gott: das war mehr. Und in welchen Formen geschah das! Es war, als ob durch



43 - Herrenrache am schwäbischen Dorf

die Autorität des Papstes ein schöpferischer Frühling aller Künste losgebrochen sei. Rauschend erhob sich die Musik; es blitzte das Rot und Grün und Gold von den Pinselwäldern der Maler. Alles scharte sich, um der katholischen Messe, um dem Wunder der *Impanation*, der Verwandlung Christi in ein Brot, eine Schönheit und Würde zu verleihn, die sie bisher nicht gehabt hatte.

Doch mitten hinein in diese Schönheit, in die Musik überirdischer Chöre, zu der die größten Musiker aller Zeiten beisteuerten, hinein in das Blitzen der Monstranz, machten sich Störungen bemerkbar, die nicht vorgesehen waren. In den Klöstern und Universitäten meldete sich der menschliche Wille, »die

Wahrheit selbständig finden zu wollen«. Jetzt, wo die symbolische Auffassung durch den Papst als Todsünde verboten war, erwies es sich, daß ein noch größerer Teil der Gebildeten als bisher die Transsubstantiation *ablehnte* und sich heimlich zu dem Verbotenen hielt. Daß das Heilige Abendmahl eine auf das Gemüt bezogene reine Gedächtnishandlung war, mit der man sich Christus vereinen wollte: das lehrte zum Beispiel Berengar von Tours, und lehrte es mit größtem Mute, zu einer Zeit, in der es sehr gefährlich war, dergleichen zu lehren. Gereizt durch die Selbstverständlichkeit, mit welcher täglich der liebe Gott, und an unzähligen Orten zugleich, eingespannt ward, um ein Wunder zu tun [»als ob ein Pferd einen Wagen zöge«], gab er dem Papst die härtesten Worte. Der religiöse Kampfwille in Berengar war so heftig entzündet, daß er den Papst nicht mehr pontifex nannte, sondern *pulpifex* [Fleischmacher]. Rom sei zum Sitz des Satans geworden. Selbstverständlich blieben Brot und Wein, auch *nach* der Weihe durch den Priester, in ihrer Substanz das, was sie waren. Zwar sei ein Geistig-Erhabenes hinzugetreten – eben die Weihe –, aber kein Menschenwort vermöge aus der Substanz eines Weizenbrots den realen Körper Christi zu machen. Daß Berengar nicht den Scheiterhaufen bestieg, ist nur dadurch zu erklären, daß er in schwerster Not widerrief. Aber in einer späteren Schrift widerrief er den Widerruf! Wäre er nicht so bald gestorben, das Feuer hätte ihn ereilt, wie es seine Brüder ereilte. Dieser »Geist des Berengar« hörte im Mittelalter nicht auf und verstärkte sich, je mehr die Zeit aus der Rüstkammer der Scholastik in die eleganteren Säle des *Humanismus* übertrat. Nie trotzten die Symboliker gegen die Realisten stärker als beim Ausgang des Mittelalters, um die Wende des vierzehnten und des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein Symboliker war auch der größte Gelehrte jenes Zeitalters, der berühmte Erasmus von Rotterdam [1466–1536]. Er war nicht so grob, wie Berengar von Tours es vor Jahren gewesen war. Erasmus' Feldgeschütz war der Witz – aber er glaubte dasselbe wie jener.

73

Zu den Verehrern des Erasmus gehörte auch ein Priester in Zürich, der Dr. Leo Juda hieß. Er war der Enkel eines Hebräers, der in seiner Knabenzeit viel unter seinem Namen litt und deshalb vom Papst die Erlaubnis erbat, sich Leo Keller nennen zu dürfen. Später zerfiel er aber mit Rom, und – um von dort kein Geschenk anzunehmen – nannte er sich wieder Juda. Er war mit Huldreich Zwingli befreundet, dem schweizerischen Reformator, dessen Ansichten er nicht nur teilte: er schuf sie in seinem Geiste mit. Zu diesem Dr. Juda kamen 1523 zwei fremde Männer mit einem Brief. Es erwies sich im Gespräch, daß sie »von Art der Gemsen« waren: sie waren das Hohe gewohnt, aber furchtsam.

Sie hießen Johann Rhodius und Georg Sagan, aber sie baten hoch und heilig, ihren Namen verschweigen zu dürfen: denn wer solche Briefe umhertrug, konnte der Ketzerei angeklagt und gar leicht verbrannt werden. Der Brief schien von Erasmus zu stammen; doch er stammte von dessen Landsmann, dem Niederländer Cornelius Hoen.

Der Brief war übrigens gedruckt, doch der Drucker nicht angegeben. Die Schrift handelte von derjenigen Sache, die die Gebildeten der Zeit auf das höchste aufregte: von der wahren Bedeutung des Abendmahls. In seiner erasmisch-leichten Art führte der Brief des Cornelius Hoen aus: der Zweck der Einsetzung des Abendmahls sei nichts als eine Art Konfirmation. Es sei Jesu Pfand, damit die Seinen nicht irgendwie im Glauben wankten. »So wie ein Bräutigam, der seine Braut jeden Zweifels entheben möchte, ihr einen Ring gibt mit den Worten: Nimm, ich gebe mich dir selbst!« Das habe Jesus in Wahrheit gemeint, als er seinen Jüngern das Brot gab. Man dürfe sich nicht abschrecken lassen — sagte Hoen philologisch fein —, daß Christus tatsächlich gesagt habe »dieses Brot *ist* mein Leib«. Denn wenn er vorgezogen hätte, statt »ist« [est] den Ausdruck »bedeutet« zu wählen [significat], so hätte er seiner Gleichnisrede im vorhinein jede Kraft genommen. »*Est*« gibt den rechten Sinn einer Handlung viel kräftiger als »*significat*«. Immer wenn Christus in Gleichnissen spricht [und das tut er ja allenthalben], spricht er im Indikativ und gebraucht niemals die Form des »als ob«, die die Wucht des Gleichnisses stören würde. In dieser gleichnishaften Art hat Christus sich bald als den Felsen, die Tür, den Weg, den Stein, die Rebe bezeichnet. Aber niemand sei eingefallen, zu behaupten, Christus sei tatsächlich in einer Tür oder einem Stein eingekörpert. Warum, um aller Seligkeit willen, wolle denn die Römische Kirche den Erlöser in einen Brotlaib schließen? Wenn Christus die »tägliche Impanation« — seine Gottwerdung in das Brot hinein — in die Hände jedes beliebigen Priesters gewünscht hätte, so würde er das ohne Zweifel gesagt haben. Er hat es aber *nicht* gesagt! Durch die Worte »Dies ist mein Leib« wollte der Heiland also niemals dieses Brot in sich selbst verwandeln, sondern sich im Bilde des Brotes geben, wie man etwa dem Käufer den Besitz eines Ackers gibt, indem man ihm einen Stab oder Strohhalm gibt und spricht: »Da hast du den Acker!« Der Herr hat nichts anderes sagen wollen als: »Nehmet und esset und achtet's nicht gering; denn das, was ich euch hier übergebe, das Brot, bedeutet meinen Leib: mein Leib aber wird zerbrochen werden wie Brot, und es wird für euch getan sein!« So elegant, so eloquent handelte der Brief des Hoen über diese schwierige und so lebensgefährliche Frage.

Als Leo Juda des Holländers Brief las, hüpfte ihm das Herz in der Brust. Er lief in die Wohnung seines Freundes und fand ihn noch zu Bette liegend. Zwingli las seinen Kindern Märchen, die er demnächst drucken lassen wollte, um für das kindliche Gemüt die Allweisheit Gottes zu bezeugen. »Verkündet

nicht selbst«, las er gerade vor, »das Mäusegeschlecht die Weisheit Gottes? Wie künstlich wälzet sich der Igel mit seinen Stacheln im Obst-Abfall, um ihn in seine Höhle zu tragen? Wer lehrte wohl die Murmeltiere, das weichste Heu zusammenzuraffen und dann einander zum Wagen zu dienen, indem eins sich auf den Rücken legt, sich das Heu auf Bauch und Brust laden läßt und mit seinen Füßchen festhält, das andere aber den Gefährten wie einen Lastwagen beim Schwanze fortzieht? Sah ich nicht neulich ein Eichhörnchen emporgerichtet auf einem Brett über einen Bach setzen und den Schwanz aufgestellt als Segel benutzen?« Hier unterbrach sich der Reformator und fragte: »Leo, was bringst du mir?« Als er den Brief gelesen hatte, umarmten sich die beiden Freunde. Hier war in literarischer Form gesagt, was sie beide längst schon wußten, aber noch nie gewagt hatten, etwa von der Kanzel zu künden. Und doch mußte es getan sein! Das Dogma von der Transsubstantiation war *falsch!* Christus war nie im Brot gewesen! Zwingli brach in die Worte aus, ab nun ein Bekenntnis seines Lebens: »*Sisi adsit Jesus Christus, abhorrebimus a coena!*« [»Wenn Jesus im Brote anwesend ist, werden wir schaudern, davon zu essen!«] »Habemus Lutherum!« sagte Leo. Es war ihnen ein großer Trost, Luther auf ihrer Seite zu haben, den großen deutschen Gegner Roms — einen Mann, wie es ihn [so sagte Zwingli] »seit tausend Jahren niemals gab.«

Aber da irrten sie sich vollkommen. Wohl hatte Luther schon vor Jahren [in seiner Schrift von der »Babylonischen Gefangenschaft der Kirche«] die katholische Messe angegriffen als ein Macht- und Menschenwerk, aber es zeigte sich, daß es mehr die »Unwürdigkeit der Priester« war, die Luther in Harnisch gebracht hatte, als etwa die »Lehre von der Wandlung«. Die Verwandlung des Brotes war ein Wunder; aber aus seinem eigenen Leben war Luther Wundern nicht abgeneigt. Er war — wie ein Hellsichtiger einmal sagte — ein katholisch-mönchischer Charakter, der seinen Aufstand nur durchführte, weil ihm der Papst zu *heidnisch* schien: dieser Papst, der unter Purpurhimmeln, umgeben von mythologischen Statuen und Teppichen, den Nachfolger des Petrus spielte. Im übrigen war Martin Luther — was Zwingli und Juda nicht wissen konnten, weil Luther es noch kaum selbst wußte — in der Frage des Abendmahls nicht Symboliker, sondern Realist. Als es später galt, sich zu bekennen, da sagte Luther: er werde nicht mit der Vernunft an Fragen rühren, die der Vernunft ganz entrückt seien.

Zuerst wurde Luther sich dessen bewußt, als in seiner nächsten Nähe Dr. Andreas Karlstadt auftauchte, ein wilder, ätzend-höhnischer Geist, der das Predigergewand ablegte und als Bauer im Lande umherzog, weil »der Bauer der einzig gerechte Mensch sei«. Er ließ sich mit vernichtender Grobheit über den »Abendmahlsbetrug« aus. Wie die aufrührerischen Bauern sich politisch auf Luther berufen durften, so schien Karlstadt religiös Luthers eigenen Kampf fortzusetzen. Wer hatte in Deutschland zum ersten Schlag gegen das Papst-

tum ausgeholt? Den Haß, den Luther begreiflicherweise gegen Andreas Karlstadt hegte, den unwillkommenen Bundesgenossen, der offenen Aufruhr im Land erregte: diesen Haß übertrug Luther auf Zwingli und Juda. Sie waren ganz anderer Art als Karlstadt, feine, gebildete Philologen, die beinahe mit Ironie vom »Mißbrauch des Sakraments« sprachen. Doch gerade diese erasmische Art versetzte Luther in rote Wut. Ihm war es nicht leicht, davon zu sprechen: ihm ging es in tiefste Schöpfertiefe. Er hatte soeben seinen Deutschen die Bibelübersetzung geschenkt, die genialste Vermählung von Wort und Geist. Jetzt kamen solche »Verdreher« daher, solche »Ausleger« und »Deutebolds« und schwatzten etwas von »Significat«, wo es doch deutlich hieß: *Est! Est! Est!* Weggeschwemmt von seinem eigenen Zorn [den er selbst als prophetenhaft empfand, als gottgesandtes Element] begann Luther etwas zu behaupten, was ihm vielleicht ursprünglich fern lag: die Realpräsenz [Anwesenheit Jesu] im Abendmahl. Allerdings nicht die Sprüche des Priesters, sondern der »Glaube des Glaubenden« [und das schied ihn wieder vom Katholizismus] erschüfe die Realpräsenz. Mit aufgehobenen Händen baten die Freunde Zwinglis um zweierlei: die zu wechselnden Streitschriften nur in lateinischer Sprache zu schreiben, damit der Streit der Lehrmeinungen nicht ins Volk getragen werde, und zweitens überhaupt nichts zu tun, was dem Papst Nutzen bringen könne. Zu beiden Punkten lachte Luther: er schriebe für Deutsche und nicht für Lateiner, und zweitens sei die Wahrheit die Wahrheit; gleichviel ob der Teufel draus Nutzen zöge oder der Türke oder der Papst.

Drei Jahre wogte der Streit hin und her. Mit Befriedigung sah die römische Welt, wie uneinig ihre Gegner waren. Da dachte ein junger deutscher Fürst, Luther und Zwingli zu versöhnen. Es war der Landgraf Philipp von Hessen [1504–1567]. Er lud beide auf halbem Wege – den einen aus Sachsen, den andern aus Zürich – in sein Schloß nach Marburg ein, damit sie sich miteinander bespächen und ein Schriftstück aufsetzten, das ihre Streitigkeiten behöbe. Es sollte nicht viel Aufsehens geben; doch als man von der Einladung hörte, strömten Tausende nach Marburg, um Luther und Zwingli sprechen zu hören.

Luther kam in der trübsten Stimmung. Nicht die gewöhnliche Depression war es, die ihn so oft heimsuchte, jene manische Düsternis, die ihn mit Tränen und Zweifel plagte. Es war weit eher geistige Hellsicht: Luther sah, daß er Zwinglis Standpunkt niemals werde erschüttern können; denn das Zeitalter dachte wie Zwingli. Wer außerhalb Roms und der Kirche stand – und sie beide standen ja außerhalb! –, der konnte eigentlich nur noch die symbolische Auffassung vertreten. Konnte man denn auf halbem Wege stehenbleiben? ... Luther sah das. Aber, blickte er in sich hinein, so sah er auch, daß sein eigenes Herz in kindlichster Weise das Brotwunder glaubte – bei Gott und Christus war alles möglich, auch die Aufhebung der Naturgesetze. Trotzdem konnte er nicht daran zweifeln, daß das Zeitalter der *Laien*, das er selbst hatte herauf-

führen helfen, mit den »Entgötterern des Sakraments« war, und daß auch die kommenden Zeitalter sich *gegen* das Wunder wenden würden. Nur 200 Jahre später würde Lessing geboren werden, der des Berengar von Tours Schrift »*De coena sacra*« [Vom Abendmahl] den Protestanten anpreisen würde. Und in jenem 18. Jahrhundert würde ein Immanuel Kant von dem Heiligen Abendmahl als von einem »Brudermahl weltbürgerlich-moralischer Gemeinschaft« sprechen, und, unterm Deckmantel der Vernunft, den allerletzten Mysterien-Gehalt der christlichen Religion zerstören ... Ahnte Luther das alles voraus?

Er hatte vor noch nicht langer Zeit seines Lebens größten Fehler begangen. Er hatte sich gegen die Bauern gestellt, die dem Evangelium vertraut hatten; 130000 lagen geschlachtet, die europäische Geschichte war um Jahrhunderte aufgehalten. Jetzt stand er vor seinem zweiten Fehler. Landgraf Philipp war ein Mann, der einen großen politischen Bund von Dänemark über Frankreich, Westdeutschland bis zur Schweiz zusammenzubringen gedachte. Dieses neue Machtgebilde sollte gegen Kaiser und Papst stehn und sein Kitt der Protestantismus sein. Voraussetzung dafür war aber, daß *Lutheraner* und *Zwinglianer* sich in der Frage des Abendmahls einten. Das sah Luther alles recht genau, doch – welche Tragik! – er konnte nicht. Er glaubte nun einmal an das Wunder, das sich im Abendmahl begab: jetzt hatte er es durchzufechten!

So war er verzweifelt und ergrimmt über die Ladung zur Disputation. Noch klarer spiegeln sich seine Gefühle in der Haltung seines Famulus. Dieser, der von Hause aus den Bauern-Namen »Schwarz-Erde« führte und sich diesen Namen dann in Melanchthon gräzisierte, schrieb an ihren gemeinsamen Herrn, an den Kurfürsten von Sachsen, und bat ihn, weder seinen Meister noch ihn selbst abreisen zu lassen, »denn aus diesem Religionsgespräch könne ja doch nichts Gutes kommen: die Lehre der Gegner sei so ansprechend, daß man sie schwerlich erschüttern könne«. Als sie dann doch an der hessischen Grenze eintrafen, wartete Luther zunächst, bis ihm Philipp, der Landesherr, einen Geleitbrief zuschickte. »Ja, traut er uns denn nicht?« grollte Philipp. »Der Zwingli kommt aus der Schweiz herüber ohne unsere Zusicherung Leibes und Lebens. Der traut uns also!« Als dann Luther und Zwingli in Marburg waren, lud sie der Landgraf zum Festmahl ein. Aber die Annäherung mißlang. Sie saßen beide in Sorgen da und stocherten in ihren Speisen.

Am Freitag, dem 1. Oktober 1529, begannen die Gespräche. Der Landgraf saß am Tisch in der Mitte; links von ihm Zwingli und Öcolampadius, auf der rechten Seite Melanchthon und Luther. Vor Beginn der Unterredung nahm Luther Kreide aus seinem Wams und schrieb mit riesigen Buchstaben über den Tisch: DIES IST MEIN LEIB. »Das tue ich«, soll er gesagt haben, »auf daß ich, wenn mir die Gründe ausgehn, mich an den Buchstaben klammern kann. Denn auch der Buchstabe ist von Gott!«

Denen, die darüber lächelten, verging das Lächeln dann sehr bald. Luther

wußte, daß seine Gegner zu den »feinen Leuten« gehörten, bei denen der Christenglaube sehr viel mit Ästhetik zu tun hatte. Das Volk aber, das wußte er auch, liebte den Unflat, die stinkende Kraft. Und auf den Vorwurf des Öcolampadius, »es sei ein Mißglaube, daß Christus im Brot sei – in einem so äußerlichen Ding«, erwiderte Luther sogleich sehr grob: »Wenn geschrieben steht 'dies ist mein Leib', so ist das Brot eben Gottes Leib! Und wenn das nicht von einem Brot, sondern von einem Hufeisen stünde, so hätten wir das *auch* anzunehmen! Und wenn Gott mir befehlen würde, faule Äpfel oder Mist zu essen, so müßte ich ihm auch gehorchen, und gar nicht fragen, warum Er befiehlt! Christi Körper sitzt in dem Brot, wie ein Schwert in der Scheide sitzt, oder wie das Bier in der Kanne ...« So kämpfte Luther wie ein Stier gegen die besseren, feineren, aber auch luftigeren Gründe des Gegners. Zwingli mochte ihn leise bitten, nicht von faulen Äpfeln und Mist zu reden: für den »Mann auf der Galerie« sprach eben doch der kräftige Luther. Nun hatte Zwingli einen Hauptgrund, die päpstliche und die luthersche Lehre, wonach der Herr »im Brote sei«, für falsch zu halten. Es wisse doch ein jeder Christ, daß der Heiland nach seiner Auferstehung »aufgefahren gen Himmel sei und *zur Rechten Gottes sitze*.« Wer dies ableugne, sei kein Christ. Wie könne dieser selbe Christus dann aber in einem Brote sein, in vielen Broten zu gleicher Stunde und an vielen Orten zugleich? Auf diesen Haupt-Einwand hohnlachte Luther: Es sei zwar ein geometrischer Satz, daß ein Körper, wenn er an *einem* Ort sei, nicht auch an anderen Orten sein könne. Man habe es in der Religion aber nicht mit Mathematik zu tun, auch nicht mit der Naturwissenschaft und auch nicht mit der Philosophie. Und wenn es selbst wider jede Vernunft sei, daß Christi Leib im Himmel sei und zugleich auch im Sakramente, so sei es doch nichtsdestoweniger *wahr!* – Im übrigen, fügte er höhnisch hinzu, sei er selbst nicht weniger klug als Herr Zwingli. Was würden die Herren Gegner sagen, wenn er sie daran erinnerte, daß Gott keineswegs bloß im Himmel sei: daß er »Ubiquität« besäße, nämlich die »Macht der Allgegenwart«? Wenn Gott tatsächlich überall sei, sei auch seine rechte Hand überall, und der in der Nähe dieser Hand wohnende Christus sei *auch* überall ... So könne er auch im Brote sein! Die Herren sähen, höhnte Luther, daß es ihm an Trug-Gründen der Logik keineswegs ermangle. Doch an solche Fragen ginge man besser mit der Logik nicht heran.

So fochten sie tagelang miteinander und konnten sich nicht einigen. Denn Luther blieb, mit gewaltigem Grollen, an seinem einzigen Platze stehn und ließ die Gegner ihn umkreisen, ohne ein Tüttelchen preiszugeben. Als Philipp am dritten Tage merkte, daß alles Streiten nutzlos sei und der Schaden immer größer werde, mahnte er, das Gespräch abzubrechen. Er bat Luther aufzuschreiben, worin seine evangelische Lehre mit der Zwinglis übereinstimmte. Man wußte: beinahe in allen Punkten, sobald sie sich nicht auf das Abendmahl

und die Rolle von Brot und Wein bezogen. Das tat Luther [der sich wundern mochte, so gut davongekommen zu sein] in einer scheinbar versöhnlichen Weise. Als aber nach Überreichung des Schriftstücks Zwingli mit Tränen in den Augen vor Luther hintrat, ihm die Hand gab und zu ihm sagte: »Lieber Bruder! Ich wünschte auf Erden nichts so sehr, als mit Euch übereinzustimmen«, wurde Luther wieder sehr schroff: »Ich wundere mich, daß Ihr mich Bruder nennt! Ihr habt einen anderen Geist als wir. Und wenn Ihr mit uns übereinstimmen wollt, so ist das ein Zeichen, daß Ihr selbst an Eurer Lehre nicht gar fest hanget!« So schieden sie innerlich unversöhnt.

74

»Die Nachwelt wird lachen über die Streitsucht unseres Jahrhunderts und über uns, die wir um das Zeichen der Eintracht solche Unruhe erleben«, schrieb damals der Humanist Capito. Die Nachwelt lachte nicht, sie *weinte:* denn dieser Streit um das Brot zerriß das schon lockere letzte Band um die protestantischen Kirchen. Die deutsche evangelische und die reformierte Kirche der Schweiz flohen einander: um so mehr als Calvin, der Reformator Genfs, an die Seite Zwinglis trat und es für unmöglich erklärte, »daß der physische Leib unseres Herrn zu gleicher Zeit im Himmel sein sollte und an vielen Plätzen der Erde«. Er lehrte: »Brot und Wein sind Symbole. Christus atmet Kraft in uns ein. Er ernährt uns in geistlichem Sinne – aber sein wahres Fleisch und Blut tritt *nicht* in unseren Körper über.« Die *anglikanische Hochkirche* und die *amerikanischen Kirchen* nahmen diesen Glauben an. Denn die Äußerung des Genfers, »man dürfe Christus nichts zuschreiben, was unvereinbar mit der Echtheit seiner menschlichen Natur sei« gefiel der englischen Denkungsart wohl. So ordnete denn Elisabeth in ihren Neununddreißig Artikeln für die Englische Nation an: »Transsubstantiation widerspricht der Bibel und ist die verderbliche Quelle manchen Aberglaubens geworden.«

Während Luther in unbegreiflicher Blindheit jauchzte, daß die Versöhnung mißglückt war [»Ich bin glücklich, bei ihnen Starrkopf zu heißen!«], verwand Zwingli selbst niemals den Haß des von ihm zutiefst verehrten Mannes. Zwei Jahre hatte er noch zu leben; oft sprach er in tiefer Trauer davon. 1531 kam es zu einem Bürgerkrieg zwischen den protestantischen und katholischen Kantonen der Schweiz. Mit dem Heere der Protestanten ging Zwingli als Feldprediger hinaus. Als er Abschied nahm, scheute sein Pferd. »Er kommt nicht wieder!« schrieen seine Frau und die zurückbleibenden Freunde. Bei Kappel traf das kleine Heer auf den achtmal stärkeren Feind. Zu Tode getroffen fiel Huldreich Zwingli zwischen die Wurzeln eines Birnbaums. Gegnerische Plün-

derer beugten sich abends über den Sterbenden und fragten ihn, ob er beichten wolle: sie würden einen Priester holen. Er sagte lächelnd, er könne nicht beichten: kein Mensch, nur Jesus sei sein Mittler. Da schlugen sie ihm die Hirnschale ein, schleppten seine Leiche fort, ließen sie durch den Henker vierteilen, verbrennen und mit Schweinsasche vermengen, »damit man sie nicht anbeten könne.« Luther, der völlig daran vergaß, daß die Gegner mit ihm nicht anders umgegangen wären, wenn sie Hand an ihn hätten legen können, war blind genug, den Untergang Zwinglis als »göttliches Strafgericht« zu begrüßen.

Von den Streitigkeiten der Theologen über das Brot urteilt Adolf von Harnack: »Es gibt wohl in der gesamten Geschichte der Religionen kein zweites Beispiel solch einer Umbildung, Bereicherung, Verengung und Verwilderung einer einfachen, heiligen Institution!« Daß das Abendmahl etwas Einfaches war, wollen wir allerdings bestreiten. Ein Mysterium war es immer ... Wie tönt doch, unter die »schäumenden Eber der Unversöhnlichkeit« herab, so ganz anders das Wort des Novalis:

Wenige wissen
das Geheimnis der Liebe,
fühlen Unersättlichkeit
und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
ist den irdischen Sinnen Rätsel...
Wer hat des irdischen Leibes
hohen Sinn erraten?
Wer kann sagen,
daß er das Blut versteht?...
O! daß das Weltmeer
schon errötete,
und in duftiges Fleisch
aufquölle der Fels!...

Wie schön! Welch dichterischer Gedanke: daß jenseits aller Zeitalter der Kosmos das Sakrament nehmen werde! – Aber daß, an der Schwelle der Neuzeit, Diener der Kirche und Führer der Menschheit an der Mystik ihre Dolche schliffen, um sie einander ins Herz zu stoßen – war das in solcher Notzeit erlaubt? Immer wieder muß man bedenken, wie qualvoll im Physischen jene Zeit war. Wie durfte das 16. Jahrhundert sich in Abstraktionen zerreißen über einer Materie, die in Wirklichkeit kaum noch vorhanden war? In weiten Landstrichen der Christenheit gab es ja dazumal kein Brot mehr! Wie die Haare einem Kopf, so ging das Getreide der Erde aus, in den Scheunen verrotteten die Pflüge und das Mühlwerk in den Bächen. Ob das Brot nun der Leib Christi *war* oder nur *bedeutete*: Mußte man es nicht zunächst einmal *haben*, eh' man darum einander verdammte? ... Da fügte es sich, daß ein Brotbringer auftrat, der es von sich allerdings nicht wußte. Der der verwirrten Christenheit ein

Weiterleben garantierte, indem er ihr unerschöpfliche Länder, von denen sie nie gehört hatte, zur Bebauung überließ und neue Cerealien, von denen bis dahin kein Mensch etwas ahnte. Dieser Mann war der Bahnbrecher der größten agrarischen Revolution aller Zeiten, Christoph Columbus.

Als 1492 Columbus die Hintertür Europas aufstieß und ins Freie hinausfuhr, da wollte er derlei freilich gar nicht. Er glaubte etwas anderes zu tun. Er wollte dem König von Spanien das Gold und das Silber wieder verschaffen, das diesem die Türken gestohlen hatten, als sie mit ihrem neuen Reiche den Weg nach Indien blockiert hatten. Seit 1453 Konstantinopel gefallen war und in der Hand der Mohammedaner, konnte kein Christ mehr nach Indien reisen. Columbus aber wußte genau, daß die Erde eine Kugel sei und daß man nach Westen fahren müsse, um in den Osten zu gelangen. Manches andere wußte er nicht. Auch nicht, daß länger als das Gold, das er heimbrachte, ein unscheinbares Ding leben würde: der *Mais*. Auch diejenigen, die nach ihm reisten, wußten nicht, daß die *Kartoffel* das Silber überleben würde, die beide aus Peru kamen. Als Europas geschlagene Bauern verlernten, wie Pflüge und Zugvieh aussahn, da erbarmte sich der Gott der Geschichte: er schickte ihnen Getreidesamen, für die sie kein schweres Werkzeug brauchten.

VIERTES BUCH

DAS BROT IM FRÜHEN AMERIKA

Senk ein Korn kalifornischen Golds in die Erde — da wird es liegen, unerweckt bis zum Ende der Zeit, und der Grund, auf den es fällt, wird nicht lebloser sein als solche Saat. Aber senk ein Korn von unserm Gold, senk ein heiliges Weizenkorn in den Grund — welch Mysterium begibt sich! In ein paar Tagen erweicht sich's und schwillt, schießt empor — ein lebendes Wesen!

EDWARD EVERETT

Der Wind und der Mais, die reden zusammen,
und der Regen spricht allerlei hinein;
auch die Sonne und der Mais
haben einander nicht wenig zu sagen.
Überm Wege, siehst du das Farmhaus?
Wie weiß es glänzt! Doch ein Fensterladen,
ein grüner, hat sich losgerissen.
»Na, der wird nicht festgemacht,
bevor wir den Mais hereingebracht haben«.
Auch der Farmer und seine Frau haben sich allerlei zu sagen.

CARL SANDBURG

Mais, der große Wanderer

75

Dass sie auf Reis treffen würden, damit hatten sie gerechnet. Denn der Osten der Welt baute Reis, wie man seit grauem Altertum wußte — und in den Osten meinten Columbus und seine Leute ja zu fahren. Aber sie trafen keinen Reis, sondern etwas nie Gesehenes. Ein Kraut, das größer war als alles Getreide, von dem man bisher gehört hatte. Das nicht in Rispen und Ähren wuchs, sondern in Kolben, die vor der Sonne durch lange Blätter geschützt waren.

Es war der *Mais*. Am 5. November 1492 erwähnt ihn Columbus zum ersten Mal. Er erwähnt ihn in seinem Tagebuch, daß er »wohlschmeckend ist und daß alle Menschen in diesem Lande von ihm leben«. Die Spanier staunten. Nach dem, was sie hörten, wuchs solch eine Pflanze in neunzig Tagen. Man mußte sie fast wachsen sehen können. Jeder einzelne Halm eine Festung. Der hohe, schwere Stengel nicht hohl wie der Weizen- und Roggenhalm, sondern mit dickem Mark gefüllt. Die langen Blätter vergilbten bald und wurden trocken wie Papier. Die milchigen und glasigen Körner, zuerst weißbläulich und ausdruckslos, wurden unter dem Finger der Sonne immer voller modelliert und saßen dann prall beieinander am Kolben. Es sah fremdartig aus — und roch auch fremd, und die Spanier hätten es nicht gegessen, wenn sie nicht gesehen hätten, wie die Einwohner es mit Leidenschaft aßen. Und so dankbar und selbstverständlich wie die Europäer drüben den Weizen.

Die Art, das Feld zu bauen, war anders. Die Frauen der Indianer hatten viel mehr mit dem Feldbau zu tun als die drüben. Denn hier war der Pflug unbekannt, und der Mais verlangte auch gar nicht nach ihm. Die Männer bereiteten zunächst mittels starker eichener Pfähle, die manchmal mit Metall gespitzt waren, den Boden vor. Dann hackten die Frauen in regelmäßigen Abständen Löcher hinein, bewarfen sie sorgfältig mit zwei Maiskörnern und scharrten das Loch wieder zu. Wie sie keinen Pflug brauchten, so brauchten sie auch keine Zugtiere: ein billiges Leben für alle Menschen. Allerdings mußten sie Dünger haben, und so sammelten sie Fledermauskot, der massenhaft zu finden war; sie brauchten nur mit Stangen die Wände der großen Felshöhlen abzustreifen. Auch Menschendünger wurde gesammelt. Vor allem aber holte man die Asche von verbrannten Wäldern und streute sie auf die Maisfelder. Als die Spanier 1519 nach Mexiko kamen, waren sie erstaunt, daß keine Handbreit unbebaut war. Ihr Feldherr, Cortez, schrieb es nach Hause. Und er hatte auch Grund zu staunen, daß hier niemand hungerte. Denn der spanische Boden daheim ernährte die Bevölkerung nicht mehr.

Wie in Europa war auch hier der Besitz des Landes aufgeteilt unter Krone, Adel, Geistlichkeit, Volk. Hierbei fungierten Landkarten als Grundbuch, wo die Besitzverhältnisse in verschiedenen Farben prangten: Purpur war das Land der Krone, Scharlach der Adel, Blau das der Priester und Gelb das Volk. Wie im mosaischen Gesetz galt das Verrücken eines Grenzsteins als todeswürdiges Verbrechen. Das Land des Adels war steuerfrei; dafür war er zum Kriegsdienst verpflichtet. Das »Volksland« war Gemeinbesitz; aber es wurde von der Regierung den Einzelfamilien zugewiesen, mit der Verpflichtung, es zu bebauen. Was drei Jahre brach gelegen hatte, fiel an den Staat zurück und wurde vom Herrscher an andere gegeben. Diese agrarische Regelung erwies sich als praktisch. In Mexiko waren Hungersnöte unbekannt.

Diese sanften, rundäugigen Menschen, die mehr Gärtner als Ackerbauer schienen — die die Qualen von Pflug und Ochsen nicht kannten —, hatten trotzdem Gewohnheiten, die den Spaniern das Blut erstarren machten.

Das Jahr der Mexikaner bestand nicht wie das christliche aus zwölf, sondern aus achtzehn Monaten. Genauer gesagt aus Einschnitten, die alle zwanzig Tage lang in das Vegetationsjahr gekerbt waren und dadurch gekennzeichnet wurden, daß man den Göttern der Fruchtbarkeit, vor allem der Göttin des jungen Maises, *Menschenopfer* darbrachte.

Ein genialer katholischer Gelehrter, der Franziskanermönch De Sahagun, hat um 1577 dies Ritual der Menschenopfer in aztekischer und spanischer Sprache eigenhändig niedergeschrieben, obwohl der König von Spanien ihm solches seufzend verboten hatte. Es sollten diese Scheußlichkeiten, wünschte man, nicht auf die Nachwelt kommen. Nicht nur, weil sie scheußlich waren — obendrein verwirrten sie auch. Widerlegten doch diese Riten beinahe die Annahme von der Einheit der menschlichen Grundempfindungen: sie rauchten von Blut wie ein Schlächterhaus und atmeten gleichzeitig blumige Unschuld, als tönten sie von einem anderen Stern.

Man denke: unter Kriegsgefangenen wird ein besonders schöner Jüngling gewählt. Viele Seiten füllt die Beschreibung, welche Fehler er *nicht* haben dürfe. »Sein Kopf darf nicht wie eine Jagdtasche aussehn, nicht rund wie ein Kürbis, nicht spitz wie ein Pfahl, er darf auch keine Stirnfalten haben und keine zu flachen Nasenlöcher« — kurz, er wird sorgsam ausgewählt wie ein edles Rassepferd. Dann wird dem Volke mitgeteilt, daß *Vitzilopochtl* gefunden sei, der »Gott der Götter«. Ein volles Jahr wird ihm nun Verehrung gezollt. Priester erziehen ihn im Tempel, lehren ihn, elegant zu sprechen, Flöte zu spielen, Zigarre zu rauchen und Blumendüfte entgegenzunehmen. Adlige Jünglinge bringen ihm Essen und Trinken. Man läßt ihm das Haar langhin bis zu den Schultern wachsen und flicht weiße Hahnenfedern hinein. Ein Kranz von gerösteten Maiskolben sitzt auf den Schläfen, ein anderer liegt um die Hüften, türkisene Ohrringe erklirren, und Goldglöckchen klingeln von seinen Beinen ...

Wenn dieses juwelengeschmückte Wesen langsam durch die Straßen zog, flötespielend, zigarrenrauchend oder Düfte aus einer Phiole saugend, stürzte das Volk vor ihm an die Erde: mit Seufzern und Tränen schoben sie den Staub seiner Schuhe in ihren Mund und murmelten Unterwürfigkeit. Frauen liefen aus den Häusern, ihre kleinen Kinder im Arm, und baten den Gottmenschen, sie zu segnen.

Zwanzig Tage vor dem Opfer wurden vier Mädchen zu ihm gebracht: die »*Blumengöttin*«, die »*Junge Maisgöttin*«, die »*Mutter, die im Wasser lebt*« und die »*Göttin des lebendigen Salzes*«. Mit ihnen wurde er vermählt. Tagelange Bankette und Tänze in der Anwesenheit des Königs führten den Volksjubel auf den Gipfel. Am letzten Tage wurde der Jüngling, begleitet von seinen Frauen und Pagen, in einer Festbarke eingeschifft und über den See zu einem Hügel hingeleitet. Der wurde der »Berg des Abschieds« genannt, weil hier die Gattinnen des Gottes ihm das Lebewohl boten. Jetzt blieben nur noch die Pagen bei ihm. Sie führten ihn auf den Gipfel des Hügels, wo ein kleiner, einsamer Tempel in Form einer Pyramide stand. Während der Jüngling die Treppen hinaufstieg, zerbrach er bei jedem Schritt eine der Flöten, auf denen er in den Tagen des Glückes gespielt hatte. Oben angekommen, wurde er von einer Priesterschar gepackt und im nächsten Augenblick rücklings auf einen Steinblock geworfen. Blitzschnell stieß einer auf ihn nieder, öffnete mit dem Steinmesser die Brust, schob die Hand in die Wunde, riß ihm das Herz aus und hielt das Opfer zur Sonne empor ... Der Körper des toten Gottes ward nicht, wie die Leichen gewöhnlicher Opfer, die Tempelstufen hinuntergestoßen, sondern vorsichtig abwärtsgetragen. Dann wurde er im Hofe enthauptet und der Kopf auf eine Lanze gesteckt. Das war das reguläre Ende des Stellvertreters der höchsten Gottheit im mexikanischen Pantheon.

Und all das geschah, damit das Jahr »nicht an Altersschwäche stürbe, sondern im Glanz seiner Schönheit und Jugend, im Jünglingsalter der Fruchtbarkeit«. Nicht dem Tode zuliebe geschah das; sondern damit im nächsten Jahr die Erde sich wieder öffnen möge. Und zwölf Millionen brauner Menschen — von denen jeder einzelne höflich, blumenliebend und hilfsbereit war — glaubten, daß die Fort-Existenz des kosmischen und nationalen Lebens nicht anders gewährleistet werden könne als durch dieses Gottes-Opfer. Sie verübelten es den Spaniern sehr [und verstanden deren Beweggründe gar nicht], als deren Mönche Einhalt geboten. Die Azteken hatten große Furcht, daß das Jahr *stehenbleiben* könne, wenn man nicht den »Stand des Maises« durch Menschenblut ermutigte. Diese Nachhilfe für das Wachsen geschah nicht nur durch das Gottes-Opfer, das einmal im Jahre stattfand, sondern auch noch durch Monats-Opfer. Im Anfang des Jahres waren es Kinder, die man der Maisgöttin Xilotl in Girlanden und Blumen darbrachte. In den späteren Monaten, dem älterwerdenden Jahr zuliebe, wurden junge Mädchen geopfert und schließlich Frauen im Alter

von Müttern. Alle in großen Festlichkeiten, in den herrlichsten neuen Kleidern, trunken von Palmwein, Blüten und Tanz: ein Hauch von Freiwilligkeit war dabei, der nur durch eine Art Suggestion bei den Opfern erklärt werden kann.

Ein Schrei des Entsetzens durchflog Europa, als diese Dinge bekannt wurden. Fünfzehn Jahrhunderte nach Christus war so etwas auf Erden möglich! Und da hatten die alten Kirchenväter Clemens von Alexandrien, Macrobius, Arnobius sich den Mund über die Mysterien der Demeter in Eleusis zerrissen. Über die harmlose »Hinabsendung der Persephone in den Hades«, bei der mehr als tausend Jahre lang nicht ein Tröpfchen Blut geflossen war! Alles, was die kulturvollen Griechen in Eleusis gespielt hatten, die »Passion des Samenkorns«, hatte die Schreckenlosigkeit eines heiligen Theaters. Hier aber, im Golf von Mexiko, hatten Hekatomben von Menschen den Mais mit ihrem Blut gedüngt!

Was aber den Priestern das schrecklichste schien, und wovon sie nur zitternd zu sprechen wagten: die Azteken äfften in ihren Riten sogar die hochheilige *Transsubstantiation* nach, die Verwandlung Christi in Brot und Wein. Sie hatten nämlich ein Osterfest, an dem sie irgend ein Gebäck aus Maismehl und aus Menschenblut aßen. In tiefster Niedergeschlagenheit äußerten die Verruchten dabei, sie äßen jetzt ihren leibhaftigen Gott ... Nun war 1487 im angstgeschüttelten Europa der »Malleus Maleficarum« erschienen, der »Hexenhammer«, ein scheußliches Buch, in dem der verbotene Verkehr der Menschheit mit dem Potentaten der Hölle festgehalten wurde. Als dreißig Jahre später Cortez die Tempelschätze des Montezuma an Kaiser Karl V. schickte, fragten sich die frommen Spanier: »Woher hat dieses mexikanische Scheusal eigentlich so viel Gold und Silber?« und entschieden, dies sei der Teufels-Lohn für die Menschenopfer der Azteken! Dieselbe spanische Nation, deren Hände noch rußig waren von den Scheiterhaufen Granadas, von der Verbrennung der Juden und Mauren, gebrauchte den Namen *Vitzilopochtl* jetzt als Synonymon für den Teufel.

76

DAS war der Mais, den die Spanier trafen – und den die Indianer für einen Gott hielten. Wo aber hatten sie ihn her? Wer hatte ihnen den Mais zugeführt? Denn er muß ihnen doch gebracht worden sein. Wilden Mais hat nie jemand gesehn. Wie in Asien der Weizen, so muß in Amerika der Mais zum pflanzlichen Haustier gemacht worden sein – aber davon wissen wir nichts. Wir wüßten mehr von Amerika, wenn wir den Ursprung des Maises kennten! 1867 schrieb Brinton:

»Es weiß heute jeder Botaniker, daß ein langer Kultivierungsprozeß nötig ist, eine Pflanze zu ändern. Es ist ein sehr verwickelter Pfad, auf dem man eine Pflanze zwingt, ihre Unabhängigkeit aufzugeben, und ihre Fortpflanzung in Zukunft nur der Menschenhand anzuvertraun... Wieviel Zeitalter mögen vergangen sein, bevor der Mensch daran denken konnte, gezähmten Mais bewußt anzubaun? Und wieviel Zeit brauchte der Mais, um, ausgreifend nach Norden und Süden, beinahe hundert Längengrade zu durchwandern und alle Ähnlichkeit mit seiner Urform einzubüßen? Wer ist so vermessen, auf diese Fragen eine eindeutige Antwort zu geben?«

Bis heut hat sie niemand beantwortet. Alle Kulturen, die die Spanier in Mittelamerika antrafen, waren aus diesen vom Menschen gezähmten, goldgelben Körnern herausgewachsen, die sich immer weiter vermehrten. Zweitausend Jahre mindestens schon wohnten die Menschen und ihr Mais in der Mitte des neuen Erdteils, politisch nicht einig, ein Riesenreich nebeneinander lebender Stämme. Als die Spanier anlangten, sprach man in Mexiko allein 150 Dialekte. Neunhundert Jahre bevor sie kamen, führten die *Mayas* das Regiment [um das Jahr 600 n. Chr.]; um 1000 erschienen die *Azteken*. Kulturen wechselten und brachen ein, Schriftsysteme und Literaturen wurden undeutbar, Religionen füllten sich mit Menschenblut und starben philosophisch aus, astronomische, mathematische Kenntnisse gingen wieder verloren: ewig blieben nur Sonne, Regen und die Maispflanze. Mit dem Mais fing in jedem Augenblick potentiell alles wieder von vorne an.

Unermeßliche gelbe Felder! Doch je weiter die Spanier nach Süden forschten, desto milder wurden die Sitten. Nicht überall gab es Menschenopfer. Vielen Stämmen war in der Vorzeit irgend ein Abraham erschienen, der das Opfer des Isaak verboten und gelehrt hatte, daß man nur mit pflanzlichen Opfern – allenfalls noch mit dem Blut der Tiere – um die Gnade der Erde werben könne. Allerdings hatte man wenig Tiere, große Tiere überhaupt nicht. [Pferde waren so unbekannt, daß manche dieser brauner Menschen sich vor Entsetzen töteten, als die Spanier auf Pferden umherritten: sie glaubten, das seien vierfüßige Menschen.] Nur Vögel gab es im Überfluß; und so wurden vor der Aussaat immer reichlich Vögel geopfert. Auch waren die Vögel meistens Diebe. Skulpturen, die die Spanier fanden, zeigten den Maisgott im Kampf mit Vögeln. Andere stellten ihn schlafend dar, wie eine Schar von Würmern ihn ankroch. Das waren Abwehrzauber, die dem Stand der Naturerkenntnis entsprachen. Andere Feinde als Vögel und Würmer hat der Mais ja wirklich nicht – und wenn wir heute, auf höherer Stufe, tierischen Schädlingen Gift streuen, so ist das auch nur ein Abwehrzauber, den wir ins Chemische umgesetzt haben.

Als die Spanier nach Peru kamen, trafen sie wieder auf eine Welt, die aus

Maiskolben geschichtet war. Der Boden war eigentlich unfruchtbar: ein steil zur Küste abfallendes Hochland. So konnte er nur mit einem kühnen Bewässerungssystem reguliert werden. Die Eroberer rissen den Mund auf, als sie sahen, was diese Menschen – die eigentlich nicht in der Steinzeit lebten – mit primitivsten Werkzeugen dem Felsen abgewonnen hatten. Sie hatten Staubecken gebaut, die fünfzig Millionen Kubikmeter faßten, und weithinführende Aquädukte über tiefe Täler geschwungen, die den Taten der Römer nichts nachgaben. Das Gold und Silber, das sie besaßen, diente ihnen allein als Schmuck, nicht als Geld. Sie hatten's mit Steinmeißeln aus der Erde abgebaut und ahnten nicht, daß man sich seinetwegen in anderen Erdteilen tötete.

Alles Maisland war in drei Teile geteilt. Ein Teil gehörte dem Sonnengott Inti; der zweite Teil dem Inka, dem Fürsten; der dritte dem Volk. Man bevorzugte das Volk: nahm ein Dorf an Menschen zu, so wurde Sonnen- und Inkaland den neuen Siedlern zugewiesen. In jedem Jahr fand die Neuverteilung des Bodens statt. Jedes Siedlerpaar erhielt ein Tupu [60 Ar], jeder Sohn ein weiteres Tupu und jede Tochter ein halbes Tupu. Die Bestellung entsprach dem uralten Hackbau, der in Europa vor der Erfindung des Pfluges herrschte. Man nahm zugespitzte Pfähle mit Seitenteilen zum Fuß-Aufsetzen, verfeinerte aber das Instrument. Das grobe Umbrechen besorgten die Männer, dann betraten Frauen und Kinder den Acker, zerkleinerten die Schollen und säten. Auch das Düngen war wohlbekannt. Auf den Bergen tat es der Lama-Mist, an der Küste düngte man mit dem Guano, den Riesenhügeln aus Vogelkot, die sich an den Niststätten auf den Inseln angehäuft hatten. Dieser Stoff war wirtschaftlich so wichtig, daß auf dem Betreten der Vogelinseln zur Brutzeit Todesstrafe stand. Zwischen 25 und 60 Jahren war jeder zur Acker-Arbeit verpflichtet, nach 50 war er abgabenfrei. Die Pflichtarbeit umfaßte jährlich nicht mehr als zwei bis drei Monate. Kam man in ein peruanisches Dorf, so traf man auf einem kargen Boden zufriedene Bauernfamilien. Am Eingang des Dorfes stand der Speicher, wo man für Mißernten sammelte; am Ausgang des Dorfes der andere Speicher für den Inka und den Hof ... Wie anders trug der Boden Ägyptens! Aber er trug auch Tyrannei.

Die Peruaner wußten genau, wie sie zum Mais gekommen waren. Nach der Sintflut erschuf der Gott des Erdfeuers in der Tiefe die Menschen. Er schuf sie aus glasiertem Ton, hauchte ihnen Leben ein, malte ihnen ein Kleid auf den Leib und legte ihnen Maiskolben in die Höhlung des rechten Arms. Dann ließ er sie aus einem Krater in der Nähe des Titicaca-Sees austreten: vier Brüder und vier Schwestern. Sie begannen sofort den Mais auszusäen.

Nach einer anderen Version kamen die vier Geschwisterpaare, die untereinander heirateten und Peru mit Menschen bevölkerten, nicht aus der Erde, sondern vom Wasser: sie waren von anderer Hautfarbe als die heutigen Indianer – wie die Sage will, Mongolen. Sie hatten außer den Maiskolben noch viele gol-

dene Geräte bei sich und wunderbar gewebte Kleider. Sie lehrten die Menschen zur Sonne beten, und daß die Sonne selbst König sein müsse, wenn das Land gedeihen solle.

So wurde der Inka zum »Sohn der Sonne«. Sobald das Gestirn des Großen Wagens über einen Hügel tauchte, bei Jahresbeginn, begann der Inka den Mais persönlich auszusäen. Genau so tat es der Kaiser von China, der ebenfalls »*Sohn des Himmels*« war. Nicht [wie man fälschlich geschlossen hat], weil er »als erster Diener des Staates das Volk zur Nachahmung aneifern wollte« – sondern weil er, im Gegenteil, überhaupt kein Mensch, sondern ein Gestirn war und den Segen der Gestirne dem Acker zu übermitteln hatte. Das Gleichnis zwischen Inka und Sonne prägte sich in einem Zeremoniell aus, das für den Herrscher quälend war. Er durfte nirgendwohin zu Fuß gehn, weil auch die Sonne nicht zu Fuß ging, sondern mußte sich gleich ihr in einer Sänfte tragen lassen. Wenn einer der Träger stolperte und das Gestirn in Gefahr brachte, wurde er sofort getötet. Wäre die Sonne abgestürzt, so wäre ja das Jahr stehn geblieben und der Mais nicht weiter gewachsen. Außerdem durfte der Herrscher von Peru keine Sache zweimal berühren: keinen Becher, kein Tuch, kein Kleid, keine Frau, »weil auch die Sonne an ihren Geschöpfen vorübergeht, ohne haltzumachen.«

Der Gott des »flüssigen Erdinnern« hatte zwar Menschen und Mais geschaffen, aber mit der Zeit wurde Inti, der Sonnengott, viel wichtiger, weil er *oberirdisch* alles erhielt. Er verkörperte schließlich in sich eine Dreiheit: die Sonne, den Mais und dazu noch das Gold. Sein irdischer Stellvertreter war der Inka, dem man die schönsten Mädchen, die »Sonnenjungfrauen« ablieferte, die in Klöster eingeschlossen wurden, um dem Gotte als Beischläferinnen zu dienen. Seine legitime Gattin war mehrere Jahrhunderte lang Mamaquilla, der »Muttermond«, dem das Silber heilig war. Die Priester der Mamaquilla versuchten, dem Monde Macht über die Vegetation und das Wachsen des Maises einzuräumen – der, wie sie beweisen zu können glaubten, in den Nächten stärker wuchs als am Tage. Es kam zu einem Priesterkampf zwischen den beiden Himmelskörpern, aber der schwächere Mond unterlag.


44 - Säender indianischer Maisgott [aus Alt-Nicaragua]

Zum »*Brotfest des höchsten Sonnenstandes*« versammelte sich das ganze Volk. Der Festplatz um den Sonnentempel war mit grünen Zweigen geschmückt und Tausende von seltenen Vögeln, die schwatzten und durcheinanderschrieen, waren zwischen das Laub gebunden.

Goldgeschmückte Teilfürsten brachten die Bilder geringerer Götter, damit der Sonnengott sie weihe. Auf einer Bühne wurden Festspiele gezeigt – wie in Eleusis. Bei Todesstrafe war es verboten, Herdfeuer zu brennen. Sehr begreiflich: man wollte nichts mehr mit dem Erdinnern zu tun haben, die Sonne war der oberste Gott. Alle Menschen mußten fasten, »sich auf die *himmlische Maisschüssel* vorbereiten, die dampfend vor Gold über die Berge auf sie zuschwamm«. Keine Frau durfte berührt werden. Nun wurden Gold und Edelsteine und besonders wohlgewachsene Lamas in den Vorhof des Sonnentempels gebracht. In der Nacht vor dem »Fest des heiligen Aufgangs« fand das heilige Maisbacken statt. Die »Sonnenjungfrauen« nahmen es vor. Das Brot hieß *Sanku*, war rund wie ein Apfel und symbolisierte den Sonnenball. In tiefer Bewegung aßen die Menschen »die Sonne, die in ihrer höchsten Glut stand«.

Im ersten Dämmer des heiligen Tages erschienen Geheimgesellschaften, die sich als Tiere verkleidet hatten: Jaguare und andere große Katzen, vor allem Wesen mit Kondorflügeln, die »der Sonne entgegenfliegen wollten«. Sobald man nun am höchsten Berggipfel die Strahlen der Sonnen-Ankunft sah, brachen Millionen von Menschen in ungeheures Rufen aus. Muschelhörner und Kupfertrompeten bliesen, bis die Sonne selbst mit rundem Gesicht ins Tal niederblickte. Dann kniete das ganze Volk am Boden und schwieg und senkte das Haupt in die Hände. Nur der Inka durfte die Sonne ansehn: er erhob sich und streckte zwei Becher mit Maiswein, dem in der Nacht gebrauten *Chica*, zur Sonne empor, damit sie trinke, was sie selbst geschaffen hatte. Dann goß er den einen Pokal in die Rinne, die in den Tempelhof mündete. Aus dem anderen Pokal trank er selbst und verteilte den Trunk dann tropfenweise in die Goldbecher seines Gefolges. So wurde die Sonne, die man als Brot schon gegessen hatte, als Wein den Menschen mitgeteilt.

77

»COLUMBUS came late [Columbus kam spät]« überschreibt Gregory Mason ein Buch, in dem er sich gegen den »Minderwertigkeits-Komplex der Amerikaner« wendet. Als der Europäer Columbus kam, war der Mais bereits von der Südspitze Chiles bis zum 50. Grad nördlicher Breite gesät. Und alles das von der Hand des Menschen:

»*Mais war die Speise der Arbeiter, die die Straßen und Steinwälle Südamerikas aufführten, die mittelamerikanischen Kalkpaläste und schönen Tempel. Mais-Überfluß gestattete Künstlern die herrlichen Tapeten Perus und seine Töpferei zu erfinden; den Wissenschaftlern von Yucatan und Guatemala gestattete er, mathe-*

matische Probleme zu lösen, als die Römer noch schwer beschäftigt waren, den Barbaren Westeuropas und den Briten die Zivilisation beizubringen. Mehr als jede andere Speise ernährte der Mais die zahlreichen Völker Amerikas vor der Ankunft der Weißen ...«

Wie verhielt sich nun Europa, der Erdteil des Weizens und des Roggens, des Hafers und der Gerste, zum Mais? Vorläufig ahnte hier niemand etwas von der agrarischen Revolution, die der neue Same hervorbringen würde. Nur als botanische Merkwürdigkeit brachte Columbus ihn nach Hause und zeigte, am Ende der ersten Reise, dem spanischen Königspaar Maiskolben. Wenn der Mais 30 Jahre später in Andalusien angebaut wurde, so gewiß nur als Viehfutter – widersprach es doch zunächst dem Stolz der einheimischen Spanier, dergleichen zu essen. Nicht nur dem Stolz. Der Geruchssinn – ein oft unbegreiflicher Wächter über der Nahrungsaufnahme – warnte die weizenessende Gentry vor den fremden Ölen des Maiskorns. Ein großer Teil aller Menschen kann den Geruch frischer Kuhmilch nicht vertragen, aber niemand kann sagen, warum. Den Weizen-Menschen erregten die Öle, die beim Rösten des Maises frei wurden, Grauen. Man sagte von Columbus, daß er und die Seinen, als sie nach Monaten halb verhungert aus ihren Schiffen taumelten, nicht mehr wußten, wie Brot schmeckte: sonst hätten sie den Mais zwar nützlich, aber nicht »wohlschmeckend« gefunden.

Merkwürdiges hörte man dann in Spanien, im Heimatland, von Amerika, wo das »Neue Spanien« lag. Die ausgesandten Kolonisten vergaßen den Weizen und aßen Mais, als ob sie Indianer gewesen wären! Kaiser Karl V., der darüber wahrscheinlich kaum nachdachte, empfand doch dunkel, daß diese Ent-europäisierung sich für ein Siegervolk nicht schicke – es war doch christlicher, Weizen zu essen, das »historische Abendmahlsbrot des Herrn«, und er verordnete daraufhin, daß aus der Staatskasse Belohnungen an die Siedler gezahlt werden sollten: Wer in Spanisch-Amerika soundso viel Weizen zog, der bekam 300 Dukaten. Seltsamerweise nützte das wenig: und Garcilaso de la Vega erzählte, daß 1547 es zwar Weizen in Peru gab, doch nicht genügend, um Brot zu backen! – Wir wissen heute recht gut, warum. Die ökonomischen Gründe waren viel stärker als jene Geschmackshemmung. Ein Getreide, das nur drei Monate wuchs, zu dessen Produktion man weder Pflüge noch Ochsen nötig hatte, *mußte* die Spanier zu sich bekehren – genau so wie es später im Norden die kolonisierenden Engländer mit Notwendigkeit zu Mais-Essern machte.

Während der Weizen also damals von Amerika völlig fernblieb, rüstete sich der Mais bereits zum Sprung in die alte Mittelmeerwelt. Er kam zunächst in spanischen Schiffen; dann aber übernahm ihn sofort die Handelsflotte der Venezianer, und keineswegs mehr als Viehfutter. Die Republik Venedig begriff, daß die Völker, die seit Jahrhunderten um das Ostbecken des Mittel-

meers durch Kriege und Hunger zugrunde gingen, die in unfaßbarem Elend lebten, einer Nahrungs-Auffrischung bedurften. So errichtete Venedig zuerst auf Kreta Maisplantagen und verkaufte die Ernte überallhin. Sogar an die eigenen Todfeinde, an die *Türken*. Die griffen zu. Der Mais, dessen Kolben übrigens merkwürdig mohammedanisch aussahn — er glich mit seinem Blätterputz einem wohlgewickelten Turban —, machte den Türken viel Vergnügen; ja, er wurde ihr nationales Getreide.

78

DIE Türken waren so schlechte Bauern wie die Völker des Abendlandes. Als sich Mohammed anschickte, aus den heiligen Büchern der Juden und Christen einen dritten Glauben zu formen, war er auf zahlreiche Lobpreisungen des Ackerbaus gestoßen. Wie schlimm! Konnte er seinen Arabern, die nur auf dem Rücken von Pferd und Kamel lebten, die schreckliche Mühe des Ackerns als etwas Erstrebenswertes empfehlen? Er umging diese Dinge vollkommen. Obwohl auch der Moslem Brotfladen aß, leuchtet kein Kornfeld aus dem Koran. Nur Wüstenbraun und Oasengrün, Sturm, Sand und Quellen, Durst und Trinken spielen die großen Hauptrollen in dieser religiösen Landschaft. Einzelne Abschnitte des Korans sind zum Beispiel »Die windgekrümmten Sanddünen« oder »Der schaufelnde Sturm« überschrieben. Eine Weizen-Ähre ist nirgends zu finden.

Wo ist Mohammeds Liebe zu finden?

> Bei den schnaubenden Rossen —
> sie schlagen Feuer aus dem Grund!
> Sie rennen schnell, mit der Morgenfrühe
> wetteifern sie, eine Fahne von Staub
> steht hinter ihnen: sie stürmen vor,
> ihre Hufe zerreißen das Zentrum des Feindes!

Rosse, Schätze, auch das Eisen, »darinnen gewaltige Macht und Gebrauch wohnt«: das wird gewiß einst im Paradies sein. Aber Bauern-Arbeit? Wohl kaum. In einem Kommentar zum Koran erzählte später Abu Hurairah: Einmal habe ein Araber neben Mohammed gesessen und ihn nach dem Paradies gefragt. Mohammed schilderte ihm die Freuden, die den Frommen dort erwarten: Das Leben in den Speisezelten, die unbeschreibliche Schönheit der Frauen. Vor allem dürfe jeder fortsetzen, was ihm auf Erden das Liebste war.

»Wie würde Gott sich nun verhalten«, fragte der wißbegierige Moslem, »wenn ich Getreide pflanzen wollte?«

Mohammed zeigte sich verwundert. »Aber Gott wird sagen: 'Hast du denn nicht alles, was du wünschst, mein Frommer? Warum willst du etwas pflanzen?'«





Der Streit um das Abendmahl

Martin Luther [1483–1546]: Est! Est! Est! Nach Lucas Cranach d. Ä. · Huldreich Zwingli [1484–1531]: Significat! Anonymer Holzschnitt



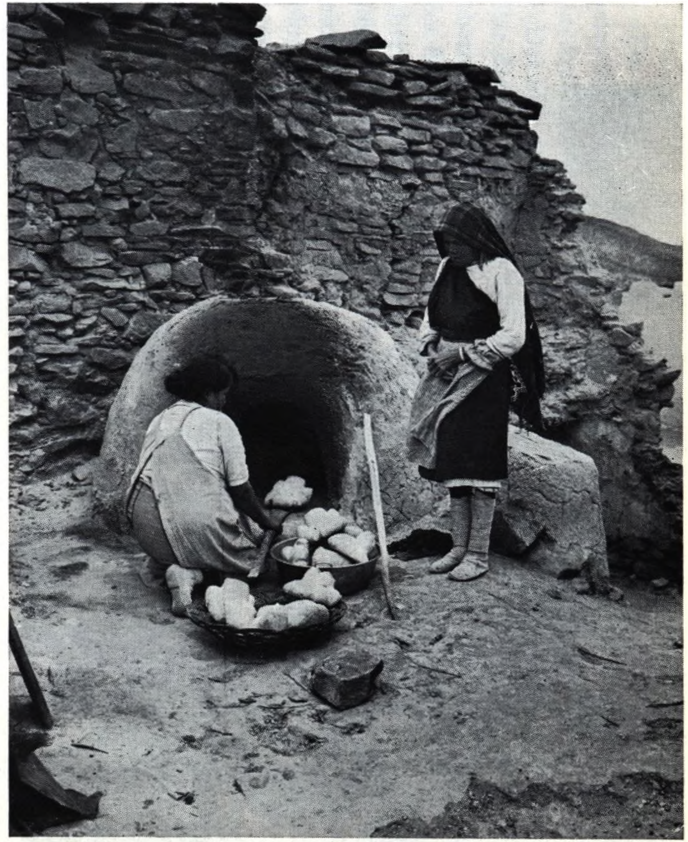


BROTDENKER UND NATIONALÖKONOMEN

François Quesnay [1694–1774]

Thomas Robert Malthus [1766–1834]





TAFEL XX

WIE VOR TAUSEND JAHREN

Mais-Gott aus der Maya-Zeit · Primitiver Mais-Backofen aus dem heutigen Mexiko





TAFEL XXI

MAIS, DER GROSSE WANDERER
Maiskuchen in Mexiko • Maisbrot in Ungarn

»Ja, gewiß, es ist alles da — aber das Pflanzen ist meine Freude!«

»Dann«, beeilte sich der Prophet, »wird man dir erlauben zu säen — und, schneller als dein Augenlid schlägt, wird das Gesäte aufwachsen und wird reif zur Ernte sein, und die Garben werden dastehn wie Berge!«

Das klingt wie ein Scherz, ist aber Ernst. Im Paradies wird nicht gearbeitet. Für die Nomaden, die aufbrachen, um in reißender Schnelle die Welt zu erobern, war der Ackerbau etwas Verächtliches. Der Koran sah an ihm vorbei, der Kalif Omar aber verbot ihn bereits. Die arabische Reiter- und Ritter-Ethik überließ ihn den unterworfenen Völkern. Abu Umama al Bahali sah einst eine Pflugschar und sagte, er habe Mohammed sagen hören: »Solche Geräte treten nicht in das Haus eines Moslem ein, ohne daß niedriger Sinn dort einkehrt ...« Nur zur »Ernte« erschienen die Araber — und die Sichel stand bei ihnen in hohen Ehren. In so hohen Ehren, daß ihre Schwerter einer Erntesichel glichen.

Noch ehe sie etwas vom Ackerbau wußten, war ihnen das Bild der Sichel vertraut, die am nächtlichen Himmel erglänzte. Die Völker der heißen Klimate benutzen zu ihrem Wandern die Nacht. Am Tage können sie nicht ziehn. Auch für Kampf und Überfall ist die Nacht besser als der Tag. »Der Mond ist unsre Sonne« sagt Schiller in seinem Räuber-Lied. So wurden die Araber »Söhne des Mondes« [*Beni Badr*]. Der Mond, der »der Sternenherde gebot und sie durch die Nacht weidete«, war jedes irdischen Wirkens Freund. Sie sahen ihn öfter als die Sonne; darum stickten sie diesen Mond — in seiner verheißungsvollsten Form als noch wachsende Sichel — in ihre Banner.

Wie aber staunten die siegreichen Türken, als sie Konstantinopel einnahmen, daß sie bei den Byzantinern ihren eigenen Halbmond fanden! Der Halbmond war ein uraltes, heiliges Ackersymbol der Griechen. Denn das Getreide, so wußten diese, wächst nachts rascher als am Tage — und als der Gott der Schmiedekunst, Hephaistos, der Demeter ein Geschenk für ihre Ernte-Arbeit brachte, da wählte er mit Bedacht eine Form, die die fruchtbarkeitsträchtige Freundschaft zwischen Erde und Mond versinnbildlichte. Es war die *Sichel.*

Diese Sichel schwangen jetzt jauchzend die Mohammedaner. Lang war sie ihnen als Schwertform vertraut. Jetzt fanden sie sie als Erntesymbol auf den Münzen der oströmischen Kaiser. Mit den Münzen des Konstantinopeler Schatzes kauften die Türken den Maissamen von ihren Feinden, den Venezianern. Glich er nicht fast jenem Paradies-Kraut, von welchem Mohammed, der Prophet, mit dem törichten Bauern geredet hatte? Es wuchs »mit der Schnelligkeit eines Lidschlags«, man brauchte nicht Ochsen noch Pflug dafür — und, wenn es vielleicht auch nicht so ganz »in Garben wie in Bergen« dastand, es wuchs doch viel höher als Weizen und Gerste. Vor allem: es gab zwei Ernten im Jahr. Mais war eine Rettung für die Türkei! Bei den unterworfenen Völkern — zum Beispiel bei den Persern, die, solange sie noch selbständig waren, große Agrarier gewesen waren — war die Werkzeugkatastrophe kaum geringer

als im Abendland. Die Pflüge kratzten den Boden kaum noch; die alten Kenntnisse des Orients vom Düngen und vom Bewässern waren in den Staub getreten worden; nach den Worten des Propheten war die göttliche Glorie [*alsakina*] allein bei den Hirten zu finden. Doch für die unterworfenen Bauern bedeutete der Mais sehr viel — und der deutsche Reisende Leonhard Rauhwolf fand 1574 am Euphrat — also dort, wo nach der Bibel das Paradies gelegen hatte! — bereits alles voll von Maisfeldern.

79

WAS für ein Wanderer, dieser Mais! Eben noch bei den Azteken und den peruanischen Inkas; dann das atlantische Abenteuer mit den Spaniern; gleich darauf ein Handelsgut der Venezianer; und jetzt bedeckt er in Plantagen die Erde türkischer Wilajets ... Doch nun begibt sich Scherzhaftes: in einer Ära, in welcher es Zeitungen noch gar nicht gab, in welcher die Bücher, wie wir wissen, stets nur von »Geistigem« handelten und praktische Tatsachen durch die Schrift fast gar nicht übermittelt wurden, war die Kunde schon wieder verlorengegangen, daß der Mais überhaupt aus Amerika stammte! Die Italiener, die eben noch den Mais an die Türken verkauft hatten, kauften ihn von ihnen zurück und nannten ihn jetzt das »*Türkische Korn*«. Ebenso glaubten die Serben und Ungarn, die später die größten Maisbauern wurden, »die Pflanze stamme aus der Türkei«. Um 1540 schrieb der Humanist Ruellius über den Ursprung des Maises und sagte, »dies Kraut sei zur Zeit unserer Väter aus Persien nach Frankreich gebracht worden«: er verwechselte augenscheinlich dabei den Mais mit dem Buchweizen.

Andere Händler, die Portugiesen, hatten den Mais schon um 1496 nach Java gebracht und 1516 nach China. Sicher als »Kolonial-Getreide«, bestimmt, einen ungleichen Handelskampf mit dem Reisbau aufzunehmen. In törichter Weise erstreben ja alle Getreide die Mono-Kultur; während es, im Gegenteil, zum größten Glück der Menschheit gehört, daß fast jeder Boden mehrere trägt, oder doch zu tragen gewillt ist, die einander ablösen können, wenn *eine* Art den Boden erschöpft hat ... Während der Mais in Ost-Asien keine großen Fortschritte machte, durchdrang er Südost-Europa bereits mit der Zähigkeit eines Volksnahrungsmittels. Auf dem italienischen Festland wurde er allerdings spät gebaut. Um 1630 gelangen Benedetto Miari in Belluno besonders gute Pflanzungen: von ihnen und den anderen, die 1650 der rumänische Prinz Cantacuzene an der unteren Donau anlegte, stammt die ganze spätere Maiskultur in Italien und auf dem Balkan ab.

Im 17. Jahrhundert ist dann aus Südost-Europa der Mais als Volksnahrung

nicht mehr wegzudenken. Das neue Korn, so leicht zu bauen, hatte nichts vom Eigensinn des Weizens und erwies sich als Sättiger der Armen. Charakteristisch an der Liebe zum Mais war allerdings, daß die Menschen bei ihm auf die Brotform verzichteten, an die sie als Christen gewöhnt waren. Das Maismehl, fanden sie, war spröde; es widerstand dem gewohnten Backen; so aßen sie es in Form von »Polenta«, als Brei. Und ferner glaubten sie vom Maisbrei, weil er so sehr satt mache, er sei etwas wie eine »Panazee«. Er vereine in sich die Eigenschaften von Brotmehl, Gemüse und sonstiger Nahrung.

Das wurde ein gefährlicher Irrtum. Wenn die Menschen in Südost-Europa die Kenntnisse der Indianer von dieser Pflanze gehabt hätten, wären sie vorsichtiger gewesen. Die Mexikaner, Peruaner, die Apachen und Irokesen kochten nicht wie die Italiener lediglich Körner zu einem Mus, sondern sie rösteten hinterher den Maisbrei noch sehr sorgfältig und aßen ihn in Fladenform. Im übrigen aßen sie Mais nie allein. Sie vermischten an der Küste ihr Maismehl mit geschabtem Fisch und buken Pfannkuchen daraus. Wo sie keine Fische hatten, mischten sie Mais mit Kürbismehl, Bohnenmehl oder mit der Asche von den Stengeln der Kidney-Beans. Sie kochten kaum ein Maisgericht ohne grünen oder roten Pfeffer, süßten es mit Ahorn-Sirup oder kochten ihren Mais in einer Sauce von Walnüssen. Von all diesen Küchengeheimnissen ahnten, sehr zu ihrem Schaden, die Süd- und Osteuropäer nichts.

80

IM Jahre 1730 entdeckte in der Nordwestecke von Spanien der Arzt Casal eine neue Krankheit. Gewisse Veränderungen der Haut, Rauheiten und Entzündungen, waren ihr erstes Kennzeichen, weshalb man sie »*Pelle agra*« nannte [Rauhe Haut] oder »*Maldella rosa*« [Hautröte]. Das zweite Stadium bestand in Störungen des Magen-Darmtrakts. Später nistete sich die Krankheit im Rückenmark ein: schwere Nervenanfälle bis zum Verfolgungswahn traten auf. Dem Arzte Casal, der das studierte, sagten die Einwohner von Asturien, sie kennten die Krankheit seit hundert Jahren und hätten sich nie viel darum gekümmert. Der französische Arzt Thierry, der 1755 die Krankheit beschrieb, sah wegen der Hautverfärbungen in diesem Leiden irrtümlich eine Mischung von Skorbut und Aussatz. Da kam 1814 der italienische Arzt Guerreschi auf eine merkwürdige Idee. Aus einer gewissen Ähnlichkeit der Symptome entsann er sich an die *Mutterkorn-Epidemien des Mittelalters*. Er begründete die Lehre, daß, ähnlich wie der Mutterkorn-Pilz im Roggen Ergotismus hervorruft, verwandte Bakterien im Mais wirken und Pellagra-Erscheinungen auf die Mais-Esser übertragen. Diese Entdeckung [die aber mehr Behauptung als

Entdeckung war] wurde jahrzehntelang wieder vergessen, bis das Ansteigen der Pellagra in Italien eine große Zahl dortiger Forscher auf den Plan rief und der Arzt Ballardini von Brescia die Theorie als richtig hinstellte. Der Mais, sagte er, sei die Pflanze warmer, trockener Gegenden. Am Po, in Südtirol, an der Donau oder auf dem Balkan gebaut, verändere sie durch die Nässe ihre chemischen Eigenschaften: sie werde giftig, die Pellagra sei eine chronische *Maisvergiftung*. Das Interessanteste daran war die Theorie, daß der Mais in Mexiko und im Süden der Vereinigten Staaten sich klimatisch gesünder entwickle als im viel feuchteren Südeuropa.

Der berühmte Cesare Lombroso ging der Krankheit in Italien nach und fand, daß die nasse Lagerung des Maises ein Ptomain erzeuge, ein Gift, das durch seine Anwesenheit die Krankheit im menschlichen Körper errege. Er nannte es das Pellagrozein; andere fanden andere Toxine. Das Wohnen der Landarbeiter in Sümpfen, das schlechte Wasser, die Malaria, die aus dem Mücken-Röhricht stieg, und die Pellagra aus der Polenta: es war zuviel für den kleinen Mann.

Polenta da fermenton,
acqua di fosso,
lavora tu, padron,
che io non posso.

[Brei von zersetztem Mais,
Wasser aus der Pfütze:
Meisterlein, arbeit' du!
Ich kann's nicht länger.]

Diesen Vers schrieb Italo Giglioli 1903 aus dem Munde des Volkes in Portici ab. Obwohl das Ganze mehr ein Problem der schlechten Lagerhäuser war, verzweifelte man schon daran, den Mais in Italien halten zu können. Eine allgemeine Flucht vor seiner »giftigen Wirkung« brach aus. Auch aus Südfrankreich warf man ihn als Menschennahrung fast völlig hinaus; umso mehr, als damals der Weizen bereit stand, alle Positionen zu nehmen, die der Mais ihm einräumen würde. Der französische Botschafter in Washington, Jules Jusserand, konnte später auf eine Anfrage amerikanischer Ärzte versichern: »Obwohl die Produktion von Mais im jährlichen Durchschnitt immer noch 6 Millionen Quintals beträgt, kann ich Ihnen als sicher mitteilen, daß nur ein ganz kleiner Teil in Frankreich für menschliche Nahrung verwendet wird; fast alles geht ins Viehfutter.« Die Hauptspeise der großen amerikanischen Kulturen, die Nahrung, die niemals von Benjamin Franklins, Washingtons und Lincolns Tisch kam, nur noch als Viehfutter verwendbar? Da mußte irgend etwas nicht stimmen! – Wo das Unrecht lag, das man dem Mais tat, fand Casimir Funk [geboren 1870 in Warschau], der berühmte Entdecker der Vitamine. Der Rückgang der Beriberi-Krankheit in der japanischen Marine – seitdem 1882 Takaki

zum täglichen Reis gemischte Diät mit Obst und Gemüse eingeführt hatte – gab Funk den Hinweis, auch Pellagra sei nur eine *Mangelkrankheit.*

Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten holländische Beobachter in Ostindien herausgefunden, daß sich die Beriberi-Krankheit überall dort ausbreitete, wo die modernen Maschinenmühlen die primitiven Handmühlen ersetzten. Der Same des Reiskorns besteht aus zwei Schichten, einer äußeren und einer inneren. Die alten Eingeborenen-Mühlen entfernten die Außenschicht des Reiskorns nur unvollständig, die modernen schliffen sie vollständig ab. Jedoch der jetzt gewonnene, hochpolierte Reis enthielt einen wichtigen Nährstoff nicht, und so gingen die Eingeborenen an »Hungererscheinungen« zugrunde, die man zunächst gar nicht deuten konnte, bis man merkte, daß gerade im Wegwurf die wirkliche Nährkraft des Reises stak. Für diese stickstoffhaltigen, kristallinen Körper schlug Funk den Namen *Vitamine* vor. Ihre Entdeckung machten sich die Vereinigten Staaten zunutze, indem sie auf den *Philippinen* die vollständige Reispolierung verboten. Wenige Jahre später hörte die Beriberi-Krankheit auf.

Nicht anders wird es der Pellagra gehn. Auch die Pellagra ist eine Mangelkrankheit, die nicht im uralten Maiskorn entsteht sondern in der *modernen Mühle*, die die besten Teile des Korns wegschneidet und Mehl aus den schlechteren macht. Wenn man ein Maiskorn untersucht, findet man, daß in einer harten Hülse das Endosperm und der Keim stecken. Während das Maiskorn nun im Ganzen 4,3 Prozent Fett enthält, finden wir allein im Keim 29,6. Der Keim ist also der nährendste Teil! Wenn er abgeschliffen wird, so kommt es zum Vitaminmangel ... Als im Gefängnis von Rhodesia der allzugut gemahlene Mais durch handgemahlenen ersetzt war, schrieb Roberts 1912, »grenzte der Effekt an ein Wunder«.

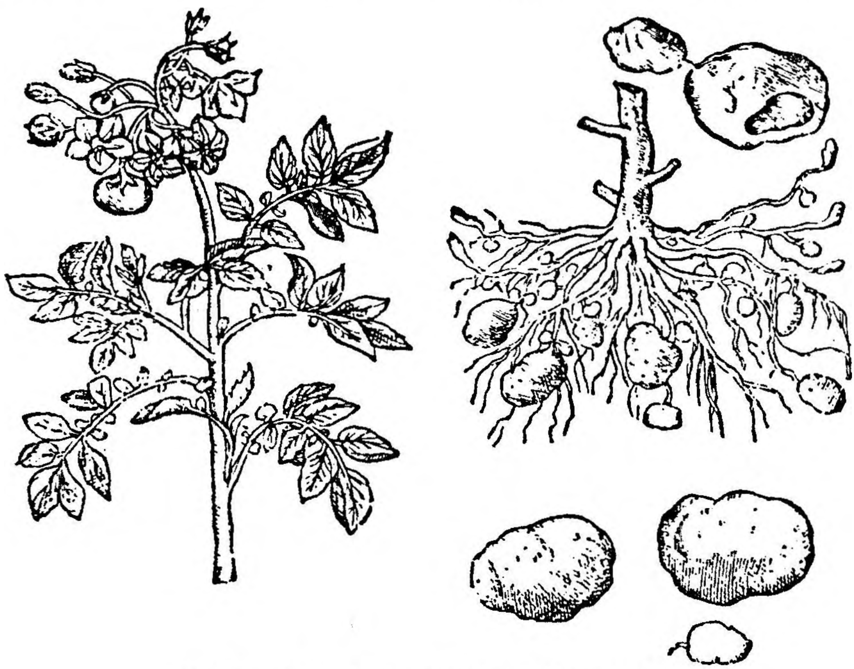
Seltsames Zickzack-Schicksal der Menschheit! Auf die Werkzeugkatastrophe des Mittelalters, den Mangel an Technik [die Menschen aßen Steinsplitter im Mehl!] sind bereits in unserer Zeit die »Schäden der Feinmechanik« gefolgt: die Maschinen arbeiten schon mit einer solchen Präzision, daß sie die Lebenskraft wegmahlen ... Es ist nicht die Schuld des Maises, der noch immer, als Freund des Menschen, dasteht, wie Everett ihn beschrieb:

»Unser gesegnetes Pflanzengold sendet einen gewundenen Trieb smaragdgrün aus dem Boden empor. Nicht in Wochen, nein, in Tagen wird ein kräftiger Stengel daraus. Tanzend und atmend in Luft und Sonne und schöner als König Salomos Rock, breitet die grüne Seide sich aus und zeigt ihre silbern hangenden Kordeln. Fruchtbarer Goldstaub erfüllt sie ganz; und schließlich stößt das grüne Gespinst drei Wunderkolben aus sich heraus, trächtig von Körnern – jedes Korn trägt in sich alle Möglichkeiten der Gesundheit und des Volksglücks.«

Die Kartoffel beginnt ihre Reise

81

ALS 1531 DIE SPANIER NACH PERU KAMEN, FANDEN SIE IN DEN HÖHEren Lagen ausgedehnte Gemüsegärten. Ein Kraut wuchs dort, liebevoll gezogen, mit Blüten, die weiß, rosa, blaßviolett aus fünfzipfeligen Kelchen



45 - Früheste Zeichnung einer Kartoffelpflanze [1580]

sahn. Die Pflanzen, grüne, vierkantige Stengel, standen seltsam weit auseinander. Noch seltsamer war, daß die Indianer um jede Pflanze ein Hügelchen häuften: »man müsse möglichst viel vom Stengel mit der Erde verheiraten«. Die Spanier fanden das unverständlich. Denn nicht der Stengel, sondern die Wurzel wird doch wohl von der Erde ernährt? Und die steckt ohnedies im Boden.

Die heranreifende Frucht war eine grüne, fleischige Beere. Als ein Spanier sie in den Mund nahm, kam händeringend ein Gärtner gelaufen, legte mit ausgebreiteten Armen sich auf die Erde, stellte sich tot und bewies dem unerfahrenen Mann, daß er das Zeug wieder ausspeien müsse. Das war also Gift?

Diese wilden Völker vergifteten ja ihre Pfeile; sie brauchten Gift sogar für den Fischfang, um die Fische zu betäuben und dann mit den Händen greifen zu können. Denen mochte man alles zutrauen. Aber tageweite Gärten mit der Allein-Kultur von Giftpflanzen bedecken? Damit hätte man das ganze Vizekönigreich von Neu-Spanien vertilgen können. Das konnte der Zweck dieser Gärten nicht sein.

Am nächsten Abend hatten Frauen und Kinder die Gärten ausgejätet. Die Fremden trauten ihrem Blick nicht. Die ganze Herrlichkeit war dahin. Doch an den unterirdischen Wurzeln dieser Pflanzen hingen Knollen, riesige Geschwüre des Stengels: *das* war das Gut, das die Erntenden bargen. Diese bleichbläulichen Stengelteile erschienen ihnen als Kostbarkeit. Alles Oberirdische wurde verbrannt.

»Wie heißt das?« fragten die Spanier und zeigten auf die abscheulichen Knollen.

»Pappa!« sagten sie.

»Und wozu dient es?«

Die Indianer wiesen auf den Mund. Die Spanier fanden es unglaublich, daß man eine hübsche Pflanze, die augenscheinlich giftig war, verbrannte, aber ihr Häßlichstes behielt, als ob man es essen könne . . . Dann aber aßen sie es auch, in Scheiben geschnitten oder geröstet oder als Ganzes in Wasser gekocht. Sie fanden den Geschmack einförmig, aber überaus sättigend. Vielleicht etwas *zu* sättigend. Wenn man – wie diese Edelleute – gewohnt war, gerne viel zu essen, mußte man sich vor dieser Knolle eher hüten: sie füllte den Magen zu stark.

Diese »Pappas« waren *Potatoes*, Kartoffeln. Ein Mißverständnis ließ sie so nennen: Denn das Wort potato stammt von *batata*. Batatas aber [sweet potatoes] sind überhaupt keine Kartoffeln, sondern Angehörige der Windengattung und gar nicht mit jener Knolle verwandt, die die Indianer »Pappa« nannten. Nachdem die Spanier das neue Gewächs also irrtümlich für Bataten nahmen, nannten die Engländer es potato. In Italien entartete der Name zu »Tartuffoli«, und im Deutschen zur »Kartoffel«. Die Franzosen entzogen sich dem allen und nannten die Knolle »Pomme de terre«, den »Apfel, der in der Erde wächst«. Nicht anders machten es die Serben: Als sie einen »verfluchten Deutschen« eines Tages von der Kartoffel als einer »Grundbirne« sprechen hörten [»*Pear of the ground*«] nannten sie sie flink »*krumpir*«.

Vorläufig, um 1540, ist diese Knolle noch keineswegs in Frankreich oder in Jugoslawien – und es wird ziemlich weit dahin sein. Sie ist noch im Hochgebiet der Anden. Und man kann beobachten, was die dortigen Gärtner für Künstler sind. Wenn die wolligen Lamas die Erntekörbe mit den Kartoffeln in die Farm gebracht haben, dann sitzen die Gärtner im kreidigen Mondlicht, das die Bergwände traurig macht, und wählen murmelnd die Sorten aus, die der neuen Aussaat dienen sollen. Denn diese merkwürdige Pflanze wird nicht aus

Samen fortgepflanzt, sondern aus Knollen, und diese Knollen kann man schleifen und verändern. Das Ziel ist: »eine Kartoffel zu haben, die ganz verwertbar ist, ohne Abfall«. Viele hundert Jahre lang muß man herumprobieren und züchten. Keine geringe Wissenschaft.

82

Noch heute ist die Peru-Kartoffel fast ein Objekt des Kunstgewerbes wie anderswo die Rosenzucht. Hyatt Verrill, der vor wenigen Jahren Kartoffelmärkte in Peru sah, beschreibt ihre eigenartige Schönheit: »Solch ein peruanischer Markt ist etwas schlechthin Erstaunliches. Da schimmern die Kartoffelknollen weiß, grau, gelb, rosa, lavendelfarben; da gibt es Varietäten mit brauner, grüner, purpurner Haut, andre orangen- und schwarzgestreift und von irisierenden Zwischenfarben; Kartoffeln in jeder erdenklichen Form, manche zart, ja durchscheinend wie Tomaten; andre mit Warzen in Krötengestalt. Manche Arten sind nicht eßbar, bevor sie nicht eingefroren sind. Da gibt es Pflanzen, die vier Fuß hoch sind, andre wieder schleichen am Boden mit weißen, purpurnen, lila Blüten — Pflanzen, die sich jeder Art des vielverzweigten Klimas anpassen: dem tropischen Gürtel ebenso mit seinem alles ersäufenden Regen wie der künstlich bewässerten Wüste; in fruchtbaren Tälern kommen sie fort wie auf den steinigen Hochplateaus und den rauhen, sturmzerrissenen Anden.«

Wenn die Spanier um 1540 die peruanischen Gärtner sahen, wie sie mit flinkem Steinmesser die Kartoffel »operierten«, bevor sie sie wieder einsetzten, da mochten sie an Chirurgen denken, die sich mit Kinderköpfen befaßten. Und wirklich, die Peruaner selbst glaubten an einen Zusammenhang zwischen Köpfen und Kartoffeln. Sie besaßen ein großes chirurgisches Wissen über Schädeloperationen. Das war sehr wichtig zu einer Zeit, die hauptsächlich Keulen und Schlagwaffen kannte; wo die häufigsten Kriegsverletzungen in Gehirnerschütterungen und in Schädelbrüchen bestanden. Bei einem Schädelbruch kann das Gehirn zu großem Drucke ausgesetzt sein: daher öffneten die Peruaner ein Fenster in dem verletzten Schädel, das die Flüssigkeit wieder austreten ließ und normalen Blutdruck herbeiführte. Es war jenes »Trepanieren«, das Europas Ärzte erst später entdeckten. Das Fenster heilte durch Neubildung des Knochens tatsächlich wieder zu: in Inka-Gräbern hat man sehr viel Schädel mit solchen Fenstern gefunden, die erfolgreich ausgeheilt waren. Kein Wunder, daß man stolz darauf war! Kindlich und geheimnisvoll war nun der Glaube der Indianer, daß solche Taten — die Natur eines Menschenkopfes zu ändern — in die Pflanzenwelt hinauswirkten. Die Kartoffel glich dem Menschenkopf; und

jedesmal – behaupteten sie –, wenn eine Trepanation glückte, tauchte eine neue, schöne, variierte Kartoffelsorte auf. Auf magische Weise hing das zusammen.

Überflüssig zu sagen, wie sehr die spanischen Eroberer diesen Aberglauben verachteten. Aber so stark sie sich auch bemühten, in Peru das Christentum zu verbreiten, die magische Ur-Religion des Landes wurde niemals völlig beseitigt. Die Kartoffel war ein lebendes Wesen: da die Indianer stein-gläubig waren, gruben sie zum Beispiel Steine von Kartoffelgestalt in den Acker und hatten dadurch die besten Ernten. 1621 berichtete Pater Arriaga, ein Jesuit, zum ersten Mal die Geschichte von den »Kartoffel-Müttern«. Diese »Axo-Mamas«, Zwillingskartoffeln, schienen Fruchtbarkeit zu verbürgen. Wenn man beim Graben Kartoffeln fand, die zusammengewachsen waren, hing man sie sorgfältig über dem Feld auf, damit die übrigen Pflanzen sich ein Beispiel daran nehmen sollten. Natürlich wüteten die Priester gegen den Unsinn – aber vergebens. Noch in unserer Zeit sah Nordenskjöld solche doppelten Zauberkartoffeln in Bolivien aufgehängt: allerdings jetzt an einem *Kreuz*. Denn man dachte: der alte und neue Glaube sind stärker als *ein* Glaube allein.

Die »*Extirpacion de la Idolatria*« [die Ausrottung des Götzendienstes] glückte den Spaniern eben nie. In Europa mochten sie den Glauben der Mauren und Juden ausrotten, im weiten Gebiete Amerikas konnten sie die Reste der eingeborenen Urreligion höchstens ins Christentum einbauen. Das Christentum wurde wieder heidnisch. Und, was noch viel merkwürdiger ist: als die Spanier die Kartoffel in Europa einführten, führten sie, ohne es zu wissen, die feinen, unsichtbaren Wurzeln des indianischen Aberglaubens mit ein. Alles, was die Indianer glaubten, erschien neuerdings in Europa wieder. Auch dort, wo man niemals von dem Glauben der Indianer gehört hatte: Der Landmann in Nordschweden zum Beispiel steckte dieselben homöopathischen Steine in den Kartoffelacker und trieb seinen Fruchtbarkeitszauber damit. Und in den baltischen Provinzen glaubt man bis zum heutigen Tag an einen festen Zusammenhang zwischen Kartoffeln und Menschenköpfen. Wenn eine Bauersfamilie im Frühjahr dort die ersten Kartoffeln verzehrt, will es der Brauch, daß die Tischmitglieder einander derb an den Haaren zerren. Haar ist ein Symbol für die langen Wurzeln, die an den Kartoffelköpfen sitzen – und der Sinn davon ist der: daß man ein wenig leiden soll, wenn die Zähne die Frucht zermalmen. So war auch dem Griechen das Klagen gelehrt, sobald er das Samenkorn marterte oder in der Erde begrub. Man muß den Göttern der Natur Abbitte leisten, wenn man sie tötet. Denn sie stehen wieder auf – wehe uns, wenn sie's *nicht* täten!

83

WANN kam die Kartoffel nach Europa? – Seltsam, daß wir das Datum nicht wissen. Wissen wir doch so viele Daten aus der politischen Geschichte. Wissen Schlachten und Friedensschlüsse. Aber ein so wichtiges Datum, auf dem die spätere Geschichte Irlands, Frankreichs und Preußens basiert, kennen wir nicht. Das rührt daher, daß man jahrtausendelang allein die politische Geschichte für die Geschichte der Menschheit ansah. Seit etwa 150 Jahren weiß man: sie war auch Handelsgeschichte. Doch daß die Geschichte der Menschheit eine Agrargeschichte war, wissen auch heute die wenigsten.

Deshalb kennt man nichts von dem stupenden Eindruck, den das erste Kartoffelschiff in einem spanischen Hafen erregte! Gerade in Spanien wußte man, wie sehr die Armen hungerten. Ungefähr achtzig Jahre vorher waren die letzten Mauren von der Halbinsel vertrieben worden: – jetzt trug der spanische Boden die Folgen. Die Sarazenen in Spanien – ganz anders als die Araber und Türken im Osten jener Mittelmeerwelt – waren glänzende Ackerbauer. Vielleicht waren sie es nicht von Natur: doch da an den Höfen der Sarazenen die Gelehrten herrschten und nicht nur die Ritter [ein Herrscher wie Alhakem besaß eine Bibliothek von 600000 Bänden], vermochten die Araber die großen gelehrten Werke der Antike leicht in ihr Idiom zu übersetzen. Und aus der Gelehrsamkeit wurde Praxis. Im Besitz der großen Agrarschriftsteller, lehrten die Universitäten nach Columella, Xenophon, Cato und Terentius Varro, was eine Farm sei, und wie man mit Klugheit und Nutzen Ackerbau treiben könne. Das eigene chemische Wissen der Mauren ergänzte die Antike noch. Die Araber kamen aus der Wüste: folglich wußten sie, daß Wasser für die Kultur kein Akzidens ist, sondern die erste Voraussetzung. »Ihnen zu Füßen«, schreibt William Prescott über die »Garten-Genies« von Granada, »lag die 'Vega', die Ebene. Die Araber verbesserten sie mit all ihrem Wissen und all ihrem Können. Sie leiteten die Wasser des Xenil in tausend Kanälen durch die Landschaft. Eine unablässige Ernte von Feld- und Baumfrüchten war die Folge; die Produkte entferntester Breiten begegneten sich das ganze Jahr hier ...«

Als aber die christlichen Spanier das Land den Mauren abnahmen, ließen die Unkundigen die Bewässerungsanlagen verfallen, große Trockenheit brach aus – und bald sahen die »Gärten des Westens« so aus wie das übrige Spanien. Wie die Landschaft des Don Quijote, in der »nichts wächst außer Narrheit und Armut«, wo die Granden der Krone Güter besaßen, auf denen nur Ziegen weideten, und die Städte zu bauernfeindlich waren, um der Werkzeugkatastrophe des flachen Landes abzuhelfen.

Wie sehr mußte der besitzlose Landmann in Spanien nach einer Frucht greifen, die zu ihrer Kultivierung weder Pflug noch Zugtier verlangte! Die

erste Erwähnung der Kartoffel in der spanischen Literatur geschieht 1553 in der »*Chronica del Peru*«. Der Verfasser, Cieca de Leon, erwähnt sie darin sieben Mal. Er ist sich klar, welche Rolle sie jenseits des Atlantik spielt. Er weiß natürlich, daß die Indianer Mais bauen: die konservierte Kartoffel ist aber die bessere Rücklage gegen den Hunger. »Die Indianer lassen ihre Kartoffeln in der Sonne trocknen und bewahren sie von einer Ernte zur nächsten auf. Sie haben keine künstliche Bewässerung: wenn der Regen ausbleibt, würde Hungersnot entstehn, hätten sie nicht diese Kartoffeln ...«

Eine Frucht, von der man so sprach, war sicherlich keine Delikatesse. Sie war etwas für die Volksmassen, und die Spanier erkannten das früh. Schon 1573 kaufte das Stadtspital von Sevilla große Mengen von Kartoffeln als Teil der normalen Versorgung an. Sie waren für Massenverbrauch berechnet und wurden auch nicht mehr importiert, sondern bereits in der Umgegend von Sevilla angepflanzt. Also spielten sie nicht die Rolle von »Trüffeln«. Eine Luxusware hätte in einem Spital nichts zu suchen gehabt.

Von Spanien aus ging der Kartoffelanbau zögernd weiter nach Italien, nach Österreich, nach den Niederlanden. Von der Schweiz aus kam die Kartoffel nach Frankreich, wo sie aber haltmachte und auf solche übergroßen psychologischen Schwierigkeiten stieß, daß sie zunächst wieder vergessen wurde.

Wie aber kam die Kartoffel nach England? Die Geschichtsschreibung hat lange behauptet, daß die Engländer es waren, die die Frucht zuerst aus Amerika brachten. Nein, das stimmt nicht. Wir wissen heut, daß sie zwanzig Jahre früher in Spanien ankam als in England. Etwas anderes aber ist richtig: daß der Engländer Francis Drake 1586 die Kartoffel aus einem Amerika brachte, das die Spanier gar nicht kannten. Nämlich aus Nord-Amerika.

In dem wunderbaren Wettstreit, der die moderne Welt erst schuf, in dem Wettstreit zwischen England und Spanien, spielt auch die Kartoffel ihre Rolle. Die Königin Elisabeth und mehr noch ihre Paladine neideten den Spaniern die gold- und silberbeladenen Schiffe, die allmonatlich von Westen kamen. Die Engländer griffen zwar Mexiko und die Südländer nicht an — sie waren dazu nicht stark genug —, doch sie sagten sich, daß der Kontinent dadrüben noch groß war. Der Norden lockte! Gab es nicht auch hier Gold und Schätze? War nicht Amerika überhaupt das Versprechen für märchenhaften Reichtum?

Ein Blick auf die Indianer des Nordens hätte die Engländer warnen können. Hier war nicht die dichte Kultur der Azteken, der Silberreichtum der Peruaner. Es gab nur Wälder ohne Ende, unermeßliche Gründe für Jäger und Fischer. Aber Gilbert, Raleigh und Drake gingen nach Norden. Teils wollten sie an einigen Punkten Amerikas »heimliche Seeadler-Nester gründen, um von hier aus die spanischen Flotten zu plündern«, teils wollten sie aus dem Boden selbst für England Werte und Güter zaubern. Raleigh starb an diesem Traum. Gelehrter, Humanist und Dichter, rücksichtsloser Haudegen und politischer In-

trigant, wurde er nach Elisabeths Tod in die inner-englischen Wirren verstrickt und von den Stuarts hingerichtet. [Wie jubelten die Spanier darüber, daß man damals in London die eigenen Imperialisten köpfte!]

Dieser Walter Raleigh hatte 1584 für die »jungfräuliche Königin« von einer Küste Besitz ergriffen, die er ihr zu Ehren *Virginia* nannte. Aber die 108 Menschen, die er ansiedelte, konnten sich nicht halten. Nach einem zehnmonatigen Versuch holte Francis Drake die Hungernden ab. Und als diese Virginia-Siedler nach ihrem verfrühten Experiment wieder in England landeten, hatten sie die Kartoffel bei sich. Entweder hatten sie sie zuletzt schon auf amerikanischem Boden gebaut, oder sie im Kaperkrieg aus einem spanischen Schiff genommen, das in der Nähe Virginias kreuzte. Genug, die Raleigh-Leute waren die ersten Engländer, die jemals Kartoffeln gesehn und gegessen hatten. Mangels anderer Reichtümer brachten sie sie als Ziergewächs in die botanischen Gärten Londons. Der pflanzenkundige John Gerarde erwähnt sie in seinem Garten zu Holborn 1596. Aber schon in den nächsten Jahren sahen die Londoner die Kartoffel mit ganz anderen Augen an. Mit den richtigen Augen: man konnte sie essen! Sie vermehrte sich rasch, sie war leicht zu züchten, ein genügsames, pflanzliches Haustier.

84

DAS Parterre des Globe-Theaters hörte eines Tages den Ausruf: »*Let the heaven rain potatoes!* [Und wenn's Kartoffeln vom Himmel regnet!«] Es war zehn Jahre nach Drakes Rückkehr. Man schrieb 1596. Und Shakespeares *Falstaff* tat den Ausruf in den »Lustigen Weibern von Windsor«. Man sah den liebestollen Dickwanst auf die Szene zum Rendezvous stürzen. Kosmische Erotik schwellt ihn. In der Frühlingsnacht sind die Elfen los, und er selbst ist als Hirsch verkleidet. »*Let there come a tempest of provocation!*« schreit er »*I will shelter me here*«. Sogar, wenn der Himmel Kartoffeln regnet!

Die Bürger und Handwerker von London mußten also sehr genau wissen, was eine Kartoffel war. Shakespeare, der Theaterdichter, tat nichts, um eine Rarität, die in Glashäusern wuchs, zu propagieren. Der Witz in der Komödie ist eine blitzhafte Verständigung zwischen Sprecher und Hörenden: eine allbekannte Sache findet eine neue Anwendung oder neue Auslegung.

Doch die Witze eines großen Dichters gelten nie dem Gelächter allein. Wenn das Publikum hier lachte, lachte es auch über den Sprachwitz einer biblischen Parallele. Was war das wohl für eine Sache, die »vom Himmel regnen« konnte? Im 2. Buch Mosis, Kapitel 16, läßt Gott für die Kinder Israel, die hungern Manna vom Himmel regnen: »Als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste

rund und klein, wie der Reif auf dem Lande«. *Darüber* wurde gelacht, daß man die riesige Kartoffel, die wie eine Steinkugel aus dem Belagerungsmörser fuhr, mit dem zierlichen Manna verglich. Manna, nach der biblischen Sage, ersetzte



46 - Vincent van Gogh: Die Kartoffelschälerin

den Juden, die weder Weizen- noch Gerstenmehl zu verzehren hatten, bei ihrem Zuge durch die Wüste 40 Jahre lang das Brot. Um einen *Ersatz des Brotes* auch handelte es sich bei der Kartoffel: es ist geradezu ein Indizienbeweis, daß Shakespeare sie erwähnen darf, wenn er die Absicht hat, zu scherzen. Als koloniale Merkwürdigkeit hätte er sie schwerlich erwähnt.

Das Volk von London hätte also in der elisabethanischen Zeit sein Brot mit Kartoffelmehl gestreckt? Aber war denn das eigentlich nötig? In William Harrisons »Description of England« wird erwähnt, daß in Zeitläuften, wo das Getreide schütter wuchs, Bohnen, Schoten, Hafer und Eicheln dem Brote beigebacken würden. Kartoffelmehl wird nicht erwähnt — doch im Erscheinungs-

jahr des Buches, 1577, war die Kartoffel nicht bekannt. Warum sollte nicht zwanzig Jahre später die Kartoffel als »Mehlverlängerer« in den Kreis der Ersatzstoffe treten? In den neunziger Jahren wird das wahrscheinlich. Nachdem die ersten Herbste noch gute Ernten abgeworfen haben [man führt sogar Weizen nach Frankreich aus] tritt im Spätsommer 1596 auf einmal eine Hungersnot auf. Man muß Getreide im Ausland kaufen und Theodor Iwanowitsch, »König und Großfürst aller Reussen«, ordnet die Belieferung von England mit Getreide an. Die Not muß schrecklich gewesen sein – und zwar genau zu derselben Zeit, in welcher Shakespeare seinen Falstaff die Kartoffel als »Manna« preisen läßt –, wenn wir in einem Briefe lesen, der am 11. Juli 1597 aus Newcastle an Lord Robert Cecil geschrieben wird: »Am Donnerstag hat man in unserer Stadt tatsächlich eine Schüssel Roggen zu 32 Schilling verkauft, und wenn nicht, wie durch himmlische Fügung, einen Tag später die Holländer mit ihrem Korn gekommen wären [gewachsen in gottweißwelchem Land] – was hätte aus uns werden sollen? Mehr als zwanzig Tage schon hatte keiner eine Brotrinde zwischen seinen Zähnen gehabt – und viele legten sich hin, um zu sterben, in den Straßen und in den Feldern.«

In dieser fürchterlichen Not *muß* Kartoffelmehl eingegriffen haben. Fünfzig Jahre später sagte Dr. Thomas Venner, ein englischer Arzt, in »Via Recta ad Vitam Longam«: die Kartoffel sei zwar etwas blähend, aber von mehliger Konsistenz und deshalb überaus sättigend – ein wunderbares Volksnahrungsmittel. Und 1664 rühmt John Forster in »Englands Wohlstand gesteigert durch Kartoffelzucht«, daß, obwohl sie aus Westindien stamme, bereits ganz Irland von ihr lebe. Er fordert die englischen Bauern auf, sich ein Beispiel an den Iren zu nehmen.

85

DASS die Kartoffel in *Irland* wuchs, und daß das ganze Land von ihr lebte, war allerdings gar keine Empfehlung, sondern eine Belastung für sie. Haßten die Engländer doch die Iren als die ewigen »*Trouble-makers*«, mit denen aus religiösen und politischen Gründen fortwährend Krieg war – und haßten sie mehr noch als arme Leute. Beim »Wettkampf der Getreidesorten« spielt es eine große Rolle, ob eine Nation arm oder reich ist, wenn sie eine Speise anbietet. Sind ihre Lebensumstände schlecht, so färben sie auf die Speise ab. Der Geschmack folgt – ganz wie die Mode – immer dem Vorbild der Aristokraten.

Daß die Kartoffel tatsächlich »etwas für arme Leute« war, zweifellos eher ein Viehfutter, war ein unausrottbares Vorurteil Englands im 17. Jahrhundert, mag aber noch anders erklärt werden. Die Entdeckungsreisen der Spanier, Portu-



47 - »Die Maisschüssel half der Kartoffel auf.« Irische Hungersnot und englische Hilfeleistung im Jahre 1847

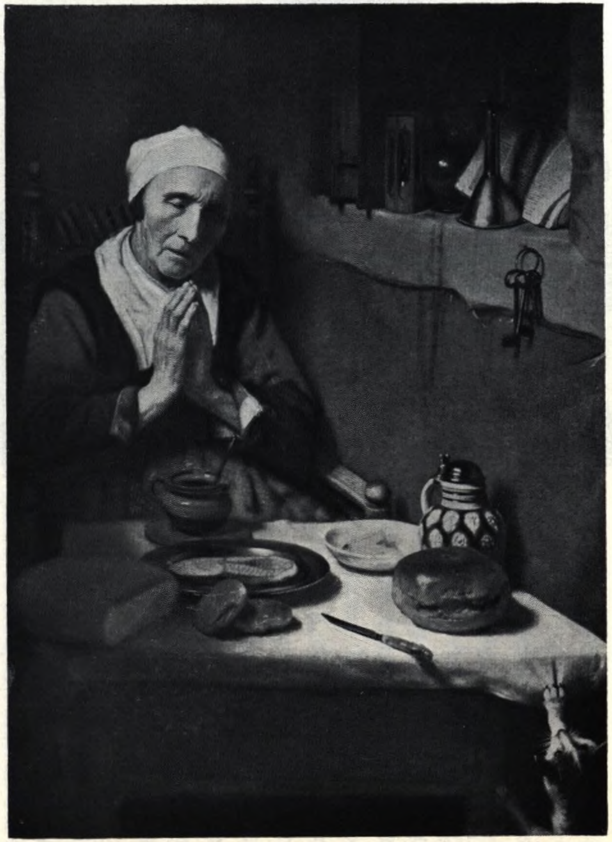
giesen und Holländer hatten nicht nur dem Gold gegolten, sondern ebensosehr den Gewürzen. Der Besitz von Niederländisch-Indien machte zum Beispiel die Holländer zu den größten Gewürz-Millionären der Welt. Wie H. E. Jacob in seinem Buche »Sage und Siegeszug des Kaffees« erzählt:

»Diese ersten Europäer, die der Archipel erblickte, raubten mehr als Gewürznelken. Die ganze Palmen- und Inselwelt stieg ihnen begehrlich in die Nase: und wie im Westen die Spanier zu den »Inseln des Goldes« geschifft waren, so waren im Osten die Portugiesen zur »Küste der Gewürze« gelangt. Gold und Gewürz wurden so dasselbe. Pfeffer ließ sich in Gold ummünzen; nicht weniger die Muskatnüsse, die man auf den Molukken-Inseln zwanzigmal billiger einkaufen konnte als im übrigen Asien.«

Durch die übertriebene Zufuhr von Gewürz war die Zunge der reicheren Völker in Westeuropa fast taub geworden für jeden milderen Essen-Reiz. Vor allem die Zunge der Engländer! Wie Ezra Parmalee Prentice in »*Hunger and History*« erwähnt, konnte im 17. Jahrhundert ein Dr. Thomas Muffett schreiben, daß »Melonen, Birnen und Äpfel doch eigentlich nach gar nichts schmekken«. Jetzt versteht man, weshalb den Iren – die arm waren und den teuren Pfeffer sich deshalb gar nicht leisten konnten – die milde Kartoffel vorzüglich schmeckte.

Dem englischen überwürzten Geschmack bedeutete die Kartoffel wenig. Für das arme Irland aber wurde sie National-Schicksal. Jahrhundertelang – so kann man wohl sagen! – bestand eine Relation zwischen der Kopfzahl der Grünen Insel und der Zahl der Knollen in der Erde. Solange dem Bauer auf den Feldern und der Frau im heimischen Gärtchen die Kartoffelknolle treu blieb, so lange konnten die Iren auch leben und im »gesetzlichen Bürgerkrieg« gegen die Engländer ihren Mann stehn. Seit Raleigh hatten sieben Generationen in Irland Kartoffeln gebaut und gegessen. Erst als im 19. Jahrhundert die Kartoffel den Iren untreu wurde, kam es zu jener Volkskatastrophe, die heute noch unvergessen ist.

Schon 1822 hatte eine schlechte Ernte in Irland Hungersnot verursacht. Auf einmal erschien ein neuer Feind, der »*Potato-Blight*« auf der Insel. Eine unerklärliche Krankheit, der Kartoffelbrand: sie war wie ein Mehltau. Botaniker wie Chauncy Goodrich erklärten, die Lebenskraft der Kartoffel [seit Jahrhunderten pflanzte man sie ja aus Knollen und nicht aus Samen fort] sei durch diese mißbräuchliche Art der ungeschlechtlichen Vermehrung zu geschwächt, um Krankheiten zu widerstehn. Es gab einen wissenschaftlichen Streit, aber zunächst einmal keine Hilfe. Die Krankheit breitete sich aus, sie berührte Irland nicht mehr allein. Ihr Gifthauch blies durch Belgien, Holland, Deutschland und fuhr bis nach Ungarn hinunter; doch nur in Irland vertauschte sie





Das Brot in der niederländischen Kunst

Nicolaus Maes: Betende Frau · Gerard Dou: Nachtstück



1763: Friedrich der Große überwacht die Kartoffelernte. Nach dem Gemälde von Warthmüller

DIE KARTOFFEL BEGINNT IHRE REISE



1588: Frühe Zeichnung einer Kartoffelpflanze, von Philip de Sivey an Clusius gesandt

binnen weniger Tage die reiche Ernte mit einem Haufen faulender Pflanzen. Kein irischer Bezirk blieb verschont. Am 27. Juli 1846 reiste Father Mathew von Cork nach Dublin: an allen Wegrändern sah er Kartoffeln in voller Pracht blühen und gedeihen. Bei seiner Rückreise am 3. August sah er in der gleichen Landschaft eine verwesende Vegetation. Händeringend und wehklagend saßen die Einwohner auf den Zäunen ihrer verfaulenden Gärten da. Sie waren Iren und deshalb arm. Doch nun fürchteten sie, daß sie sterben müßten — denn sie hatten nichts anderes angebaut.

In aller Eile griff England ein. Für 100000 Pfund Sterling ließ die Londoner Regierung *Mais* nach der Grünen Insel verschicken. Aber die Bevölkerung begegnete diesem Geschenk Robert Peels mit dumpfem Trotz und Mißtrauen. »*Should we eat the brimstone of Peel?* [Sollen wir Peels Schwefel fressen?]« Manche dachten, man wolle sie vergiften; denn es war ein alter Glaube, daß man vom Mais-Essen schwarz werde. Dann schließlich aßen sie ihn doch. Anstatt, was besser gewesen wäre, sofort breite Anbauflächen in Irland auf Hafer und Roggen umzustellen, versuchte man die hungernden Leute nur für den Moment zufriedenzustellen: riesenhafte Quantitäten von Übersee-Mais wurden eingeführt. Eine Armee von Verteilern erschien — man sprach von 700000 Leuten. Da es in Irland obendrein nicht nur an Mais-Mühlen mangelte, um die Frucht zu Brei zu zerquetschen, sondern sogar an *Kochgeräten*, wurden Geschwader von Messingtöpfen auf Dampfern und Seglern aus England gebracht.

Aber es half nichts. Der Hunger ging um. Auf den Hunger folgte die Influenza. Innerhalb der nächsten fünf Jahre starb beinahe eine Million: der fünfte Teil der Bevölkerung.

Da erklang, zum ersten Mal in der irischen Geschichte, der Massenruf: »Rette sich, wer kann! Das Leben ist wichtiger als das Land!« Schon in den ersten Hungerjahren hatten 30000 Leute ihre kleinen Anwesen aufgeben müssen. Hinter diesen Zehntausenden, die jetzt in die Emigration flüchteten, schwollen die Ziffern wie eine Springflut. In den ersten zehn Monaten von 1847 landete schon eine Viertelmillion gestrandeter Iren in Liverpool. Die Hälfte davon fuhr sogleich weiter — den Weg zurück, den Jahrhunderte früher die Kartoffel gekommen war: sie fuhren nach Nord-Amerika. Sie waren krank, zerbrochen und arm; gepferchte Zwischendeck-Passagiere, die Bauern und Gärtner gewesen waren. Viele von ihnen hatten kaum das Fahrgeld zusammenkratzen können. Anfangs verhungerten ganze Familien auf der Überfahrt, weil erst später die Schiffahrtslinien verpflichtet wurden, ihre Passagiere auch zu ernähren.

Sie stiegen aus. Sie sahen sich um. Nicht nur mehr der Heimat-Erde mißtrauten die Iren, nein, jeder Erde. Sie gingen nicht, wie zum Beispiel die Deutschen, in den Westen, wo es freies Land gab. Die Iren, die sich in New York,

New Jersey, Illinois, Pennsylvania ansiedelten, wurden Städter. Weder hatten sie das Geld für landwirtschaftliche Geräte, noch hatten sie Lust oder Zeit zu warten – und beim Ackerbau muß man warten. Sie mußten jegliche Arbeit annehmen. So kam es zur großen Umschichtung: der Ire in Amerika war schon im Laufe weniger Jahre nicht mehr der europäische Ire. Wer nicht Straßen und Eisenbahnen baute, der saß als kleiner Mann in der Stadt. Aber zahlreiche kleine Männer werden schließlich eine Macht. Wie Kartoffeln verwurzelten sich die Iren im Boden der großen Weltstädte. Im Jahre 1850 waren von 25 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten bereits 4 Millionen irischer Herkunft. Und die Emigration schwoll an! Die Treulosigkeit einer Lieblingspflanze, der Hunger und die Mißwirtschaft hatten sie aus der Heimat vertrieben, ihr Unglück stand ihnen im Gesicht. Die Feindschaft, der sie begegneten, da sie als bleiche Menschenströme sich mit den längst gesettelten Anglo-Amerikanern berührten, steigerte ihren irischen Clan-Geist. Nun buken sie nur noch fester zusammen, überall wuchsen die irischen Viertel, Zentren der politischen Macht.

Nie schwand die Erinnerung an daheim, an die grüne, blau überhimmelte Insel, an das strohgedeckte Bauernhaus, an die arme Schüssel des Abendschmauses. Kein Brot – doch von den Riesenkartoffeln wehten Dampfschwaden in die Gesichter wie von heißen Vulkan-Steinen. Das war vorbei ... Längst aßen die Iren [und ohne davon schwarz zu werden] das Mais-Brot der Amerikaner. Und es hatte nie jenen Duft bitterer und feuchter Kühle, der aus den Kartoffelgärten stieg ... Doch hier, in der Fremde, entsannen sie sich, daß die Kartoffel einst für die Bauern einen starken, tröstenden Alkohol hergab. So wurden sie jetzt, in Amerika, die wichtigsten Alkoholverkäufer und unterhielten die meisten »*Saloons*«. Die Saloons aber sind Festungen der politischen Beeinflussung. In New York herrschten dreißig Jahre lang die Iren in allen städtischen Ämtern. Erst der Italiener La Guardia brach mit seinen Republikanern 1934 die Stimmenmehrheit von Tammany Hall, die von den Iren gehalten wurde. [Und später war wieder ein Ire, O'Dwyer, Bürgermeister von New York.]

So war es eine Kartoffelnot, die vor hundert Jahren im fernen Europa zum Regulator der Auswanderung wurde. Ein Gemüse hat die Geschichte Amerikas entscheidend beeinflußt, hat den Menschenboden der Städte volklich und politisch verändert. Etwas Ähnliches mag durchaus jeden Augenblick wieder geschehn, eine neue Nahrung ein Zwischenspiel auf dem Welttheater beginnen. Denn die Geschichte der Völker ist in höchstem Maße Agrar-Geschichte.

Zwischen Squanto und Oliver Evans

86

Columbus hatte immerhin als Weltmann, Diplomat und Gelehrter die Küste Amerikas betreten. Mit Fernando Cortez hatte die List, in den Brüdern Pizarro die Brutalität riesige Weltreiche erobert. Die englischen Unterkapitäne Sir Walter Raleighs in Virginia brauchten die Spanier nur nachzuahmen: sie brauchten nur fest daran zu glauben, daß der Mittelpunkt der Erde London heiße und nicht Madrid – und ihr Neid würde neue Reiche schaffen. Was aber glaubten die *wirklichen* Gründer der »Vereinigten Staaten«, die *Pilgerväter*, die am 21. Dezember 1620 an der Stelle des heutigen Plymouth landeten? Sie glaubten an Gott.

Sie hatten ihr Vaterland England verlassen – unter so vielen scheinbar das beste –, weil sie auf eigene Art beten wollten. Sie hatten gesehn, daß die Lösung Englands vom Katholizismus, den sie haßten, nicht viel mehr als ein Kompromiß war. Wohl schien der Papst von England vertrieben, aber Altäre und Zeremonien waren eigentlich geblieben. Als nun Jakob I. seine Herrschaft mit der Erklärung antrat, wer nicht zur Landeskirche gehöre, der müsse aus dem Lande gehn, da nahmen ein paar hundert Menschen diese Drohung wörtlicher, als der Monarch sie gemeint hatte. Im Jahre 1608 wanderten diese Separatisten nach Holland aus, in das einzige Land, das absolute Duldsamkeit in Glaubensdingen garantierte.

Doch auch in Holland blieben sie nicht. Wohl gefiel ihnen die Bekenntnisfreiheit; doch sie sahen, daß sie in ein Land des extremen Nationalismus geraten waren. Die Holländer waren Kaufleute, die von Gilden kontrolliert wurden und nur dem holländischen Staatsbürger Arbeitsrechte gewährleisteten. Wer trotz allem Arbeit bekam – meist in der Bekleidungs-Industrie –, der merkte bald, daß ein Mensch, der zeitlebens in England Landmann gewesen war, unfähig war, den Webstuhl oder die Schneidernadel zu regieren. Sogar das holländische Bierbrauen erforderte ganz besonderen Verstand. Die Handwerker in den Niederlanden waren längst keine Bauern mehr und hatten es anscheinend auch gar nicht nötig: sie verkauften ihr Tuch an die Russen und holten sich dafür in Schiffen deren Korn. Im Wettbewerb mit den Einheimischen zogen die englischen Kleinbauern überall den kürzeren, die Berufsumschichtung wollte nicht glücken, das Erlernen der holländischen Sprache machte große Schwierigkeiten, und nach zwölf Jahren vergeblicher Mühe waren die armen Emigranten derart entmutigt, daß sie beschlossen »lieber in der Wildnis zu leben als in Industriestädten«.

Sie glaubten in ihrem Herzen das Wort des Apostels Paulus zu hören: »Heraus! Und scheidet euch von den Heiden! Und berührt nicht Dinge, die unrein sind!« Sie schrieben ziemlich zaghaft nach London, an jene kaufmännische Kompanie, die Virginia besiedelt hatte. Sie wußten, Amerika war weit, und König Jakob nicht gesonnen, so entfernte Untertanen religiös zu belästigen. Die Virginia-Company, hoch erfreut, mehr Siedler zu haben, willigte ein. Sie bekamen Kredit, rüsteten die »Mayflower« aus und fuhren ab.

Eine Knaben-Expedition, die heute ein Sommer-Camp aufbauen will, würde es praktischer anfangen. Ihre Entdeckung Amerikas begann damit, daß sie zunächst das Land Virginia gar nicht fanden. Statt sie im Süden abzusetzen, landete ihr Pilot sie im Norden. Sie landeten als Abenteurer, buchstäblich »ohne Patent noch Verfassung«: ohne irgendein Recht am Boden oder irgendeine Erlaubnis, Verfügungen darüber zu treffen. Mit kindlicher Genialität machten sie sich aber sofort eine eigene Regierung, die mit der der Kolonie Virginia nichts zu tun hatte. »Diese Lösung war ausgesprochen englisch, kein Spanier hätte derlei gewagt«, meint der Geschichtsschreiber John Truslow Adams. Sie sollte bald amerikanisch werden. Denn jeder Angelsachse hat in der Tasche den *Charter of Independence*.

Diese frommen erwachsenen Kinder kamen im kahlen Winter an. Sie wußten genau, daß sie zunächst vom Fischen und Jagen leben müßten. Sie hatten denn auch Gewehre und Netze. Als sie aber ans Land stiegen und einander ins Antlitz blickten, zeigte es sich, daß keiner von ihnen jemals einen Fisch gefangen oder ein Wild getötet hatte. Im Anfang schossen sie einen Vogel, der vielleicht ein Truthahn war; sie hielten ihn aber für einen Adler und verschmähten ihn demgemäß. Tierlaute, die sie in der Nacht hörten, hielten sie für »Löwengebrüll«; da es in England und in Holland keine Löwen gegeben hatte, schien ihnen die Annahme natürlich, daß es sie in Amerika gäbe. Sie waren gänzlich unvorbereitet für das große Abenteuer, in das sie hineingeraten waren. Sie brachten wenig anderes mit als ihren evangelischen Glauben, gesunde, unverbrauchte Körper, Liebe zu ihren Kameraden, einen gewissen Menschenverstand, Geduld und vor allem Tapferkeit.

Die Hauptlast ihres Schiffes bestand aus schweren Harnischen, ja aus Kanonen — obwohl nur ein einziger Mann, Miles Standish, damit umzugehen verstand. Auf ihrer Suche in Dickicht und Dornen nahmen sie ihre Rüstungen mit, so daß sie nicht selten zu Fall kamen und es ein wahres Gottesglück war, daß sie nirgends auf Feinde stießen. Im übrigen hatten sie keinen Ochsen, keine Kuh, keine Ziege, kein Schwein bei sich, ja, nicht einmal einen Pflug — nur ein paar Kästen mit Gartengeräten und Samen von Zwiebeln, Bohnen und Erbsen. Unbegreiflich — denn in England waren sie alle Bauern gewesen. Doch hier zeigte sich's, daß ihre Seelen eines kleinen Hinterhalts fähig waren: sie waren aus Holland zwar weggegangen, um der Industrie zu entfliehn — aber

sie waren insgeheim doch schon so hollandisiert, daß sie vom *Handel* zu leben gedachten. Ja, sie hatten sich's vorgenommen, mit den Indianern Pelzhandel zu treiben, die Ware dann nach England zu schicken und im Austausch die Hauptlebensmittel aus Europa zu beziehn. Jetzt aber wußte man in Europa zunächst überhaupt nicht, wo sie waren! Und sofort setzte der Hunger ein. »Wie war das möglich«, schreibt Roland G. Usher, einer ihrer Biographen, »daß in einem Land, das Überfluß hatte an Wild und Fisch, dessen Ufer mit Hummern, Aalen, Austern und Muscheln bestreut waren, dessen Wälder und Büsche von Beeren strotzten, die Pilger fast vor Hunger starben? Vielleicht *glaubten* sie's nur, daß sie's müßten, sobald sie Austern und Beeren aßen? Andere haben angenommen: diese ganz kuriose Not, in der sich die Pilgerväter befanden, kam lediglich aus ihrer Unfähigkeit, Fische oder Wild zu fangen — und wirklich, das ist die Erklärung! Unbegreiflich, aber wahr: Ihre Netze waren nicht stark genug, Schellfische oder andere große Meerbewohner ans Land zu bringen, und andrerseits waren törichterweise ihre Angelhaken zu groß für die Kleinfische des Ufers. Sie kamen zwar selbst aus einem Land, in dem man Fische fing und aß; doch sie hatten sich nie darum gekümmert, wie man sie fing — das war das Übel.«

Und mitten aus diesem Paradies von Speisen, die sie nicht anrührten, ertönte auf einmal der *Schrei nach Brot*. Die Pilger wollten nichts als Brot! Sie wollten also dasjenige, was ihnen niemand geben konnte. Wenn die Pilger auch Engländer waren, so waren sie doch Nachkommen jener Mittelmeer-Kultur, die sich seit Jahrtausenden hauptsächlich von Brot nährte; Nachkommen der Ägypter und Römer. Zwei Drittel ihrer Kost in Europa bestand aus Brot. In Virginia, das schon seit Jahrzehnten besiedelt war, hätten die Pilger Brot haben können. Hier nicht — und sie glaubten: sie müßten sterben. Nicht ohne frommen Zorn sprach ihr Führer, William Bradford, an Sonntagen das Wort aus dem zweiten Buch Mosis zu ihnen: »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Munde Gottes fährt«. Doch es war ihnen so bang um's Brot wie den Juden in der Wüste. Und auf einmal war es da. Brot, von der Vorsehung aufgehäuft, kam zu diesen hungrigen Christen.

Ein Indianer namens Squanto, ein sehr intelligenter Mann, der irgendwo von englischen Fischern die Sprache der Pilger gelernt hatte, zeigte ihnen, wie man *Mais* pflanzt. Schon vorher hatten sie durch Zufall einen großen Körnervorrat entdeckt, der in der Erde vergraben war: ein Indianerstamm hatte hier gelebt, hatte ihn aber im Boden vergessen, als er weiterzog — oder war der Stamm an einer Seuche verstorben? Eine schwermütige Romanze steckte hinter diesen Dingen, verschwiegen und unenträtselbar wie die großen amerikanischen Wälder. Die Pilger nahmen, was Gott ihnen gab — und Squanto, der schon recht alt war, lebte immerhin noch zwei volle Jahre: lang genug, um ihnen zu zeigen, wie man Mais behandeln müsse. Vielleicht sprach er mit den

Worten des Maiskorns, des Maisgottes Mondamin, zu ihnen, die später Longfellow dichtete:

»... Und ihr werdet ob mir herrschen,
und ich werde euer Knecht sein.
Macht ein Bett mir, drin zu liegen,
wo mich großer Regen wasche
und die Sonne mich besuche.
Grün' und gelbe Blätterkleidung
zieht mir aus und auch den Helmbusch.
Legt mich in die Erd' und macht sie
sanft und lose auf mir liegen.
Deckt mich zu, daß ich nicht friere!
Sorgt, daß keine Menschenhand
störe meinen heil'gen Schlummer.
Laßt nicht Unkraut oder Wurm
kränken mich, noch auch den Raben
Kahgahgee, daß er mich quäle.
Aber kommt und wartet mein,
bis ich aus dem Schlummer lächle,
bis ich aufwache, ein Jüngling,
sonnwärts meine Arme schwingend!

Dieser alte Indianer Squanto mit dem rissigen Gesicht und den scharfen Jäger-Augen bewahrte sie vor dem Verhungern. Durch Tod und Krankheit waren sie im Winter arg zusammengeschmolzen. Jetzt hieß es für einundzwanzig Mann, deren Frauen und für sechs Knaben, 20 Acres mit Mais bepflanzen. Viele waren vom Fieber matt, doch rastlos hackten sie drauflos. Sie machten, wie Goodwin berechnet hat, etwa 100000 Löcher mit Grabstock und Spaten: in jedes Loch legten sie zwei kleine Heringe, *alewives*, wie Squanto lehrte. Vierzig Tonnen Fische vielleicht mußten sie aus dem Wasser holen und nachts mit Feuer und Stöcken bereitstehn, damit nicht hungrige Tierkrallen die Fische aus den Löchern gruben. Aber wunderbar arbeitete das gedüngte Feld für die Siedler. Der Hunger war für immer vertrieben. Nur einmal noch, nach zwei Jahren, kam eine fürchterliche Dürre und drohte die Maisfelder zu versengen. Im Juni und Juli fiel kein Regen. Da versammelten sich die Männer im kleinen Versammlungsraum von Fort Hill und beteten ohne Unterlaß, sie beteten sieben, acht und neun Stunden. Am nächsten Morgen begann es zu regnen. Und jetzt waren sie überzeugt, daß Gott sie wirklich gesegnet hatte!

Sie blieben leben. Wunderbar genug: diese Menschen, vollkommen ungeschickt, dieses Abenteuer zu bestehn, wurden hart und überlebten Krankheit, Hunger, Indianerkämpfe. Bis nach den ersten sieben Jahren ein Strom von Hilfe zu ihnen kam. Werkzeuge, Tiere, neue Hände. Es war nur eine Prüfung gewesen. Die hatten sie wunderbar bestanden, das Wort der Heiligen Schrift im Herzen: »In Deiner Gnade hast Du Dein Volk geleitet, hast es mit Deiner Stärke erlöst und in Deine heilige Wohnung geführt!«

87

DAS Psalmbuch, das Gewehr und der Mais — das waren die drei Stützen, mit denen John Endicott und John Winthrop den Puritanern weiterhalfen. Das englische Volk in Amerika wuchs. Von drüben strömten neue Menschen. Um 1640 gab es schon 14000 in Massachusetts, 2000 in Connecticut, 1800 in Hampshire und Maine, 1500 in Maryland, 8000 in Virginia. Die ganze Küste von Maine herab bis Carolina wurde englisch. Nur in New York saßen Holländer und nannten die Stadt New Amsterdam, und am Delaware-Fluß sprach man schwedisch. Doch auch diese Volksteile sickerten bald in den englischen Strom.

Alle, die nach Amerika kamen, blieben beim Mais. Das war merkwürdig. Denn sie waren Roggen und Weizen gewohnt. Doch der Mais stellte ja so wenig Ansprüche an den menschlichen Arm wie ein Gemüse. Die Arbeit am Mais war ideale Frauen-Arbeit, eine Arbeit ohne Pflug. In der alten Neu-England-Zeit mußte eine Frau zugleich Mutter, Gärtner, Arzt, Bäcker, Brauer, Koch, Kellner, Wäscher und Schneider sein. Wie gut war es, ein Getreide zu haben, dem man nur wenig nachhelfen mußte, um von ihm Hilfe zu empfangen. »Ein Loch, vier Zoll tief, und vier Maiskörner«, so erzählt es Dorothy Giles, »und die Erde trocken darübergebracht mit der Hacke, mit der man sonst Muscheln aufbricht! Ein Monat später, und der Grund, auf dem noch die Holzasche-Düngung liegt, regt sich im Wind von zartgrünen Blättern. Noch einmal hilft die Hacke nach. Zwei Monate später, und schon tanzen die Quasten um den reifenden Kolben. Bald wird in unseren eisernen Töpfen der süße, milchige Maissaft kochen. Wenn der Vollmond aus der See steigt, wird er riesige Körbe bescheinen, in denen unser Schatz gehäuft ist; nicht weniger golden als der Mond wird der Mais dann von unseren Zäunen hängen...«

Das rasche Wachstum der Siedlungen in Amerika hing tatsächlich von der »Geschwindigkeit der Maispflanze« ab. »Stellt euch vor«, überlegte ein Prediger in Tennessee um 1900, »daß unsere Väter mit ihrem Brot vom *Weizen* abhängig gewesen wären! Sie hätten *hundert Jahre länger* gebraucht, die Rocky Mountains zu erreichen. Mais bringt ein Vierfaches von dem, was der Weizen auf einem Hektar hergibt, verlangt aber nur ein Zehntel des Samens und vollends nur ein Drittel der Zeit zwischen dem Pflanzungsakt und der Ernte. Weizen heischt ständig umsorgte Böden, muß im Herbst gesät werden und durch neun Monate bewacht, bevor man ihn schließlich ernten kann. Nun stellt euch die Pioniere vor, in der Tiefe unserer Wälder auf die Weizenernte wartend! Jede einzelne Pionierfrau konnte mit ihrer Muschelhacke, um ihre Blockhütte herum, ein Streifchen Erde mit *Mais* besäen — nur ein Viertelmaß Samen war dazu nötig. Wenn sie es im April besorgte, konnten sie und die Kinder sechs

Wochen später, im Mai, die gerösteten Ähren essen. Und sie brauchte nicht mehr zu nehmen, als sie für den Tag nötig hatte! Denn der Mais hielt sich den ganzen Winter, wohlbeschützt in seiner Hülse, die wie ein Waterproof-Mantel wirkte. Wann wäre der Weizen so gnädig gewesen? War er reif, so mußte er fast auf den Tag geerntet werden, gedroschen, gereinigt und geborgen, wenn er nicht verfaulen sollte. Und wenn man das alles getan hatte, war es schwer, ihn zu überreden, daß er auch noch Brot hergebe, sobald man vielleicht keine Mühle besaß. Da war der Mais ein besserer Freund. Ein kleiner Vorrat von ihm, getrocknet und in die Jagdtasche gestopft, genügte für eine zehntägige Streife...«

Das war denn also ein leichter Landbau, an dessen Ende der hölzerne Mörser oder die einfache »*samp mill*« standen — und diese Leichtigkeit war sehr wichtig für Menschen, die anderes zu tun hatten, denn sich als Bauern herumzuquälen. Die die Häuser erst bauen mußten, von denen die Maiskolben hängen sollten; die Palisaden aufführen mußten gegen die Wilden. Die Indianer kamen meist nur, um sich zu betrinken; doch manchmal auch in böser Absicht.

Daß die Weißen *auch* Mais aßen, machte sie den Rothäuten menschlich. Die Indianer Nord-Amerikas besaßen nicht die hohe Kultur der Staatsvölker von Mexiko und Peru. Sie waren arme Stämme ohne jenen Überfluß, der sich in geistige Werte verwandelt. Aber alles, was sie überhaupt hatten, verdankten auch diese Indianer dem Mais — und wenn man sie fragte, woher sie ihn hätten, konnten sie nur ehrfürchtig sagen, sie hätten ihn von den Göttern erhalten. Mit der Anweisung, ihn zu pflegen: eine Wildform hatte niemand gesehn. Bei den nördlichen und östlichen Stämmen war ein weiblicher Geist durch das Land gewandert und hatte in seinen Fußspuren Mais und Kürbisse hinterlassen. Über das Land der Navajos war ein Riesentruthahn dahingeflogen und hatte aus seinen Flügeln eine Ähre von blauem Mais fallen lassen. Oder es waren im Golf von Texas zwei Brüder auf einem Uferhügel von einer Sturmflut heimgesucht worden. Schon fürchteten sie, verhungern zu müssen; da erschienen täglich zwei Papageien und brachten ihnen Maiskolben. Schließlich fingen sie einen der Vögel: er verwandelte sich in ein schönes Mädchen und zeigte ihnen den Anbau des Maises. Bei den Seneca-Indianern hatte die Erdmutter Ataënsik Zwillingskinder, den guten Joskeha und den bösen Tawiskara. Tawiskara wollte nicht wie die übrigen Menschen zur Welt kommen: er bahnte sich einen anderen Weg durch die Brust der Mutter und tötete sie. Aus ihrem zerrissenen Leib wuchs der Mais, den nun Joskeha heiligsprach. Dann ließ er aus dem Leibe der Toten noch andere Pflanzen hervortreten: aus ihrem Nabel wuchs der Squash, aus ihren Füßen Kronbeeren, aus ihren Schultern Blaubeeren, aus dem Kopfe Tabak, weshalb sein Rauch die Gedanken klarer macht. Den Tawiskara ärgerte das Wunder dieser Pflanzenschöpfung, das sein frommer Bruder vollbracht hatte. Um alles durch Dürre zu vernichten, schuf

er einen ungeheuren Frosch, der alles Wasser der Erde austrank. Da stach Joskeha den Frosch in die Seite, die Gewässer sprangen wieder hervor, er schlug den Bruder in die Flucht. Dann erst formte Joskeha den Menschen.

So hatte jeder Stamm beinahe eine andere Schöpfungsgeschichte des Maises. Wichtiger als diese Mythen, die sie den staunenden Weißen mitteilten, waren aber die Rezepte. Ein sehr heilsamer Küchenzettel! Man konnte Mais das ganze Jahr essen, ohne sich zu langweilen und ohne darüber krank zu werden. Es gab zwanzig verschiedene Arten. Heidelbeerbrot aus Mais war dabei, und ein anderes Rezept war, unreifen Mais zu Mus zu zerquetschen und in den eigenen Blättern zu backen. Eine der ersten Gouverneure der Pilgerväter, Carver, sagte, »er habe nichts Wohlschmeckenderes gegessen«. Manche Stämme behaupteten, man dürfe Mais nur mit Bohnen anpflanzen. Denn der Mais und die Bohne seien ein vorweltliches Liebespaar: deshalb ranke die Bohne sich um den Mais. Den Weißen leuchtete das ein, und sie aßen gern beides zusammen.

Und keiner von diesen Ansiedlern versuchte, auf der neuen Erde die alten Getreide anzubauen? Als Tiere und Pflüge von drüben kamen, versuchte es mancher. Aber vergebens! Plötzlich lag irgendein Gottesurteil gegen den Weizen vor. Der Boden weigerte sich ihm, er fiel einer Art von Meltau zum Opfer, und vor allem fraß ihn der Rost, den schon die Römer gefürchtet hatten. In Neu-England wurde der Rost von dem Berberitzenstrauch auf den Weizen übertragen. Die Kolonisten wußten das nicht, gaben dem Weizen selbst die Schuld und hörten sehr bald auf, ihn zu säen. Ja, auf diesem Kontinent, der im 19. Jahrhundert der Weizendiktator der Welt werden sollte, wuchs bald kein einziges Weizenfeld mehr. Nur um Roggen mühte man sich. Die Hausfrauen wußten, daß Roggenmehl das zu lockere Maismehl beim Backen stärke. Beide Mehle, durcheinandergemischt, ergaben das Neu-England-Brot, das man »*Rye and Injun*« [Indianer-Roggen] nannte. Wer es aß, der aß als Amerikaner die Erinnerung an Europa mit.

Das Beste am Mais war freilich das, daß er noch zu anderem gut war als zum Essen. Mais war *Tauschgeld*. Der Mais half ihnen beim Pelzhandel. Schon 1633 tauschten sie aus Kanada gegen tausend Pfund Biberpelze. Jedes Büschel sechs Schilling wert, und jedes Pfund Pelz zwei Büschel Korn. Bei so etwas konnte man reich werden – besonders wenn man die Pelze dann mit großem Profit nach England verkaufte! So wurde für Boston und die andern aufblühenden Städte der Ostküste bald nichts wichtiger als der Schiffbau. Und man kann sagen, daß diese Schiffe eigentlich aus Mais gebaut waren, der sich mit Pelz multipliziert hatte.

88

Es waren neue Menschen, deren Gesichtsausdruck keine Ähnlichkeit mehr mit dem ihrer Vettern von drüben hatte. Auch ohne daß im Jahr 1700 die Fotografie schon erfunden war, wissen wir es.

Zwei Dinge machten's. Zunächst die Arbeit, die von *allen* getan wurde. In einer Beschreibung von Maryland um 1670 heißt es: »Der Sohn des Hauses arbeitet genau so wie der Diener, so daß sie gemeinsam ihr Brot erst verdienen, ehe sie's essen«. Und zweitens: es gab keine Landnot in diesem weiten Amerika.

Wenn einem Bauern in Europa die Ernte mißlang, war's ein Todesurteil. Aber in Amerika: Erwies sich da irgendein Boden als schlecht, so konnte der Farmer weiterwandern, Stämme schlagen, wie die Indianer, mit Holzasche düngen und Mais anbauen. Zwar war das Land, in das er zog, nicht Niemandsland. Es gehörte dem König oder englischen Gesellschaften, 100 Acres kosteten zwei Schilling. Doch auch wenn er das Geld nicht besaß, hütete sich die Obrigkeit, es von dem Manne einzutreiben, der immerhin mit Gewehr und Axt die Indianer vom Koloniallande fernhielt. – So zog der amerikanische Farmer als ein »wandernder Ackerbauer« – ein Neues in der Geschichte der Menschheit! – umher wie sonst nur die Viehzüchter: vom schlechteren Boden zum besseren. Am besten war immer der Boden, der neben einem Flusse lag. Jeder Fluß war für die Siedler als Bewässerer ein Euphrat – und darüber hinaus war er noch der Handelsweg für ihre Produkte. Denn Straßen zu bauen war sehr teuer, und Wagen kosteten mehr als Kähne. Jedenfalls wurde dies Vorstoßen der Farmer in die Wildnis hinein der Grund für die rasche Besiedlung des amerikanischen Kontinents, und das Verbot des Königs von England [1763], jenseits der Alleghanies zu siedeln, wurde eine der Ursachen der amerikanischen Revolution. Der Wanderdrang der Farmer nach besserem Boden und größeren Ernten ließ sich von Bergen nicht einzäunen. Dieser Drang war zugleich Amerikas Drang nach dem Westen; dasselbe Sehnen, das die Siedler hierher geleitet hatte. Aus der Alten Welt, der Sonne nach – ein mystischer, unerklärter Zug, der durch die ganze Kulturwelt läuft und der nichts mit dem »Zug nach Süden« zu tun hat, dem leicht erklärbaren Hunger nach Wärme.



48 - Handmüllerei auf den Hebriden

Im 17. und 18. Jahrhundert spielte in Amerika das Geld noch eine gebändigte Rolle. Kapitalistisch dachten die Städte,

die an der aufblühenden Ostküste lagen. Im allergrößten Teil des Landes aber hatte Geld geringeren Wert als Getreide, Wasser, Äxte und Waffen. Vor allem als die menschliche Hand, die nicht durch Geld zu ersetzen war. Das Leben mit seinen Anstrengungen und persönlichen Gefahren schien schwerer als das Leben in England. Aber zugleich war es viel leichter. Die große, unsichtbare Schlinge des Agrarkapitalismus und der Industrieherrschaft fehlte, die jeden Augenblick den Farmer hätten enteignen und erwürgen können.

Denn das Leben in England war furchtbar geworden. Die mittelalterliche Gesinnung der Lords hatte sich neuzeitlich gefärbt, doch die Lage des Kleinbauern hob sich nicht. Neue Gefahren umstellten ihn. Seitdem England begonnen hatte, der niederländischen Tuchindustrie Konkurrenz zu machen, sah sich der Landmann von einem reißenden Tier bedroht, das ihm wilder schien als ein Löwe. Es war das *Schaf*, und es war nicht harmlos. Die Schafe vermehrten sich unglaublich. Ihnen zuliebe wurden fruchtbare Felder Weideland. Man berechnet: um das Jahr 1700 war durch die Gewinnsucht der Lords die Hälfte des Agrikulturlandes von England und Wales zur Schafweide herabgesunken oder als Farbstoff-Plantage eingezäunt. Immer mehr fielen die Ernteerträge, und fortgesetzt stieg der Getreidepreis. Dem Grundbesitz war das gleichgültig, denn eine Schafschur brachte mehr Gold als fünf Ernten gebracht hätten. Alle zwanzig Jahre einmal stürmte das verzweifelte Volk gegen die verhaßten Zäune, riß sie ein und brannte sie nieder. Dann wurde geschossen, das Volk verlief sich, und die Armeen rupfender Schafe schoben sich wieder über das Gras, eine Karikatur des Friedens. Dies war nicht das Zeitalter des Lammes, das Jesus Christus gemeint hatte.

Ganze Landstriche verödeten nun. Die Bauern, die hier gesessen hatten, wurden in die Stadt geworfen, in die Bekleidungs-Industrie. Sie wurden Sklaven der Webstühle. Zugleich vermehrten die schwellenden Einwohnerziffern der großen Städte von Jahr zu Jahr die Nachfrage nach Korn. Hätte der König eingegriffen oder hätte das Parlament das Fortschreiten der »*enclosures*« verboten, so wäre dem Verfall des kleinen Bauernstandes noch zu steuern gewesen. Stattdessen geschah etwas anderes, was die Kleinbauern schrecklich traf. Eine Art »Revolution von oben«, die Geburt des wissenschaftlichen Denkens, der Beginn der »Neuen Agrikultur«:

Da man das industrielle Land, die Schafweiden und die Safranfelder dem Ackerbau nicht zurückgeben wollte, da aber andererseits der Ruf nach Agrarprodukten ständig stieg, sagten sich die Reichen und Klugen, daß man eben in Zukunft den Boden rationeller bewirtschaften müsse. Jethro Tull [1674 bis 1741], ein Rechtsanwalt, der seinen Beruf aufgab, um Landwirt zu werden, erfand den ersten mechanischen Pflug, der mit einer Säe-Vorrichtung kombiniert war: ein Pferd zog eine Reihe von Hacken durch den Boden, hinter den Hacken brachten Röhren das Saatgut in die Furchen. Die frommen Bauern

bekreuzigten sich, doch die Klugen sahen, daß es gut war. Wenn man *nur* in die Furchen pflanzte [und vor allem tief genug], statt das Saatgut blindlings herumzustreuen, dann wurde das Saatkorn mehr ausgenützt, und die diebischen Vögel hatten das Nachsehn. Das war der Beginn des modernen Ackerns. Ein Zeitgenosse Jethro Tulls, der berühmte Viscount Townshend [1674–1738], erfand neue Methoden, Sümpfe zu trocknen und eine neue Mergel-Düngung [eine Mischung von Kalk, Ton, Sand]. Townshend zeigte den Engländern, daß Rüben nicht nur Viehfutter, sondern glänzende Böden abgeben; er bewies seinen Landsleuten den Wert des Klees als Stickstoffbildner und Vergrößerer der Heu-Ernte. Aber sein größter Beitrag war die Einführung des Vierjahres-Zyklus: endlich konnte jedes Feld jedes Jahr bebaut werden! Sein Zyklus – Weizen, Rüben, Gerste, Klee [statt der letzteren beiden konnte man auch Hafer oder Bohnen säen] sicherte Bodenfruchtbarkeit ohne allzuviel künstliche Düngung. Das gab der alten Drei- und Zweifelderwirtschaft den Todesstoß, den sie verdiente, und bewies den engen Zusammenhang zwischen Ackerbestellen und Viehzüchten durch Gewinnen billigen, trockenen Futters.

Das war nichts Geringeres als ein Vorspiel des modernen ackerbauchemischen Denkens, das im 19. Jahrhundert Humphrey Davy und Liebig weiterdachten. Ohne diesen Tory Townshend und ohne seinen Schüler Bakewell [1725–1795] hätte England möglicherweise eine Revolution erlebt, die fürchterlicher gewesen wäre als die französische Revolution. Doch die Reform des Ackerbaus schuf tatsächlich Brot für die englischen Städte. Nur war es tragisch, daß diese Reform zugleich diejenigen erdrückte, die mit schwachen Werkzeugen bisher das Brot ergraben hatten. Es war die Katastrophe der Bauern, daß etwas, was zugunsten aller unternommen wurde, zunächst einmal gegen *sie* ausschlagen mußte: die Verwissenschaftlichung des Ackerbaus... Mit dem alten Pflügen und Säen hätte der ausgelaugte Boden Englands die Engländer nicht mehr ernährt. Man mußte tiefere Schichten erpflügen und gründlicher säen, um besser zu ernten; aber das konnten nur Kluge und Reiche. Die Gelehrten, die das ersonnen hatten, hatten »an die Menschheit gedacht, doch nicht an den Menschen«. Die einfachen Seelen wurden ausgekauft und beiseite geschoben. Und wenn sie trotzdem auf der Scholle blieben, konnten sie nicht mehr mitkonkurrieren und versanken in Schmutz und unfaßbare Armut.

Literarhistoriker fragen zuweilen nach den Quellen der »Sentimentalität«, die aus zwei kräftigen Literaturen, wie der englischen und der deutschen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts Reservoire weltschmerzlicher Tränen machte. Eine der Quellen fließt bestimmt aus ökonomischem Erlebnis: die Dichter beweinen den Untergang des Glückes auf dem flachen Lande – sogar wenn sie es selbst nicht wissen. So George Crabbe [1754–1832], der, mit Trauer und Verachtung, alles, was er auf dem Dorf sieht, abscheulich und menschenunwürdig findet. Der Bauer »ist eine Kreatur mit nicht mehr Leben als ein

Erdkloß« und das Landleben selbst »ein scheußlicher Anblick«. Und Oliver Goldsmith in seinem Gedicht »*Das verlassene Dorf*« schreibt schwarze Verse:

Schlimm geht's dem Land, der Übel Beute wird's,
wo Reichtum steigt, doch arm der Bauer wird.
Ob Lords und Fürsten blühen oder sinken,
s'ist gleich: ein Windhauch macht sie und verlöscht sie.
Doch stolzer Bauernstand, wenn er zerstört ist,
steht nimmer auf zu seines Landes Heil.

Wie gefeit kam sich damals Amerika gegen solche Zustände vor! Pflüger von ihrem Land zu treiben und sie in die Stadt zu werfen, erschien einem Mann wie Benjamin Franklin, der ein Hasser der Industrie war, als der Gipfel eines sozialen Verbrechens. Die Lage erwägend, in welche die *Wolle* den englischen Bauern gebracht hatte, schrieb er 1760:

»*Kein Mann, der selbst ein Stück Land besitzt, der durch Bauern-Arbeit die Seinen ernährt, ist arm genug, um als Arbeiter für einen Fabrikanten zu schuften. Gibt's nicht Land genug in Amerika? Darum wird auch die Industrie bei uns niemals etwas Besonderes bedeuten.*«

Mit noch größerer Schroffheit vielleicht äußerte er neun Jahre später seine Abneigung gegen jeden, der das Volk von den Äckern nehmen wollte:

»*Es gibt anscheinend nur drei Wege für eine Nation zu Reichtum zu kommen. Der erste, den die Römer wählten, ist der Krieg: man plündert seine Nachbarn. Der zweite ist der Handel: also Betrug. Der dritte, der einzig anständige, ist der Ackerbau: der Mensch empfängt Einkommen und Zinsen von der Saat, die er in den Boden warf — ein Geschenk von Gott und das größte Wunder!*«

So zu denken: das war nicht der Weg, den Amerika später gehen sollte. Aber Franklins Starrköpfigkeit war doch ein gutes Barometer, was damals in Amerikas Augen Europa wert war. Es sank immer tiefer. Wenn die Auswandererschiffe mit ihren Engländern, Schotten, Iren in New York und Boston festmachten, erklangen sie von Seufzern des Glücks. Die ökonomische Verachtung des Amerikaners für Europa äußerte sich aber nicht nur darin, daß er das Schlechte von dort verwarf, sondern seltsamerweise auch darin, daß er das Gute nicht annehmen wollte. Die »Verwissenschaftlichung des Ackerns« war ihm zunächst ganz gleichgültig. Sein Land war groß, der Boden jungfräulich, er selbst ein Entdecker, doch kein Erfinder. Was sollte er mit technischem Fortschritt? Ihn lockte die Weite, nicht die Tiefe; die Helle unerschlossenen Lebens, nicht das strenge und qualvolle Grübeln, wie man Altes besser mache. Als 1799 Thomas Jefferson, später Präsident der Vereinigten Staaten, sich hin-

setzte und, ein Ackerbaugelehrter, des Farmers Pflug zu verbessern begann, da verstanden die Farmer ihn gar nicht und hielten das für Spielerei. Was war denn am Pfluge zu verbessern? Und noch im Zeitalter Dickens' schrieb die Anglo-Französin Harriet Martineau: die Größe des Landes, das Streifen ins Weite, der Appetit für neuen Boden »scheint die Ursache jeder Aktion und das Heilmittel aller Übel zu sein«.

89

ZUR Zivilisation des neuen Weltteils gehörte, daß — wie in Europa — es reiche und arme Menschen gab. Nur eines schien es nicht zu geben: den Hunger. Weil zur Erzeugung des Hungers, der *Fames Europaeica*, 1000 Jahre Mißregierung oder Bodenerschöpfung gehört hatten, die es im neuen Weltteil nicht gab. In einem Lande, wo Tagelöhner ein kleines Häuschen mit Garten hatten, war Armut nicht dasselbe wie Hunger.

Doch all das bezog sich auf den *Frieden*. Wie aber nun, wenn die große Prüfung des *Krieges* an diese Menschen herantrat? Kaum war eine Gemeinschaft schlechter auf solch ein Abenteuer gerüstet als jene dreizehn Republiken, die 1773 dem unbesiegbaren Koloß die Herausforderung ins Gesicht schleuderten. Das britische Weltreich war viel größer als das römische der Antike. Georg III. von England war zugleich auch der Großmogul von Indien. Diamanten und Eisen, Gold und Stahl, Kohle, Wolle, Leinen, Gewürze: nicht nur der Reichtum der Gegenwart, sondern der ungeborene der Zukunft gehörte diesem *einen* Menschen. Und Amerika hatte nichts als seine Ernten und seine Wälder.

Hundertundfünfzig Jahre lang hatte Amerika Brot gehabt, jedes Jahr, hauptsächlich Mais, dann Roggen, Weizen beinahe gar nicht — jedesmal genau so viel, wie die Hand des Pflügers brauchte, es in den eigenen Mund zu schieben und in den Mund der nächsten Stadt. Aber konnte das ausreichen für einen so fürchterlichen Krieg? Schon in den ersten Monaten stellte sich's heraus, daß der Krieg von Advokaten und Schriftstellern zwar geistig gut vorbereitet war, aber waffentechnisch vernachlässigt. Die Gewehre waren schlecht, die Kanonen befremdliche Maschinen, die Mannschaft — wunderbar in der Schlacht — streitsüchtig und undiszipliniert im Ermüdungs- und Erschöpfungskrieg, der sieben Jahre lasten sollte und den so viele Menschen verwünschten. Hätte man doch lieber in Boston des Königs Tee nicht ins Meer geschüttet und ihm den geforderten Zoll bezahlt!

Aber wunderbar genug! Dieser Krieg, den die Kaufleute, die sich so gern arrangiert hätten, am liebsten abgebrochen hätten — dieser Krieg ging nicht

verloren. Dank der einfachen Logik der Erde, die weiter Brot schuf, dank der Logik der Farmer, die das Rückgrat des Kriegs waren. Überall will der Bauer sonst Frieden und überläßt den Handelskontoren das Interesse an kriegerischer Verwicklung; denn der Sieg ist es, der den Handel füttert. In Amerika war es anders. Der amerikanische Bauer hatte vielleicht wenig zu gewinnen, aber alles zu verlieren, wenn der Krieg verloren wurde. Denn dann wäre er abermals zum *europäischen Bauern* geworden: er hätte den Großgrundbesitz, dem er einst entflohen war, neu auf seine Schultern stemmen müssen, und den europäischen Hunger in seiner englischen oder französischen Gestalt. Das wollte er nicht. Darum kämpfte er.

Die Städte an der Ostküste hatten aufs stärkste von Fischen gelebt. Das hörte jetzt auf, als die Engländer keine Flottille mehr ausfahren ließen. Und doch kam kein Hunger. Er kam so wenig, daß Washington einmal wagen konnte, 1779, vierzig große indianische Orte zu zerstören und dabei 160000 Bushel Mais zu verbrennen — eine sehr bedenkliche Tat, die er aber nicht hätte begehn können, wenn er nicht mit einer genügenden Ernte gerechnet hätte. Jedenfalls schien es wichtiger, die Versorgung der Gegenpartei zu erschweren, als den Mais für die eigene zu sichern.

Die furchtbaren Leiden der Soldaten entsprangen dem Mangel an Wagen und Straßen. Getreide war genügend vorhanden, doch im Winter war es technisch unmöglich, die Armee damit zu versehn. Im Januar 1780 schrieb der Militärarzt Thacher: »Der Schnee liegt jetzt vier bis sechs Fuß hoch, und die Straßen sind unpassierbar, wir können keine Vorräte bekommen ... Die Soldaten sind vor Kälte und Hunger zu schwach, um ihren Dienst zu erfüllen...« Washington selbst rühmt die Armee:

»*Wir hatten die Tapferkeit und die Geduld auf die ernsteste Probe zu stellen. Oft genug verging eine Woche ohne Brot oder Fleisch — manchmal ohne beides. Zuweilen aßen die Soldaten Pferdefutter. Aus Buchweizen und Mais, wenn er da war, wurde Brot gebacken. Eine heldenhafte Geduld zeichnete unsere Soldaten aus...*«

Aber das war keine Hungersnot, wegen der man den Krieg hätte abbrechen müssen: das war eine *Transportkrise*. Man hatte keinen Wagenpark, hatte keine Sammelstelle, man war kriegswirtschaftlich zu ungebildet. Männer wie jener Christopher Ludwick, Bäcker aus Philadelphia, der sich anschickte, die Brotversorgung des Rebellenheeres durchzuführen, waren selten... Gewiß, es gab europäische kriegswirtschaftliche Methoden, ein Heer mit genügend Brot zu versehn. Friedrich der Große — von dem Washington durch seinen Helfer, den General von Steuben, wahrscheinlich viel gehört hatte — empfahl zum Beispiel, daß alles Mehl in einem »festen Platz« lagern solle, von dem die Armee sich

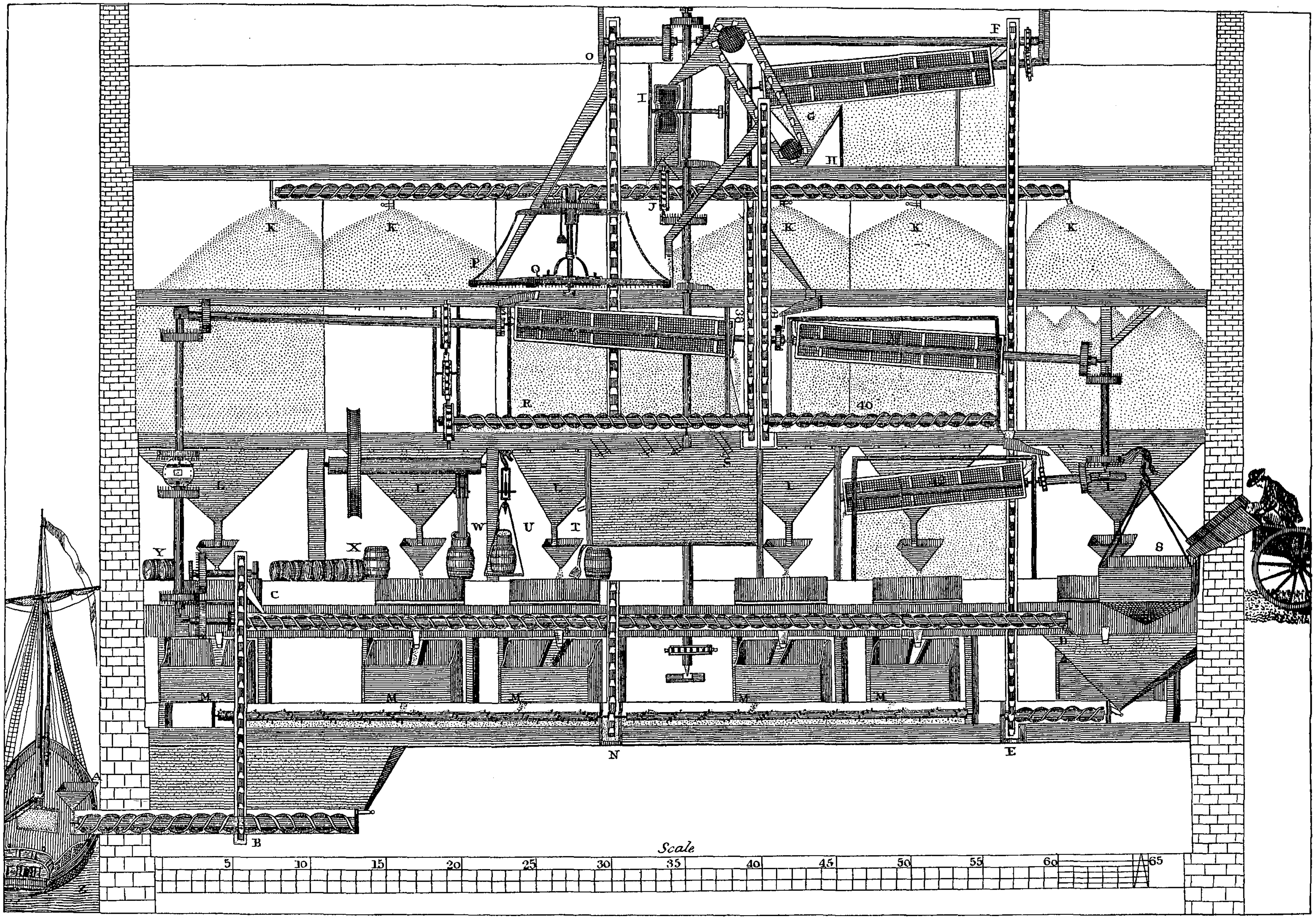
niemals mehr als fünf Tagemärsche entfernen dürfe. Die Feldbäckerei würde dann in der Mitte zwischen dem Fort und dem Heer liegen; und das Mehl würde der Feldbäckerei unter Kavalleriebedeckung zugebracht werden. Auf diese Weise würde sich die Front nie weiter als zwei bis zweieinhalb Tagemärsche von der Feldbäckerei entfernt haben. Da Soldatenbrot etwa acht Tage frisch blieb, waren die Truppen vor Hunger geschützt. Adolf Caspary erzählt davon in »Wirtschaftsstrategie und Kriegführung«. Nun, als der König das anordnete, tat er es in der allerbesten Manier des 18. Jahrhunderts. Unglücklicherweise aber ließ es sich nur auf Europa anwenden, auf jenes Rokoko-Europa, in dem die Kriege und die Märsche noch so etwas wie Schachspiel waren. Das junge Amerika aber kannte diese Art von Rokoko-Kriegen nicht. Eine koloniale Revolte, in der es um Sein oder Nichtsein ging – und das war Washingtons Krieg gegen England –, konnte nicht so ordentlich und »geometrisch« durchgeführt werden.

Unzweifelhaft führte der englische Feind, weil er besser verproviantiert war, seinen Krieg vorläufig einmal auf gesünderer ökonomischer Basis. Das Leben im englischen New York war leichter als das Leben im Heer des »Rebellenführers« George Washington. Wo die englische Verwaltung saß, gab es zunächst einmal peinliche Ordnung: auch die Bäcker wurden genau überwacht; es war sehr nötig, daß Militär und Zivil gutes Brot bekamen und zu einem vernünftigen Preis. Das hatte der englische Kommandant im Sinn, als er die Vorkriegssitte erneuerte, ein bestimmtes Brotgewicht festzusetzen. Dabei wurde auch dem Bäcker ein gewisser Profit zugestanden – doch die Sache im ganzen streng gehandhabt. Im Januar 1777 wurde angeordnet, daß ein Brotlaib, der dreieinviertel Pfund wog, für 14 Pence verkauft werden müsse. Und kein Bäcker konnte wagen, das Gewicht des Brotes zu vermindern – denn er hatte seine Initialen auf dem Brotlaib anzubringen.

Auf der Gegenseite aber waren die Magazine leer. Erstaunlicher als der Mangel an Nahrung war wohl noch der Mangel an Schuhen in einem Land, das so herdenreich war und genügend Häute verarbeiten konnte. Doch die Industrie war damals in Amerika unbekannt.

Daß es wirklichen Nahrungsmangel nicht gab, beweist, daß 1779 der Kongreß die Staaten auffordern konnte, Mehl und Mais an das Heer zu senden. Diese Idee wurde aufgegeben – und statt der Brotstoffe Geld geschickt –, weil der Transport aus Staaten, die von der Front weit abgelegen waren, Mehl und Mais teurer gemacht hätte als das an Ort und Stelle Gekaufte. Normalerweise war es unmöglich, daß ein Volk von Millionen Menschen – Ackerbauer zu 90 Prozent – eine so kleine Armee nicht hätte mit leichter Mühe ernähren sollen. Aber die Lage war verzwickt. Denn schlimmer als die Transportkrise und der ihr folgende Warenmangel war eine andere schwere Prüfung, die den Sieg ernsthaft in Frage stellte: die vom Feinde aus London herüber dirigierte

TAFEL XXIV



J. Yeager.

Brot und Technik

Oliver Evans' siebenstöckige Dampfmühle

[Philadelphia, um 1790]

Inflation. Im Jahre 1780 war der Goldwert des amerikanischen Geldes um 4000 Prozent gesunken. Trotz reichlicher Ernten stiegen die Preise. Ein Brief von Frau John Adams an ihren Mann sagt, daß der Bushel Mais 25 Dollar, der Roggen gar 30 gekostet habe. Diese jähen Preissteigerungen störten das freundschaftliche Verhältnis von Stadt und Land. Wie jeder, der etwas zu verkaufen hatte, wurden die Farmer des Wuchers beschuldigt. Selbst George Washington drohte ihnen. In Briefen an Warren und John P. Custis kündigt er strenge Maßnahmen an.

»*Wenn sich gewisse Leute nicht an einen vernünftigen Preis halten und sich immer noch weigern sollten, lebenswichtige Artikel so zu liefern, daß man sie kaufen kann, wird das große Gesetz der Selbsterhaltung uns dazu zwingen*, sie *zu zwingen.*«

Aber da durch die Inflation auch das Budget der Farmer gestiegen war, ist es zweifelhaft, ob die Brotschöpfer wirklich Vorteile erzielen konnten. Im Gegenteil wurden die kleinen Farmer gegen Ende des Krieges unruhig: ein Beweis, daß es ihnen nicht allzu gut ging.

Es war Zeit, daß der Friede kam [1783]. Nicht allein die amerikanischen Waffen und die Halsstarrigkeit demokratischer Farmer hatten die Befreiung erkämpft: auch die Haltung Frankreichs trug dazu bei, des alten Feindes der Engländer. Kaum war der Sieg erkämpft, da kamen die neuen, schweren Probleme des Friedens. Die Ländereien der *englischen Krone*, der riesige *Großgrundbesitz der Tories* in Amerika wurde aufgeteilt. Die Kriegsveteranen bekamen Land. Wie es immer ging, fühlten sich andere benachteiligt. Eine wirtschaftliche Depression folgte dem Krieg. Die Farmer konnten ihre Produkte nicht anbringen und die Steuer- und Zinsschulden, die sich aufgehäuft hatten, nicht bezahlen. Ein abgedankter Offizier, John Shay, sammelte unzufriedene Farmer und zettelte eine Verschwörung an. 1787 wurde der Aufstand unterdrückt, jedoch alle Teilnehmer begnadigt. Es war nur eine Fiebererscheinung in einer genesenden Nation. Ein wenig Anarchie nach dem Krieg — und keine ernstliche Erschütterung in einem Land, in dem, wie seltsam, ein jeder Brot zu essen hatte.

90

DIESES Brot kam fast *nur* aus der Erde. So hatte Franklin es ja gefordert. Aber man begann nachzudenken. Ein Streit, der tief ins Leben eingriff, war der ideeliche Konflikt zwischen dem Schatzsekretär Alexander Hamilton und Jefferson, dem Außenminister. Hamilton, der begriffen hatte, daß Amerika

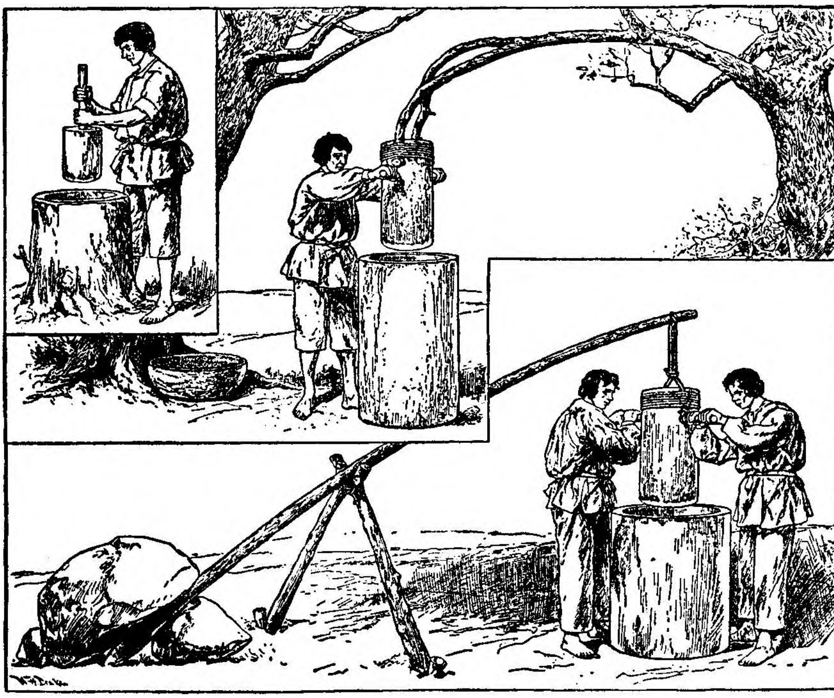
diesen Krieg beinahe verloren hatte, weil es kein Industriestaat war, wünschte, daß Amerika augenblicklich reich werden solle. Es müsse ein Über-Europa werden, ein Land von Bank- und Schiffahrtsmagnaten. Thomas Jefferson wiederum dachte, daß man Geld nicht essen könne, und wollte sich nur auf die Farmer stützen. Es geschah selten, daß sie zusammengingen. Denn in frühen Staatsgebilden [und Amerika war damals noch ein Jüngling] mißtraut gewöhnlich die Erde dem Geld und das Finanzkapital dem Boden. Jeder hält sich für die einzige Säule ... Einmal aber geschah es doch, daß die Industrie und der Boden sich zu einem Symbol von Kraft und amerikanischer Zukunft vereinten: Das war, als Oliver Evans seine Mühle in Philadelphia aufbaute. Eine siebenstöckige Dampfmühle! Das gab es in Europa nicht, wo sie doch so erfinderisch waren und wo so viele Techniker saßen.

Es war eine englische Erfindung [in Amerika erfand man noch nichts], und James Watt war der Genius, der für 150 Jahre die Welt vor seine Idee schirrte. Der Dampf! Der Dampf! Die rasende Kraft zusammengepreßten Wasserdampfs hinter einen Kolben zwängen und seine Expansion benutzen, um dem Wasser und dem Wind ihre dilettantische Arbeit abzunehmen: ja, war denn das möglich? Als 1641 der Franzose Salomon de Caus Dampf als Treibkraft für möglich hielt, sperrten sie ihn ins Irrenhaus. Die Engländer sperrten Watt nicht ein — aber als er an der Themse seine Dampfmühle aufbaute, da schrien die Londoner Müller vor Wut, und die Mühle brannte gleich nieder. Sie wurde wieder aufgebaut: die beiden Dampfmaschinen von Watt setzten mit 40 Pferdestärken zwanzig Mühlsteinpaare in Bewegung. Jedes Paar vermochte pro Stunde 10 Bushels Weizen auszumahlen. Die Konkurrenten in der Nähe verarmten, und zum zweitenmal wurde die »*Albion Mills*« zerstört [1791]. Ob von innen oder von außen, weiß man nicht; die Feuerwehr, die löschen wollte, kam nicht durch, so belagert war der Platz von heimlich Beifall zollenden Menschen. Die Profite der Müller alten Stils stiegen wieder, das Prinzip der Dampfmüllerei schien vergessen. Aber nur für eine Weile — in Amerika nahm Oliver Evans es auf. Dieser Mann aus Newport [1756—1819] war ein technisch produktives Gehirn, das mit sich drei Generationen, das Zeitalter Edisons, vorwegnahm.

James Watt war eigentlich ein Träumer. In seinem Buch *Die Eisernen Engel* hat Walther Kiaulehn ihn geschildert: wie er lieber ein Erzähler als ein Erfinder geworden wäre. Nur die wirtschaftliche Not zwang Watt zum Maschinenbau. Ihm gegenüber erscheint ein Mann wie Oliver Evans eigentlich traumlos: das zweckgerichtete Gehirn, das nichts als Technik produziert.

Technisch produktive Gehirne gab es damals in Amerika kaum. Aber viel Platz und Wagemut. Über vieles, was in Europa gut war, schlief Amerika hinweg, weil man es nicht zu brauchen glaubte. Anderes adoptierte man und übertraf es mit tropischer Schnelle. Was anderswo 1500 Jahre, brauchte in Amerika

manchmal nur 150 Jahre. Ja, in mancher Beziehung rasten die Zeitalter *nebeneinander* dahin: im Jahre 1620 benutzte man noch als Mais-Zerstampfer den primitiven und malerischen indianischen Mörser. Gemacht war er aus einem ausgehöhlten Holzblock, oder ein Baumstumpf wurde verwendet; die Mörserkeule war ebenfalls aus Holz und hatte zwei seitliche Handgriffe. Diese Keule



49 - Amerikanische Maismörser aus dem 17. Jahrhundert

war angebunden an den Wipfel eines jungen und besonders elastischen Baums. So sicherte man sich eine Kraft, die die Keule jedesmal wieder anhob, nachdem man sie stampfend herabgeführt hatte. Das war die berühmte »Mörser-Mühle«.

Solch eine Mühle konnte man auf eine sehr weite Entfernung hören, und wenn in den Nebeln vor Long Island ein aus der Fremde kommendes Schiff den Landungsplatz nicht gleich finden konnte, so brauchte es nur dorthin zu steuern, wo das »Stampfen des Maismörsers« erklang. Aber schon 1621 errichtete der Gouverneur Yeardley in Virginia die erste holländische Windmühle. Sie war das Grauen der Indianer. Ihre langen Arme und großen Zähne, »die das Korn in Stücke zerbissen«, schienen vom bösen Geiste bewegt. Hier unterschieden die Indianer sich nicht von der Menschheit des Mittelalters. Wohl aber lag ein Unterschied darin, daß in Amerika der Mahlzoll nur ein Sechstel des Mahlguts betrug: so kam es zu keinem Müllerhaß.

Die erste römische Wassermühle auf amerikanischem Boden wurde wenige Jahre später, 1631, im Städtchen Dorchester erbaut. Der Mörser der Urzeit, das Wasserrad des Altertums, der Wind-Antrieb des Mittelalters: all das gab es nebeneinander, bis Oliver Evans in Philadelphia einen riesigen Sprung nach vorne machte. Während Watt im Grunde nichts als den Antrieb der Mühle geändert hatte, revolutionierte der Amerikaner das Mühlen-Innere durch die Idee, der äußere Antrieb habe nicht nur das Werk des Mahlens zu verrichten sondern zugleich alle übrige Arbeit. Die vielen Dinge, die bisher der Müller allein verrichten mußte, und mit sehr großer Körperkraft, die sollte jetzt die Mechanik vollbringen. Dazu erfand Evans den »Elevator«, ein laufendes Band, das raffende Becher an seiner Außenseite trug; den »Getreidetransporteur« mit zwei schraubenförmigen Schaukeln, auf einen drehenden Schaft aufgesetzt; den »Mehlverteiler« mit einer Serie schmaler, dünner Holzblätter, die spiralig das Mehl faßten. Das war der berühmte »hopper-boy«, ein mechanischer Bedienter: ein Arm, der sich horizontal drehte und das Mehl beiseite warf, wenn es noch warm von den Mahlsteinen kam. Dann fiel es gesammelt der Mitte zu, wo es durch Ausgußröhren hinabsank, um im Unterstock gebeutelt zu werden. Eine endlose Schraube — dies war das Neue! — mit angebrachten Rechen also trieb horizontal das Mehl vor sich her — später sank es allein, nur durch eigenes Gewicht, nach unten, um weiterbehandelt zu werden. Und alles das auf mechanischem Wege! Jetzt konnte der Müller sich hinsetzen und zusehn, wie seine Mühle mahlte und Röhren das gemahlene Mehl in seitlich wartende Schiffe spieen.

Schon 1791 ließ sich der »*Liverpool Advertiser*« aus Amerika berichten:

»*Oliver Evans, ein Amerikaner, hat der Welt das geniale Modell einer neuen Getreidemühle geschenkt. Eine merkwürdige Konstruktion: ohne jede Verwendung von Handarbeit wird das Getreide durch fremde Kraft in das oberste Stockwerk gehoben, wo es zunächst gereinigt wird. Dann steigt es hinab zum Mühlentrichter, wo es, wie üblich, gemahlen wird; dann fährt das Mehl wiederum nach oben, wo, mittels einer ebenso klugen wie einfachen Vorrichtung, es ausgebreitet und abgekühlt wird; dann sinkt es wieder abwärts und macht den Prozeß der Beutelung durch. Diese Kette von Neuerungen tut ihrem Erfinder Ehre an; er wird ein Vermögen damit machen, denn der Kongreß der Vereinigten Staaten hat ihm die alleinigen Rechte für vierzehn Jahre garantiert. Eine Anzahl von Mühlen ist bereits nach seinen Plänen gebaut worden, und sie bewähren sich vortrefflich. Die leblose Natur zu zwingen, dem Menschengeiste das zu liefern, wozu es sonst menschlicher Arbeit bedurfte: das muß gerade für ein junges Land, dem es an Arbeitshänden mangelt, von allergrößter Bedeutung sein!*«

Es war acht Jahre nach Friedensschluß — und der »Liverpool Advertiser« sah richtig. Es handelte sich bei dieser Erfindung nicht etwa bloß um die Er-

leichterung, die den Müllern gewährt wurde. Oliver Evans' Auftreten war vielmehr darum so epochal, weil er fünfzig Jahre vor den anderen Amerikanern erkannte, was zweifellos ein Grundproblem des menschenarmen Erdteils war: die *arbeitsparende Maschine.*

Wo eben noch Squanto die Pilgerfreunde belehrt hatte, was ein Mörser sei, da erhob sich nach fünf Generationen eine siebenstöckige Dampfmühle! Eine schwindelerregende Apparatur leitete einen Strom von Getreide zur Zermalmung. Im Hause eingeschlossen, besorgte ein unsichtbarer Gigant das alles. Der Dampf! Mit seiner Wolkenschulter. Stärker als der Mühlsklave Simson, den die Philister gefangen hatten, damit er ihr Getreide mahle; stärker als das römische Wasser, als die Tiermühle von Pompeji oder der holländische Wind.

Das gab es in Europa nicht. Doch vielleicht stand in der Alten Welt keine siebenstöckige Mühle, weil es so viel Getreide nicht gab, das man darin vermahlen konnte. Was ging denn um dieselbe Zeit in dem vergötterten Frankreich vor? Wie sah das Brot aus, das Frankreich aß? Und wer aß dort überhaupt noch Brot?

FÜNFTES BUCH

DAS BROT IM 19. JAHRHUNDERT

La terre n'est pas labourée
Et le blé devrait, abondant,
Jaunir la zone tempérée
Et, du pole au tropique ardent,
Déchirons le sein de la terre
Et, pour ce combat tout d'amour,
Changeons les armes de la guerre
En des instruments de labour.
On n'arrête pas le murmure
Du peuple quand il dit: J'ai faim,
Car c'est le cri de la nature:
IL FAUT DU PAIN. IL FAUT DU PAIN.

PIERRE DUPONT *Muse Populaire [1850]*

91

»UM DAS JAHR 1750«, SCHRIEB VOLTAIRE, »BEGANN DIE NATION, übersättigt von Romanen und Theaterstücken, über das Getreide nachzudenken ...«

Es war spät. War es schon zu spät?

1750 waren Renaissance und Barock schon lange vorbei. Das Gedächtnis des gerechten Königs, Heinrichs IV., der jedem Franzosen »sein Huhn im Topf« hatte geben wollen, war zerfallen. Ihm war ein Pharao, Ludwig XIV., gefolgt. Wie hatten sein sonnenstrahlender Hof, seine Steuern und seine Kriege das arme Frankreich zurückgelassen?

1689, ein volles Jahrhundert vor dem Tag der Französischen Revolution, schrieb der bittere La Bruyère:

»*Ein paar wildblickende Wesen kann man auf dem Lande gewahren. Sie scheinen männlich und weiblich zu sein, schwarz, sonnverbrannt, sie gehören zum Boden, in dem sie zäh herumgraben. Sie scheinen menschlicher Laute fähig, und, wenn sie einmal aufrecht stehn, sehn sie wie wirkliche Menschen aus. Aber, was sag' ich – es* sind *ja Menschen! Nachts ziehn sie sich in Höhlen zurück, wo sie von schwärzlich-mehligem Zeug, von Wasser und von Wurzeln leben. Sie sparen uns andern die Mühe des Ackerns – eigentlich sollten sie das Brot, das sie pflanzen,* auch *essen dürfen.*«

Die Gesellschaft der Ameisen, mit der Darwin sich beschäftigte, war zweifellos besser organisiert: sie *aß* das Korn, das sie erntete. Die französische Bauernschaft in der Glanzzeit Ludwigs des XIV. sah man in der Gegend von Blois auf der Weide Nesseln und Aas fressen. Frauen und Kinder fand man tot an den Rändern der Wiesen liegen, den Mund voll ungenießbarer Kräuter. Auf den Friedhöfen hockten Wahnsinnige, die am Gebein der Toten nagten. 1683 gab es in der Gegend von Angers viele Bauern, die nur Brot aus Farnen hatten. Wer es aß, starb. 1698 meldeten die Verwaltungsberichte, daß Frankreich beginne auszusterben. Der Hunger herrschte unumschränkt. Um 1715 – glaubt Taine – sei ein Drittel der Bevölkerung, sechs Millionen, weggestorben. Welche Einleitung in das 18. Jahrhundert, in das größte Jahrhundert Frankreichs und in eines der größten der Welt!

»Der erste König in Europa«, schrieb St. Simon über Ludwig XV., »ist hauptsächlich groß als Bettlerfürst. Sein ganzes Königreich ist ein Spital, in

welchem die schändlich Bestohlenen sterben.« Denn weil ihnen alles genommen wurde, darum eben waren sie Bettler. »Bevor die Menschen Gras fraßen wie Schafe und wie Fliegen starben« [wie der Bischof von Chartres sagte], versuchten die Bauern immerhin den Rest ihres Getreides zu verstecken oder ihren Sonntagsrock oder das Bettkissen, wenn sie eins hatten. Es half aber nichts. »Die Steuereinnehmer« – so berichtet der Minister d'Argenson im Jahre 1750 – »dringen ein, gefolgt von dörflichen Schlossern, wo die Türen etwa versperrt sind, und beschlagnahmen und verkaufen Stühle und Tische, Bettladen und die Arbeitsgeräte der Bauern.« Und was wird aus diesen Menschen? Bettlerströme, Vagantenzüge, Entwurzelten-Heere, die Frankreich von Norden bis Süden heimsuchen. Letrosne, ein Zeitgenosse, berichtet 1779:

»Die Vagabunden hier im Land stellen eine schreckliche Pest dar; sie wirken fast wie ein feindliches Heer, das, planmäßig umherschwärmend, sich ernährt, wie es ihm paßt: sie erheben fast Kriegskontributionen ... Sie haben scharfe Späheraugen, mit denen sie Häuser und Höfe taxieren; sie wissen über die Einwohnerschaft, ihre Zahl und Gewohnheiten Bescheid. Weh allen, die Geld zu haben scheinen! ... Wieviel Straßenräuberei und Einbrüche gibt es heute in Frankreich! Wieviel ermordete Reisende, erbrochene Türen, verbrannte Häuser! Priester werden hingeschlachtet, Gutsbesitzer, Witwen gefoltert – nur, um den Platz von vermeintlichen oder wirklichen Schätzen zu finden!«

Eine riesige Polizei, deren Unterhalt viel Geld kostet, wird auf die Verbrecher losgelassen. Einmal, an einem einzigen Tage, werden 50000 verhaftet. Die Gefängnisse sind nicht groß genug, man füllt auch die Hospitäler mit ihnen. Ein sehr vernünftiger Gedanke. Denn viele von ihnen sind hungerwahnsinnig und haben ihre Untaten im Delirium begangen. Mit noch größeren Kosten baut der König eine Anzahl fester Besserungshäuser. Wer Bürgen für künftiges Wohlverhalten beibringen kann, der wird entlassen. Die meisten können's natürlich nicht: ein Teil von ihnen, der kräftigere, wandert zur Zwangsarbeit auf die Galeeren, der größere Teil, Wracke von Menschen, schläft viele Jahre auf staatlichem Stroh. Solch armes Wesen zu erhalten, mit Wasser, Brot und zwei Unzen von Salzfett, kostet den Staat nur fünf Sous im Tag. Doch wenn wir in Rechnungsbüchern lesen, daß der König eine volle Million jährlich für diese »Versorgung« auswarf, dann können wir uns vorstellen, daß in solchen Besserungshäusern die Menschen dicht gepackt lagen wie die Heringe im Boot.

Und alle diese waren einmal produktive Bauern gewesen? Zum großen Teil. Wer das besah – Schriftsteller, Volkswirte, Rechtsanwälte – der begann sich und andere zu fragen, ob man nicht eigentlich zweckvoller den Menschen damals geholfen hätte, als sie noch nicht am Verrecken waren. St. Simon hat überhaupt unrecht, daß man damals das tägliche Unrecht »ohne ein Murren«



50 - Brot und Rokoko: *Pariser Backstube 1763*



51 - Brot und Rokoko: *Pariser Bäckerladen 1763*

getragen habe. Ein Vierteljahrtausend nach der Entdeckung Amerikas konnte das Mittelalter sich selbst nicht ganz mehr für selbstverständlich halten. Die Menschen hatten sich geändert und hatten nachzudenken begonnen. Besonders in der Stadt Paris, wo doch die Klügsten der Welt lebten. Hier hörte, wie Voltaire erinnert, die gute Gesellschaft plötzlich auf, für die Liebe und das Theater zu leben. Sie begann über das Getreide zu staunen — und zwar über seine *Abwesenheit.*

92

DAS »Nachdenken über das Getreide«, von dem Voltaire gesprochen hatte, besorgte der Philosoph Quesnay [1694—1774]. Seine Anhänger nannten sich die *Physiokraten.* Sie waren mit ihrem Meister der Ansicht, daß die »Physis alles beherrsche«, daß die Erde und die Stellung des Menschen zu ihr der einzig entscheidende Faktor sei. »*L'industrie ne multiplie pas les richesses, les agriculteurs seuls forment la classe productive; tous les citoyens occupés à d'autres travaux que ceux de l'agriculture forment, au contraire, la classe stérile* [Die Industrie vermehrt die Reichtümer nicht; die Ackerbauer allein bilden die produktive Klasse; alle Bürger, die sich mit anderem als dem Ackerbau befassen, bilden eine sterile Klasse].« Das war ein antiker Gedanke. Noch einmal erschien hier für die Franzosen Demeter zurückgekehrt und Triptolemos, der Erfinder des Pflugs. Fast die gleichen Argumente hatte Solon seinen Athenern erzählt; und in Amerika erzählte es Benjamin Franklin den Amerikanern, auch er ein begeisterter Schüler Quesnays.

Quesnay verlangte, daß das Los der Ärmsten, also der zahlreichsten Bauern, durch Kredite gebessert werde, solange sie noch Bauern waren. Er sah den Ursprung der Hungersnot darin, daß diese Ärmsten und Zahlreichsten weder Vieh noch Pflüge besaßen — weil das eine längst geschlachtet und das andere zerbrochen war — und daß die arbeitende Klasse tatsächlich mit den Händen schaffte. *Deshalb* die geringen Erträge? Ja, das war vollkommen richtig ... Aber Quesnays »Philosophie rurale« ärgerte andere Philosophen: die Behauptung, daß die Industrie nur dem Luxus diene und nicht der Nation, fanden viele ein bißchen närrisch. Voltaire und Grimm gingen gegen ihn vor. Merkwürdig, daß es auch Voltaire tat, der doch eben erst die Nation zu ihrem »Nachdenken über das Getreide« ausdrücklich beglückwünscht hatte. Aber hierin war Voltaire ein urfranzösischer Charakter. Er erkannte die Notwendigkeit des Ackerbaus, doch er fand ihn langweilig. Handwerk aber und Industrie — ja, das war etwas anderes, da sah man den Geist der Nation rege! Wie die meisten Schriftsteller zog Voltaire ganz unbewußt dem Landmann den städtischen Arbeiter

vor [als präsumptiven Bücherleser]; es gehörte später zu Frankreichs Schicksal, daß Napoleon nicht anders dachte und aus tausend Gründen Industrialist war.

So spotteten manche über Quesnay. Doch andererseits erregten gerade die Einseitigkeit und die schwärmerische Emphase, mit der er von ländlichen Dingen sprach, den Geschmack der guten Gesellschaft. Daß Rousseau in der »Nouvelle Héloïse« [1761] so schön vom Landleben gesprochen hatte, half mit. Die Freude am »grünen Draußen« hob sich: die Reichen hatten zwar Land besessen, aber es niemals betreten, da man Pfützen und Elend scheute. Jetzt aber wurde es modern, einer *Société d'agriculture* anzugehören, die der Minister Bertin gegründet hatte und die der Staat subventionierte. Ein paar Mustergüter wurden gegründet, Sümpfe getrocknet, Wege verbessert. Es war durchaus nicht bloß Spielerei. Trotzdem stiegen die Getreidepreise seit 1705 reißend an. Weizen und Hafer zunächst um ein Viertel, Gerste aber um die Hälfte. Eine wirkliche Besserung war unmöglich, solange diese Steuern bestanden, die dem Landmann nicht etwa 50 Prozent, sondern, in Gestalt der »Taille« und anderer blutsaugerischer Befehle, auch 75 und 80 Prozent seiner Erträgnisse abnahmen. Solange die Generalpächter durch ihre Aussauge-Politik dem kleinen Mann die Möglichkeit nahmen, produktive Landarbeit zu leisten, hatten alle Erkenntnisse der Philosophen und Nationalökonomen nur den Wert von Druckerschwärze.

Aber Flugblätter begannen zu fliegen, und die Nation begann sie zu lesen.

93

ZUGLEICH mit den Nationalökonomen setzte von einer anderen Seite sich eine Menschengattung in Marsch, um Frankreich billiges Brot zu verschaffen: die Naturwissenschaftler und Chemiker, auch sie ohne praktischen Erfolg.

1787 zählte der große Lavoisier die Ursachen der französischen Not auf. Warum stand der Ackerbau still, und warum ernährte das Land nicht das Volk? Gleich nach den Steuern und Binnenzöllen gab er der »*banalité des moulins*« die Schuld. Weit mehr als Politiker war Lavoisier ja Naturwissenschaftler. Er machte sich also seine Gedanken über den jämmerlichen Zustand, das Veraltetsein der französischen Mühlen.

Bekanntlich hatte im Mittelalter das Volk die Müller darum gehaßt, »weil sie das Mehl verschlechterten«. Daß die Müller Sand oder Holzspäne in das Getreidemehl praktizierten, glaubte jeder. Der Müller stand deshalb außerhalb der Volksgemeinschaft. Der Vorwurf war aber ungerecht. Daß das Brotmehl sandig und holzig schien, daran war nicht er schuld — sondern die Mühle.

Die antike Wassermühle und die Windmühle des Mittelalters waren nicht mehr verbessert worden, seitdem man sie erfunden hatte. Der früheste moderne Mensch, Leonardo da Vinci, hatte zwar in konstruktiven Zeichnungen auf Verbesserungen gedrungen, doch nur was die Mechanik betraf, die Erleichterung und Verschnellerung des Antriebs – das Hygienische, die Verfeinerung des Mahlgangs, hatte auch ihn nicht interessiert.

Das Wesen der Müllerei bestand seit alter Zeit darin, den »Weizen von der Spreu« zu sondern, oder vielmehr: *das Mehl von der Kleie.* Das machte man, indem man das Korn möglichst gründlich zertrümmerte. Dadurch trat das Gegenteil von dem ein, was man eigentlich wollte. Durch die rasche und scharfe Vermahlung wurde die Kleie nicht ausgeschieden, sondern ganz fein pulverisiert ins Mehl verteilt. Sie konnte durch Sieben später nicht mehr entfernt werden.

Da erfand 1760 der Brotfabrikant Malisset in Paris eine andere Art des Vermahlens, die das Korn *allmählich* zerkleinerte, die Erzeugnisse nach ihrer Größe und Gestalt voneinander trennte und dann erst die Kleie davon abschied. Im Gegensatz zu den älteren Verfahren zerrieb man die Körner in der Weise, daß die Mühlsteine zunächst um drei, dann um zwei, dann um einen Millimeter voneinander abstanden. Beim ersten Gang wurden die gröberen Teile des Korns entfernt [und nicht mitvermahlen], beim zweiten Gang die mittleren, und erst der letzte scharfe Mahlgang erschuf das eigentliche Mehl. – Das war eine technische Neuerung. Was hatte ihr Gelingen mit der Ernährung des französischen Volkes oder ihr Mißlingen mit der Perpetuierung des Hungers zu tun? Daß diese Neuerung sich zunächst *nicht* durchsetzte, daß 95 Prozent aller Mühlen in Frankreich schlechtes Mehl herstellten: hierin sah ein Vierteljahrhundert später Lavoisier ein Gefahrenzeichen.

Nicht er, sondern ein anderer Forscher von Rang, der Armee-Apotheker Parmentier [1737–1813] sprach 1776 in seinen »*Expériences et réflexions sur le blé et les farines*« die richtige Beobachtung aus, daß eigentlich der Zustand der Mühlen das Weiterleben der Nation garantiere oder verhindere:



LE PARFAIT

BOULANGER.

CHAPITRE PREMIER.

DU BLÉ.

ARTICLE PREMIER.

De l'origine du Blé.

52 - *Titelseite eines Werkes von Parmentier über Mehl und Bäcker.*

»*Eigene langjährige Erfahrung und vor allem, was ich mit meinen Augen in Kriegszeiten gesehn habe, überzeugten mich, daß im Weltplan der Rinden- und der Holzstoff der Pflanzen* nicht *dazu ausersehn war,*

einen Teil unserer Nahrung zu bilden. Vor allem gehören diese Stoffe, soweit sie in Getreideform vorkommen, bestimmt nicht in unsere Brotnahrung. Die Kleie, ein holziges Parenchym, die Hülle des Mehlstoffs, ist nicht nahrhaft, weil sie eben kein Mehl besitzt! Die Kunst des Müllers sollte nun darin bestehn, dem Korn diese Rinde zu entziehn — doch ohne sie in ein Pulver zu wandeln, das man dann nicht mehr aussieben kann. Die scharfe Vermahlung ist also schädlich. Diese Wahrheit trachtete ich möglichst sicher zu beweisen. Ich unternahm eine Reihe von Experimenten, und da sie meiner Meinung nach auf große Teilnahme rechnen konnten, verehrte ich patriotischerweise das Endergebnis dem Marschall du Muy.«

Das war der französische Kriegsminister. Es ist vielleicht seltsam, daß der Autor sich nicht an den Ackerbauminister wandte. Doch Antoine Auguste Parmentier war zunächst einmal Soldat. Er hatte »in Kriegszeiten viel gesehn« und wußte — nicht weniger als Tolstoi in seinem Hauptwerk »Krieg und Frieden« —, daß der Frieden eine Fortsetzung des Krieges war. Er hatte im Krieg hungernde Soldaten die Rinde der Bäume essen sehn. Im Frieden aß die ganze Nation, durch die Schuld der unpraktischen und unwissenschaftlichen Müllerei, die Rinde des Korns anstatt sein Mehl. Und dabei bildete die Welt sich ein, daß, weil die Kleie das Mehl schwerer mache, sie es womöglich nahrhafter mache. In Wirklichkeit ging sie genau so ab, wie sie eingenommen wurde: unverdaut. Dieses Kleiebrot täuschte die Sättigung nur vor, dann hinterließ es den Magen hungrig.

94

DASS die Gesundheit der Nationen mit der Güte des Mehls zusammenhinge, hat dieser früheste moderne Ernährungstheoretiker ausgesprochen und erwiesen. Als Franzose hat er noch andere Verdienste. Er griff in die agrarische Not unmittelbar als Praktiker ein, indem er als Ergänzungsnahrung die Kartoffel propagierte.

Dazu gehörte kein kleiner Mut. Nicht, weil damals die Kartoffel in Frankreich so gut wie unbekannt war — Diderots Enzyklopädie, auf der das Wissen der Zeit basierte, sprach von der Kartoffel nur eben als von »einer exotischen Frucht, deren Bau in den Kolonien möglicherweise Bedeutung habe«. Die Kartoffel hatte im Volksempfinden nämlich einen Prozeß durchgemacht, der ihr so schlecht bekommen war, daß man lieber nicht mehr an sie dachte. Man hielt die Kartoffel, die 1700 aus der Ostschweiz nach Frankreich eingeführt wurde, für *Gift.*

Im *Wettkampf der Getreidesorten* hat diese Giftbeschuldigung zu allen Zeiten eine große, verhängnisvolle Rolle gespielt. Wenn ein Land von Gerste, Weizen,



Die Zölle fallen –

REVOLUTION UND RESTAURATION



– aber der Kornwucher bleibt
[Flugblatt aus dem Jahre 1817]



DER ÜBERGANG ÜBER DIE BERESINA 1812. *Nach dem Gemälde von Faber du Faur*

Hafer oder Roggen besetzt war, wehrte es sich mit allen Kräften gegen jede Konkurrenz. Seit die Erde bebaut wird, strebt jedes Getreide nach unbedingter Alleinherrschaft. Die kartoffelbauenden Iren glaubten, »daß man vom Mais-Essen schwarz werde«. Deshalb glaubten ein Weizenland wie das Frankreich des 17. Jahrhunderts oder ein Roggenland wie Deutschland, die Kartoffel verursache Aussatz ... Lepra! Der Schrecken des Mittelalters sollte neu ausgebrochen sein, wo die Menschen Kartoffeln aßen!

Die Kartoffelknolle für giftig zu halten, war zunächst einmal sehr verzeihlich. Botaniker, wie der große Clusius in Wien, unterstützten diesen Glauben, indem sie das Kartoffelkraut als eine Solanum-Art lokalisierten. Und Nachtschatten war in der Tat sehr giftig. [Andere Nachtschattengewächse waren Tomate, Tabak und Petunie.] Doch galt der Solanin-Gehalt nur für die grünen Teile der Pflanze. Gerade die Knolle war nicht giftig.

Die Bekanntschaft dieser Knolle hatte Parmentier nicht in Frankreich, sondern im Osten Deutschlands gemacht. Im *Siebenjährigen Krieg* nämlich, den Frankreich an Seiten Österreichs gegen Friedrich den Großen führte, wurde Parmentier gefangen. Er saß jahrelang in preußischen Lagern und lernte nun als Notnahrung die Kartoffel schätzen: monatelang aß er überhaupt nichts anderes. Wie er von der Wachmannschaft, mit der er sich unterhielt, erfuhr, hatte König Friedrich der Große den Bau der Kartoffel beim Volke *erzwungen*. Die Menschen wollten davon nichts wissen, weil unter dem Großvater des Königs, dem »Großen Kurfürsten«, die Kartoffel Aussatz ins Land gebracht habe. Die empörten Menschen gruben sie aus und warfen sie den Schweinen vor. Oder sie verbrannten sie. Der König mußte einen Soldaten neben jede Pflanzung stellen – und das ging jahrelang so fort. Als sich der König aber in Breslau eines Tages auf einen Balkon setzte und öffentlich heiße Kartoffeln aß, begannen die Preußen stutzig zu werden. Sie sahen die Sache anders an. Und bald darauf gewann die Kartoffel sogar den Siebenjährigen Krieg: Obwohl die Österreicher und Russen die Getreidezufuhr zu sperren begannen, litten die preußischen Länder gar nicht, die die Kartoffel angebaut hatten.

Parmentier wies darauf hin, daß in Preußen kein Mensch starb, der Kartoffeln gegessen hatte. Er empfahl die Kartoffel den Franzosen nicht nur, weil sie sättigend war, sondern vor allem, weil sie ja doch den großen agrarischen Apparat [Tierkraft und Pflüge] unnötig machte. Um diesen Apparat zu schaffen, hatte Quesnay Gelder verlangt, die nicht aufzutreiben waren. Auch die Mühlenverbesserung, die ja überhaupt teuer war und ein Heer von Technikern verlangte, trat jetzt in den Hintergrund. Eine Kartoffel kostete wirklich nicht mehr als eine Kartoffel – und als die Besançon-Akademie, alarmiert durch die immer steigende Not, einen Preis für ein Nahrungsmittel aussetzte, das im Fall [!] einer Hungersnot [!] das Korn sofort ersetzen könne, da gewann Parmentier diesen Preis. König Ludwig XVI. ließ ihn kommen und wies

ihm gnädig 50 Morgen zu experimentellem Anbau zu. Es war wenig und nur Spielerei, an deren Ende König und Hof sich Kartoffelblüten ins Knopfloch steckten. Man sorgte dafür, daß ab jetzt Kartoffeln häufig auf die Hoftafel kamen. Das war nicht Parmentiers Ziel gewesen. Aber immerhin dämmerte Ludwig etwas von dem, was der Forscher wollte. Bei einer zweiten Audienz sprach der König: »Frankreich wird nicht vergessen, daß Sie Nahrung für seine Armen fanden«. Denn Parmentier wollte die Kartoffel nicht als Gemüse sondern als *Brotmehl.*

Nach langwierigen Verhandlungen erlangte er vom Ministerium die Erlaubnis, eine »*Akademie des Backens*« in der Rue de la Grande-Truanderie zu eröffnen. »Wenn es Schulen für Tierärzte gibt, die die Nahrung für Pferde zusammenstellen, warum keine Schule für Bäcker, denen die Gesundheit der Nation anvertraut ist?« hatte Parmentier in einer seiner Eingaben geschrieben. Das Programm der Schule beschäftigte sich mit den »*Nouvelles combinaisons de substances farineuses dont il serait possible dans des temps de famine de faire du pain* [mit den neuen Kombinationen eines mehlhaltigen Ersatzes, aus dem man in Notzeiten Brot machen könne]«. Das müsse wissenschaftlich geschehn! Man dürfe nicht den Fälschern gestatten, das Mehl auf ungesunde Art, wenn es nicht da sei, zu verlängern. »*Seul le savant, le microscope en main, peut apercevoir la cause de ces maux* [allein der Gelehrte, das Mikroskop in der Hand, kann die Ursache dieser Übel erkennen].«

Am 8. Juni 1780 wurde die Bäckerschule eröffnet. Der Chemiker Cadet de Vaux und Parmentier waren die Direktoren. In Gegenwart des gelehrten Frankreich, zu dem auch Amerikas Gesandter, Benjamin Franklin, gestoßen war, wurden Brotversuche gemacht und das Kartoffelmehl als Retter der Getreideversorgung introduziert. »Kartoffelmehl« rief Parmentier aus »raubt dem Hafer seine Schärfe, dem Mais seine Trockenheit, dem Sarazin seine Bitterkeit ...« Franklin hörte sehr aufmerksam zu. Da stand er unter den Franzosen, mit offenem, ungepudertem Haar und demokratischem Biberhut. Er kannte die Sorgen dieses Landes – aber, was ihn selbst betraf, schätzte er die Kartoffel nicht sehr. In Boston, seiner Heimatstadt, mußten Handwerker in ihre Kontrakte eine Klausel aufnehmen, daß sie ihre Lehrlinge nicht mit Kartoffeln füttern würden. Franklin war ein Mais-Esser und sentimental genug, die Franzosen zu Mais-Essern machen zu wollen. Das letzte, was er in Europa schrieb, waren die *Observations on Mayz or Indian Corn*, die er zur Belehrung an den Direktor Cadet de Vaux und seine Bäckerschule schickte. Darin erzählte er alles das, was er seit seiner frühesten Jugend über gerösteten grünen Mais, gekochten oder getrockneten, wußte, über Mais-Schnellpudding, Maiskuchen, Mais-Sirup und Mais-Likör. [Das alles blieben Sehnsüchte Franklins. Er mußte nach Amerika fahren, um etwas von all dem wiederzusehn.]

Während sich draußen – langsam, langsam – die Nation erhob wie ein

Sauerteig, machte noch immer die Bäckerschule ihre Nahrungsmittel-Experimente. Da zeigte Parmentier zum Beispiel ein acht Jahre altes Biskuit, das noch immer genießbar war; und der Bäckermeister Cole erhielt eine silberne Medaille, weil er das Geheim-Verfahren wieder aufgefunden hatte, wie die alten Peru-Indianer Kartoffeln durch Frost konserviert hatten. Ahnungslose Bäckerschule! Vielleicht hätte wirklich zwei Jahre früher ein sofortiger Zwangs-Anbau der Kartoffel in allen französischen Provinzen die Revolution noch aufhalten können. Aber da hatten sich Gegner gemeldet wie der Schriftsteller Le Grand d'Aussy, der rasch noch das Kartoffelmehl als Nahrung für bessere Leute verdammte: »Sein Teiggeschmack, seine Reizlosigkeit, seine gesundheitsschädliche Wirkung – wie alle ungegorene Stärke bläht es auf und ist schwer verdaulich – lassen es in einem gutgeleiteten Haushalt nicht zu. Nur ein derber Geschmack und ein lederner Magen wird sich an die Kartoffel gewöhnen.« Damit waren die niederen Stände, die die Kartoffel essen sollten, sogar noch entscheidend verhöhnt; und – merkwürdige Reaktion! – sie gaben dem Schriftsteller Grand d'Aussy recht und ärgerten sich über Parmentier. Heute bepflanzen zwar die Pariser Parmentiers Grab auf dem Père Lachaise alljährlich mit Kartoffelsaat. Aber zu seinen Lebzeiten wollten sie von der Kartoffel nichts wissen. Als sein entscheidendes Buch erschien, *Traité sur la culture et les usages de pommes de terre*, 1789, da war es zu spät. Der Sturm brach los. Wer kümmerte sich noch um die Kartoffel?

Brot: Schauspieler der Revolution

95

In den Monaten vor dem Bastille-Sturm begrüsste das Volk von Paris sich schon wieder mit dem Untergrund-Gruß der Jacquerie: »*Le pain se lève* ...« Welches Brot? Es war doch keins da? Aber seine Vision. Man fühlte wieder die Hand des Geschicks, knetend, den großen Ofen öffnen ...

Das Volk ist ein amorpher Teig. Jeder Volksführer weiß, daß »Hefe« gebraucht wird, bevor der Teig aufgeht. Diese Hefe sind die Ideen: am besten nur eine einzige. Eine Tatsache oder ein Gerücht, das alles durchdringt, das die trägsten Gehirne zum Aufstand bringt.

Diese Tatsache, dieses Gerücht *existierte*. Man weiß nicht, woher die Kunde kam — aber die meisten Franzosen glaubten, daß die Abwesenheit des Getreides auf einer *Verschwörung* beruhen müsse! Dieser jahrzehntelange Hunger war etwas Unnatürliches! Da mußten irgendwelche Leute es sich in den Kopf gesetzt haben: *die Franzosen sollten aussterben!* Der Hof, die Reichen, die Aristokratie: welches Interesse hatten sie am Weiterleben so vieler Menschen, die doch alle nur essen wollten?

Nun ist es sicher, daß durch Kornwucher damals sehr viel Geld verdient wurde [wie zu Zeiten des Pharao und Augustus] — nur, daß der Zweck, der dahinter stand, war, »die Franzosen aussterben zu lassen«, und daß jeder diesen Massenwahn glaubte: Das ist das Einzigartige! Advokaten und Journalisten wisperten durch die erregte und vom Hunger entkräftete Menge, daß seit mehr als 70 Jahren eine »Geheimgesellschaft« bestünde, eine Bande von Händlern, die mit dem Staat den *Pacte de Famine* geschlossen hätte. Es war dies ein »Übereinkommen, um künstliche Hungersnot zu erzeugen«. *Deshalb* gab es kein Getreide! An diesem mörderischen Komplott habe schon Ludwig XV. 10 Millionen Pfund verdient.

Was war das Ziel dieses Mörder-Trusts? Alles französische Getreide in Frankreich billig aufzukaufen, es dann heimlich zu exportieren, im Ausland wieder einzukaufen und mit zehnfacher Verteuerung in die Heimat zurückzuführen. Ein Netz von Agenten, sagte man, überzog die Provinzen. Jeder Einkäufer war von diesem Kartell bestochen.

Nun war aber alle Getreide-Ausfuhr aus Frankreich seit 100 Jahren verboten. Es konnte also nicht ganz leicht sein, Riesenmengen zu verschieben und erst recht nicht die ganze Ernte. Doch da halfen sich die Gerüchtemacher: »Der König selbst macht das Geschäft! Seine 'Administration des Getreides' sammelt alles in Lagerhäusern und bringt es militärisch bewacht an die Grenze!«

Wie das technisch vor sich gehn sollte, wußte niemand. Man gab auch zu, daß man dem gegenwärtigen König, Ludwig XVI., die Sache nicht so recht zutrauen mochte. Immerhin schien der »Wucherverkauf ins Ausland« ein königliches Regal. Wenn die Häupter des Getreidekomplotts in diesem halben Jahrhundert auch natürlich oft gewechselt hatten: immer waren Minister dabei, die Generalpächter und der Hof selbst.

Wer die Geschichte eigentlich zuerst erzählt hatte, wußte kein Mensch. Aber jeder glaubte sie, sobald man nur Namen nannte und Ziffern. Am 28. August 1765 sollten zum Beispiel in Paris vier Männer zusammengetreten sein, um wieder einmal die Erwürgung an einer Generation zu vollziehn: der Inspektor der französischen Wälder, Le Ray de Chaumont, der Domänen-Inspektor Rousseau, der Chef des Armee-Lazarettwesens Perruchot und der Brotfabrikant, Mühlenbesitzer und Erfinder Malisset. Von diesen vier Männern sagte man, daß sie, mit Billigung des Königs, alles Korn aus dem Land gebracht hätten: das Getreide läge in Riesenspeichern auf den englischen Kanal-Inseln Jersey und Guernsey, um, mit horrenden Zöllen belastet, wieder eingeführt zu werden. Einiges davon war wahrscheinlich: im September war zum Beispiel der Brotpreis dreifach in die Höhe gestiegen ... Aber war auch alles *wahr?* Woher waren die Schiffe gekommen, die das Getreide in die Speicher der englischen Inseln gebracht hatten? Nach drei Jahren fand die Polizei den Mann, der das Ganze erzählt hatte: es war ein gewisser Prévost de Beaumont, ein kleiner Beamter, der tatsächlich die Rechnungen gesehn hatte, die die Gewinne bestätigten. Er kam sofort in die Bastille, wo er zwanzig Jahre verbrachte. Ohne Prozeß – in dem er vielleicht die Wahrheit hätte nachweisen können, oder doch manchen Teil der Wahrheit. Man konnte durch einen »Verhaftungsbrief« mitten in Paris verschwinden, und gleich auf zwanzig Jahre: die Leute überlegten sich's, ehe sie auf Straßen und Plätzen von einem *Pacte de famine* sprachen. Leise taten sie's um so mehr. Der Erfinder Malisset – dem die Welt die bedeutende Verbesserung der Müllerei verdankt – wurde als größter Volksfeind und Schuft wie ein Aussätziger gemieden. Für 30000 Pfund im Jahr, hieß es, habe er Frankreich verkauft. Als er starb [er verlor den Verstand], sprach er in seinen letzten Stunden immer davon, daß man den »Mahlgang« 3 Millimeter, 2 Millimeter und noch enger einstellen müsse, um gesundes Mehl zu erhalten. Er starb im Wahn, daß man ihn erwürge; übrigens endete er nicht reich, sondern er schuldete dem Staat 115000 Pfund Silber. Wo waren seine Gewinne geblieben? –

Am 14. Juli 1789 erhob sich das Volk. Es war müde der »Getreide-Verschwörung«. Und stürmte die Bastille, in der Ehrenmänner und »Enthüller« vom Range Prévosts de Beaumont saßen. Die Geschichtsschreiber erzählen, daß es nicht nur mit Flinten und Äxten auf das Kastell zugelaufen sei; manche seien wie für den Tanz, zu einem Fest geschmückt gewesen und hätten Korn-

ähren im Arm getragen. Das ist schwer möglich. Denn wo hätten die Pariser Getreide herhaben sollen? Es ist aber sehr charakteristisch, daß die Erstürmung der Bastille, das Einreißen der verhaßten Zwingburg, von den Zeitgenossen, die davon hörten, als eine Art von *Erntefest* empfunden wurde. Als ein agrarischer Vollzug im Dienste der Ackerbaugöttin Ceres. Die Welt begann wieder antik zu werden. Tyrannenmord, Nationalversammlung, Konvent: Wenn der Demos von Paris auch nie von Hellas gehört hatte, das Leben überzog sich von selbst mit griechisch-römischem Kostüm.

96

WIE edel wird nun wieder die Welt! Es ist, als habe dem Edelmut nur die Bastille im Wege gestanden. Ein sanfter Wind der Versöhnung weht. Die Stände reichen einander die Hand: am 4. August 1789 verzichtet auf Vorschlag des Vicomte de Noailles und des Herzogs von Chatelet der Adel freiwillig auf seine Rechte.

Man stelle sich vor, daß Milliarden Menschen sich mehr als tausend Jahre lang gegen ein verschlossenes Tor stemmen — auf einmal öffnet sich's von selbst. Jene Nacht in der Nationalversammlung, die Nacht vom 4. zum 5. August, hat etwas Traumhaft-Unwirkliches. In den kerzenerfüllten Saal dunstet Hochsommer von draußen herein. In den Provinzen soll Aufstand herrschen. Hier nicht. Kein Toben, keine Piken: die Aristokraten geben von selbst, worum 50 Generationen kämpften. Auf dem Kissen der Großmut bringen sie die Schlüssel zur Freiheit des Bauern getragen. Auf einmal fallen Robot, Heiratszwang; das Gefesseltsein an die Scholle, die »Todessteuer« gehen in Rauch auf. Der Adel verzichtet auf das Jagdrecht und der Klerus auf seinen Zehnten. »Wir haben nur *einen* Wunsch: daß ihr schnell macht mit der Etablierung eurer Freiheit!« ruft der Herzog von Mortemart der staunenden Gegenseite zu. Es ist wie im Märchen. Ein Händeschütteln, ein Hochrufen und ein Hutschwenken! Begeisterung und Menschenrechte! Die zerstampften Toten der Jacquerie, die Schädelpyramide der Bauern und das Blutmeer von 1525 — in dieser Nacht ist alles vergessen. Aus einer »*disposition genéréuse*«, wie Madame de Staël sehr fein bemerkt, »*disposition si bien française et alors par le besoin d'être applaudi*« geschieht das. [Aus einer Veranlagung zur Großmut und dem französischen Wunsch nach Applaus.] Und eine ganze Nacht lang applaudieren die Galerien.

Aber ist wirklich alles vergessen? Während der Adel hier verzichtet, brennt man daheim seine Schlösser nieder. Und die Bauern, die das tun, kümmern sich nicht um den Friedenskuß, den ihre Abgeordneten in der Nationalversammlung mit den Gutsbesitzern tauschen.

Das Brot! Wo bleibt bei dem allen das Brot? »*Il se n'agit pas de ça, coquins!*« schreit während der endlosen Vorträge eine wütende Frau in den Saal [darum handelt sich's nicht, ihr Schufte!]. »*Nous voulons du pain!*« brüllt ein Chor ihr nach.

Die Bastille war gestürmt – aber hatte das Volk von Paris denn nun Brot? Durchaus nicht! Es hatten sich in der Bastille arme Teufel, Gefangene in der Art von Prévost de Beaumont befunden, aber keineswegs Getreide. In den Tagen nach dem Bastillesturm wurde das Mehl sogar seltsam knapp... Von revolutionärem Ruhm konnte man nicht satt werden. Warum kostete ein Vierpfund-Brot denn immer noch $12^1/_2$ Sous und ein Weißbrot $14^1/_2$? Die Stadtverwaltung brachte Opfer, damit die Bäcker den Preis senkten. Dadurch wurden aber die Mengen nicht größer. Das knurrende Volk verlor kostbare Stunden, um vor den Bäckerläden zu warten... Parmentiers Kartoffelbrot war allerdings viel billiger. Aber wer wollte von Parmentier und seiner Bäcker-Hochschule hören? Das war vergangene Alfanzerei. Der hatte – sagte man ungerecht – doch nur »für die Reichen experimentiert, um dem Volke das Maul zu stopfen«. Sollte er seine Kartoffeln doch alleine fressen! »Wir wollen Brot!« brüllte das Volk vor der Hochschule – und ziemlich kleinlaut erbaten dann am 14. Januar 1790 Cadet de Vaux und Parmentier den bewaffneten Schutz der Behörde, um »ihre Backöfen zu retten«. Das Volk identifizierte die Hochschule mit dem »Ancien Régime«.

97

Im August 1789 hatte es Mißgeschick gegeben, das fast aussah, als ob der Himmel sich mit den Wucherern verschwöre. Eine unmenschliche Dürre in Frankreich, wie seit Menschengedenken nicht mehr: die Wasserversorgung hörte auf. Die Folge war eine Mühlenkrise. Windmühlen gab es überhaupt nur in den nordfranzösischen Provinzen. In der Mitte und im Süden war alles auf Wassermühlen gestellt. Jetzt konnte man das bißchen Getreide nicht einmal mehr mahlen lassen! Der Ackerbauminister verfügte sofort die Errichtung von Pferde-Mühlen. Aber das ging nicht so schnell. Im September nahm das Brot in Paris weiter ab, und der Preis stieg unverschämt. In den kochenden Massen entstand das Bild: daß der Hof noch immer Getreide habe! In Versailles: der König, die Königin, die Priester, der Adel in Schnallenschuhen, die tressengeschmückten Offiziere – und nicht weniger die Erwählten des Volkes, die Nationalversammlung, die wahrscheinlich das Volk längst verraten hatte. Die hatten Brot! Drum: *Auf nach Versailles!*

Am frühen Morgen des 5. Oktober, in die nebligen Felder hinein, speit Paris seine Menschenströme. Sie marschieren mit Piken und Sensen, manche

nacktfüßig und in Lumpen. Aber dieser Kern von Männern ist von Frauen und Kindern umkreist. Das ist das Neue: die Revolution trägt Röcke. Das Unheimliche: getragen von ihrem eigenen Geschrei, fluten die Frauen gegen Versailles. Fünfzigtausend, Hunderttausend. Niemand scheint in Paris geblieben. Die Monarchie wird erdrückt werden an diesem 5. und 6. Oktober. Halluzinationen fliegen über das rasende Menschenheer hin:

«Hast du die Brotwagen gesehn?«

»Ja – Brotwagen am Horizont!«

Als sie dann nach Versailles kommen, sind sie müde vom langen Weg. Staubig, mit entzündeten Augen. Da ist der Park – da ist aber das nicht, wovon die Väter erzählt haben, und die Großväter haben's den Vätern erzählt. Es ist auf einmal nicht mehr wahr: die Wasserkünste spielen nicht mehr, die großen, springenden Fontänen, schimmernd wie die Regenbogen und zwitschernd wie exotische Vögel. König Ludwig XVI. hat schon vor Wochen das Wasser im Park abstellen lassen: er braucht es für die Müllerei. Weil das Wasser im Park nicht spielt, können die Dörfer um Versailles Brot essen. Für Paris langt es nicht. Auf einmal merken die Aufständischen, daß der König vielleicht selbst nicht viel Brot hat, wenn er auch andere Herrlichkeiten wie Gold und Edelsteine hat. Die Schreie der Weiber nach Brot verstummen. Sie nehmen König und Königin in ihre Mitte und zwingen sie, nach Paris zurückzukehren. Doch niemand krümmt ihnen ein Haar.

Vierzehn hungrige Tage vergehn. In den Vorstädten gibt es Räubereien, man nimmt ein paar reiche Wohnungen aus. »Achtet auf die Bäcker!« heißt es. »Die Bäcker haben Mehl versteckt. Sie wollen warten, bis wir mehr zahlen!« Am 20. Oktober muß der Bäcker Denis François eine Frau beruhigen, die in seinem Laden lärmt. Der Laden liegt bei Notre-Dame, in der Nähe des erzbischöflichen Palais, in dem die Nationalversammlung tagt, seitdem sie Versailles verließ: man will sie ja unter Augen haben. Die Frau lärmt noch immer. Denis François hat sechs Garnituren Brot fertiggestellt und beginnt die nächste. Die Frau schreit, daß sie gestern nichts und vorgestern nichts bekommen habe. Er lädt sie ein, in den Backraum zu treten, ob er vielleicht verstecktes Mehl hat. Sie geht hinein, sie kommt durch den Backraum in die Wohnstube des alten Mannes und sieht auf dem Tisch drei Vierpfundbrote liegen. Die Gesellen haben sie angefertigt und für sich selber reserviert. Die Frau nimmt ein Brot, gewinnt schreiend die Straße und hetzt das Volk: »Der hat Mehl versteckt!« Das Volk stürmt herein, zerbricht die Wohnung und schlägt den alten Mann blutig. In einem Kleiderschrank finden sie sechs Dutzend kleiner, frischer Brötchen: sie sind von dem unglückseligen Bäcker für die Abgeordneten des Parlaments gebacken worden! Was? Zweiundsiebzig Semmeln für die Volksvertreter, während das Volk selber hungert? ... Man schleppt ihn heraus. Man brüllt: »Hängt den Verräter auf!« Offiziere und Soldaten der Parlamentswache

treten dazwischen, verhaften den Bäcker, wollen ihn retten. Vergebens: das Volk entreißt den Gefangenen, schleppt ihn zum Grève-Platz und hängt ihn auf!

Die Nationalversammlung weiß, und auch die Regierung weiß es – ob Königtum, ob Republik: man wird jede Obrigkeit aufhängen, die die Brotfrage nicht löst! – Aber die Brotfrage kann man nicht lösen. Sogar wenn die Nationalversammlung 400000 Pfund ausschreibt, um dem Ackerbau zu helfen, kann man die Brotfrage nicht lösen. Denn in Frankreich ist alles verrottet, die Wege, die Transportmöglichkeiten, die Pflüge, die Tiere, der Volksverstand. Und an den Rändern des Landes lauern die Wucherer und steigern die Preise.

Wo bleibt das Brot? Das Getreide versickert, ganz wie in den Zeiten des Despotismus, und die Backöfen stehen leer. Noch bevor der Krieg mit Europa ausbricht, verfällt ganz Frankreich dem »Geist der Belagerung«. Man müßte sich eindecken – aber wie? Der Handel ist nicht populär, der Handel ist eigentlich Volksverrat, Verbrechen gegen den Geist der Nation, die vom Ackerbau leben *sollte* [aber wo sind die Ackerbauer?]. Fachleute des Handels sind Betrüger. Die Revolution verhängt ihren Tod, obwohl man sie eigentlich doch braucht – denn die Volksmänner verstehn nichts vom Handel. Die Stadt Paris hat mit größten Kosten Getreide im Ausland angekauft. Einmal liegen – welches Wunder! – 32000 Sack gleichzeitig in der *Ecole militaire*. Aber was ist das für eine Ziffer? In der guten Zeit war Paris gewohnt, im Jahr 650000 Sack Mehl zu verzehren. Mehl in Brotform selbstverständlich ... Seit Jahrhunderten sind ja die Pariser Monomanen des Brot-Essens. Sie rühren Makkaroni nicht an, die italienische Erfindung, die so sparsam und sättigend ist. Maisbrei riecht ihnen zu schlecht, und Hafer mögen die Pferde fressen. Sie wollen nur Brot – und Brot gibt's zu wenig.

Da läßt die Obrigkeit sie wissen, daß es bald noch weniger geben werde. Denn 1792 bricht der Krieg mit Europa aus. Der Krieg, der alle Brotversorgung auf das französische Heer konzentriert. Wenn nur die Soldaten zu essen haben! Die Soldaten, die die Revolution gegen die furchtbare Verschwörung des Royalismus verteidigen! Aber nicht einmal sie haben Brot – denn schon im nächsten Jahr hört die Regierung, daß ihre eigenen Generäle, die Verräter um Dumouriez, das Getreide der Nordarmee in die feindlichen Linien schleppen. Das wird das Ende der Republik sein! Man kann dem König, der Königin und den Aristokraten die Köpfe abschlagen – aber kann man den Eigennutz denn nicht aus den Herzen der Bürger reißen? Was sind denn das für Ungeheuer, die da mitten im Volke leben und die am 7. August 1793 nachts 7500 Pfund Brot heimlich aus Paris wegführen, aus dem hungernden Paris, weil man hofft, in den Provinzen, die keine Preisrationierung haben, das Brot teurer losschlagen zu können? Schon wieder ein *Pacte de famine!* Dafür vier Jahre Revolution?

Alle Schuldigen werden hingerichtet. Die Übeltäter wachsen nach. Mögen

die Städte wochenlang hungern — wenn nur die Armee zu essen hat! Der Konvent beschließt den Tod jedes Menschen, der einen Getreidewagen aufhält oder seiner Bestimmung entzieht. Aus den entferntesten Provinzen wird das Korn zusammengekratzt und in Wagen an die Front geworfen; Räuber und Plünderer werden erschossen; ein starkes Getreide-Polizeikorps gewährleistet den Transport zur Armee. Im Oktober bekommt auch Paris wieder Mehl. Eben noch hat der große Danton von der Tribüne herabgedonnert, daß die »geeinte Nation einen einigen Brotpreis haben müsse«, da dekretiert auch schon Paris, daß ab jetzt nur eine einzige Brot-Art in der Stadt gebacken werden dürfe. Es ist der »*Pain d'égalité*«. Das Brot der Gleichheit, mitten im Krieg. Man konfisziert bei Müllern und Bäckern die Mehlsiebe, das Symbol der Feinheit: Mehl darf nicht mehr gesiebt werden. Gleich schlechtes Brot für arm und reich! Schlecht verdauliche Kleie für alle: aber die Stolzen merken es nicht, oder sie wollen es doch nicht merken ... Am 12. Dezember 1793 wird die *Brotkarte* eingeführt, und achtzehn Monate später beschließt die Kommune die freie Verteilung: anderthalb Pfund wird an Arbeiter und Familienvorstände gegeben, andere Menschen erhalten ein Pfund. — Aber bald steht Brot nur noch auf dem Papier! 1794 ist die Ernte furchtbar gewesen, und 1795 treibt eine schreckliche Inflation den Körper Frankreichs gasförmig auf. »Ein mittlerer Weizensack ist bereits seine 9000 Franken wert«, berichtet Mallet-Dupan im Juli — und in einigen Provinzen Frankreichs ist in diesem Sommer das Brot auf 80 und 100 Sous gestiegen. Die Menschen morden einander um Brot.

Das Brot wird zu einer Fata Morgana. Je weniger man davon hat, desto stärker tauchen sein Bild und sein Duft in der Gesetzgebung des Konvents auf. »Jeder Franzose«, notiert Saint-Just, »muß zwischen seinem 25. und 50. Jahr dem Ackerbau obliegen« — und auf dem Pflaster von Paris organisieren die Schreckensmänner in einem Jahr voller Mißwachs und Hunger eine Art von Erntedankfest: Robespierre im blauen Frack, steif und versonnenen Gesichts, schreitet langsam durch Paris hinter einem Ochsengespann, »das der Ackerbaugöttin geweiht ist«; er trägt einen Strauß von Ähren und Mohn, aber man hält ihn für eine Attrappe...

Denn daß es *echte* Korn-Ähren gibt, kann man sich kaum noch vorstellen. Das Brot als äußerstes Verlangen lebt glühend in den Herzen der Menschen. Es ist notwendig. Es schafft Tumulte. Einer dieser Tumulte aber begegnet eines Tages dem Wunder des menschlichen Charakters — und dieser Zusammenstoß erschafft eine der größten Szenen der Weltgeschichte:

Horden von verwilderten Frauen umlagerten wieder einmal den Konvent. Brotgeschrei, Schimpfworte, Drohungen flogen. Von diesen »Priesterinnen des Hungers« — und es waren Tausende — machten sich ein paar Hunderte los und begannen die Stufen zu ersteigen. Sie wollten in den Sitzungssaal und trafen in der Vorhalle den Präsidenten der Versammlung, den Advokaten Boissy



53 - BROT UND POLITISCHE REVOLUTION: *Der Marsch der Pariser Weiber nach Versailles am 5. Oktober 1789*

d'Anglas. Man kannte ihn: ein Aristokrat, doch der Sache des Volkes ergeben. Er hatte aber ein hohes Amt in der Getreideversorgung inne, und darum haßten sie ihn besonders. Die Megären fielen über ihn her, zerrten, traten und schlugen ihn. Es gelang ihm aber, sich loszumachen und in den Versammlungssaal zu schreiten, dessen Tür er hinter sich zuzog und von innen verriegelte. Er war, wie seine Reden betonten, ein Schüler der stoischen Philosophie; der Überfall bedeutete nichts.

In diesem Augenblick öffnete sich eine andere Tür aus dem Saal, und der Deputierte Féraud kam heraus, vom Lärm gelockt. »Was wollt ihr, Frauen?« donnerte er. »*Respectez la loi!*« [Respektiert das Gesetz!] Im nächsten Moment hatten sich Hunderte auf ihn gestürzt, ihn mit Fäusten und Kleidern erstickt. Den Sterbenden traten sie vollends tot; dann schleppten sie ihn in den Keller und schnitten mit einem Küchenmesser ihm den Kopf ab. Der Konvent drinnen hatte nichts bemerkt.

Der Präsident Boissy d'Anglas stieg zum Vorstandssitz empor. Er eröffnete die Versammlung und ordnete gerade seine Notizen, als er – völlig unbegreiflich! – den Abgeordneten Féraud, bleich und mit gebrochenen Augen, vom Hof her ins Fenster lugen sah. Er sah besser hin: da gewahrte er, daß Férauds Kopf auf einer Pike, von der das Blut langsam abwärtsfloß, zu ihm ins Fenster gehalten wurde. Nun geschah das Unglaublichste, was je an Kaltblütigkeit geschah: der Präsident Boissy d'Anglas erhob die rechte Hand zum Gruß, salutierte dem Haupt des Gemordeten und fuhr gleichmütig in der Sitzung fort. So vermied er eine Panik des Konvents, verhinderte die Deputierten an der Flucht und die Frauen am Eindringen. Er rettete kostbare Minuten: im Laufschritt kam draußen ein Regiment und vertrieb die Aufrührerinnen. Es waren nur Haus- und Küchenfrauen, die vom Krieg nichts mehr wissen wollten – und doch eine furchtbare Übermacht, weil sie Mütter und Gattinnen waren.

So bewahrte Boissy d'Anglas Paris vor einer Brotrevolte, die, mitten im Kriege, vielleicht das Ende aller Dinge bedeutet hätte. Diese Szene war die Klimax. Der ungeheuren Anstrengung der Nation begann der Sieg von den Grenzen zu winken. Die Österreicher wurden geschlagen. Aus Holland und der Schweiz kamen Zeichen, daß die Völker sich anschließen wollten... Brot allerdings sah Frankreich nicht vor dem Frieden. Die Revolution hatte ihm keins schaffen können, und der Krieg konnte keins verteilen. Erst in der Zeit des Direktoriums, ab 1796, als die Soldaten Urlaub bekamen, gingen sie wieder auf die Felder, die nun nicht mehr den Pächtern gehörten, sondern ihnen und ihrer Familie, und fingen an, die Äcker zu bebauen.

Das war die Rolle des Brotes in der Französischen Revolution. Brot war ein großer Schauspieler, den, mit der Trikolore geschmückt, die Parteien auf die Szene stellten. Die Rolle erhob sich zu höchsten Höhen von Pathos, Blut und Tragödie und endete mit einem Lustspiel-Effekt. Am Ende der Revolution

warf der Weizen alles andere Getreide aus Frankreich hinaus. Warum tat das der Weizen? Es geschah wegen der »égalité«. In seinem Buche über die Geschichte der Getreidepreise schreibt Jasny:

»*Vorher war Weißbrot das Brot der Reichen; dann aber machte die Revolution es zum Brot für jedermann. Auch aus Belgien warf der französische Weizen den Roggen hinaus, und in Holland gar wurde der Roggen zum Viehfutter. Ein weiterer Schritt – und Westdeutschland wurde vom Weizen eingenommen. Vom Süden her, aus Italien kommend, eroberte der Weizen die Schweiz und drang siegreich in Süddeutschland vor.*«

Neben den Schlachten der Menschheit, die ihre Felder mit Hekatomben düngte, lief der »Wettkampf des Getreides« weiter, als sei nichts anderes wichtig. Die besiegten oder neutralen Völker nahmen voller Bewunderung das Getreide des Siegers an. Als Goethe 1792 an der Seite der preußischen Truppen die »Campagne in Frankreich« mitmachte, stellte er mit vollem Recht die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich als *Weizen-Roggen-Grenze* dar. Er erfreut sich des Unterschieds: gestern noch »traf er im Städtchen schwarzes Brot und weiße Mädchen« – aber heute auf französischer Seite [also auf altem Römerboden] »sind die Mädchen dunkel, das Brot jedoch weiß«.

Zehn Jahre später hätte Goethe die Felder in Westdeutschland anders gefunden. Denn zu Zeiten Napoleons, dieses römischen Imperators, baute man natürlich nur Weizen.

Das Brot und Napoleons Niederlage

»Brot ist der größte Verbündete, den ein Heer hat: der Soldat marschiert nicht weiter als sein Magen.«

RUSSISCHES SPRICHWORT

98

DAS WUNDERBARE FRIEDENSJAHRFÜNFT 1801 BIS 1805 FÜHRTE DAS französische Volk endlich auf seine Äcker zurück und, wie jeder Mensch glaubte, für immer. Frankreich hatte den Krieg gewonnen – nun würde es den Frieden gewinnen, indem es seine Felder bebaute. Im übrigen hatte das Kaiserreich genügend Gold, was es brauchte zu kaufen. Reichten die Ernten Frankreichs nicht aus, so standen die unerschöpflichen Kornmeere Rußlands zur Verfügung. Das Getreide der Ukraine reiste durch Österreich donauaufwärts nach Straßburg und speiste die Franzosen. Oder das nordrussische Getreide wurde in Danzig aufs Schiff gebracht und nach Le Havre ausgeführt.

Woher hatte Frankreich so viel Geld? Es stammte nicht allein von den Schätzen, die die Heere der Republik in Holland, am Rhein, in Österreich und Venedig zusammengestohlen hatten, sondern aus einer neuen Quelle des Nationalreichtums, der *Industrie*.

Napoleon glaubte sein ganzes Leben an die Macht der Industrie – genau so wie er an Ackerbau sein ganzes Leben lang *nicht* glaubte. Wir dürfen nicht zweifeln: er kannte alles, was die Physiokraten jemals über »Boden und Reichtum« geschrieben hatten; aber er glaubte nicht daran. Das Volk mußte Brot haben, voilà – aber darüber hinaus war die Erde dem Kaiser reichlich langweilig. Die Götter, die er anbetete, hießen »*activité*« und »*vitesse*«. Aktiv war die Erde ganz gewiß; aber sie arbeitete zu langsam und hatte zu wenig mit »Geist« zu tun. Der Geist bewohnte die Maschinen, die der Kaiser unsäglich bewunderte. Er hatte eine offene Tasche für Erfinder, für die Verbesserer der großen industriellen Prozesse. Schon im Jahr 1801 verfolgt er die Industrieausstellung, die in Paris veranstaltet wird, mit brennenden Augen. Im neuen Jahrhundert, fühlt er, werden Krieg und Frieden allein von der Industrie leben. Was waren Robespierre und die anderen Konventmitglieder für arme Kerle! Aus ihrer hoffnungslosen Liebe zur Agrikultur [Brot hatten sie *doch* nicht!] gingen sie in Festzügen hinter symbolischen Wagen einher, die von Kühen gezogen wurden. Darüber konnte man nur lachen. Brot hatte entweder still zu wachsen – oder, wenn es nicht da war, hatte es durch Handelsverträge aus dem Ausland, pünktlich und billig, auf den Markt geschafft zu werden.

Der Ackerbau interessierte ihn nicht. Und als der Krieg neu aufflammte,

gab, neben dem Militärischen, es für ihn nur *ein* Problem: die englischen Industrieprodukte durch französische zu ersetzen. Das Problem der Ersatzstoffe, in der Kriegsindustrie sowohl wie in der Nahrungsmittelchemie, beschäftigt ihn immer brennender. Die Stoffe, die Gewürze und Farben, die von englischen Schiffen bisher aus Indien hereingebracht wurden, müssen sich doch ersetzen lassen! »Unsere Welt ändert sich unablässig« ruft er 1806 der Pariser Handelskammer zu:

»Früher, wenn wir reich werden wollten, mußten wir Kolonien besitzen, hatten uns in Indien, in den Antillen festzusetzen oder in Mittel-Amerika. Damit ist es gründlich vorbei. Heut müssen wir Fabrikanten werden, müssen auf eigenem Boden herstellen, was wir sonst von andern bekamen. Wir müssen – um es deutlich zu sagen! – unsern eigenen Indigo, Reis und Zucker fabrizieren. Die gesamte Herstellungsindustrie ist heute so wichtig, wie es früher einmal der Handel gewesen ist. Während ich mich darum kümmere, die Herrschaft über das Meer zu gewinnen, soll eine französische Industrie entwickelt oder geschaffen werden!«

Er spricht also von dem Gegensatz zwischen Industrie und Handel. Von einem anderen Gegensatz – dem zwischen *Ackerbau und Fabrik* – spricht er nicht: denn er hat ihn vergessen. Zu einfache Gedankengänge haben seine Liebe nicht. In die chemische Industrie, in die metallurgische, in die Fabrikation von Textilien steckt der Kaiser Millionen Franken. Hier kann er wirklichen Nutzen sehn. Sein mathematisch-technisches Auge kann anwesend sein und überwachen, wie das Geld sich in der Retorte vermehrt, wie die Fäden über den Webstuhl eilen: wie das alles zur wirtschaftlichen Waffe gegen den englischen Todfeind wird.

Die Erde? Auch ihr, allerdings, ist erlaubt, ihren Part in der Industrie mitzuspielen. Denn als der Kaiser eines Tages als Ohrfeige für England beschließt: »Baumwolle hat in Frankreich zu wachsen!«, da braucht er natürlich die Mithilfe des Bodens. Der Kaiser verlangt nach Farbstoffen – und der Boden treibt Farbpflanzen. Ihn beginnen die Gärten zu interessieren. Was, die französischen Apotheker sollen aufhören, an Indien zu denken! Medizinstoffe haben in Frankreich zu wachsen! Die Gartenfreundschaft bringt den Kaiser mit dem alten Parmentier zusammen, der seinen Kartoffelfarmen nachjammert. Napoleon horcht auf. Dieser Mann ist doch auch etwas wie ein Erfinder. Er ist ihm gnädig – weil er schließlich allen Erfindern gnädig ist – und verschafft ihm eine hohe Staatsstellung, von der aus Parmentier nun wirklich Frankreich mit Kartoffeln bepflanzt. Nun wagt keiner mehr, über ihn zu lachen – und wirklich rettet die Monomanie des alten Militär-Apothekers später das Leben von Millionen.

Um alles kümmert sich der Kaiser. Und zwar tut er's umso lieber, je kom-

plizierter irgendein Ding ist. Und größten Beifall preßt es ihm ab, wenn eine Sache für zweierlei gut ist. Man sagt ihm, daß er gut daran täte, alle französischen Chausseen möglichst mit Nußbäumen zu bepflanzen. Er tut es und hat damit gleich drei Dinge: Schatten für die Reisenden, Nüsse und das Wichtigste: das beste, härteste Holz für den Kolben des französischen Infanteriegewehrs.

Nur um die ganz einfachen Dinge kümmerte sich der Kaiser nicht gern. Flog er im blitzenden Reisewagen über die nußbaumbepflanzten Chausseen, so hätte er eigentlich sehn müssen, daß es auf den französischen Feldern wieder nicht zum besten stand. Jahrelang trugen die Bauern Montur und fochten als Helden und Grenadiere in Spanien, Preußen und Österreich. Dachte der Kaiser, daß das Getreide so selbstverständlich wie die Luft sei? Langsam begann es wieder zu fehlen. Das alles machte nichts, solange die Freundschaft mit Rußland erhalten blieb. Als aber Alexander I. sich den Gegnern Napoleons zugesellte, verblaßte der Traum des billigen Korns, den Frankreich lang hatte träumen dürfen. Und auch Napoleons Stern verblaßte. Seltsam schwer, wie mit gelähmter Hand und mit klagenden Vokalen sind die Worte hingeschrieben, die kurz vor der Abreise zur Großen Armee Napoleon seinem Minister sandte: »*Je veux que le peuple ait du pain, qu'il en ait beaucoup, du bon et du bon marché... Lorsque je serai loin de France, n'oubliez pas, Monsieur le Ministre, que le premier soin du pouvoir doit être d'assurer constamment la tranquilité publique et que les subsistances sont le principale mobile de cette tranquilité!* [Ich wünsche, daß das Volk sein Brot hat, reichliches, gutes, billiges Brot ... Solange ich fern von Frankreich bin, vergessen Sie nicht, Herr Minister, daß die erste Sorge der Regierung die Sicherung der öffentlichen Ruhe ist; und vergessen Sie nicht, daß die Brotversorgung das allerwichtigste Mittel ist, um eben diese Ruhe zu sichern.]«

Der arme Minister. Was konnte er tun? Die Bauern waren eingezogen, die letzte Ernte war sehr schwach gewesen, und Osteuropa war verschlossen. Die Worte des Kaisers klangen trübe, fast schmeckten sie nach einem Vermächtnis. Wußte er, als er sie schrieb, wie leer die französischen Scheuern waren? Als Napoleons Riesenheer sich durch Polen nach Rußland wälzte, klopfte zu Hause der Hunger an.

99

IM französischen Staatshaushalt des Jahres 1812 machte die Textilindustrie 45,7 Prozent des nationalen Einkommens aus – beinahe die Hälfte! –, die agrarische Produktion nur 13,7 Prozent: also nur etwas mehr als ein Siebentel.



Die Liebeszaubermacht des Brotes: Werthers Lotte
Nach dem Gemälde von Wilhelm von Kaulbach

TAFEL XXVIII



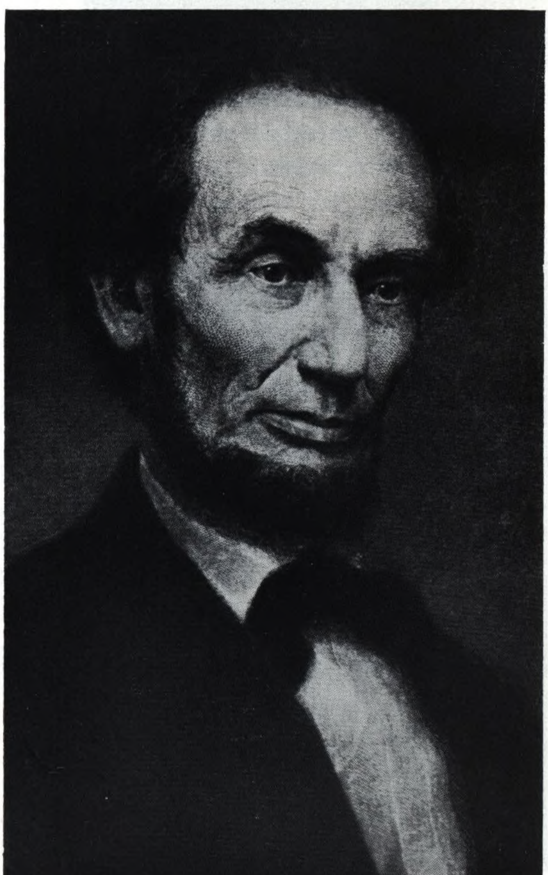


BACKWAREN UND BIEDERMEIER

Die charmante Pariserin · Die träumerische Berlinerin

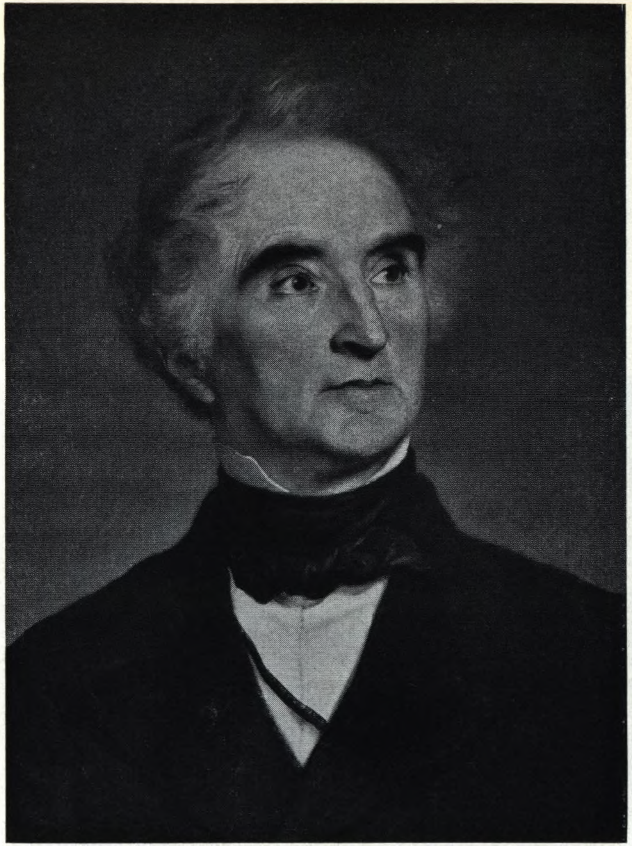


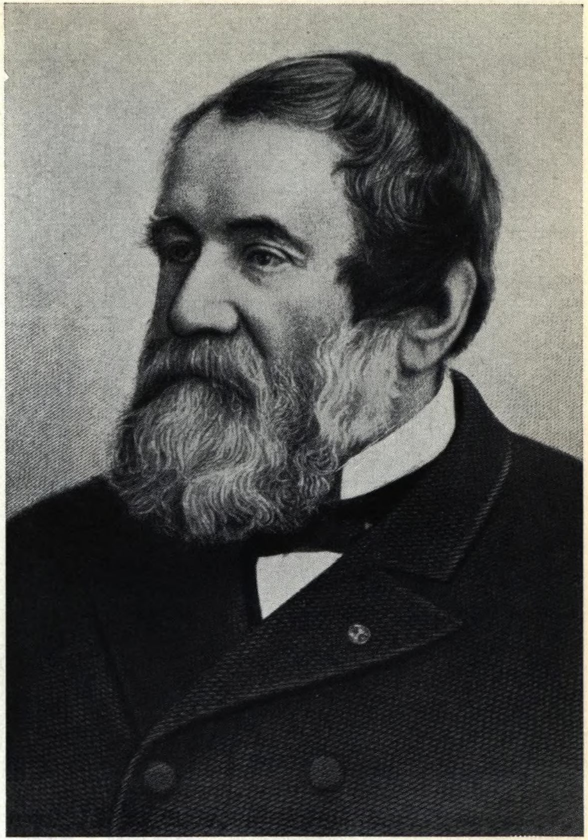
Lincoln bei einer Wahlrede



BROT WAR STÄRKER
ALS BAUMWOLLE

*Abraham Lincoln [1809–1865]
im Jahr seines Todes*





DIE UMWÄLZER DES ACKERBAUS

Justus von Liebig [1803–1873], der Arzt der Erde · Cyrus Hall McCormick [1809–1884], Erfinder, Mechaniker, Pflugreformator

Der Nettowert der Produktion aller landwirtschaftlichen Produkte betrug rund 1400 Millionen Franken, während die Ausbeute der Bergwerke beinahe das Doppelte betrug. Dazu muß man sich vorstellen, daß unter agrarischer Produktion damals alles verstanden wurde, was aus der Erde wuchs oder mit ihr zusammenhing: zum Beispiel Wein, Gemüse, Tabak oder auch Lebendvieh und Häute – nicht etwa bloß das Brotgetreide.

Man sieht, das napoleonische Frankreich war durchaus kein agrarisches Land. Mit der französischen Selbstversorgung war es überhaupt nicht weit her. Eher konnte man sagen, daß Frankreich vom übrigen Europa lebte: selbst so schwach bebaute Länder wie Deutschland und Italien steuerten Getreide nach Frankreich.

Was Frankreich zusammenraffen konnte, das folgte nun dem Heere nach Osten. In riesigen Magazinen reiste das Getreide hinter den Armeekorps, Wagenschlange an Wagenschlange. Weizen und Roggen für die Menschen und Berge von Hafer für die Pferde. Soldatenbrot war eine wichtige Sache – und bevor in der Morgendämmerung die Mündungsblitze der Kanonen den Horizont erleuchteten, lohten des Nachts die Bäckeröfen. Nicht nur mit geordneter Munition, sondern auch mit geordnetem Magen zog Napoleons Heer in die Schlacht; die »sappeurs blancs«, die »Mehlpioniere« der Feldbäckereien, hatten den Sieg so vorbereitet wie die Kugelgießer und Bombendreher.

Das Soldatenbrot war gut, und das französische war besser als das jeder anderen Armee. Es roch nicht sauer wie bei den Preußen und war nicht, wie das der Österreicher, mit zweifelhaften Gewürzen bereitet, die den muffigen Geschmack langgelagerten Mehls übertäuben sollten. Außerdem war es bemerkenswert weiß, mit einer stark porösen Krume und dünner, elastischer Außenrinde: man sieht, nicht umsonst hatte Malisset die Franzosen den »dreifachen Mahlgang« gelehrt. Vorbei war die Zeit, in der Parmentier, arm, den Armee-Dreispitz auf dem Kopf und den gepuderten Zopf im Nacken, seine Eingaben geschrieben hatte: warum der französische Soldat Kleie essen müsse statt Brot? Jetzt aß er besser als alle andern, zwei Teile Weizen und einen Teil Roggen, und der Kleie-Abzug betrug 20 Prozent. Das Soldatenbrot wäre beinah ein Brot für Feinschmecker gewesen, wäre nicht, durch die Eile des Backens, sein Wassergehalt zu groß gewesen. Doch bei den Russen war er noch größer: der russische Soldat aß täglich ein Brot, das 1500 Gramm wog – eine Menge, die jeden andern wahrscheinlich umgeworfen hätte. Dieses Brot war eisenfarbig und schlecht. Noch im Felde erwies es sich: die Franzosen waren geborene Bäcker. Auch hatte das Heer Biskuit bei sich, die zweimal gebackenen »*panes biscocti*«, eine französische Erfindung des Mittelalters, die manchem Seemann unterwegs das Leben gerettet hatte. Die neapolitanische Hilfskavallerie der Franzosen dagegen aß Makkaroni. Dafür hatte König Murat gesorgt, und es war ein seltsamer Anblick, die Reiter vor der Schlacht zu sehn,

wie sie, schon auf dem Pferde sitzend, sich ihre heißen Teigwaren in den offenen Mund hängen ließen.

Viel hatte Napoleon mitgenommen, und es reichte bis in den Spätherbst. Doch wenn der Kaiser geglaubt hatte, daß in den weiten Kornebenen Rußlands jeder geleerte Proviantwagen sich sofort von selbst füllen würde, hatte er sich gründlich verrechnet! Die Russen nahmen auf ihrem Rückzug im September und Oktober jede geerntete Ähre mit. Das Land, durch das man zog, glich einer Steppe. Und als dann Moskau abbrannte und der Kaiser den strategischen Rückzug nach Polen befahl, kam es zur größten Brotkatastrophe der gesamten Kriegsgeschichte.

Wir wissen: Weniger die Kälte als der *Brotmangel* löste die Armee auf. Zunächst aß man Pferdefleisch und trank rauchendes Blut. Das war noch das Klügste. Denn, wenn der Hafer aufgebraucht war, konnten die Pferde ja doch nicht mehr leben. Es dauerte aber nicht vierzehn Tage, sondern dreißig, sechzig und neunzig Tage, ehe das französische Heer durch Schnee, Eis und Polarnächte zu bewohnten Gegenden kam. Der Kaiser war mit einem Schlitten rasch, unversehrt, zurückgefahren – aber die Hunderttausende, die ohne Pferd und Wagen waren, ohne Decken, ohne Pelze [darunter viele Süd-Italiener, die niemals Schnee gesehn hatten], sie erfroren auf diesem Jammerweg. Bald hinten, bald vorn erschienen Kosaken und stachen mit ihren langen Lanzen in die elende Menschenmasse. Wenn man schießen wollte, waren sie fort.

Der Unteroffizier Bourgogne hat in seinen Erinnerungen diesen Rückmarsch als Brotkatastrophe beschrieben. Als er den fünfzigsten Tag ohne Brot war, glaubte er, wahnsinnig zu werden. Irgendwo trafen sie auf Schnaps, doch Bourgogne konnte ihn nicht schlucken, weil ihm die Kehle vor Kälte verdorrt war. Ein paar Tage später in einer Hütte fanden sie Brot; sie ließen draußen die Gewehre sogleich in den Schnee fallen und stürzten sich mit der Gefräßigkeit wilder Tiere auf diese Nahrung. Ein paar Kameraden erstickten, ehe man Hilfe bringen konnte, an zu großen Bissen, die sie nicht wieder von sich geben konnten. Es war das Glück des armen Bourgogne, daß seine Lippen so frostwund waren, daß er den Mund nicht weit öffnen konnte... Der Geruch warmen, frischen Brotes machte noch, als sie in Polen waren, die französischen Soldaten zu Tieren. Mit dem Säbel kratzten sie aus den Dielenfugen der Zimmer Mehl, oder was sie dafür hielten. Sie gaben den entsetzten Einwohnern fünf Franken für einen Brotbissen und erschlugen einander darum. Um drei in der Glut gebratene Kartoffeln, etwas größer als Walnüsse, kam es zu Kämpfen unter den Männern einer französischen Kompanie.

Schreckensstarr stand die Bevölkerung Preußens, als dieser hohläugige Haufe zurückkam, welcher nicht mehr sprechen konnte, sondern nur stumme Bewegungen mit der Hand zum Munde machte. Polnische Bauersfrauen hatten die Franzosen mit Röcken versehn und mit Weiberhüten. Arme Gespenster,



54 - Die Ankunft der geschlagenen französischen Armee in Preußen

furchtbar in ihrer Lächerlichkeit, trotteten die Besiegten daher. Die Zuschauer entblößten das Haupt vor soviel Jammer und Gottesstrafe. Wie Gustav Freytag in seinen »Bildern aus der deutschen Vergangenheit« erzählt, sah das Volk in Preußen damals die Geschehnisse als Sühne für einen gigantischen *Brotfrevel.* Denn »ihr Hunger sei nicht zu stillen und die Kälte aus ihren Leibern nicht fortzubringen« sagte das Volk.

»Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen; vergebens mühten die Hausfrauen sich, sie von der verderblichen Glut fernzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, einzelne mochten nicht aufhören — und sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig noch lebte der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazaretts sich Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie es nicht nötig hatten, denn sie hatten regelmäßige Kost. Aber die Bürger behaupteten, dieser Wahnsinns-Hunger käme von Gott: einst hätten sie schönste Weizengarben in ihr Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf den Boden gekollert. Dafür seien sie jetzt verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden.«

So endete ein Imperium, das sich mehr auf Ruhm und Erobern verlassen hatte als auf die Geschenke der eigenen Erde. Als Napoleon zurückkam, fand er in Frankreich Hungersnot vor. Er erinnerte sich, daß ein Gelehrter Benjamin Thompson, ein Wärmetheoretiker, eine Armensuppe erfunden hatte: man sollte alte Brotabfälle mit Gemüse und Knochen zusammenkochen. Napoleon verfügte jetzt, es seien in ganz Frankreich täglich 2 Millionen Teller Suppe an die Armen zu verteilen, und zwar zunächst für fünf Monate [bis zur Ernte von 1813]. Für diesen Zweck gab er tatsächlich mehr als 20 Millionen Franken aus. Als die Engländer davon erfuhren, wußten sie: es ging zu Ende. »*The French now swallows dirt and bones.* [Der Franzmann schluckt jetzt Dreck und Knochen!].« Sie selber hatten Brot. Es erwies sich: Wer das Brot hatte, hatte den Sieg.

100

WAS hatte Napoleon eigentlich für die Promotion des Brotes unter den Europäern getan? Er hatte die französischen Esser um 2 Millionen Tote vermindert und die seiner Bundesgenossen und Gegner noch um weitere 6 Millionen. Außerdem hatte er die Saatfelder des Kontinents mit Knochen gedüngt... Das ist das meiste, was die Geschichte des Brotes von ihm aussagen kann. Wieviel folgenschwerer war, was neun Jahre nach seinem Tode ein paar unbekannten Leuten glückte: die Erfindung der *Walzenmühle.*

Im Jahre 1830 stand in Zürich nachts ein Mann vor dem Spiegel, der sich für Mühlenbau interessierte. Er hielt eine Kerze in der Hand und sah sich aufmerksam in den Mund. Da er nun ein gebildeter Mann war, fiel ihm dabei das alte Wort des Griechen Poseidonios ein: »Der erste Mensch, der seine Backzähne als Speisenzertrümmerer benutzte, war eigentlich schon der erste Müller. Er brauchte nur aus der Aktion der Zähne, dem Kauen, die richtigen Schlüsse zu ziehn.« Über dieses geistreiche Wort mußte der Ingenieur lachen.

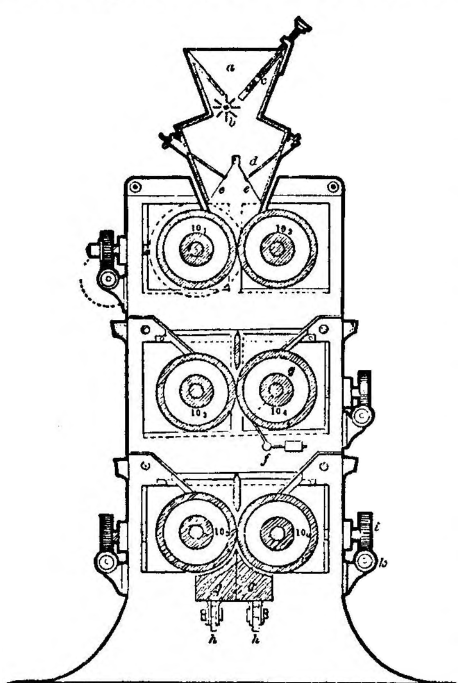
Als er sich am nächsten Tag in Behandlung seines Zahnarztes befand, sagte er, welche ingeniöse Fabrik eigentlich der menschliche Mund sei. Da seufzte der Zahnarzt und antwortete: »Ich finde den Mund nicht so ingeniös. Vor allem ist die Einrichtung der Zähne nicht besonders viel wert. Anstatt die Nahrung zu zerstören, werden sie selbst von der Nahrung zerstört. In ein paar tausend Jahren wird der Mensch vielleicht keine Zähne mehr haben. Der Stoff, aus dem sie sind, ist nicht haltbar. Schon jetzt muß man diesen verschwindenden Stoff durch Metall substituieren.«

»Wie kommt denn das?« fragte der Ingenieur.

»Das kommt vom *Brot!*« sagte der Zahnarzt. »Seitdem die Menschheit Körnerfrucht ißt, werden die Zähne immer schlechter. Bei den Ägyptern schon fing es an ...«

Der Ingenieur ging gedankenvoll fort. Ihm war plötzlich eingefallen, daß der Fall bei der Müllerei seit Jahrtausenden ähnlich lag. Beklagte sich nicht jeder Müller über seine Mühlsteine? Über ihre Zerbrechlichkeit, und wie oft er sie auswechseln müsse? Man suchte nach einem Wunderstein, der härter war als die früheren, und man glaubte seit einiger Zeit ihn in Frankreich gefunden zu haben, in den Kieselbrüchen von La Ferté-sous-Jouarre. Aber der trotzige Weizen zerbrach nach ein paar Jahren sogar diese Steine... Konnte man da nichts substituieren, wie der Zahnarzt gesagt hatte? Wenn Gott bei der Erschaffung des Menschen nichts Besseres eingefallen war, als ihm diese Art Zähne zu geben, so war das für einen Techniker ja kein Anlaß, dabei zu bleiben ... Der ganze Fehler von Mühle und Mund lag augenscheinlich doch darin, daß sie darauf eingestellt waren, ihre Nahrung zu *zertrümmern*. Bei der Brotfrucht aber gelang das nicht, sie blieb hart und zertrümmerte schließlich die Mühlsteine wie die Backzähne. Die Mühle, dachte der Ingenieur, sollte sich überhaupt einmal ihre Backzähne ziehen lassen. Wie wäre es, wenn man das Korn hinfort nicht mehr zertrümmerte, sondern *zerquetschte?* Zerquetschte, bis es sich dehnte und zerplatzte... Das könnte man, träumte der Ingenieur, aber nur mit eisernen Walzen vollbringen, zwischen die man das Korn hineinschütten würde; mit Rollen, die, gegeneinander rollend, Hunderte von Umdrehungen in der Minute machen würden. Und sie müßten, nach dem Muster von Watt und Evans, natürlich mit Dampfkraft betrieben werden. Tagelang zeichnete er auf, wie er sich diese Rollen dachte.

Doch zu solchen Dingen gehörte Geld. Nun fügte es sich, daß die Schweiz Geld hatte. Die Schweiz war in Napoleons Kriegen merkwürdig gut davongekommen. Seit dem Jahre 1800 waren hier keine Feinde gewesen. Für technische Neuerungen interessierten die Schweizer Städte sich fast so sehr wie die Engländer. So fand unser Mann ein Konsortium, das mehrere hunderttausend Franken [25 000 Englische Pfund] für eine Roller-Mühle vorstreckte. Man hätte das sicher nicht getan, wenn der Ingenieur nicht behauptet hätte, daß er bereits in Warschau vor Jahren drei Roller-Mühlen besessen hätte. Er erzählte überhaupt viel von Warschau, und wie die Russen, in ihrem Haß gegen das prosperierende Polen, ihm seine Mühlen verbrannt hätten. Schließlich wies er gedruckte Pläne mit der Einrichtung solcher Mühlen vor und bewies auch gleich in Ziffern, wieviel Arbeit gespart würde und wie die Kapazität dieser Walzen die der Mühlsteine übersteige! Von Zürich nach Warschau war es sehr weit, und durch die russische Postzensur konnte man schwerlich Briefe wechseln. Niemand erkundigte sich nach dem allen, doch die Mühle wurde gebaut. Die Apparatur war fabelhaft und so groß, daß man das ganze Getreide, das in der Schweiz wuchs, hineinschütten konnte. Fünf Stockwerke gab es in der Mühle, und jeder Flur war mit Walzen belegt; mit den »Brechern« im fünften Stock begann es, und die Feinmaschinen im ersten lieferten das Endprodukt.



55 - Sulzbergers Schweizer Walzen-Mühle

Aber — o Schrecken! — es zeigte sich, daß die Mühle langsamer lief, daß sie weniger Mehl produzierte und natürlich viel teurer war als die alte Steinmühle. Es kam zu einem schrecklichen Auftritt zwischen dem Erfinder und den Aktionären, die ihr Geld verloren sahen; man warf ihm an den Kopf, daß er niemals Mühlen besessen habe; er konnte den Vorwurf nicht entkräften und verschwand diskreditiert von der Szene. So gründlich, daß die Welt seither nie mehr von dem Erfinder der Roller-Mühle gehört hat. Sie weiß nur gerade: er hieß Müller [was einigermaßen komisch wirkt]; doch weiß sie nicht seinen Vornamen...

Die jammernden Kapitalisten beriefen den Ingenieur Jakob Sulzberger. Er war der »*Zweite*«, dem alles gelang, obwohl er kein Mühlenfachmann war. Er richtete die Mühle neu ein, indem

er zwei Paar eiserner Walzen in einen Rahmen einspannte — das eine Walzenpaar über dem andern — und jedes selbständig arbeiten ließ. Die Rollen lagen im ersten Stock, nur die leichte Maschinerie befand sich darüber. Jetzt ging alles herrlich! Jetzt verdiente das Konsortium Geld, erzog sich technische Baumeister und verkaufte seine Mühlen ins Ausland.

Die Sulzberger-Mühlen wurden berühmt. Es war klar, daß sie ins Flachland gehörten, wo möglichst viel Getreide wuchs. Die gebirgige Schweiz war viel zu klein, um solche Maschinen auszuwerten. Fast augenblicklich griff Ungarn zu, ein Land, in welchem »*vaczi*«, der Weizen, seit langem schon ein gewichtiges Wort sprach. Die Mühlenindustrie in Ungarn wurde, dank jener Schweizer Erfindung, die wichtigste des Kontinents und das ungarische Mehl zum begehrtesten Ausfuhr-Artikel.

Seit Jahrtausenden waren die Menschen verrückt nach besonders weißem Mehl. Archestratos, der im 4. Jahrhundert v. Chr. den Griechen ein Kochbuch schenkte, erzählte darin, auf der Insel Lesbos sei das Mehl so weiß gewesen, daß die Götter den Hermes gebeten hätten, dort welches für sie einzukaufen! — Ein besonders weißes Mehl, ein zu stark ausgemahlenes und zu fein gesiebtes Mehl ist bekanntlich nicht einmal nahrhaft: aber es schmeichelt dem Auge, dem aristokratischen Gefühl. Mit dieser Tatsache gewann Ungarns größter Mühlenbesitzer, Graf Stefan Szechenyi, den Weltmarkt. Dank dieses weißen Mehls beherrschte Ungarn auch eine lange Zeit das benachbarte Österreich: die kleinere agrarische Hälfte der Habsburger Doppelmonarchie beherrschte also die größere. Wien wurde das erste Einfallstor des weißen ungarischen Mehls, das feiner gemahlen und besser gesiebt war als das Mehl der Franzosen und Engländer. Wien wurde Europas führende Stadt, was Bäcker-Erzeugnisse betraf; die Wiener »Kaisersemmel« wurde fast so weltberühmt wie sonst die Musik von Johann Strauß.

Auf der Wiener Weltausstellung von 1873 schmeckten zum erstenmal Amerikaner diese Back-Erzeugnisse und erkundigten sich nach dem Mehl. Da war es nun bald um die führende Stellung der ungarischen Mühlen getan. Denn die Ebenen von Minnesota waren größer als die Ungarns. 1879 ließ Washburn, der Gouverneur, sich Ingenieure aus Ungarn kommen, die überall in Minnesota ihre Walzen-Mühlen aufstellten. Das zähe Geschlecht skandinavischer Amerikaner, das dort lebt, nahm die Sache in die Hand und half so am Schreiben jenes Kapitels, das »Mehl und weltwirtschaftliche Macht« heißt.

Lincoln: Brot war stärker als Baumwolle

101

WER DAS BROT HATTE, HATTE DEN SIEG. NOCH WAHRER ALS BEI Napoleons Sturz erwies sich dieses große Wort im amerikanischen Bürgerkrieg. Weil der Norden das Brot hatte und weil man Baumwolle nicht essen kann: darum verloren die Südstaaten den Krieg.

Zahllos sind die Untersuchungen, weshalb es zu diesem Kriege kam. Die Überlebtheit der Sklaverei, man weiß es, war eine der Hauptursachen. In Europa war die Leibeigenschaft wie ein Kartenhaus eingestürzt. Auf jene französische Augustnacht von 1789 war in Preußen das Oktober-Edikt von 1807 gefolgt, das den Bauernstand befreite und alle Feudallasten abschaffte. Es folgten Österreich, Italien und sämtliche Kleinstaaten des Kontinents. Selbst in Rußland wurde der Bauer frei: am 19. Februar 1861 befreite Zar Alexander II. durch einen einzigen Federstrich 23 Millionen Ackersklaven.

Aber in Amerika, das sich »*the Land of Progress*« nannte, das Land des Fortschritts, existierte das römische Latifundium noch, verbunden mit Ackersklaverei. Die Arbeiter waren Neger, die man in Afrika geraubt hatte, weil sie besser arbeiteten als die Indianer und die Weißen. Der Kampf um die Abolition war im Grunde nicht einmal so sehr ein Kampf für die Befreiung der Neger als Rasse denn für die Zerstörung der Sklaverei als überlebter Wirtschaftsform. Es ist auch charakteristisch, daß die Neger selbst es gar nicht waren, von denen die Bewegung ausging. Wohl hatten 1789, im Jahr der Französischen Revolution, sich die Neger-Landarbeiter der Insel San Domingo erhoben. Diese Sklaven des französischen Königs wollten jetzt ebenfalls Bürger sein: sie stutzten nach Pariser Sitte eine Palme in einen Freiheitsbaum um, stülpten die phrygische Mütze darauf, gruppierten Kanonen um seinen Stamm und schossen zunächst alle Weißen nieder. Nicht weil die Weißen Fremdrassige, sondern weil sie Plantagenbesitzer waren. Es dauerte lange, bis die Neger überwältigt werden konnten. Doch ihr Aufstand und ihre Konzeption von den Menschenrechten blieben *lokal* – und es ist zu bezweifeln, daß die Neger des amerikanischen Festlands, die in Louisiana zum Beispiel, davon eine wirkliche Kunde hatten.

Von den Weißen allein ging die Abolition aus. Es schien den weißen Nordstaaten – die keine Neger-Arbeiter hatten – unmöglich, daß im Süden weiterhin eine Wirtschaftsform herrschen sollte, die seit mehr als fünfzig Jahren in der übrigen Welt nicht mehr galt. Daß die Wirtschaftsform der Sklaverei unpraktisch war, das allerdings wagte niemand zu behaupten. Im Gegenteil

jammerte der Süden, nachdem er den Krieg verloren hatte, jahrzehntelang über den Verlust seiner billigen Produktionsweise.

Die einen behaupten also mit Grund, es sei ein Krieg zweier gleich starker, doch verschiedener Wirtschaftssysteme gewesen: der freien Industrie-Arbeiter gegen die Plantagen-Arbeiter. Andere sagen: der Krieg mußte kommen, weil jedes Volk, das auf vielen Breitengraden lebt, eines Tages entscheiden muß, ob es seinen Kopf im Norden oder im Süden hinbetten will. So hatte sich früher Frankreich entschieden, als es sein Gehirn nach Paris und nicht nach Marseille oder Bordeaux legte. So Deutschland, als es die nördliche Hauptstadt Berlin den Städten des Südens vorzog; so Rußland, als es Moskau und Leningrad zum Gehirn seines Reiches machte. Es gibt ein »Gesetz des Breitengrades«, das die Anlage der entscheidenden Städte zu weit südlich geradezu verbietet. Dieser anthropologische und geographische Prozeß – soll der Norden oder der Süden herrschen? – mußte, wie in der übrigen Welt, auch in den Vereinigten Staaten entschieden werden. Als nun die Staaten Mississippi, Florida, Alabama, Louisiana, Georgia, Texas, Carolina, Virginia diese Frage durch Sezession lösen wollten, um sich der »unerträglichen Bevormundung des Nordens zu entziehen«, und als der Norden sie nicht ziehen lassen wollte, da war es sehr unklar, wer siegen würde. Heute wissen wir, daß hauptsächlich das Brot [nämlich der ausschließliche Besitz des Brotes durch die *eine* Partei] der Waage des Mars den Ausschlag gab.

102

DER Süden war reich, war werbend und schön und hatte in der ganzen Welt Freunde. Sogar in den Nordstaaten hatte er Freunde. War das da unten nicht wirklich eine andere Rasse von Amerikanern, und sollte man sie nicht ziehen lassen? Horace Greeley, Herausgeber der New York Tribune, schrieb kurz vor dem Krieg:

»*Wenn die Baumwollstaaten sich trennen wollen, dann sollen wir sie gehn lassen! Ich möchte in keiner Republik leben, in der man glaubt, mit Bajonetten die Teile ans Ganze festnageln zu können.*«

Der Süden, »für seine Freiheiten fechtend, seine Altäre und Herdfeuer . . . acht Millionen Menschen, in einer heiligen Sache vereint«, kam sich unbesiegbar vor. Wie sollte es auch anders sein? Betrachtete man die beiden Ringer, die da vor der ganzen Welt zu tödlicher Umarmung antraten, so schien der Süden der Stärkere. Zwei Drittel des Gesamtexports der Vereinigten Staaten bestand aus

südstaatlicher Baumwolle: 125 Millionen Dollar von 197 Millionen. Nur drei Prozent dieser Baumwolle freilich wurde im Süden verarbeitet — denn der Süden war nicht industriell. Doch gerade diese Rohstoff-Ausfuhr erwarb dem Süden Sympathien: England und Frankreich mußten sich kleiden — und die Baumwolle, die der Süden schickte, war der Rohstoff, der in Europa die Fabriken laufend erhielt. Die Pflanzer im Süden wußten das und wie wichtig sie für die Welt waren. »*Cotton is king!*« dachten die Pflanzer. Doch sie dachten nicht an den unendlich verwickelten Prozeß des Auf-sich-selbst-Angewiesenseins in diesem Königreich Baumwolle. Sie dachten, sie könnten wie bisher nun auch im Krieg ihre Baumwolle auf Schiffe laden und ausführen. Doch die Kanonenboote des Nordens blockierten die langen Küsten des Südens, schossen die Baumwolle in Brand oder nahmen ihm die Ware fort.

Auf einmal begann man in Atlanta, in Charleston und New Orleans zu sehen, daß man Baumwolle — gleichviel ob man sie verkauft oder nicht verkauft hatte — unter keinen Umständen essen könne. Kluge Leute hatten das schon früher gewußt und hatten gewarnt. »Beschränkt den Baumwollanbau!« rief im Januar 1862 der *Alabama Advertiser*. »Produziert Wolle, Weizen, Gemüse und Nahrungsmittel!« Und vier Wochen später schrieb in Georgia der *Savannah Republican:* »Was für eine Narrheit ist es, daß unsere Pflanzer in Georgia noch immer Baumwolle anbaun wollen. Das heißt die Soldaten aushungern und sie vom Schlachtfeld treiben. Pflanzt Mais!« Obwohl die militärische Lage eigentlich noch gar nicht schlecht war, begannen gegen Ende des Jahres die Südstaaten tatsächlich zu fürchten, daß sie den Krieg verlieren würden. Mehl kostete bereits in Richmond bis zu 25 Dollar das Faß. Reis allerdings hatte man gepflanzt; aber man konnte ihn oft nicht ernten, weil feindliche Kanonenboote die sumpfigen Niederungen beschossen. Mit dem wenigen Getreide, das man im Inland angebaut hatte — war man doch neidisch auf jedes Feld, das nicht Tabak oder Baumwolle trug! — oder das man sich aus dem Ausland auf Schleichwegen verschafft hatte, begannen die Händler schamlos zu wuchern. Die Farmer, nach höheren Preisen auslugend, hielten die geringe Ernte gar noch zurück: zu Anfang des Jahres 1863 riet der Kriegsminister dem Führer des Südens, dem Präsidenten Jefferson Davis, allen Weizen zu beschlagnahmen. Der Süden hätte, richtig bebaut, die ganze Welt ernähren können. Jetzt sah etwas Unbekanntes, die *Not*, in die weißen Landhäuser hinein, und die Pflanzer-Aristokraten begannen so schlecht zu essen, wie ihre Schwarzen nie gegessen hatten. Scheuer und Schüssel leerten sich. Die Lebensbedingungen des Landes wurden von Monat zu Monat schlechter; das Leben glich schließlich den Schrecknissen in einer kleinen belagerten Stadt. Überall Plünderungen von Läden; Zusammenbrechen und Verhungern von Frauen und Kindern auf offener Straße; Zwangsmaßnahmen; Requisitionen von Weizen, Mais, Heu für die Armee. Krankheiten, Aufhören der Transporte, Abbröckeln des Wider-

standes – und Hunger in den Lazaretten. Die bärtigen Krieger der Konföderierten, die bleich und darbend und unerschrocken auf die Soldaten Shermans schossen, wußten: sie verteidigten die reichsten Länder des Kontinents. Jetzt aber gähnten diese vor Leere! Im September kostete Mehl in Richmond schon 35 Dollar das Faß, im Oktober 45 Dollar, im November 70, im Dezember 110. Dann war es um keinen Preis mehr zu haben. »Wie sollen wir diesen Krieg überleben?« schrieb der *Savannah Republican*. »Mehl kostet 120 das Faß, und kein Büschel Mais oder Grütze ist in unserer Stadt zu kaufen ...«

Der Norden aber errang den Sieg gegen die tapferen Truppen des Südens, die unter ausgezeichneten Führern für ihre Ideale fochten: Abraham Lincoln errang den Sieg, weil niemand im Norden hungerte. Nicht in den Städten, nicht auf dem Lande, vor allem nicht in der Armee. Man hatte von den Fehlern der Väter, im Unabhängigkeitskrieg, gelernt. Man gab dem Soldaten das beste Brot. Im Hauptquartier der Bäckerei, in der Stadt Alexandria, saßen ausgezeichnete Fachleute, die die französischen Chemiker der Napoleon-Zeit gelesen hatten, vor allem den alten Parmentier. Der Teig wurde gründlicher geknetet als in jeder andern Armee, das Wasser schärfer ausgepreßt, die Zusätze sorgfältiger gewählt und vor allem langsamer gebacken. »Das sind Waffen!« sagte eine Frau zu ihrem Enkel, als er staunte, was die vielen gleichartigen Wagen enthalten möchten... Als ein Fahrer die Plache zurückschlug, sahen sie, daß es vielpfündige, glänzend dunkle Brote waren. »Das fressen die Kanonen?« fragte zweifelnd das Kind. »Nein, aber die *Menschen!*« sagte grimmig der Bäckerei-Soldat und lachte. Und er erklärte, daß die Feinde diese Art Munition nicht hätten. »Das sind Abe Lincolns Kanonenkugeln. Mein Vater und meine Brüder haben sie aus der Erde herausgeholt, und ich hab' sie im Ofen gebacken!«

Denn der Ackerbau im Norden blieb während des Krieges nicht etwa stehn: er nahm zu. Die Staaten Ohio, Illinois, Indiana, Jowa, Wisconsin verdoppelten beinahe ihre Erträge. Man wußte, was das bedeutete, und dankte dem Schicksal für die Ernten. Kurz vor dem Endsiege konnte damals der *New York Independent* schreiben [8. September 1864]: »Das größte Unglück, das unser Volk gerade jetzt hätte treffen können, wäre eine Mißernte gewesen. Wir hätten uns davon niemals erholt; die Erhaltung der Union, unsere Existenz als Nation hätte daran scheitern können... Was uns im Krieg auch bevorstehen mag, *unsere Kornkammern sind gefüllt!*«

103

Wie aber war gerade das möglich? Wie konnte der Norden überhaupt seine Getreideerzeugung steigern, wenn doch der allergrößte Teil der Farmbevölkerung Uniform trug und sich gegen den Süden schlug? Zunächst einmal waren es die Frauen, die auf den Feldern in Sonne und Wind den Platz der abwesenden Männer einnahmen. Ohne Schwierigkeit griffen die Frauen auf eine Lebensweise zurück, die in der Kolonistenzeit ihnen selbstverständlich gewesen war. Ferner kamen Neuwanderer aus Europa: seltsamerweise schreckte der Krieg diese Menschen nicht ab. Wer auswandern wollte, der mußte es wohl. Seinen einzigen Wunsch, sich in die Händel des Nordens und Südens *nicht* einzumischen, konnte der Fremde sehr leicht erfüllen: er brauchte nur im Norden zu bleiben, beispielsweise in Illinois, und die Erde zu bebauen. Ein großes Anziehungsmoment war die Billigkeit des Landes, das von der Regierung in Washington damals so gut wie verschenkt wurde. Das *Homestead-Gesetz* ermöglichte es den Neusiedlern, beinahe umsonst Farmen zu gründen. Während im Süden sich die Menschen vor Hunger fast auffraßen, sorgte Lincoln im Norden dafür, daß zweieinhalb Millionen Morgen Land an Einwanderer vergeben wurden: das bedeutete 20000 Farmen zu je hundertsechzig Morgen und einen Bevölkerungszuwachs von beinahe 100000 Menschen. Vor allem wirkten die Eisenbahnen für die Sache des siegenden Nordens. Der Mississippi, noch vor kurzem die majestätische Handelsstraße zwischen dem Westen und dem Süden, war durch dauernde Kämpfe gesperrt. Jetzt brachten die Eisenbahnlinien stattdessen die Produkte des Westens nach dem Osten, und der Süden ging leer aus. Bisher hatte New Orleans 10 Millionen Bushel jährlich Getreide und Mehl aus dem Nordwesten bezogen; jetzt begann New Orleans zu darben, denn all das ging jetzt per Bahn nach dem Osten, und Chicago wurde das Zentrum. Chicago, weil es im Norden lag, wurde am Kriege reich und groß. In jedem Kriegsjahr versandte es 20 Millionen Bushel Weizen und 25 Millionen Bushel Mais. Und alles war billig, niemand darbte. Das Brot gewann den großen Krieg.

Die Armeeversorgung war so reichlich, daß man sogar im Übermut sich darüber beklagen konnte, wenn sie tagelang einmal eintönig war. Ein Doktor C. B. Johnson schrieb noch 1917 in seinen Erinnerungen an damals: »Unser Essen war wirklich langweilig! Zum Frühstück gab es Speck, Brot, Kaffee; zu Mittag Kaffee, Speck und Brot; und abends Brot, Kaffee und Speck.« Was hätte der arme Soldat des Südens für solch eine Tagesdiät gegeben!

Aber der arme Pflanzer des Südens erlebte noch eine andere Enttäuschung. In der zweiten Hälfte des Krieges verlor er jede Sympathie bei seinen englisch-französischen Freunden. Wie kam das? Er focht doch für die Versorgung der

ganzen Welt mit Baumwolle. Doch nun zeigte sich eine Tatsache, mit der er nicht gerechnet hatte – die aber einen Faktor darstellte, der politisch entscheidend war: bei einer Wahl zwischen Kleidung und Speise ging die *wichtigere* Notdurft voran. Der Süden hatte nur Baumwolle zu verkaufen, der Norden Brot. Europa brauchte Amerikas Brot. Darum mußte es seine Sympathien, erst zögernd, dann kräftig, dem Norden zuwenden.

»Auf der einen Seite«, summiert N. S. B. Gras, »stand die Baumwolle, das Sklavensystem des Südens, der englische Kapitalismus und seine verarbeitenden Interessen. Auf der anderen Seite befand sich der Weizen, das freie Arbeitersystem des Nordens und die humanitär gesinnten englischen Spinnerei-Arbeiter, die die Produkte der Sklaverei boykottierten, obwohl sie sich selbst damit Arbeit wegnahmen... England brauchte Amerikas Weizen noch nötiger als seine Baumwolle. Die Baumwolle machte zwar die Fabriken laufen, aber der Weizen hielt Leib und Seele beieinander. Der Weizen war einfach wichtiger! So mußte die englische Regierung sich der Sympathie für den Süden entschlagen – ob es ihr lieb war oder nicht. Die große Weizen-Ernte des Nordens war gleichsam die ethische Bestechung, die die Engländer ihr Gewicht in die Schale des Fortschritts werfen ließ...«

Aber weder die Frauenarbeit noch die Zuwanderung aus Europa, noch die Haltung der Eisenbahnen hätten die Produktionssteigerung in den Nordstaaten bewirken können. Erst mußte etwas eintreten, was der Norden wie der Süden lange gleichmäßig vernachlässigt hatten: die *Mechanisierung der Landarbeit.* Gewiß mußte der den Krieg gewinnen, der Brot baute und nicht Baumwolle. Aber das hätte nichts genützt, wenn die Brot-Partei, statt zu schießen, auf den Äckern geblieben wäre. Daß menschensparende Maschinen gleichzeitig mit den Soldaten wirkten und an der Heimfront eingesetzt wurden, das entschied nicht nur den Krieg, sondern darüber hinaus das Schicksal Amerikas für den Rest des Jahrhunderts.

Es ist eines der größten Rätsel [wir sehn es nicht zum erstenmal], daß das Land von den technischen Fortschritten, die in der Stadt erdacht werden, zunächst einmal ausgeschlossen ist. Die Erfindungen gelten der Industrie. Der Erfinder selbst ist ein Städter. Industrielle und Arbeiter schreiben ihm vor, was er schließlich erfindet. *Ihren* Arbeitsprozeß zu vereinfachen, zu erleichtern, zu rationalisieren, fühlt der Techniker sich geboren. Er ist der Fabrik verschwistert, benachbart – niemals aber dem Acker. Vom Ackerbau weiß er überhaupt nichts. Niemals sah er ein Tier vor dem Pflug, nie einen Mäher mit der Sense.

Napoleon, der an so vieles dachte, was mit Stadt und Maschine zusammenhing, bedachte niemals, daß eines Tages es ein Staatsinteresse sein könnte, auch die Landwirtschaft zu mechanisieren. Lincoln, Stanton und ihre Leute dachten daran; es war ihr Verdienst, und es war zugleich das Erbe in ihrem amerika-



56 - Englische Feldbäckerei im Krim-Krieg

nischen Blut. Sie waren geistige Nachkommen jenes Thomas Jefferson, der gesagt hatte, Amerika werde das Land der glücklichsten, besten, modernsten Bauern sein – oder es werde gar nicht sein. Und natürlich wußten sie auch, wer Oliver Evans gewesen war.

Immerhin war es ungeheuer schwer für die Bildner Amerikas, die Maschine auf dem Lande einzuführen. Denn die Bauern schrien nicht nach ihr. Gewohnt, seit Jahrtausenden ihre Arbeit in Regen und Sonne schweigend zu tun [und glücklich, sie in Amerika als ihre eigenen Herren zu tun!], zuckten sie zunächst die Achseln. Was konnte ihnen aus der Stadt, von Ingenieuren, Gutes kommen? Doch die Bauern wurden gar nicht gefragt. Als es sich darum handelte, mitten im Kriege den Verlust an Arbeitshänden zu ersetzen und fünf Ernten für die Nation zu retten, da tauchte von selbst die Maschine auf.

McCormick: Die Maschine erobert den Acker

Hinter den Schweinen kommt Jonathan mit seiner alles erobernden Pflugschar — lassen wir auch ihn hochleben! Wären wir nicht Dummköpfe und Heuchler, müßten wir doch zugeben, daß weder Athene noch Herakles noch ein anderer Mythos dem Heute gleichkommt ... Wenn erst die Griechen und Semiten und all die anderen Spinnweben ein bißchen aus unseren Köpfen gefegt sind, wird wohl auch der Poet kommen, der uns unseren *Mythos erzählt. Wir müssen wohl nur noch ein wenig warten.*

CARLYLE AN EMERSON

104

IM APRIL 1836 VERÖFFENTLICHTE EDGAR ALLAN POE SEINEN ESSAY über *Mälzels Chessplayer.* Dieser Schachspieler war ein Automat, den im 18. Jahrhundert ein Baron in Ungarn erfunden hatte. Später erwarb ihn ein Herr Mälzel. Poe sah ihn in Amerika.

Der Apparat war ein Türke aus Blech, der an einem Kasten aus Ahornholz saß und mit jedem Schach spielte, der ihn dazu herausforderte. Bei jeder Bewegung der Figur hörte man Maschinenteile, die arbeiteten, und Räder, die surrten. Auf Wunsch zeigte Mälzel das Innere der Apparatur, zahllose Räder; es schien ersichtlich, daß kein Mensch, [nicht einmal ein Kind] darin Platz haben konnte. Auf die Frage: »Handelt der Automat als reine Maschine oder nicht?« pflegte Mälzel nur zu lächeln: »Darüber sage ich nichts aus.« Auf dieser zweideutigen Antwort beruhte siebzig Jahre sein Ruhm. Denn die einen gingen hin, um zu erleben, wie weit die Mechanik es tatsächlich gebracht hatte, die andern aus detektivischen Gründen: weil sie drauf schworen, ein Mensch sei im Kasten. Zu den letzteren gehörte auch Poe.

Automaten zu bauen und zu bestaunen, gehörte zum achtzehnten Jahrhundert. Die französischen Encyklopädisten hatten die Existenz der Seele geleugnet, einer, Lamettrie, in dem Buche *L'homme machine* nachgewiesen, daß das Leben ein Mechanismus sei. Der »*froisson*« der Zeitgenossen bestand darin, daß jeder es glaubte, aber niemand es wahrhaben wollte. Aus diesem schwankenden Gefühl entstanden technische Spielereien wie der Maelzel'sche Schachspieler und eine romantische Literatur über das Leben der Automaten. Wenn der Mensch nur ein Automat war, dann war vielleicht auch der Automat eine Art Mensch? Daß ein Automat okkulte Kräfte entwickeln könne, glaubte der Deutsche E. T. A. Hoffmann — nach einem Wort der Ricarda Huch war



57 - Jean François Millet: Der Schnitter

Hoffmann der früheste moderne Mensch, der Angst vor der Maschine empfand.

Zum Bilde des neunzehnten Jahrhunderts paßte solche Spielerei kaum— und der virginische Farmer Robert McCormick schien beinahe zurückgeblieben, als er in einsamen Winternächten von *einem* Spleen, der Astronomie, zu einem anderen wechselte: einen Automaten zu konstruieren, der, ähnlich wie Mälzels Schachspieler, eine vernünftige Tätigkeit ausübte—: *Korn zu schneiden.* Es sollte ein Mann sein, aus Eisen und Holz, der, sich bückend und aufrichtend, ausholend und zuschlagend, die Sense und den Rechen benutzte. Alle Nachbarn lachten darüber und hielten McCormick für verrückt. Was sollte derlei für Sinn haben? Warum sollte ein gesunder Farmer sich von einem Automaten seine Arbeit abnehmen lassen? Um Zeit für neue Grübeleien zu gewinnen? Das wollte die Bibel nicht.

Wozu denn einen künstlichen Schnitter? Tausend Jahre lang hatten die Meister den Schnitter gemalt, wie er sich bückte. Und auch Millet malte ihn so. Der Automat, der gottlos genug sich »ohne den Schweiß des Angesichts« auf dem Acker produzieren sollte, mißlang denn auch. Fünfzehn Jahre lang quälte sich Robert McCormick mit seinem «künstlichen Schnitter« ab, von 1816 an, bis er 1831 die Sache, müde geworden, aufgab. Sein zweiundzwanzigjähriger Sohn war aber ein ganz anderer Mann. Er war kein Spieler wie sein Vater, sondern ein technisch richtiger Denker. Er war nicht im 18. Jahrhundert geboren sondern im 19. Er wollte nicht einen Menschen nachahmen, keinen Roboter aus Metall und Holz, der die Umstehenden entweder amüsierte oder erschreckte — sondern einfach eine *Maschine* bauen, die ein wirtschaftliches Problem technisch richtig erledigte. Denn es *war* ein wirtschaftliches Problem, ohne muskuläre Ermüdung, schneller und mit weniger Menschen die Getreidefelder abernten zu können. Die Farmer der Umgegend hatten unrecht, das nicht zu



Liebigs Laboratorium in Gießen

EUROPAS UND AMERIKAS WEG



McCormick führt seinen »Reaper« aufs Feld



AMERIKAS WEIZEN-IMPERIUM

Oben: Dampf-Dreschmaschine [1885]. Unten: Kanadischer Riesenspeicher [1930]



sehn. Wenn die Maschine aber wie ein Wagen aussah und nicht mehr wie ein künstlicher Mensch, würden sie es vielleicht begreifen, glaubte der junge Cyrus McCormick [1809—1884] und er sollte recht behalten.

Cyrus McCormick wußte nicht, daß 1826 ein schottischer Geistlicher Patrick Bell ganz ähnliche Gedanken hatte. Er machte einen »Scheren-Wagen«, der, wenn man nur die Pferde antrieb, die Garben selbsttätig zur Seite legte und schnitt. Es schien nichts einfacher: ein einzelner Mann leistete jetzt allein, wozu man sonst Dutzende Schnitter brauchte. Unbegreiflich, daß man Jahrtausende an so etwas nicht gedacht hatte... Die Perser mußten übrigens etwas Ähnliches gekannt haben. Denn, was waren die »Sichelwagen«, mit denen Dareios in das Heer Alexanders des Großen hineinschnitt, anderes als Erntemaschinen, die irgendein Armeetechniker auf den Krieg umgestellt hatte? Auch die Gallier hatten nach Plinius eine Art von Erntemaschine: ein Ochse zog einen zweirädrigen Karren durchs Feld, an dessen Vorderseite ein wohlgeschliffenes Messer stak. Ein Mann ging nebenher und schlug die Halme mit einem Stocke dagegen: so wurden die Ähren abgeschnitten und fielen in den Wagen hinein; das Stroh blieb stehen für das Vieh... Diese Maschine hatte das Schicksal gehabt, sehr früh »vergessen« zu werden. Wir wissen nicht, warum. Vielleicht war ihre technische Bedienung, obwohl sie nicht schwer war, unsympathisch. Vielleicht war der adaptierte Wagen zu teuer. Oder — dies ist das wahrscheinlichste! — widersprach er den religiösen Gebräuchen, die mit der Ernte verknüpft waren? Er konnte sich nicht durchsetzen... Und, was nun sehr merkwürdig ist, auch der Scheren-Wagen von Patrick Bell konnte sich nicht durchsetzen — aber aus ganz anderen Gründen. Als die Schnitter in England sahen, daß sie um ihren Verdienst kommen sollten, weil ein halbwüchsiger Bursch mit ein paar Pferden in einem Tag mehr erntete als ein Haufe von ihnen im Schweiß ihres Angesichts und mit Sicheln, schlugen sie die Maschine in Stücke und bedrohten den Erfinder.

Cyrus McCormick war glücklicher. Als er seine Probemaschine von vier Pferden aufs Feld ziehn ließ, arbeitete sie zunächst nicht gut, weil das Feld sehr uneben war und halbgemähter Weizen zurückblieb. Ein Nachbar, der ein ebenes Feld hatte, forderte ihn aber auf, auf sein Land herüberzukommen: und nun erntete McCormicks Reaper, der »Raffer«, sechs Morgen in einem Tag — sechsmal so viel als vorher ein Mann mittels Hände-Arbeit bewältigen konnte. Diese Rechnung entschied für die Umstehenden das Los des Reapers, des »Kornschneiders«, — und mit dem Reaper wurde das Los von Amerikas landwirtschaftlichem Wohlstand im 19. Jahrhundert entschieden.

105

»Eines der staunenswürdigsten Rätsel der Geschichte ist es«, sagt Herbert Casson, »daß die Agrikultur — obwohl sie doch die früheste aller Industrien war! — am spätesten richtig entwickelt wurde. Für Abertausende von Jahren wollten die sonst gescheitesten Leute von den Ackerbauproblemen nichts wissen. Der Bauer blieb entweder ein Sklave oder bestenfalls ein Pächter. Er war ein schwerfälliges Arbeitstier — eines aus der 'Gilde der Ochsen'«.

Ägypter, Juden, Griechen und Römer waren an nichts so sehr interessiert als am Brot. Nur glaubten sie andere Wege zu haben als unsere Zeit, um Brot zu erhalten. Ihre Wege waren vor allem die Religion und die Politik. Wenn sie vergaßen, daß auch die Technik ein Hauptwort mitzusprechen habe, so nicht darum, weil sie die Technik etwa »verachteten« oder »nicht kannten«, sondern aus einem ganz anderen Grunde.

Die antiken Zivilisationen waren in eine Epoche gebettet, die sich über das Mittelalter hoch bis ins 19. Jahrhundert erstreckte, um dann abzubrechen: in die Epoche des »technischen Schlafs«. Die Ursache für diesen »technischen Schlaf« ist einzig in dem Faktum zu suchen, daß die Prähistorie ein paar Genies hervorgebracht hatte, die tatsächlich alles erfunden hatten, was der Menschheit begehrenswert schien. Der Mensch, der um 8000 v. Chr. den Wagen erfand, ist überhaupt mit keinem heutigen zu vergleichen und auch mit keinem kommenden. Seine Tat, ein drehendes Rad spielend den Raum überwinden zu lassen, anstatt einen Balken armselig zu schleifen — diese Tat ist inkommensurabel. Auch der Mann, der das Schmelzen des Eisens erfand, die Webekunst oder die Töpferscheibe, war ein technischer Gigant. Er war größer als Edison, der auf Vorhandenes aufbaute.

Die antiken Zivilisationen erfanden, gemessen an der Urzeit, fast gar nichts. Sie traten das Erbe an. Daß sie dazu aber fähig wurden, dankt man allein den Religionen. Die machten die Menschen erst geschmeidig, dieses Erbe anzutreten, indem sie es »religionsrechtlich schützten«. Sie verringerten den Abstand, der in der Urzeit zwischen dem Erfindergenie und der Menge geherrscht hatte. Sie erfanden den Pflug zwar nicht; aber indem sie ihn heilig sprachen, bewahrten sie ihn vor der Betrunkenheit und dem Zerstörungsdrang der Menge.

Doch warum versank unter der Herrschaft der großen antiken Kulturreligionen die Menschheit sofort in »technischen Schlaf«? Nicht etwa, weil diese Religionen der Technik feindlich gesonnen waren. Sie »schützten ja deren Erfindungen«. Aber die ganze Antike glaubte, »daß die Zeit der Erfindungen *vorbei sei*«. Und vor allem glaubte sie nicht an den Fortschritt. Die Antike war sich selbst genug. »Wir brauchen nichts mehr!« Das ist das Grundgefühl der Menschheit. »Brot erhalten wir aus der Erde, wenn wir fromm sind. Es dann

zu verteilen, ist eine Regierungsmaßnahme!« Die himmlische und die irdische Regierung teilen sich also darein, die Menschen der antiken Kulturen hungrig oder satt zu machen. Ingenieure haben dabei keinen Platz, oder einen ganz geringen: wie die Erfindung der Tiermüllerei oder der Wassermühle beweist.

Daß ihn die Brotfrage unglücklich mache, hätte auch kaum ein antiker Denker zugegeben — sogar dann nicht, wenn er selbst hungerte. Besonders Jesus Christus kämpfte gegen jeglichen »Brot-Pessimismus«. Obwohl er in einer Zeit lebte, die keinerlei »technischen Fortschritt« kannte, meinte er, daß die Menschheit bestimmt nicht durch Mangel an Brot zugrunde gehn werde. Auch ohne zu säen und zu ernten, würden die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde von der Gnade des himmlischen Vaters ernährt. Die Katastrophe drohte erst dann, als Barbaren die Zivilisation der Antike verwüsteten und die technischen Vorkehrungen, die Pflüge und die Mühlen, zerbrachen. Jetzt zeigte sich das Schreckliche: die Religion war zwar lange imstande gewesen, das technische Gut der Menschheit zu schützen. Als es aber zerschlagen war, konnten die Priester es nicht mehr flicken. Sie segneten Pflüge oder Mühlen, die es eigentlich gar nicht mehr gab — und kompromittierten sich heillos.

Noch immer schlief der technische Geist. Erst als es immer schlimmer wurde — als der Religion, die nicht half, ein Haß erwuchs, der ihr gar nicht zukam —, versuchte es auf einmal die Menschheit mit technischen Verbesserungen. Nicht einer erwachte, nein, plötzlich *alle*. Nach viertausendjährigem Schlaf begann ein Gehirnsturm sondergleichen. Nicht einmal, sondern neun- und zehnmal wird an den verschiedensten Punkten der Erde ein und dieselbe Sache erfunden. Im gleichen Jahrzehnt? Nein, im gleichen Jahr. Der »technische Schlaf« ist eben vorbei; und genau wie in früheren Zeitläuften man sich darüber wunderte, »daß es Menschen gäbe, die religiöse Tatsachen nicht sehen«, so wunderte man sich jetzt darüber, daß die technischen Wirklichkeiten, die doch zum Greifen nahe lagen, so lange nicht entwickelt wurden.

106

AUCH der »Kornschneider«, der »Reaper«, wird nicht nur von Cyrus McCormick, sondern gleichzeitig von einem Yankee namens Obed Hussey erfunden, der sich charakteristischerweise in einem Gespräch darüber wundert, »daß es so etwas noch nicht gibt«. Der abenteuerliche Hussey, ein »Bastler«, dessen gescheite Hände »technische Spaziergänge machten«, war eine Zeitlang Matrose gewesen. Jedenfalls war er durchaus kein Landwirt. Er machte gerade die Vor-

arbeiten für eine Kerzen-Gießmaschine, als er sich durch ein Freundesgespräch für eine Erntemaschine entschied. Er setzte mit ihr den Scheren-Wagen des schottischen Geistlichen Patrick Bell fort, in den er einen Schneideteil von hin- und hergehenden Zähnen fügte [ähnlich einer Haarschneidemaschine]. Diese Idee war so vorzüglich, daß sie künftig in alle Mäh- und Erntemaschinen eingebaut wurde... Kaum ratterte Husseys Erntemaschine aufs Feld, als auch schon der Prioritätsstreit mit dem Erfinder McCormick begann, der jeden für einen Dieb erklärte, der einen Reaper zu bauen wagte.



58 - Obed Hussey auf seinem Reaper

Wer war der erste und wer der bessere? Schon mischten dritte und vierte sich ein. Fabrikanten wie John M. Manny in Rockford bauten ebenfalls Ernte-Maschinen. Jahrelang bekämpfte McCormick in Patentprozessen seine Gegner, und fern vom Interesse des Publikums [einer mußte ja schließlich siegen!] würden die Sachverständigen-Gutachten darüber in den Archiven vermodern, wenn nicht unter den Anwälten sehr große Männer gewesen wären. So erhielt der Rechtsanwalt Abraham Lincoln eines Tages aus dem Büro der Firma Manny einen Scheck über die Summe von 500 Dollar: weitaus das größte Honorar, das er bis dahin gesehn hatte. Er sollte das Recht der Firma vertreten, ihrerseits Erntemaschinen zu bauen. Die Sache interessierte ihn brennend, denn er stammte ja selbst vom Land. Es erinnerte ihn an jene Tage, da er noch selbst mit der Sense ins Korn zog, da er vom Mähen Schwielen bekam ... Doch seit damals war der Reaper gekommen! So bereitete Abraham Lincoln sich vor, nach Cincinnati zu reisen, wo der Streitfall entschieden werden sollte. Als er nun in gewohnter Zerstreutheit und höchst nachlässig gekleidet in den Gerichtssaal schlenderte, in der Tasche ein dickes Manuskript, mit allem, was er über Maschinen, über Kultur und Ackerbau dachte, saß dort schon ein anderer Rechtsanwalt als Vertreter der Firma Manny, der den An-

kömmling nicht gerne sah. »Wo kommt dieser langarmige Pavian her?« hörte man ihn ziemlich deutlich sagen. [Später erzählte er höflicher, daß er Lincoln mit keinem Affen, sondern mit einem anderen Tier verglichen habe: »Ich sagte nur, daß, wenn diese Giraffe in unserer Sache auftreten würde, ich meine Vertretung hinschmeißen würde!«] Zu Lincoln selber meinte er: »Von uns kann aber nur einer reden!« Dieser eine war dann nicht Lincoln — und so kam es, daß der andere den Patentprozeß verlor. Dieser seriös gekleidete und wohlgewaschene Rechtsanwalt war der spätere Kriegsminister der Vereinigten Staaten, Edwin M. Stanton.

Husseys Kornschneider war zunächst viel populärer als der von McCormick. Er arbeitete sehr elegant. Nicht von vorn, sondern von der Seite zogen ihn Pferde durch das Feld. Künstliche Finger leiteten die Halme in den Schneideteil, der sie nahe am Grunde abschnitt. Sie fielen auf eine Plattform und wurden dort vom Kutscher zusammengerafft. Vielleicht hätte Husseys Reaper wirklich das Rennen gegen McCormick gemacht, wenn nicht sein Erfinder eine seltsame Eigenschaft gehabt hätte. Er war wie einer jener Erfinder des Altertums, die geglaubt hatten: wenn eine Sache erfunden ist, kann sie nicht mehr verbessert werden. So ließ er alle Erfahrungen der nächsten zwanzig Jahre beiseite und blieb stocksteif bei seinem Modell. Der geschmeidige McCormick aber lernte aus Fehlschlägen, arbeitete und verbesserte mit seinen Geschwistern fieberhaft und siegte durch eine Zähigkeit, deren Ursprung nicht nur technische, sondern kaufmännische Begabung war. 1847 schuf er seine Fabrik in Chicago, vier Jahre später hatte er bereits 1000 Reapers gebaut und verkauft, zehn Jahre später aber schon 23 000 Maschinen und mehr als ein und einviertel Million Dollar bei dem Geschäft verdient. Die Gewinne stiegen unablässig.

»*The reaper is to the North what the slave is for the South* [Der Reaper ist genau das für den Norden, was der Sklave für den Süden ist!]«, konnte zu Anfang des Krieges schon Stanton, der Kriegsminister, sagen. »Er macht unsre jungen Leute für den Militärdienst frei und zugleich sorgt er für unser Brot.« Man muß nicht glauben, daß Edwin M. Stanton dies etwa aus Lincolns Speech hatte, der nie gehalten worden war. Diese Abhandlung hatte er nie gelesen; sie war auf geheimnisvolle Weise kurz nach dem Prozeß von Cincinnati in einem Abfall-Eimer verschwunden. Nein, Stanton wußte das aus der Praxis... Der Präsident der Vereinigten Staaten — eben Lincoln! — berief jeden dritten Mann zur Fahne — und dennoch wuchsen die Ernten? Europa wollte es nicht glauben. Als man hörte, daß Nordamerika dreimal soviel Weizen wie sonst nach England schickte, schüttelte man den Kopf und hielt es für eine Reklame, mit der man den Krieg gewinnen wolle. Man hielt es für unmöglich, daß der Norden zwei Riesen-Armeen ernähren und gleichzeitig Weizen für 35 Millionen Menschen nach Europa verkaufen könne. Es *war* aber möglich!

Und es wurde noch mehr möglich. Daß kleine oder mittlere Städte, die bisher schlafend gelegen hatten, erwachten und sich plötzlich groß sahen: Milwaukee und Minneapolis, Kansas City und Cincinnati, Des Moines, Omaha und St. Paul. Sie alle und hundert andere lagen am Ufer eines Stroms von Weizen, den der mechanische Reaper von den Feldern herunterschnitt und auf 14000 Mühlen leitete. Zwölf Jahre nach einem der blutigsten Kriege, die die Weltgeschichte kennt: 1876 war Amerika der größte Getreide-Produzent der Welt.

1868 stieg Napoleon III. von seinem Wagen und befestigte das Kreuz der Ehrenlegion auf McCormicks Rock. Das geschah mitten in einem Weizenfeld, in der Nähe von Paris. Der kaiserliche Neffe sah, was der Onkel niemals gesehn hatte: daß Maschinen, geehrt und nützlich in Städten und in Industrien, auch auf dem Lande Wirkung tun und den Reichtum der Nation steigern konnten. Als McCormick starb, legte man dem Mann, durch dessen Kopf bis zum letzten Moment kaufmännische Ziffern geturnt waren, eine Weizengarbe auf die Brust. Es sah im Sarge sonderbar aus: der Tote lag so da wie ein Grieche, der an Demeter geglaubt hatte.

– Seltsam war Obed Husseys Tod. Dieser Widersacher von McCormick hatte längst alle Patente verkauft und wußte nichts mehr von Erntemaschinen. Auf einem Zuge in Baltimore hörte er auf der Station an einem heißen Sommertag ein kleines Mädchen nach Wasser weinen. Es war ein hübsches, goldlockiges Kind, und er war ein höflicher Mann aus dem Süden. So stieg der alte Matrose aus, brachte mit seinen Mechaniker-Händen, seinen braunen Händen, das Glas: auf dem Weg, es zurückzubringen, stürzte er zwischen die rollenden Räder. Ein Opfer des Maschinen-Zeitalters, das er mit eingeleitet hatte. Genau so starb später der Dichter Verhaeren, ebenfalls auf einem Bahnhof, und getötet wie Orpheus von den Tieren: zerrissen von den Maschinen, die er so oft begeistert besungen hatte.

107

Im Jahre 1848 beschrieb James Fennimore Cooper in seinem Buch *The Oak Openings*, wie er das Jahr zuvor in Süd-Michigan eine von zehn bis zwanzig Pferden gezogene Maschine gesehen habe, die vom stehenden Halm die Ähren abnahm, sie drosch, die Körner reinigte und in Säcke hineinfüllte. Ohne daß ein Mensch die Hand in diese Arbeit hineinmischte, war alles fertig für die Mühle... Dem Dichter blieb der Mund offenstehn. Kein Wunder: er war der »Lederstrumpf«-Autor, der das alte Amerika der Indianer und tiefen Wälder, der Trapper und großen Einsamkeiten beschrieben hatte. Nun ging das hin! Eine riesige Artillerie von Maschinen fuhr überall ins Land und änderte

Amerikas Bild. 1848: in diesem gleichen Jahr lohte Europa von politischen Revolutionen. In Frankreich, Preußen und Österreich schlugen sich die Republikaner mit den Monarchisten herum. Das Ergebnis war sehr klein. Aber die Wirtschafts-Revolution, den der kombinierte Mäh-Drescher über die Welt bringen sollte, war größer.

Die »Combine«, die Cooper gesehn hatte, war von Hiram Moore erfunden. Sie erntete und packte den Weizen von 30 Morgen in einem Tag! Für diese Maschine waren damals die Farmen in Michigan noch zu klein: erst in Kalifornien rentierte sie sich, in dem neuen Riesenland der Weizenkönige im Westen. Was hätte James Fennimore Cooper gesagt, hätte er fünfzig Jahre später den Benzinmotor gesehn, der die Combine wie eine Motorjacht durch das brandende, zischende Meer der Weizenhalme steuern würde. Mit dem Atem des letzten Pferdes war die letzte schwache Erinnerung an 5000 Jahre Ackerbau hinweggetilgt.

Sie war es auch sonst. »Wie ihr säet, so werdet ihr ernten« – dem mechanisierten Ende des Ackerbaus entsprach der mechanisierte Anfang. Es ist aber sehr charakteristisch, daß das künstliche Pflügen und Säen sich erst später durchsetzen konnte als die Mechanisierung des Erntens. Befruchtung und Aufbrechen der Erde waren dem Menschen noch tiefer heilig. Wohl hörte er gern den Gesang der Maschinen, die ihm von Muße und Menschenwürde und einem freieren Leben sprachen. Und dennoch trauerte etwas in ihm, die Gleichnisse über Bord zu werfen, in denen seine alte Bibel vom Pflügen und vom Säen sprach.

Schon 1731 hatte Jethro Tull in England in seinem Buch *Horse Hoing Husbandry* nachgewiesen, daß man, wie in Gärten, so auch auf den Feldern die Saat besser ausnützen würde, wenn man richtige Furchen hätte und nur *darin* pflanzte, statt blindlings zu streuen. Daher erfand er die Kombination des Pfluges mit einer Sämaschine: ein Pferd zog eine Reihe von Hacken durch den Boden, hinter den Hacken brachten Röhren die Saat in die Furche. Manche Menschen bekreuzigten sich. Die meisten aber lachten. Wozu?

Das 19. Jahrhundert gab Antwort. 1842 nahmen die Brüder Pennock, Farmer aus Pennsylvanien, die verspotteten Ideen Jethro Tulls auf. Moderne Maschinen können achtzehn Ackerfurchen gleichzeitig nebeneinander ziehn; gleichzeitig bringen sie Saat und Dünger in den Boden und decken die Furche dann mit der Scholle wieder zu. Der Rotationspflug geht noch weiter: er schneidet, 13 Zoll tief, dünne Scheiben aus der Erde, zerkrümelt sie, streut sie wieder aus, zieht Furchen, pflanzt, düngt und glättet wieder... Hinter dem Pflug und über ihm sind Sonne, Wind und Einsamkeit. Nicht der Pflüger, nicht der Säer, nicht der Begleiter mit der Egge haben ihn über das Feld geleitet. Nur ein grüner Benzintropfen zeigt, daß der dämonische Wille des Menschen durch den Acker ging.

Bevor es das Öl tat, tat es der Dampf. In England, dem Geburtsland des Dampfes, hatte man um die Jahrhundertmitte versucht, den Pflug und die Dampfmaschine zusammenzuspannen. Doch der Dampfpflug war zu schwer und sank in den Boden hinein. Da kam John Fowler auf die Idee, die überschwere Dampfmaschine außerhalb des Feldes aufzustellen und den Pflug mit einem Drahtseilkabel von fern durch das Ackerfeld zu ziehn. Als man diese Erfindung aber nach Amerika verkaufen wollte, zeigte es sich, daß für diesen »Pendelverkehr« Amerikas Felder *zu groß* waren: man hätte zu lange Stahlkabel gebraucht ... Ja, dieser neue gigantische Erdteil maß seine Muskelbewegungen mit anderen Maßen als Europa. Als es von seinen Augenlidern den »technischen Schlaf« abgeschüttelt hatte, da erfand Amerika den Traktor-Pflug, den vierrädrigen, der leichter war als die Dampfmaschine ...

Wunderbares Amerika! Sehr begreiflich, daß der Schotte Carlyle [als er sich für einen Sack Mais bedankte, den ihm R. W. Emerson übers Weltmeer geschickt hatte] in etwas rauher Weise wünschte, die griechisch-semitische Mythologie über Bord zu werfen für ein Preislied »auf unsern Bruder Jonathan mit der alles erobernden Pflugschar«. In der Tat, was waren Triptolemos und die anderen Pflugmissionare des Altertums gegen die Yankee-Generationen zwischen 1800 und 1900!

Diese Missionare der Pflugkultur hatten jahrzehntelang zu kämpfen, wie einmal der biblische Kain mit Bruder Abel gekämpft hatte. Aber in Amerika war Abel, der Hirt, der Angreifer. Die Bibel hat niemals den tieferen Grund enthüllt, warum es zum Brudermord kam. Es war der Talmud, der die Geschichte später viel vollständiger erzählte. Der Talmud, vertraut mit der Psychologie und den Eifersüchteleien der Stände, schildert, wie Abel, der Hüter der Herde, seine Tiere auf Kains Kornfelder losließ und den schwitzenden Bruder verspottete: »Wer sich in meine Häute kleidet, muß auch erlauben, daß meine Tiere auf seinem Land herumtrampeln!« So handelte Kain in Verteidigung, wenn er beim Handgemenge, das folgte, seinen Bruder erschlug... In Amerika jedenfalls war es ein deutlicher Abwehrkampf, den die Pflüger jahrzehntelang gegen die »Ranchers« zu führen hatten, die berittenen Viehhirten, und deren bewaffnete Überfälle. »Durch einen Hagel von Feuer und Blei mußte sich der Pflug vorwärtskämpfen!« schrieb damals, 1870, der Redakteur Nathan C. Meeker im *New York Herald*. [Tragischerweise war dies sein letzter Leitartikel: wenige Wochen später erschoß ihn ein wütender Sioux-Indianer, der absolut nicht begreifen wollte, warum man jungfräuliche Forste und Wiesenland unter den Pflug legte.]

So flogen Kugeln hin und her. Hinter dieser Ackerbau-Front, die sich immer weiter nach Westen vorgrub, wurde in den Hauptquartieren der Pflug selbst stetig und ständig verbessert. Da ist Charles Newbold aus Burlington, der den gußeisernen Pflug erfindet; der den Farmern in New Jersey zeigt, daß

solch ein Pflug sich nicht abnutzt, daß er scharf bleibt, je tiefer er pflügt, und daß von diesem Tiefer-Pflügen das Nahrungs-Schicksal des Kontinents abhängt. [Einstweilen schütteln die Farmer den Kopf und denken, daß ein gußeiserner Pflug den Boden vergiftet und Unkraut sät.] Auf das Eisen folgt der Stahl. Der Schmied John Lane in Chicago schraubt 1833 einen Streifen elastischen Sägestahls an seinen Holzpflug: durch die schwarze Erde von Illinois schneidet die Pflugschar hin wie durch Butter ... Bald baut jeder Dorfschmied solche Pflüge. Einer von ihnen, ein Ungelernter [über Nacht ist das ganze Volk ein Volk von Technikern geworden], macht Pflugschar und Streichbrett aus *einem* Stück. Er heißt John Deere. Sein Pflug ist so leicht – oder Deere ein solcher Herkules – daß er ihn auf die Schulter nimmt und lachend aufs Feld trägt. Dort wirkt er Wunder. Die mürrische Erde ergibt sich dem Befehl des Stahls. Der ganze Erdteil ruft nach Stahl. In Pittsburgh lohen die Hochöfen, Tag und Nacht, und können kaum die Nachfrage nach Pflügen erfüllen.

Im Jahre 1850 waren viereinhalb Stunden Arbeit nötig, um ein Bushel Mais zu produzieren; im Jahre 1940 waren es nur sechzehn Minuten... Was die Menschheit mit dieser gesparten Zeit anfing, das freilich ist eine Frage für Soziologen und Ethiker. Sie könnte Gutes mit ihr beginnen und glücklichere Mitglieder zeugen, so wie Walt Whitman es verlangt, wenn er sagt: »Alle Schönheit kommt aus schönem Blut und aus einem schönen Gehirn.«

> »*No labor-saving machine,*
> *nor discovery have I made*«
> [Keine arbeitsparende Maschine
> noch Entdeckung hab' ich gemacht],

sprach er bescheiden von sich selbst; aber er liebte den Sturm der Maschinen und die Menschen, die sie erfanden.

Und ist der Pflug fertig? Nie und nimmer. Ehe nicht etwa die Menschheit in einen zweiten »technischen Schlaf« hineinsinkt – durch ein Ereignis, das wir nicht kennen –, wird der Pflug weiter verbessert werden. In den Büros der Stahlwerke, an den Zeichentischen der Erfinder, an den landwirtschaftlichen Hochschulen denken in diesem Augenblick Menschen aller Rassen daran.

Liebig: Die Erde bedurfte des Arztes

108

Die Entwicklung der Ackerbaumaschinen sah Apollonius Rhodius [295—230 v. Chr.] voraus, Bibliotheksdirektor in Alexandria, als er beschrieb, wie Demeter von Hephaistos besucht wurde, dem Gott der Schmiedekunst und Mechanik, der ihr die eiserne Sichel brachte. Mythen sind keine müßigen Spiele. Und sie handeln nicht bloß vom Vergangnen — sie weissagen ebensosehr die Zukunft. Was im 19. Jahrhundert in Amerika geschah, war die Fortspinnung dieses Mythos: Pflugschar und Sichel selbsttätig; Hingabe des Ackers an die Technik; Unterwerfung unter die Technik.

Technische Ideen hatte auch das Altertum gehabt, doch als Spielerei, nicht als Notwendigkeit. Keine Massennot und kein Massennutzen erzwang die Ausführung solcher Ideen. Wenn aber Horace Greeley [1811—1872] sein Buch *Was ich von der Landwirtschaft weiß* mit der Widmung versehn durfte:

> *Dem Manne unsres Zeitalters,*
> *der da den ersten Pflug bauen wird,*
> *den Dampf oder eine andere Macht treibt! —*
> *Wobei nicht weniger als zehn Morgen täglich*
> *bis zu einer Tiefe von zwei Fuß*
> *durch und durch zermalmt werden sollen*
> *(und das zum Preis von zwei Dollar pro Morgen!):*
> *Ihm widmet der Autor bewundernd dies Buch,*

so stimmten Millionen Amerikaner mit ihm in dem Glauben überein, daß der Ackerbau ein *technisch-ökonomisches* Problem sei. Und dieser Glaube war etwas ganz Neues.

Was aber sagte Europa dazu? Genau um dieselbe Zeit wie McCormick, in den Dreißigerjahren des Jahrhunderts, versuchte Europa den anderen Weg, der mit dem Namen Liebig verknüpft ist. Es war der Weg *in* die Erdscholle, ins Innere der Bedingungen, unter denen das Samenkorn wächst. In Amerika unterwarf die Maschine sich den Boden; in Europa wurden die *Chemie* und die *Bodenbiologie* als Ackerhelfer eingespannt. Hier war keine Hinwendung zum Hephaistos, sondern zum Asklepios, dem säftekundigen Gott der Heilkunst.

Um die Zeit von Napoleons Tod war Paris der Mittelpunkt des naturwissenschaftlichen Denkens geworden. Dort lehrte Gay-Lussac, der »Herr der Gase«. Zu seinen Füßen saß im Jahr 1821 auch ein neunzehnjähriger Deutscher mit schönen Augen und stillem Gesicht. Er wäre dazu geschaffen gewesen, als Schüler Schellings und der Romantik ein deutscher Naturphilosoph zu werden. Doch wollte er nicht im Leeren taumeln. Der junge Liebig bewunderte die nüch-

terne Praxis der Franzosen, die gelernt hatten, alles zu messen. Daß die Zahl die Grundlage der Chemie sei, war schon oft behauptet worden; doch nur in Paris schien man Ernst zu machen. »Ohne Zahlen ist alles gesetzlos! Ohne Zahlen ist die Chemie ein Haufe von unbewiesenen und ungeordneten Tatsachen... Es dämmerte mir«, schrieb der Neunzehnjährige, »daß zwischen allen chemischen Erscheinungen im Mineral- und Pflanzenreich ein gesetzlicher Zusammenhang bestehe ...« Wenn man es nur lernen könnte, diese Zusammenhänge zu messen!

Der junge Mensch kam nach Deutschland zurück, wo er in Gießen, dann in München Professor wurde und ein kleines chemisches Laboratorium betreute, in dem er maß und experimentierte. Mit 35 Jahren aber verließ er scheinbar die Chemie und ging mit seinem Interesse aufs Land. In Wirklichkeit nahm er sie mit, in der Tasche, ähnlich wie ein Arzt die Heilkunst, und packte sie auf dem Acker aus. Er rief allen Landwirten der Welt zu, daß sie seit Jahrtausenden den Acker falsch bestellt hätten. Sie hätten ihn eigentlich gar nicht bestellt, sondern im Gegenteil *bestohlen.* Sie möchten ihm, Liebig, jetzt zuhören, denn er habe Vorschläge zu machen, wie man dem Boden das Kapital, das entwendete, wiedererstatten könne. Täte man das nicht, so würden bald die Zinsen aufhören — und die Menschheit an Hunger zugrunde gehn. Ein großer Zorn der Landwirte in ganz Europa war die Antwort. Was hatte sich ein Chemiker in ihre Geschäfte einzumischen? Hier war der Ackerbau, dort die Chemie. Zwar hatte es schon vor dreißig Jahren in England Sir Humphrey Davy [1778—1829] gegeben, der in seinen Vorlesungen vom Zusammenhang der Chemie mit der Pflanzenphysiloogie sprach; es war Theorie geblieben. Und der preußische Landwirtschaftsminister Albrecht von Thaer [1752-1828], ein großer Mann, hatte als erster die Arten der Getreide-Böden klassifiziert. Wo man seit der Römerzeit nur zwei Arten gekannt hatte, den »leichten und den schweren Boden«, unterschied er elf Bodenarten, die den angebauten Pflanzen verschiedene Bedingungen stellten. Thaer lehrte diese Böden erkennen, benutzen oder vermeiden.



59 - »Der Kuchenteig« [Deutsche Biedermeierzeichnung]

Die Landwirte hörten zunächst nur Worte. Sie trieben Raubwirtschaft, sagte Liebig. Was bedeutete eigentlich Raubwirtschaft? Jeder — wurde eingewandt —, der Gold und Silber abbaue, betriebe ebenfalls Raubwirtschaft, da er ja die

Bergschätze nicht wieder nachwachsen lassen könne. Was vollkommen richtig war und zugleich vollkommen falsch: denn Gold und Silber kann man nicht essen.

Gut. Es handelte sich um Pflanzen; und das war etwas anderes. Was wollte nun also Liebig damit? Welche Vorschläge hatte er zu machen? Man sollte der Erde die Kraft ersetzen, die sie an den Pflanzenkeim abgab. Aber tat man das nicht längst? Jeder Erwachsene wußte doch, daß die Pflanzen sich natürlich nicht nur von Wasser und Luft nährten, sondern von verwesenden organischen Stoffen, von Düngerstoffen — und deshalb führe man denn ja auch den Kot der Rinder auf den Acker. Liebig sagte mit starrem Gesicht, daß alle erwachsenen Menschen sich irrten. Die Pflanze im Boden ernähre sich nicht von verwesenden organischen Stoffen, sondern von anorganischen, die ihrerseits gar nicht verwesen können. Nur die Grundstoffe seien wichtig, ob sie nun in Gestalt von Tierkot oder anders die Wurzel erreichten. Was waren das für Grundstoffe? Nach zahllosen Bodenanalysen bewies Liebig 1840, daß hauptsächlich vier Grundstoffe wichtig waren: Stickstoff, Kali, Kalk, Phosphorsäure. Wo Getreide wachsen sollte, mußten diese Stoffe im Ackerboden vorhanden sein. Und zwar in einem bestimmten Verhältnis. Jeder dieser Nährstoffe sei dem andern gleichwertig; fehlte aber ein einziger, so blieb selbst der größte Überschuß aller anderen wirkungslos. »Der Ertrag eines Feldes«, lehrte Liebig, »ist also von der Menge desjenigen Nährstoffes abhängig, von dem am wenigsten vorhanden ist.« Dies sei das »Gesetz des Minimums«, und die Ausgleichung dieses Minimums die Aufgabe der Agrarchemie.

Jetzt begannen die Menschen ihn zu verstehn. Wenn es auf jene vier Stoffe ankam — Phosphorsäure, Kalk, Kali, Stickstoff — so mußte man wirklich zugeben, daß die bisherige Art des Düngens gar nicht darauf geachtet hatte, in welchem Verhältnis die Stoffe entschwanden. Man ersetzte aufs Geratewohl, weil man nicht das Gefühl hatte, überhaupt etwas zu »ersetzen«. Man »düngte eben«. Jetzt aber fing man an zu begreifen, weshalb sehr reichlich gedüngte Felder oft ganz erbärmliche Halme gaben.

Unruhig fragten die Menschen Liebig, wie man denn nun erkennen könne, welcher Baustoff einer Pflanze fehle.

»Das ist ganz einfach!« erklärte er mit der Bescheidenheit des Genies. »Um zu wissen, was einem Boden fehlt, muß man eine Pflanze verbrennen, die auf ihm gewachsen ist. Die mineralischen Teile der Asche, die alle jene Stoffe enthalten, werden zeigen, *wo* das Minimum ist. Je nach der Aschen-Analyse kann man das Minimum ausgleichen durch Anwendung künstlicher Düngemittel.«

Von diesen Ideen ausgehend, kombinierte Liebig auf Grund zahlreicher Aschenanalysen eine Reihe chemischer Mischungen, welche die mineralischen Salze genau in dem für jede Pflanze gefundenen Verhältnis enthielten. Eine Pflanze, die nachweislich zu ihrem Aufbau viel Kali brauchte, sollte kali-

reichen Dünger erhalten, eine, die Kalk oder Phosphorsäure benötigte, einen anderen Nährstoff. Den Landwirten, die zögerten, diese neue Lehre anzunehmen, weil ihre Befolgung zu teuer sei, bewies der Erfinder das Gegenteil. Seit Jahrtausenden habe die Stalldünger-Wirtschaft den Landwirt lästigerweise gezwungen, einen großen Teil seiner Felder dem Anbau von Futtergewächsen zu opfern, lediglich um für den Rest den nötigen Vieh-Mist zu gewinnen. Das würde im Augenblick wegfallen, wenn man künstlichen Dünger benützte. Vor allem aber würde in Zukunft — wenn die mit der Ernte entzogenen chemischen Bestandteile dem Boden *vollständig* ersetzt würden — das Brachjahr überflüssig werden. Die Notwendigkeit des Fruchtwechsels würde aufhören: es wäre möglich, jahraus, jahrein auf demselben Felde die gleiche Frucht anzubauen. Die Erde würde kein Zeichen der Erschöpfung mehr zeigen.

Ein echt europäischer Gedanke! Die Erde — eine Wöchnerin! Und die Tragödie der Menschheit bestand seit 60 Jahrhunderten darin, daß jede Ernte, je reicher sie ausfiel, die Wöchnerin desto ärmer machte. Nun aber kam der Arzt auf den Acker, untersuchte und ordinierte. Nach Verbrennung eines Getreidehalms konnte er aus der Asche feststellen, wieviel und welchen chemischen Baustoff dieser Halm dem Boden geraubt hatte. Die Multiplikation aller Halme ergab ungefähr den Gesamtverlust. Durch diese Entdeckung Justus von Liebigs — die nicht kleiner wird, weil sie einfach aussieht — besaß man jetzt die Möglichkeit, dem Boden sowohl nach Art wie nach Menge das Geraubte zu ersetzen. Die fundamentalste Umwälzung in der Landwirtschaft war geschehn. Die »Launen des Bodens«, Demeters Launen, waren nicht mehr unabwendbares Schicksal. Man konnte sie beeinflussen!

109

DIE Aufregung, welche die Fortschrittlichen unter den Bauern bezeigten, war groß. Das deutsche Bauerntum, seit es frei war, unterhielt starke Verbindungen zu Kultur und Gedankenbesitz der Städte. Söhne von Bauern lehrten längst an den Landwirtschaftlichen Hochschulen. Liebigs vieldisputierte Lehren entfesselten auf jedem Hof Kämpfe, deren komische Seite der Humorist Fritz Reuter schildert:

»*Un de Tid makte üm dese Dreih herüm grote Schritten in de Landwirtschaft, denn de Professor Liebig hadd för de Herrn Landlüd 'en ganz entfamtes Bauk schrewen, dat krimmelt un wimmelt vull Kalen un Zapeter un Swewel un Gips un Kalk un Salmiakspiritus un Hydrat un Hydropath [Hydrophosphat], 't was rein*

taum Verücktwarden! — Aewer wat nu en beten höger rut un de Finger in de Wissenschaft stippen wull, dat schaffte sich dat Bauk an, un denn satt dat dor un les' un les' bet em de Kopp roken würd, un wenn dat tausamen kamm, denn stred sick dat, ob de Gips en Reizmiddel wir oder en Nahrungsmiddel — d. h. för den Klewer, nich för den Minschen — un ob de Meß stünk von wegen den Salmiakspiritus oder von wegen sine eigene stinkerige Natur.«

Man sieht aus dieser Schilderung, wie schnell Liebig und seine Schüler ihre chemischen Düngerfabriken schufen. Schon 1843 stellte Lawes in England aus Knochen und Schwefelsäure Superphosphat her, den wirksamsten Träger der von Liebig geforderten *Phosphorsäure*. *Kalk*, den Liebig gefordert hatte, gab es überall genug; *Kali* erhielt man durch Verbrennung von Seetang oder als Pottasche durch Verbrennen von Holzsorten. *Stickstoff* gewann man aus den Riesenlagern von Vogelkot, mit dem schon die alten Peruaner ihren Mais gedüngt hatten. Aber gerade mit diesem Guano war es eine schwierige Sache. 1853 hatte Admiral Moresby den Gesamtvorrat von Peru auf 170 Millionen Zentner geschätzt. Bei dem ungeheuren Verbrauch Europas [Liebig hatte Schule gemacht], bei dem Stickstoff-Hunger der Felder hätte diese Ansammlung noch nicht zwanzig Jahre gereicht, um diesen wichtigsten Düngerbestandteil für den Welt-Ackerbau zu retten. Man mußte anderen Stickstoff bekommen.

Als Liebig starb, in den siebziger Jahren, war diese Frage noch nicht gelöst. Aber schon damals wies Atwater in Middletown [Connecticut] seine Schüler darauf hin, daß das größte Stickstoff-Reservoir die Luft sei und es Mittel geben müsse, den Luftstickstoff zu extrahieren und in den Boden einzuführen. Eine solche »Luftstickstoffabrik« besäße beispielsweise der Klee: wo man Kleepflanzen anbaue, würde der Boden nicht ausgesaugt, sondern im Gegenteil gestärkt. Diese Ahnung Atwaters bestätigte zehn Jahre später der deutsche Forscher Hellriegel. Dann begannen, in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts, Habers Versuche, wie man den Luftstickstoff mit Hilfe von Katalysatoren binden könne, und später gelang ihm, Luftstickstoff und Wasserstoff zu Ammoniak zu vereinen. Seither baut das Haber-Bosch-Verfahren in allen Ländern den Luftstickstoff ab und versenkt ihn in den Acker.

Die Groß-Offensive gegen den Hunger, die durch die überraschenden Resultate der Agrochemie seit Justus von Liebig möglich wurde, kam gleichzeitig mit dem Angriff der Ackerbau*technik*: dadurch, daß jetzt das Säen und Ernten von zeit- und arbeitsparenden Maschinen übernommen wurde, wurden neue Großräume für den Ackerbau erschlossen. Der Agromechaniker hatte nun zwar mit dem Agrochemiker nichts zu tun — der erste war meist Amerikaner und der zweite meist Europäer. Weil Amerika »zu viel Boden hatte«, mußte McCormick Amerikaner, und weil der von Europa zu ausgelaugt war, mußte Liebig Euro-

päer sein – immerhin, daß sie *gleichzeitig* erschienen, hätte ein Glück für die Welt sein können. Es wäre jetzt möglich gewesen, den größten Ackerraum aller Zeiten mit der besten Erde zu füllen. McCormick, der Pflüger, Liebig, der Arzt, sie hätten einander ergänzen können. Aber seltsamerweise wußten sie nicht nur nichts voneinander: als die Agromechaniker und die Agrochemiker später einander kennen lernten, begannen sie die Achseln zu zucken. Der alte gegenseitige Hochmut zwischen Amerika und Europa hinderte den Erfahrungs-Austausch. Zumindest war dieser Hochmut auf seiten der Amerikaner. Obwohl ein Farmer, Edmund Ruffin, ein Buch über Kalkdünger schrieb, lehnten die Farmer im Hochgefühl ihrer »alles erobernden Pflüge« das Ergebnis der Liebigschen Lehren ab. Sie hatten für derlei keine Zeit. Düngen war langsam, Pflügen ging schneller. 1935 lernten die Enkel dieser Farmer, was aus zu schnellem Pflügen entstand.

110

ALS 1873 Liebig starb, hatte in Europa seine Lehre so sehr gesiegt, daß man bereits wieder anfangen mußte, ihre Ergebnisse zu korrigieren. Es ist ein Gesetz des Fortschritts selbst, daß jeder Fortschritt einseitig sein muß. Bei der Schnelligkeit, mit welcher Liebig eine Erfahrungs-Grenze vortrieb, die sich 6000 Jahre lang überhaupt nicht gerührt hatte, mußten ihm Fehler unterlaufen.

Nachdem man sechs Jahrtausende lang für die Kräftigung des Bodens überhaupt nichts getan hatte, vergiftete die Liebig-Orthodoxie ihn jetzt durch *zuviel* Chemikalien. Auf manchen europäischen Böden blieben die von Liebig errechneten Resultate plötzlich aus. Die Chemikalien lösten sich nicht, wurden vom Erdkörper nicht verdaut, oder sie machten den Boden zu sauer. Wie kam das? War da doch ein Faktor, den Liebig nicht beachtet hatte? Es war ein wichtiger Punkt seiner Lehre, daß die Erde eine Retorte sei [mit einer nirgends ganz gleichen Füllung], in der das Sonnenfeuer chemische Verwandlungen stiftet. Grad und Art dieser Verwandlungen sollte sich kontrollieren lassen; die Rechnung sollte klar, sauber aufgehn wie bei einem Laboratoriumsversuch. Nun aber zeigte sich's, daß der Ackerboden doch noch etwas anderes war als ein chemisches Laboratorium. Ähnlich wie der Getreidekeim war die Ackerscholle selbst ein Stück Leben, eine Traube und Symbiose zahlloser allerkleinster Wesen. Milliarden von Mikro-Organismen machten das Leben im Acker aus, den Liebig im wesentlichen für ein Konglomerat anorganischer Stoffe gehalten hatte.

Wieder war es französische Forschung – und zwar das von Louis Pasteur

entdeckte neue Reich der *Bakteriologie* – die auf benachbarte Gebiete wie die Agrikulturchemie reformierenden Einfluß gewinnen sollte. Liebig hatte nicht gewußt, was im Humus eigentlich vorging. Was war Humus? Gärende Erde. Was aber war Gärung? Damit war man wieder bei der Urfrage angelangt, bei Ägypten und beim Backofen. War die Gärung ein Lebensprozeß – oder war sie nur Dekomposition, Zerstörung des Alten, chemischer Tod?

Nun, wir glauben seit Pasteur, daß die Gärung ein Lebensprozeß ist. Der wunderbare Erdgeruch, den wir alle wahrnehmen, wenn wir über den Acker gehn, ist kein Todesgeruch: er ist, in einen anderen Sinn umgesetzt, der brausende Orgelklang des Lebens. Dur am Tage, im warmen Mittag; voller und rauschender in der Nacht, wenn die Sterne hineinzutropfen scheinen ... Wenn man unter dem Mikroskop ein Stückchen sehr fruchtbarer Erde betrachtet, gewahrt man eine recht seltsame Landschaft. Zunächst alles das, was Liebig sah, und was ihn fast allein interessierte: mineralische Bestandteile, Quarzkörner, ganz kleine Glimmerplatten, Tonstückchen, Olivin und Kalk. Dann Reste, die der geübte Blick sofort als nicht-mineralisch anspricht: ein Splitterchen atomisierten Holzes, ein Faden von einer gestorbenen Pflanze und sogar ein paar größere Reste vom Chitinpanzer eines Käfers. Aber dann gibt es noch etwas Drittes, was man sich kaum erklären kann: eine Unmenge reinster Erdkrümel, zerkleinert wie von der feinsten Maschine, rotbraun gefärbt. Wo kommen sie her? Wer hat sie zerkleinert? Die moderne Bodenbiologie hat diese Frage beantwortet: *Humus ist eine Erde, die durch den Darm von Würmern gegangen ist*; Erde, die von Mikroben gefressen und wieder ausgeschieden wurde. Nur eine von Tieren präparierte Erde ist fruchtbar und hilft der Pflanze.

Darwin war der erste, der die Bedeutung des Regenwurms für den Ackerboden erkannte:

«Der Regenwurm scheint Erde zu fressen, anorganische Materie also. In Wahrheit verschlingt er organisches Leben. Frisch oder zersetzt – das ist gleichgültig. Dies organische Leben, vermischt mit Erde, wandert in den Verdauungskanal des Wurms, wo es chemisch verwandelt wird. Die Erdpartikel, die dabei mitgehn, werden nicht nur aneinander zerrieben; der Verdauungssaft macht die Ausscheidungen zum besten mineralischen Dünger, den eine Pflanze sich wünschen kann.«

Und Darwins Schüler Russel fährt fort:

»Enorme Quantitäten von Boden pflegen durch die Verdauungsröhre eines einzigen Tiers zu gehn. Der Laie sieht diese »Wurmspuren« meist früh am Tage nach Regennächten. In Wirklichkeit handelt sich's um eine Arbeit, die das ganze Jahr getan wird. Im Umkreis eines Morgens bringt der Regenwurm ein fünftel Zoll guter Erde pro Jahr ans Sonnenlicht. In 35 Jahren also hat er den Boden bis zur Tiefe von 7 Zoll

umgepflügt, das ‚Unterste zu oberst gekehrt' und jedes tausendstel Milligramm Bodens mit Luft und Licht, Fett und Säure getränkt, wie kein menschlicher Chemiker es vermöchte.«

Doch grub sich der Regenwurm auch vorwärts wie ein Bohrer oder ein Tank: nicht er vollbrachte die Haupttätigkeit. Das taten die viel kleineren Würmer, die Fadenwürmer, die Nematoden, die Rädertiere, Geißeltiere, die Amöben und jene allerkleinsten, die das Mikroskop nicht mehr zeigt, die man wie eine Milchstraße bakteriologischen Lebens nur ahnt. In einem kleinen Maß Ackererde fand man Milliarden lebender Wesen. Sie haben den Boden durch ihre Säfte nicht nur chemisch vorbereitet, sondern durch ihre Bewegungen vor allem auch mechanisch gelüftet. Ihre Wirkung ist viel größer als die der amerikanischen Pflüge: ohne die ständige Bewegung dieser unermüdlichen Organismen würde unsere Scholle verfaulen – und wo diese Organismen *nicht* sind, da stirbt die Scholle tatsächlich ab. Von dieser Warte aus betrachtet, war also die »Über-Medizinierung«, die Liebig der Erde angedeihen ließ, gefährlich. Allzuviel Chemie tötete die kleinen Lebewesen. Wichtiger als Chemikalien wurden bei notleidenden Böden nun also *Bakterien-Kolonien*, die man in die Erde senkte. Weil die Scholle im wesentlichen ein Produkt organischen Lebens war, mußte man ihr, sobald sie Not litt, neues Kleinleben zuführen. So durfte man also zum alten Düngen gedankenlos zurückkehren? Keineswegs. Nach Liebigs Beispiel hatte man genau zu errechnen, wieviel und welche Bakterien dem Boden fehlten. Daß man die erkrankte Erde wissenschaftlich *heilen* könne, das gefunden zu haben, bleibt sein Verdienst, wie auch die Medizinen wechseln.

Liebig gleicht jenem Sigmund Freud, der eine Wissenschaft gründete, die Psychoanalyse, in der ihn jeder seiner Schüler und Enkel resultatlich leicht überholen kann. So ist's mit der Boden-Analyse: die Kolloidchemie zum Beispiel, die heute die »leimartige Bindung« aller Materie beleuchtet – die die geheimnisvollen Buchstaben glb im Worte »gleba«, das »Klebrige« der Scholle aufklärt –, war von Liebigs Agrarchemie noch nicht erreicht. Aber Liebig, der Arzt, stieg hinab in die Unterwelt des Bodens. Er erkannte die Erde als Wöchnerin, und daß Demeter einen Arzt braucht.

Malthus: Der Agrarpessimismus

III

Wie die aller grossen Brotbringer gehört die Arbeit Justus von Liebigs auch der Geistesgeschichte an. Wenn die praktischen Hilfsmittel, die er vorschlug, ganz überholt sein werden, wird noch seine Geschichtsphilosophie als eine große Tat Geltung haben. Diese Geschichtsphilosophie steht in seinen »Chemischen Briefen« [1840]. Sie enthüllt eine Weite der Anschauung, die einem noch heute den Atem verschlägt:

Alle Völkerkatastrophen sind nach Liebig *reine Agrarkatastrophen*. Die Zerstörung der Bodenfruchtbarkeit durch den Menschen ist in erster Linie verantwortlich für den Untergang aller großen Reiche. »Der Raubbau, welcher die Länder verödet, geht nach historischem Gesetz jedesmal folgendermaßen vor sich. In der ersten Zeit baut der Ackersmann auf einem jungfräulichen Boden Jahr um Jahr dasselbe Korn. Zweite Phase: Die Ernte wird schlechter, er wandert auf das nächste Feld. Dritte: Er findet kein Neuland mehr und baut die alte Oberfläche, indem er sie abwechselnd brach liegen läßt. Die Ernten nehmen fortwährend ab; um sie wiederherzustellen, wendet der Landmann viel Dünger an, den ihm natürliche Wiesen liefern. Vierte Phase: Da Wiesendünger auf die Dauer nicht genügt, beginnt der Bauer die Futtererzeugung auf einem Teil des Ackerfelds selbst [Wechselwirtschaft]. Er benutzt den Untergrund ganz wie die futtergebende Wiese, anfänglich ohne Unterbrechung, dann mit Einschaltung von Brachjahren für die düngergebenden Futtergewächse. Fünftens: Der Untergrund ist erschöpft; die Felder weigern sich dem Gemüse. Zuerst stellt die Erbsenkrankheit sich ein, dann sterben Klee, Rüben und Kartoffeln. Sechstens: Der Ackerbau hört auf; das Feld ernährt den Menschen nicht mehr.«

Was siebentens? — Siebentens folgt der *Mord*. Auf den Bodenmord folgt der Menschenmord. Denn: ein jedes Mißverhältnis zwischen Nahrungsvorrat und Bedarf zwingt die Bewohner eines Erdteils, ihre Zahl gegenseitig zu vermindern, damit das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. »Wer«, schreibt Liebig, »am Tisch der Gesellschaft keinen Platz mehr finden kann, wird entweder zum Dieb oder Mörder, oder er wandert in Massen aus, oder er wird zum Eroberer. Es gibt keine andere Möglichkeit als diese drei. Versteht der Mensch nicht, seine Erde in dauernder Fruchtbarkeit zu erhalten, so muß er sie in Blut ertränken. Dies ist historisches Gesetz...« Daß man Bauern nicht von den Äckern nimmt, sie nicht Soldaten werden läßt — damit ist, nach Liebig, noch gar nichts getan. Der Friede ernährt nicht, der Krieg zerstört nicht die Bevölkerung eines

Landes; beide Zustände üben nur einen *vorübergehenden* Einfluß aus. Was die menschliche Gesellschaft auseinandertreibt oder zusammenhält, dies ist allein zu allen Zeiten der Boden gewesen... Die *Dauer* seiner Fruchtbarkeit.

Der Raubbau des Bodens – der Nicht-Ersatz der ihm entnommenen chemischen Stoffe – hat alle Weltreiche zerstört, vom römischen bis zum spanischen. »Entstehen und Untergang der Nationen beherrscht dasselbe Naturgesetz. Die Beraubung der Länder an den Bedingungen ihrer Fruchtbarkeit bedeutet ihren Untergang; gleichzeitig muß ihre Kultur verblassen. Wie der Ackersmann sein Feld verläßt, welches ihn nicht mehr ernährt, so wechselt und wandert mit dem Zustand der Felder die Kultur und Gesittung; ein Volk entsteht und entwickelt sich im Verhältnis zur Fruchtbarkeit seines Landes. Mit dessen Erschöpfung verschwindet es scheinbar; nur die geistigen Güter verschwinden nicht: sie wechseln nur – tröstlicherweise – den Ort.«

Das war Liebigs Geschichtsphilosophie, destilliert aus agrarischer Erfahrung. Er war bescheiden. Er nahm an, daß in den letzten sechstausend Jahren so mancher, der über den Acker nachdachte, eine Teilerfahrung gemacht hatte, die er nicht zu deuten wußte – er kannte auch Quesnay, das Wetterleuchten Liebigscher Ideen bei den französischen Agrarphilosophen des 18. Jahrhunderts. Aber da Liebig selbst der erste war, der den eigentlichen Zusammenhang sah, trug er ganz Unbekanntes vor.

»In meiner Agrikulturchemie«, schreibt der von sich nicht Eingenommene, »versuchte ich in ein dunkles Zimmer ein Licht zu stellen. Alle Möbel waren vorhanden. Auch Werkzeuge und Gegenstände des Vergnügens; aber all diese Dinge waren für die Gesellschaft, die hier wohnte, nicht wirklich klar oder deutlich sichtbar. Tappend und aufs Geratewohl fand der eine einen Stuhl, der andere einen Tisch, der dritte ein Bett, in denen sie sich's so behaglich wie möglich machten; allein die Harmonie des Ganzen blieb für die meisten Augen verborgen. Nachdem nun jeder Gegenstand einen Teil meines Lichts empfangen hat, schreien manche, daß das Licht nichts Wesentliches geändert habe; einer hat dies, der andere das schon gekannt, gefühlt, betastet, geahnt. Das macht nichts. Die Agrikulturchemie wird ohne Nachteil aus diesem Raum als Leuchte nicht mehr entfernt werden können. Das war meine Absicht: sie hab' ich erreicht.«

Die Geschichtsphilosophie des Chemikers Liebig beeinflußte viele Historiker. Ohne das Original zu kennen, schrieb im Jahr 1907 der amerikanische Russe Simkhovitch, Columbia-Professor, seinen berühmt gewordenen Essay »*Der Untergang Roms, neuerlich betrachtet*«; und Tenney Frank, Professor in Baltimore, führte in seiner »*Wirtschaftsgeschichte Roms*« den Untergang Italiens als Agrarland nicht, wie Plinius, auf die Latifundien zurück, sondern auf die von Liebig entdeckte »*Exhaustio soli*«: die Erschöpfung des italienischen Bodens durch zu intensive Kultur. Für Liebig, der kein Historiker war, war die Ver-

gangenheit nur Warnung. Er trachtete in die Zukunft hinein. So war es natürlich, daß seine Lehre, die tief optimistisch war, mit der von Malthus die Klinge kreuzte. Wenn Liebig recht hatte — daß der Mensch dem Boden wieder ersetzen könne, was er ihm geraubt habe — dann war Malthus widerlegt.

112

DIE Volkswirtschaftslehre des Malthusianismus hatte dicht vor dem Siege gestanden. 1798 — neun Jahre nach der optimistischsten Revolution aller Zeiten, nach der Französischen Revolution — hatte ein englischer Pfarrer, Thomas Robert Malthus [1760—1834] eine Menschheitsprognose veröffentlicht, wie sie pessimistischer nicht zu denken war. Das scheinbar unwiderlegliche Fazit der letzten Jahrzehnte sprach aus ihr: die Angst vor der Übervölkerung. Während in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Staaten in der Erhöhung der Menschenzahl ihren wichtigsten Reichtum gesehen hatten, bewies Malthus in seinem *Essay on population*, daß die Menschheit verhungern müsse, sobald in Zukunft eine Familie mehr als höchstens zwei Kinder bekäme. Denn die Felder könne man höchstens addieren, das heißt: die Lebensmittel ließen sich nur in arithmetischer Steigerung vermehren — die Menschheit aber vermehre sich in geometrischer Progression, wachse durch Multiplikation. Der Boden, sagte Malthus [wie Liebig], verarme mit jeder Ernte mehr. Bald also werde ein Teil der Menschheit keinen Platz auf der Erde haben. Nur *eine* Rettung gäbe es: »Nicht mehr Kinder als Sterbefälle!«

Das war schrecklich, jedoch überzeugend. Was konnte man dem entgegenhalten? Wo blieb da die Leibnizsche Theorie? Der große Leibniz [1646—1716] hatte gelehrt: »*Vera regni potestas in hominum numero consistit; ubi enim sunt homines, ibi substantiae et vires.* [Die eigentliche Macht eines Staates besteht in seiner Menschenzahl; denn wo Menschen sind, sind Substanz und Kraft]«. Auch Spinoza wollte an der Zahl der Menschen die staatliche Macht ablesen. Auf Malthus' Seite schien jedoch die bessere Beobachtung und die Magie der richtigen Zahlen zu sein:

»*Wenn wir die gegenwärtige Einwohnerschaft der britischen Insel mit 11 Millionen annehmen und die gegenwärtige Produktion genügend für deren Unterhalt, so würde im nächsten Vierteljahrhundert die Einwohnerschaft auf 22 Millionen steigen, und zunächst einmal würde die Produktion der Nahrungsmittel sich auch verdoppeln — sie würden sich beide die Waage halten. In weiteren 25 Jahren würde aber die Einwohnerziffer auf 44 Millionen springen, während die Subsistenzmittel nur für 33 Millionen reichen würden. In der nächsten Periode würde die Kopfzahl*

88 Millionen betragen, die aber so wenig zu essen bekämen wie die 44 Millionen. Und bei Abschluß des Jahrhunderts würde die Bevölkerung 176 Millionen ausmachen, die Versorgungsmöglichkeit jedoch nur für 55 Millionen langen — leaving a population of a 121 millions totally unprovided for [mit 121 Millionen Überschuß von Mündern, die niemand nähren würde!]«

Totally unprovided for! Was konnte man von diesen Leuten erwarten? Daß sie zu Laster und Elend beitrugen, daß sie Kriege und Seuchen vermehrten. Am besten: sie räumten sich selbst aus der Welt? Doch gerade dies verbot die Bibel. Was aber die Bibel nicht verbot, war immerhin die Geburtenbeschränkung. Der Satz »Seid fruchtbar, mehret euch!« war ja schwerlich so zu verstehn, daß die Säuglinge, die man gezeugt, gleich nach dem Eintritt ins Leben verhungern sollten! Mit unentrinnbarer Logik sah Malthus diesen Zustand erscheinen. Philantrop, der er war, notierte er mit einem traurigen Kopfschütteln:

»*Wer in einer bereits in Besitz genommenen Welt geboren wird, hat, wenn er weder durch Erbe noch Arbeit seine Existenz fristen kann, durchaus kein Recht, ernährt zu werden. Er ist überflüssig auf der Welt. An der Speisetafel der Natur ist kein Gedeck für ihn aufgelegt. Die Natur befiehlt ihm zu gehn und säumt auch nicht, ihren Befehl zu vollstrecken.*«

Armenfürsorge? Wohltätigkeit? Jegliche Sozialpolitik, die über Geburtenbeschränkung hinausging, schien Malthus ein untaugliches Mittel, die gesellschaftlichen Zustände zu verbessern: sie konnten das Übel nur verschlimmern.

Noch unerbittlicher sah die Lage der Philosoph des Liberalismus, Malthus' Schüler John Stuart Mill [1806—1873]:

»*Es gibt keine Zivilisation, die erlaubt, eine größere Menschenzahl so gut zu versorgen wie eine kleine. Die Schäbigkeit der Natur ist es, ihr unbegreiflich schmutziger Geiz — nicht die Ungerechtigkeit der Gesellschaft! —, die auf Übervölkerung mit der Strafe des Hungerns antwortet. Ungleiche Verteilung der Reichtümer verschlimmert das Übel keineswegs; es wird nur allenfalls rascher gefühlt.*«

Die soziale Frage *unwichtig* neben der »*niggardliness of nature*«, neben der Schäbigkeit der Natur, die ihren Säckel verschlossen hält? Aus dieser nicht sehr klugen Behauptung klang das Grollen des Liberalen gegen den Agrarsozialismus, gegen den »amerikanischen Gracchus«: Henry George aus San Francisco, der 1871 in »Unser Land und unsere Agrarpolitik« die gerechte Verteilung des Bodens gegen den Hunger gefordert hatte. Malthus, der Agrarpessimist, war ein klassischer Nationalökonom. Und die klassische Nationalökonomie sah im gesellschaftlichen Geschehn — wie Ernst Wagemann mit

Recht erinnert – absolute Naturgesetze walten. Hierin hat sie sicher geirrt. Denn wenn schon für die *Naturwissenschaften* die Naturgesetze schwanken – und ein Mann wie Henri Poincaré mit einem genial geprägten Ausdruck von einer »*relativen Verweilzeit aller Gesetzmäßigkeiten*« sprach; wenn vollends im juristischen Leben es jeder für selbstverständlich hält, daß Gesetze zwar weiterexistieren, aber nicht mehr angewandt werden, weil vielleicht neue Tatbestände eine neue Wertung erfordern: – wie sehr waren dann die *Gesellschaftsgesetze* vom Stoß neuer Tatsachen abhängig!

Was Malthus und Mill, die Pessimisten, und George, der Optimist, nicht wußten, war, daß Liebig und Pasteur, daß die Agrikulturchemie und die Bodenbakteriologie die ganze Frage inzwischen längst auf ein anderes Geleise geschoben hatten. Wenn die Bodenkraft sich *ersetzen* ließ, wenn die Ernten auch nur stationär blieben, anstatt durch Erschöpfung abzunehmen, dann hatte der Bevölkerungszusatz nicht mehr den Schrecken wie zuvor. Und obendrein zeigte Amerika eben jetzt durch seine Maschinen, wieviel Land neu zu umbrechen war – und zwar ohne menschliche Mithilfe. Es war also möglich, sehr viel Brot für sehr viele Menschen zu erzeugen. Wer besaß da noch ein Recht auf Kleinmut?

Nach sehr wahrscheinlicher Berechnung hatte es zu Zeiten Christi eine Viertelmilliarde Menschen gegeben und [trotz der Seuchen des Mittelalters, die mindestens den vierten Teil der Erdbewohner wegrasiert hatten] zu Beginn der Neuen Zeit schon wieder eine halbe Milliarde. 1945 gibt es mehr als zwei Milliarden. Ungeheurer Bevölkerungsdruck ist zunächst die Folge des Nahrungsmangels – und Völker, die von Malthus und seinem Zweikindersystem nichts wissen wie das menschenerfüllte Japan, strahlen ihren Überfluß gegen Kontinente aus, die von Malthus zuviel wissen wie das dünn besiedelte Australien und das dünn besiedelte Kanada. Nun muß aber wirklich kein Kontinent heute dünn besiedelt sein, weil der technische und chemische Stand des Ackerbaus tatsächlich zwei Milliarden Menschen ernähren kann. Zu dünn besiedelte Länder mögen zwar eine Zeitlang sehr glücklich leben – doch sie können sich nicht verteidigen.

In keinem Land Europas hat die Bevölkerungslehre von Malthus größeres Unheil angerichtet als in Frankreich. Zola – gewiß ohne Liebig zu kennen – hat in seinem Roman »Fécondité« dieses Unheil zu besiegen versucht: ihm gelang ein geniales Buch, das die Unerschöpflichkeit von Pflanzensamen und Menschensamen nebeneinander hinstellt. Der ganze Erdball las es; doch ein großer Teil der Menschheit blieb bei jenem gedämpften Pessimismus: weniger Menschen, aber mehr Brot. Während es richtig heißen würde: möglichst viel Brot für viele Menschen.

Viel Brot für sehr viele Menschen wird da sein, sobald die Enkel von Cyrus McCormick sich mit den Enkeln Liebigs treffen. Um die Mitte des 19. Jahr-

hunderts hatten sie sich noch nicht getroffen. Agrarchemie und Agrartechnik, Europa und Amerika, wußten nichts von ihren Fortschritten. Die Technik bekam die Übermacht – und so konnte Amerika sein »Imperium des Weizens« errichten, eines der seltsamsten Machtgebilde, die die Geschichte der Menschheit kennt.

Amerikas Weizen-Imperium

113

WARUM EIN »IMPERIUM DES WEIZENS«? WAR AMERIKA NICHT EHER geschaffen, der Mais-Diktator der Welt zu werden?

Daß man aber nur mittels Weizen über die Welt der Brot-Esser herrschen konnte, diese sichere Erkenntnis war eine unmittelbare Folge der Französischen Revolution. Sie bedeutete den Sieg des Weizens. Zwar hungerte mit Robespierre Frankreich zunächst – und Napoleon war zu oft mit anderm beschäftigt, als daß die Felder bestellt worden wären. Doch als sie wieder bestellt wurden, zeigte es sich, daß die Roggen-Linie weit nach Osten gedrückt worden war. Ganz Europa war weizengläubig geworden. Niemand wollte mehr andres essen als das »Brot der französischen Herren«, die so lange als Vorbilder die Kultur Europas beherrscht hatten. Es geschah wie im Imperium Romanum, wo 2000 Jahre früher jede Brotfrucht verleumdet wurde, wenn sie nicht gerade Weizen war. So hatte Plinius der Ältere im 1. Jahrhundert n. Chr. geschrieben: »Roggen ist minderwertiges Zeug und nur zur Stillung des Hungers gut. Seine Ähre ist zwar körnerreich und ausgezeichnet durch ihr Gewicht, aber sein Mehl ist widerlich wegen seiner dunklen Farbe. Es wird ihm Speltweizen beigemischt, um seinen bittren Geschmack zu mildern, doch bleibt es dem Magen unangenehm.« Und 100 Jahre später hatte Galenus den Roggen schlecht riechend gefunden. Da diese großen Schriftsteller doch nicht »vom Weizen-Kapital bestochen waren, so zu schreiben«, glaubten sie durchaus, was sie sagten. Der Roggen schmeckte den Römern nicht, den Hafer fand er der Tiere würdig, die Gerste buk sich für ihn zu schlecht – und dieser imperiale Geschmack der alten Römer taucht 1800 mit den siegreichen Franzosenheeren als Diktat über Europa auf.

Im Mittelalter hatte der Roggen den Europäern sehr gut geschmeckt. Ein

Teil der Ostgermanen hatte sich *Rugii* [Roggen-Esser] genannt, sicher um sich vom Hafer-Esser, dem tiefstehenden, zu distanzieren. Im alten England hieß der August »Rugern«, der Monat des Roggenschnitts. Noch 1700 betrug der Roggen-Anteil am englischen Gesamt-Brote 40 Prozent; um 1800 waren es nur noch 5 Prozent; um 1930 schreibt Jasny: »Es gibt Menschen in England, die nie das Wort Roggen gehört haben ...«

Wo Roggenbrot ein Erlebnis war – in großen Teilen Deutschlands und Rußlands –, hielt es sich. Ärzte und Landwirte behaupteten: wer jahrhundertelang das dunkle Brot der Väter aß, das einen Würzduft ausströmte wie die Erdscholle selbst, der werde nicht satt von der weißen Krume des Weizenbrots. Man wies auf den Körperbau der Deutschen und der roggenessenden Russen hin. Der Weizen revanchierte sich, indem er sagte, der Roggen mache seine Esser dumm und stumpf. Weizen-Esser und Roggen-Esser sprachen voneinander so wie Weintrinker und Biertrinker. Der alte Haß der Getreidesorten, der aus viel tieferen Schichten stammt denn aus kapitalistischen Marktstreitigkeiten, flammte zu stärkster Polemik auf. Es kam zur Giftbeschuldigung, wie so oft in den letzten Jahrtausenden. Weizenbrot habe »den Nährwert von Luft«, behaupteten die Roggenbrötler.

Die Völker, die seit 1800 so plötzlich Weizen-Esser wurden, fanden nicht, daß der Weizen Luft war. Klassische Roggenländer wie Schweden und Dänemark bekehrten sich. In Schottland war Weizenbrot lange so selten, daß es nur bei vermögenden Leuten am Sonntag mittags auf dem Tisch lag. Um 1850 aber kannte es nicht bloß der Mittelstand, sondern auch der Arbeiter. Polen, das im Jahr 1700 über Danzig Getreidemengen ausführte, in denen der Weizen und der Roggen sich wie 1 zu 3 verhielten, kehrte hundert Jahre später das Verhältnis um: es führte dreimal so viel Weizen wie Roggen aus.

Diese Geschmackswendung in Europa war ein Signal für Amerika. Im 18. Jahrhundert hatte der Weizen hier gar keine Rolle gespielt. 1777 hatte es die ersten Ernten in Tennessee und Kentucky gegeben. Der Farmer George Washington hatte zwar auf seinen Feldern Weizen gebaut, doch fast wie einen privaten Hobby; und die Frau des Staatsmanns John Adams hatte, als sie 1780 die Teuerungspreise mitteilte, den Weizen überhaupt nicht erwähnt, weil er kein Volksnahrungsmittel war. Aber rein instinktiv entschied der Sieg der Französischen Revolution auch den künftigen Sieg des Weizens in Amerika. Und das schon zu einer Zeit, wo man an Ausfuhr kaum noch dachte – wo der amerikanische Farmer nur für sich und die nächste Stadt baute.

114

EUROPAS Entschluß, sich von amerikanischen Ernten ernähren zu lassen – für seine vergrößerte Einwohnerschaft amerikanische Ernten zu kaufen –, war kein freiwilliger Entschluß. Er war aber auch nicht unfreiwillig. Dieses wirtschaftsgeschichtliche Faktum war zugleich ein Ergebnis der Geistesgeschichte. Und es erschien dieser Entschluß zunächst als eine Harmonie zwischen Freiheit und Notwendigkeit.

Der riesige Bevölkerungszuwachs seit den napoleonischen Kriegen stellte die Landwirtschaft in Europa allmählich vor die Aufgabe, sehr viel mehr Menschen zu ernähren als bisher – und das war schwierig. Der neue Überschuß bestand nicht aus Bauern, sondern aus Städtern, und zwar aus Industrie-Arbeitern. Man hätte Neuland haben müssen, diese Arbeiterheere zu ernähren – die chemische Bodenverbesserung Liebigs genügte diesem Zweck keineswegs –, und man hätte es gehabt, wenn man Moore, Heiden und Marschen dem Pfluge unterworfen hätte. Doch der amerikanische Schnellpflug war noch unbekannt; so schien es leichter, billiger und gewinnbringender, das Brot in Übersee zu kaufen. Man konnte ja das Brot mit der Ausfuhr europäischer Waren zahlen. So lagen die wirtschaftlichen Faktoren. Aber es gab auch geistige.

Nach der Niederwerfung Napoleons schien das politische Barometer eine Epoche vielhundertjährigen Friedens anzuzeigen. Der Nationalismus hatte einem Europäismus Platz gemacht, der nicht wie der philosophische des 18. Jahrhunderts, am leeren »Himmel des Weltbürgertums« hing, sondern auf sehr realen Nerven, den Nerven des Welthandels, basierte. Man begann an Merkur zu glauben wie nie ein Zeitalter zuvor. Mars schien für immer ertränkt und begraben. Die besten und klügsten Europäer sagten: »Die Geschenke des Bodens sind erweislich nicht überall die gleichen. Aber die Erde ist eine Einheit. Ein Teil dieser Welt, die uns allen gehört, trägt Getreide, der andere Fabriken. Laßt uns die Produkte austauschen!« Wer die ethische Welt-Offenheit dieses Gedankens nicht versteht und in ihm bloße Profitgier wittert, der verkennt die Menschheit von 1850. Der versteht nicht, warum zum Beispiel die englischen Kornzölle fielen.

In England lehrten die Freihändler, daß der Reichtum einer Nation von ihrem Handel abhinge; sie wiesen nach, daß der Handel durch die Zollgebühren behindert werde, daß der Konsument weit teurer einkaufte, als wenn die Schutzzölle fielen, und daß der kleine Mann vor allem sofort billiges Brot erhalten könne, sobald man die Korngesetze abschaffe. Wandte man ein, daß all diese Zölle zur Unterhaltung von Flotte und Heer notwendig seien, dann gab es die Antwort, man würde die beiden bald nicht mehr brauchen. Freihandel in England würde alle Nationen zwingen, die Häfen zu öffnen: auf diese Art käme zwangsmäßig der Weltfriede und die Abrüstung.

Die in England regierenden Tories waren natürlich Schutzzöllner. Ihre freihändlerischen Gegner, die von Cobden geführt wurden, meinten, daß die Großgrundbesitzer Englands der Begünstigung, die sie genossen, eigentlich längst nicht mehr würdig waren. Vor vielen Jahrhunderten war ihnen Land für große Kriegsdienste verliehen worden. »Heute haben sie«, meinten die



60 - Das Oberhaus muß gegen seinen Willen die Kornschutzzölle abschaffen

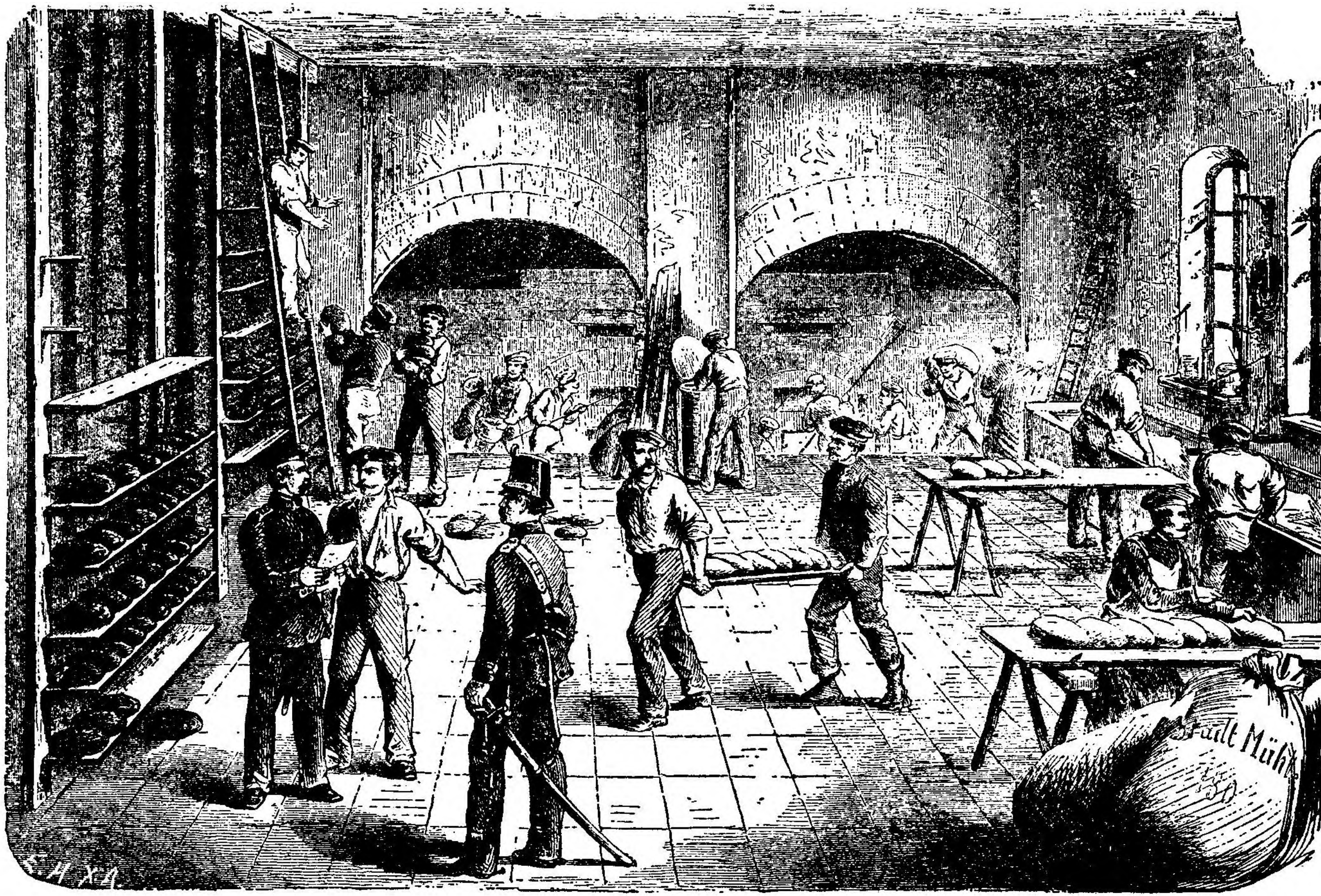
Liberalen, »keine anderen Großtaten aufzuweisen als den Massenmord an Fasanen und Schnepfen.« Cobden und seine Freunde sahn nicht, daß die Kornzölle keineswegs bloß den Lords zugute kamen sondern der englischen Kleinbauernschaft. Fiel der Schutz des heimischen Getreides durch die Zölle fort, so würde der Ackerbau aufhören zu existieren, der letzte Rest des Bauernstands schwinden, die Landarbeiter zur Stadt strömen, dort einander unterbieten und miteinander zugrunde gehn.

Gerade die konservative Partei erkannte diese Gefahr genau – und trotzdem mußten die Zölle fallen. Denn die Ruhe der Arbeiterschaft erschien um vieles wichtiger als das Schicksal der Bauernschaft. Die Städte, die riesig anschwellenden Städte wollten Brot, wollten *billiges* Brot; und sie wollten es sofort! Nationale Warner sagten: Wenn die Anbaufläche in England weiterhin vermindert werde, könne ein Blockade-Krieg England binnen 18 Tagen in eine völlige Hungersnot stürzen. [Die 18 Tage stimmten zwar nicht – aber der

deutsche U-Boot-Krieg von 1914 und von 1939 bewies, daß die Tories nicht unrecht hatten.] Niemand achtete darauf, viele Unterführer der Lords, unter ihnen auch Disraeli, gingen bereits zu den Freihändlern über. »Soll man die Kornzölle beibehalten, oder soll man sie aufheben?« Immer gewaltsamer klopfte die Frage an die Tür des Unterhauses. Die Arbeiter rotteten sich zusammen. Die sozialistischen Chartisten hetzten auf den Straßen zum Aufstand. Schlägereien in den Fabriken. Auf dem flachen Lande brannten die Scheuern. Gleichzeitig mit dem Fehlschlagen des englisch-schottischen Erntejahrs von 1845 brach auf der irischen Nachbar-Insel das große Kartoffelsterben aus. Die englischen Industriestädte rasten. Die erste Maßregel, an die man dachte: die Korn-Einfuhr aus den Kolonien freizugeben, war unzulänglich. Als jetzt der Anti-Corn-Law-Verein Agitationsstürme durch das Land trieb, die die Flammen noch höher prasseln ließen; als der Schrei nach billigem Brot Szenen hervorrief, wie sie in England seit den Pestzeiten nicht mehr erlebt waren, da fiel die Regierung selber um und schaffte durch eigenen Gesetz-Entwurf die Getreidezölle ab.

Ein Wirbelwind von Weizen kam aus Amerika. Noch nicht sofort! Es dauerte fast zwei Jahrzehnte, bis Amerika begriff, was in England geschehen war: daß die weltbeherrschende Insel – die jahrhundertelang *ihm* befohlen hatte! – jetzt auf Gnade und Ungnade der Großproduktion der Vereinigten Staaten ausgeliefert worden war. 1846 hatte Amerika noch gar nicht die Werkzeuge, den Hunger Englands und der andern europäischen Staaten zu stillen. Die Maschine hatte damals erst einen Teil des westlichen Kontinents umgepflügt, und am Pazifischen Ozean wuchs kaum Weizen. Doch bald kam es anders.

Zu England gesellte in steigendem Maße als notleidendes Agrarland sich Frankreich. Auch Frankreich sah nach Amerika aus. Da die führenden geistigen Kreise hier womöglich noch mehr als in England an ein »Weltbürgertum des Handels« glaubten, an den »natürlichen Güteraustausch von Kontinent zu Kontinent«, sah überhaupt niemand eine Gefahr, dauernd von fremden Ernten zu leben. Zunächst allerdings, nach Napoleons Sturz, erzählt die neueste Wissenschaft, die Ackerbauchemie, den Franzosen, daß man durch gescheite Behandlung den französischen Boden zwingen könne das Fünffache zu produzieren. Die Wissenschaftler gehn aufs Land, und bis 1845 steigt die französische Produktion in allen Sorten von Brotgetreide. Aber 1846 beginnt das große, mysteriöse Kartoffelsterben; außerdem bringt dasselbe Jahr eine schlechte Getreide-Ernte, die für 1847 Teuerung im Gefolge hat. Dann kommt das Jahr der Revolution, 1848, wo der Bauer andres zu tun hat als seine Äcker zu bestellen, dann kommen die verregneten Ernten 1853 bis 1855, dann führt Napoleon III. die Blüte der Bauernschaft in den Krimkrieg, dann kommt die Cholera, dann der Feldzug gegen Österreich in Italien [1859]; dann beginnt auf Napoleons Wunsch der große Städtebau-Techniker Haussmann Paris um-



61 - Preußische Heeresbäckerei von 1866

zubauen, wodurch dem Lande die Arbeitskräfte entzogen werden. Alle Leitartikel-Hilfe und geistige Ermunterung kommt gegen den Mangel an menschlichen Armen nicht mehr auf. Die Stimmung ist da, die Pierre Dupont, Bohèmedichter, Schüler Bérangers, in einem seiner Chansons festhält:

On n'arrête pas le murmure
Du peuple quand il dit: J'ai faim,
Car c'est le cri de la nature:
Il faut du pain. Il faut du pain.

So ist der Landwirtschafts-Ertrag um 1860 so schlecht, daß das industrielle Frankreich sich schließlich gern dazu entschließt, von amerikanischen Ernten zu leben.

Und Deutschland? – Deutschland ist Roggenland, und es baut seinen Roggen allein. Überdies ist Rußland sehr nahe, dort ist jeder Überschuß käuflich – Überschuß an Roggen natürlich –, Amerika baut ja nur Weizen. So scheint die Lage: da aber erreicht die Geschmackswende auch Deutschland. Das gesteigerte Selbstbewußtsein der Städter, der Hamburger, der Berliner Bürger, will nicht mehr das dunkle Bauernbrot essen. Der deutsche Industrie-Arbeiter blickt über die Grenze und will es nicht schlechter haben als der französische oder der belgische Arbeiter: er verlangt sein Weizenbrot oder zumindest ein Brot, das zu gleichen Teilen aus Roggen und Weizen gemischt ist. Und die Städte schwellen an, diese riesigen Konsumenten! Was Handel und Industrie befehlen, das muß in Deutschland genau so geschehn wie im übrigen Europa – und gegen den Willen der Agrarier, der Militärs, der Konservativen wird die Grenze für Getreide geöffnet.

1865 werden die Schutzzölle aufgehoben. Das ist das Signal für Amerika, seinen riesigen Weizenstrom nach Europa zu dirigieren.

115

Seit 1865 zog dieser Strom aus goldenem Nährstaub als eine kompakte Schiffsbrücke von Kontinent zu Kontinent. Ein Strom von Weizen, selbstverständlich; andres Getreide wollten Europas Völker ja nicht essen. Um aber exportiert zu werden, mußte der Weizen zuvor daheim noch einen Vertrag mit dem Mais schließen, dem älteren nationalen Getreide. Der Mais war für den Amerikaner nicht etwa dasselbe, was der Roggen für den Europäer war. Er war nicht nur das »Getreide der Väter«, an das er mit hundert Erinnerungen der Geschmacksnerven fest gebunden war; nicht nur das Getreide der Mütter, das Erbteil der indianischen Küche, das er mitbekommen hatte und das er in zahllosen Formen das ganze Jahr hindurch genoß. Der Mais war wirtschaftlich

weit mehr. Er war das Viehfutter Amerikas, der Grundstoff aller Ochsen und Schweine; aller Hühner, Truthähne, Enten und Gänse. So wuchsen aus der Maispflanze auch die Emporien des Fleischhandels. Cincinnatis und Chicagos blutrauchende Schlachthäuser: eigentlich waren sie aus Maiskolben erbaut. Die zahllosen Beiprodukte, die der tote Tierkörper lieferte — die Fette und Öle, Stärke und Leim, die Seifen und Kerzen, all das hatte der Mais geschenkt. Der Weizen dagegen gab »nur« Brot — und man versteht, daß 1861, als Chicago 24 Millionen Bushel Weizen verhandelte, die Bushelmenge für den Mais noch um eine halbe Million höher lag.

Eine Monokultur des Weizens wäre für Amerika geradezu ein Unglück gewesen. Im Beginn der Getreide-Prosperität versuchte der neue große Herr natürlich den Mais zurückzudrängen, und an den Grenzen beider Reiche wurden Mais-Striche zu Weizenfeldern. Aber sehr bald hörte das auf. Solange der Mais im Lande blieb und sich nicht in die Export-Funktionen des Weizens drängte, hatte der Weizen den Mais nicht als Konkurrenten zu fürchten. Man kann es fast auf den Tag bestimmen, wann dieses Verhältnis sich änderte. Als auf der Pariser Weltausstellung von 1900 Charles R. Dodge eine Mais-Küche eröffnete und den staunenden Franzosen zeigte, was die Amerikaner aus Mais an Eßbarem herstellen könnten — mit demselben Mißerfolg, mit dem hundertzwanzig Jahre zuvor Benjamin Franklin dem Franzosen Cadet de Vaux' Mais angepriesen hatte —, da empfand der Weizen sich als beleidigt. Und sofort begannen jene Kämpfe um den westeuropäischen Markt, die mit der völligen Niederlage des Maismehls schlossen. Dieser Krieg wurde in Laboratorien geführt — nicht auf amerikanischem Boden, sondern in den französischen und italienischen Laboratorien. Es verkleidete sich nämlich der Kampf zwischen Weizenmehl und Maismehl in den jahrzehntelangen Streit zwischen *Makkaroni* und *Polenta* — in welchen zahllose Ärzte eingriffen, zum Beispiel der berühmte Lombroso; in welchem Giftbeschuldigung, Bazillen und Pellagra, Sterblichkeitsziffer und Vitamine mitspielten ... Das aber war 20. Jahrhundert. 1865 waren die Imperien von Weizen und Mais noch streitlos geschieden. Im Gegenteil: je besser der Mais das amerikanische Binnenland nährte, desto sicherer konnte der Weizen seine interkontinentale Welthandelsherrschaft antreten.

Um aber den Weizenstrom zu erzeugen, zu steigern und zu kanalisieren, bedurfte man eines ehernen Rechens, eines gigantischen Kraftnetzes, das über das Land gespannt wurde. Und dieses Netz waren die *Eisenbahnen.*

Im Jahre 1840 hatte es in Amerika nicht mehr als 4000 Kilometer Eisenbahnen gegeben — ein Nichts. Die Lokomotive und die Schienen — knapp zehn Jahre nach ihrer Erfindung — waren bestenfalls eine Sache, die der menschlichen Bequemlichkeit diente und der Zeitverkürzung beim Reisen. Aber gleich darauf wurden sie wirtschaftliche Notwendigkeit und schon wirtschaftliche Tyrannen. Vorweltliche Zugtiere, die rußig und dampfend nach Lasten

brüllten: In einem einzigen Eisenbahnzug sah die Menschheit mehr Waren dahingerissen, als monatelange Karawanen von Ochsen- oder Pferdewagen sie je durchs Land geschleppt hatten.

»*Baut Eisenbahnen!*« scholl es jetzt durch Amerikas Kontore. Überall wurde der Bau ermutigt. 1848 wurde ein Gesetz erlassen, das 25 Personen erlaubte, eine Eisenbahngesellschaft zu gründen, wenn jede dieser Einzelpersonen für jede zu bauende Schienenmeile 1000 Dollar zeichnete. Einzahlen mußte man nur erst 100. Da die Baukosten für die Meile 35000 betrugen, in bar aber oftmals nur 2500 vorhanden waren, war eine mehrhundertfache Verschuldung gesetzlich erlaubt. Wer gab für das Fehlende den Kredit? Die Banken. Und sie konnten es — weil damals ein großes Kapital von Europa nach Amerika floß. Seit 1848 fürchtete man die Revolution und legte sein Geld zunächst nach London und von dort in die Neue Welt. So half Europa selbst daran mit, das riesige Eisenbahnnetz zu bauen, das den amerikanischen Weizen zu den Schiffen des Weltmeers fuhr. Nun hatte der Arbeiter in Dublin, in London, in Paris und Berlin das billige Brot, nach dem er verlangte. Doch was er nicht bedacht hatte und was auch nur wenige Volkswirtschaftler ihm im voraus hätten sagen können, trat ein: zugleich mit dem Brotpreis sank in der europäischen Industrie überall der Arbeitslohn. Ein Mißvergnügen ergriff die Welt: das Brot war billig, aber man hatte kein Geld.

In Amerika klangen währenddes Prärie und Wälder unter der Axt. Heere von Arbeitern legten Schienen, gürteten Eisen um Osten und Westen. Die 4000 Kilometer von 1840 hatten sich bis zu den Sechzigerjahren in mehr als 60000 verwandelt und bis zum Ende der Achtzigerjahre in 250000. Was seit hundert Jahren der Farmer in kleinem Maßstab gebaut hatte — für sich selbst und die nächste Stadt — das verwandelten die Bahnen auf einmal in eine Weltware. Die Eisenbahnen erhielten vom Staat über Nacht Ländereien geschenkt, die nicht weniger groß waren als europäische Königreiche. Als unumschränkte Herren darauf, konnten sie über den Boden verfügen und Ernten herstellen, die alle Bemühung des kleinen Manns niederkonkurrierten. Nach Art hochmütiger Bedienter waren diese Gesellschaften für die Wünsche des Staates taub, der sie groß gemacht hatte. Ihre Tarife nahmen weder auf den einzelnen noch auf das Gemeinwohl Rücksicht. Bereicherung war ihre einzige Devise. Ein Großgrundbesitz kam in Amerika auf, der allmächtiger war als der römische oder der englische — obwohl er weder Sklaven noch Leibeigene hatte. Doch die Armeen seiner Maschinen jagten jeden Kleinbetrieb vom Feld, weil er unrentabel war. Der Weizen bäumte sich zu Bergen, die Berge stürzten in Eisenbahnwagen, die Eisenbahnwagen spieen die Berge in die Bäuche der großen Europa-Schiffe. Jede Stadt, die der Weizenstrom berührte, bekam goldene Straßenecken: Chicago, ein mittlerer Menschen-Wohnort, wurde eine Millionär-Stadt.

Dieses wunderbare Chicago: 1815 noch, als Napoleon unterging, war es ein kleinesDorf gewesen, das die Indianer »*wild onion place*« nannten. Wild-Zwiebel-Platz! Achtzehn Jahre später nannte es sich selbst eine Stadt, aber 1840 hatte es noch nicht einmal so etwas wie 5000 Einwohner; dafür aber sehr viel mehr Schweine, die sich an allen Hauswänden rieben, in Scharen die Straßen verbarrikadierten und vertrieben werden mußten. 1847 kam McCormick in dieses Stadt-Dorf. Er hatte gesehn, wie im Nordwesten die Ernten auf den Feldern verfaulten, weil Sicheln und Sensen nicht schnell genug waren und es nicht genug Hände gab. An den Rand des Nordwestens, nach Chicago, legte er seine Reaper-Fabrik und machte seinen »mechanischen Raffer« zum Symbol und Stadtwappen von Chicago. Fünf Jahre nach ihm kam die Eisenbahn an, der andere große Zusammenraffer, der die Ernte des Mittelwestens in die Granarien der Stadt warf. Auf Schienen rannten Weizen und Mais bis an den Fuß der Elevatoren, um hinaufgehißt und gemessen zu werden: vom Stand des Getreides in Chicago war der Weltmarktpreis abzulesen. Was Chicago befahl, das galt in London, Paris, Berlin, Petersburg und Schanghai ... Was war aus dem Zwiebeldorf geworden? Es hatte 1870 dreihunderttausend Einwohner und wuchs jede Woche und jeden Tag. Man trieb die Schweine nicht mehr aus dem Tor, sondern man ließ sie mit Mais füttern, schlachtete sie und verschickte das Fleisch. Wie Carl Sandburg, der amerikanische Schwede, es in seinen Versen sagte:

> Du Schweineschlächter der ganzen Welt,
> Du Werkzeugbauer und Weizenaufhäufer,
> Du Spieler mit Eisenbahnen und Frachten —
> Stürmische, heisere, zänkische
> Stadt der Muskeln und breiten Schultern!

Zwischen den breiten Schultern Chicagos begannen die Millionenvermögen und vervielfältigten sich zu den Milliarden der Eisenbahnkönige, Fleischkönige, Maschinen- und Weizenkönige.

All das kam aus der ersten Ähre, aus dem ersten Getreidehalm, der auf die Stadt zugewandert war, in der Hoffnung, dort eine Mühle zu finden. Zuerst war dieser Getreidehalm in den Säcken des kleinen Farmers, dann in Millionen von Bushels im Lastzug des reichen Mannes gekommen. Und alle waren sie reicher geworden, nur der arme Mann viel ärmer. Er, der noch vor wenigen Jahren seine kleinen Ernten eingebracht hatte, legte erstaunt die rechte Hand über die Braue und sah den Lastzug, wie er an ihm vorüberbrauste. Unerschwingliche Tarife hinderten den kleinen Mann, sein Korn wegzuführen und zu verkaufen. Wohin auch? Der Welthandel und die Börse — an der Figuren wie Hutchinson und Joe Leiter Vermögen gewannen — war sinnverwirrendes Volapük: eine Sprache, die er nicht verstand. Er setzte sich auf einen Stein und wußte, daß er verloren sei. Ach, er konnte gar nichts tun als sein Land an die

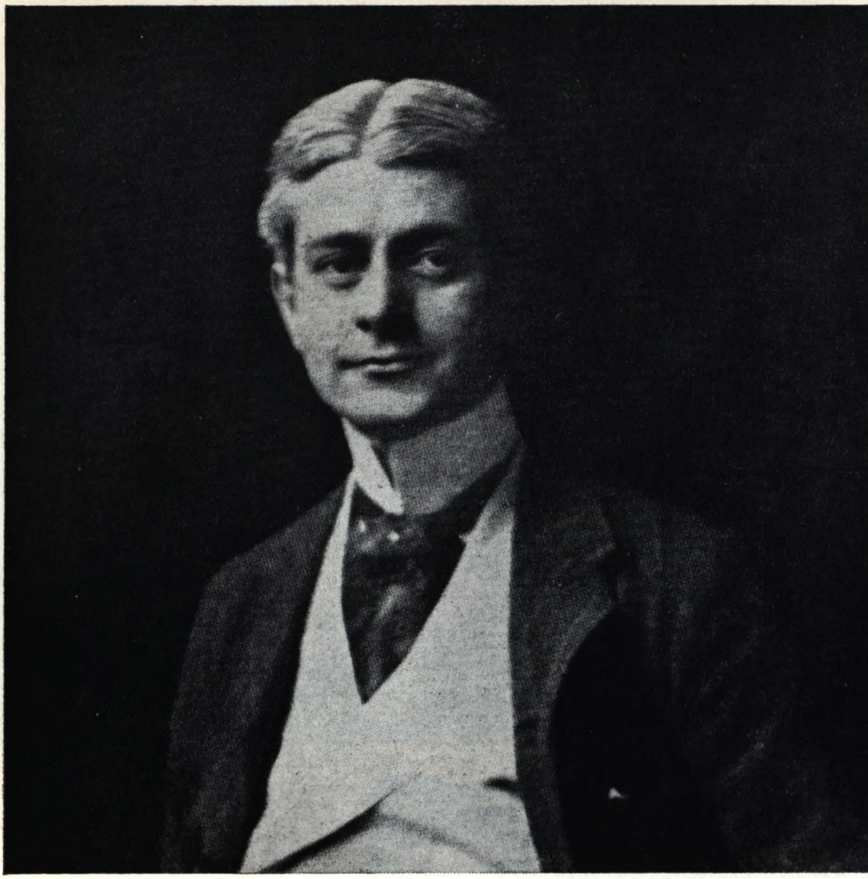


Chicago heute

DIE STADT MIT DEN GOLDENEN STRASSENECKEN



»The Pit«: Weizenbörse um 1910



FRANK NORRIS [1870—1902]
Amerikas Weizen-Epiker

Mächtigen verkaufen! Der Weizen, der ganze Völker ernährte, der Amerikas Millionäre über Nacht zu Milliardären machte, ernährte den kleinen Farmer nicht mehr.

116

MIT unübertrefflicher Deutlichkeit hat Frank Norris in seinem »*Octopus*« diesen Kampf des Weizenbauern mit dem Kraken der Eisenbahn dargestellt. Es sind zwei Elementarkräfte, Giganten, die miteinander ringen: der Weizen und die Eisenbahn. Beide einigen sich schließlich – doch der Mensch geht zwischen ihnen zugrunde.

Frank Norris [1870–1902], geboren in Chicago, kam als ganz junger Mensch nach Paris, um Maler zu werden. Aber er wurde Journalist. Wieder in Amerika, machte er aus Zweien ein Drittes. Er behielt des Malers Beobachtungsgabe, nahm von der Zeitung die »Suche nach Neuem« und wurde Amerikas Romancier. Als neunundzwanzigjähriger Mann schrieb er einem Freund diesen Brief:

»*Eine Idee summt in meinem Kopf: eine Reihe von Romanen zu schreiben ... Und zwar sollen es drei Romane sein, die um das Thema 'Weizen' kreisen. Der erste spielt in Kalifornien, also im Land der Hersteller; der zweite wird Chicago behandeln, also den Handel und die Verteilung; der dritte wird in Europa spielen, also unter den Verbrauchern. Und in jedem dieser Bücher wird* ein *Bild lebendig sein: der Niagarastrom von Weizen, der von Westen nach Osten rauscht. Ich halte solch eine Trilogie nicht nur für möglich – ich glaube sogar, daß sie zugleich allgemeingültig und durch und durch amerikanisch ist ... Jawohl, der Gedanke ist so groß, daß ich manchmal vor ihm zittere! Trotzdem: ich will und muß es wagen ...*«

Dieser Plan glitt, wie sein Biograph sagt »über alles hinaus, was Amerika bisher im Roman versucht hatte«. Nur als flüchtiger Wolkenschatten hatte bisher das Wirtschaftliche in die Romane der Neuen Welt hineingedunkelt. Die Romanze war nirgends gestört worden. Norris aber nahm sich vor, das Außermenschliche zu gestalten, das zum Schicksal des Menschen wird. Die Naturkraft des Getreides: »Teilnahmslos, unaufhaltsam, gigantisch strömt sie in den Rinnen dahin, die ihr der Mensch gegraben hat. Der Mensch, ein Liliputaner, ein Zwerg, führt dazwischen seine Kämpfe auf, spielt wie die Mücke im Sonnenschein, wird geboren, stirbt, ist vergessen; der Weizen aber wächst unablässig und rauscht wie ein Urstrom durch die Nacht.« Zwischen Produktion, Ver-

teilung und Konsum des Weizens rannte die Menschheit angstvoll wimmelnd umher, den Getreidehalm hinauf und herab, wie Gideon Lincecums Texas-Ameise. Aber der Dichter sah diese Ameise durch die Lupe seines Mitgefühls an, verstand ihr Ringen und ihre Not und formte aus ihr wieder einen Menschen.

Hinter Norris' »*Octopus*« stand eine wirkliche Geschichte. Sein Biograph Franklin Walker erzählt sie:

Im Anfang der Siebzigerjahre hatten Siedler sich in das Ödland von Mussel Slough gewagt. Zehn Jahre später hatten sie es durch Bewässerung und harte Arbeit in ertragreiches Farmland verwandelt. Wer der Besitzer war, war nicht ganz klar; denn die Southern-Pacific-Eisenbahn [die ihrerseits einen Schienenstrang durch eine Gegend gebaut hatte, die ihr von der Regierung mehr oder weniger geschenkt worden war] beanspruchte rechts und links der Geleise die Morgen mit den ungraden Ziffern, also jedes zweite Grundstück. Eine Verordnung des Kongresses von 1868 unterstützte diesen Anspruch, der übrigens auch bei den Siedlern loyale Anerkennung fand. Allerdings hatten diese geglaubt, daß die Eisenbahngesellschaft ihnen, sobald sie erst zahlen konnten, den Morgen unbebauten Landes für 2 Dollar 50 verkaufen würde — was damals der allgemein gültige Preis war. Da plötzlich teilte die Eisenbahn den überraschten Farmern mit — also den Menschen, die die Gegend erst in Fruchtland verwandelt hatten —, daß das Land für jeden zu haben sei, der 25 bis 30 Dollar für den Morgen bezahlen wolle ... Dieser empörende Beschluß wurde von den Farmern natürlich auf das bitterste angefochten. Eine Liga bildete sich. Mehr als sechshundert Mitglieder richteten eine Petition an den Kongreß der Vereinigten Staaten. Teure, jahrelange Prozesse zogen sich hin. Die Eisenbahn, klüger und erfahrener in der Kunst des politischen Drahtziehens, gewann die Prozesse. Langsam wurde die Situation unerträglich. Die Gesellschaft der Farmer schrie, daß die Eisenbahngesellschaft heimliche Scharfmacher besolde — daß sie die Presse bestochen habe und die Banken verhindere, an die Farmer Kredite zu geben; vor allem daß sie durch hohe Frachtsätze jeden Profit unmöglich mache. Die Krisis entlud sich, als am 11. Mai 1880 in Hanford ein hoher Bundesbeamter, begleitet von drei Gendarmen zu Pferde, in eine Bauernversammlung hineinritt und den Leiter zu sprechen verlangte. Wie üblich, fiel dabei ein Schuß. Man wußte nicht, wer geschossen hatte — doch die nervös gewordenen Gendarmen begannen jetzt wild um sich zu feuern, töteten auf der Stelle sechs Farmer und verwundeten zwanzig andere ...

Das war die Ballade, wie sie sich tatsächlich zugetragen hatte. Und um sie herum stellte Norris die kalifornische Gesellschaft der Achtzigerjahre, wie er sie kannte. Den Farmerführer Magnus Derrick, Bauern von schwedischem, englischem, deutschem Blut, ihre Frauen und Söhne: sie alle waren nach dem Wort Horace Greeleys »Geh nach Westen, junger Mann, und wachse auf mit

deinem Lande!« mit der Axt in die Wildnis gezogen. Aber dreißig Jahre später kommen die Klugen, die Eisenbahn-Leute: der Präsident, der nach dem Sieg seines Trusts einem Schriftsteller erklärt, dieser Sieg sei nicht sein Verdienst; die Eisenbahn sei, wie der Weizen, ein Elementarwesen mit der Tendenz zu ewigem Wachstum ... Da ist der Zeitungsmann Genslinger, der auch auf seiten der Eisenbahn steht: »Wann wollt ihr Leute endlich einsehn, daß ihr gegen die Eisenbahn nicht ankönnt? Ebensogut könnte ich in einem Papierboot ausfahren und Erbsen gegen ein Kriegsschiff schleudern!« Da sind die zahlreichen Figuren zwischen den Lagern, alle in den großen Kampf hineingemischt: Anarchisten, Überläufer, Bestochene und Dickköpfe. Der entlassene Eisenbahningenieur, der mit den Farmern befreundet ist und zum Räuber und Mörder wird. Die Gesellschaft San Franciscos mit ihren Ästheten und reichen Leuten, ihren Hilfs-Komitees und »Charity-Women«, die Getreideschiffe nach Indien ausrüsten. Und die unvergeßliche Gestalt des Eisenbahn-Agenten S. Behrman, eines Unterführers in diesem Kampf. Das Bild des eigentlichen Siegers, den der Revolver des Gegners nicht trifft und den sogar die Bombe verfehlt, die man in sein Landhaus wirft:

Er war ein dicker, gesetzter Mann, mit steifem Strohhut, den er gern beim Sprechen in den Nacken schob, und mit einer weißleinenen Weste. Niemals wurde er temperamentvoll; sobald er des Sieges sicher war, lächelte er seinen Gegnern zu und ließ sich sogar dazu herab, ihnen gute Ratschläge zu geben. Er bedauerte sie, wenn sie verloren... Das alles kam aus der Machtsicherheit, aus dem Bewußtsein, daß hinter ihm die unbesiegbare Organisation stand, die Eisenbahngesellschaft, die Millionen ausspeien konnte, im Gegensatz zu der »Farmer-Liga« mit ihren Tausend-Dollar-Scheinen. Die Liga war laut, sie machte Krach, jeder Dorfjunge wußte, was sie plante. Der Eisenbahntrust aber wußte zu schweigen, keiner ahnte im voraus, welchen Weg er einschlagen würde. Das Publikum sah nur die Resultate und empfand Respekt vor dem, was im Dunkel ausgebrütet worden war. Der Vollzieher und Unterhändler war dann immer S. Behrman gewesen — kein Politiker, kein Jurist, kein Groß-Aktionär und doch etwas von allem.

Aber selbst dieses Ungeheuer der Ruhe und der kalten Berechnung kommt um. Es ist eine der größten Szenen der amerikanischen Literatur: der unbesiegbare Behrman stirbt, als er im Hafen ein Schiff inspiziert, das Weizen nach Asien exportiert. Er stolpert und fällt in den Schiffsbauch hinab, in den der Getreide-Elevator den Katarakt des Weizens speit:

»Hallo — dort oben — an Deck!«, brüllte Behrman, »irgend jemand — um Gotteswillen!« Aber das ununterbrochene metallische Getöse des herniederschießenden Weizens übertönte seine Stimme. Im Brausen dieses Katarakts konnte er sich kaum

selber hören. Und dann war es ihm auch unmöglich, unter der Luke stehenzubleiben; die Weizenkörner spritzten im Fallen und stachen in sein Gesicht hinein wie vom Sturm gejagte Eisnadeln. Nicht minder schmerzten seine Hände; er versuchte sie im Rock zu verstecken, doch brauchte er sie, um die Augen zu decken. Denn es war ihm, er müsse blind werden. Dazu kam noch, daß die von dem Hügel unter der Rinne stürzenden Wogen gegen seine Beine schlugen, ihn zurückdrängten und fast hinwarfen.

Er war genötigt, immer weiter von der Luke zurückzuweichen. Einen Augenblick nur blieb er stehn, um aus Leibeskräften zu schreien. Es war umsonst. Seine Stimme vermochte das Brausen der niederstürzenden Weizenmassen nicht zu übertönen ... Wahnsinnige Angst erfaßte ihn. Eine grausige Todesfurcht, das entsetzliche Gefühl, in einer Falle gefangen zu sein, rüttelte ihn wie der Sturm eine Binse. Während er schon bis zu den Knien und gleich darauf bis zu den Hüften versank, riß er sich aus der Umschlingung los und kämpfte sich in taumelnder Hast wieder bis zur Luke durch. Da aber strauchelte er und fiel gerade unter den stürzenden Strom. Wie Schrotsalven trafen ihn die Körner. Blut rann bereits von seiner Stirn, verdickte sich mit dem erstickenden Staub und klebte ihm die Augen zu. Noch immer glaubte er zu brüllen. Aber sein Mund war voller Staub, Staub haftete an seinen verdorrten Lippen; und ein brennender Durst peinigte Zunge, Gaumen und Hals ... Und während dieser ganzen Zeit, die den Verurteilten endlos dünkte, schoß der Weizen in beständigem Strom unaufhaltsam und unerbittlich mit langem Brausen von oben herab.

Aber es mußte doch einen Ausweg geben! Es war doch nicht möglich, daß ein Mensch sein Ende in einer Masse fand, die weder fest noch flüssig war?! — Er kroch, gleichsam schwimmend, in eine Ecke, wo die eiserne Wand des Schiffsrumpfs war: doch eine mächtige Körnerwoge holte ihn ein ... Das Bewußtsein entfloh. Betäubt vom Getöse, der Stimme beraubt und geblendet vom Spreustaub, wälzte er sich auf den Rücken und blieb, nur noch schwach zuckend, liegen. Das unaufhaltsam aus der Rinne niederstürzende Weizenmeer füllte die Taschen seines Rockes, kroch in Ärmeln und Hosenbeinen empor; es bedeckte den dicken, vorstehenden Bauch, lief in kleinen Rinnsalen in den weitaufgerissenen, verzerrten Mund und bedeckte schließlich das Gesicht ... Einen Augenblick nur regte sich etwas: eine fette Hand mit kurzen Fingern griff krallend ins Leere und fiel schlaff nieder ... Dann bewegte sich auf der Oberfläche des Weizens nichts mehr als der Weizen selbst.

Das ist antik. Es ist ein Tod, wie der römische Feldherr Crassus ihn starb, der von den Parthern gefangen wurde, und dem man, um seine Habsucht zu löschen, geschmolzenes Gold in die Kehle goß.

Der Räsoneur und Chronikeur des Romans ist der Schriftsteller Presley. In ihm porträtierte Norris sich selbst, mischte aber gewisse Züge des Dichters Edwin Markham hinein, den er aus San Francisco kannte. Markham hatte im

Januar 1899 im *San Francisco Examiner* jenes machtvolle Gedicht »Der Mann mit der Hacke« veröffentlicht, das die Leiden des Bauernstands in den letzten Jahrtausenden schildert und das möglicherweise den Plan zum »Octopus« erst anregte. Der »Octopus« machte seinen Autor sofort zum »amerikanischen Zola«. Er hatte viel von Zola gelernt, den er vergötterte: französisch sind die Häufungen seines Stils, die so sehr mit der englischen Nüchternheit kontrastieren. Wie man Frank Norris niemals ohne »einen dieser schlechtgebundenen, gelben, zerlesenen Bände« sah, die »Germinal« oder »La Terre« hießen, so sah man die amerikanische Jugend damals nicht ohne den »Octopus«. Eine neue Literatur war da, ein Erfolg, der sich noch steigerte, als der zweite Teil erschien: *The Pit* [Der Kampfplatz].

Im »Pit« ist nicht mehr der sichtbare Weizen der kalifornischen Felder der Held, sondern der unsichtbare Weizen, der Weizen als Ziffer im Börsenspiel: die Ware, auf deren Vorhandensein und Lieferbarkeit zu bestimmtem Termin man Börsenwetten abschließen kann. Der Pit ist der Kampfplatz, wo die Haussiers und Baissiers um den Endsieg spielen; er ist »gefährlich wie eine Pulvermine«. Der große Spieler des Romans, Curtis Jadwin, wirkt wie ein Sohn jenes Saccard aus Zolas »L'argent« – doch entstammt er dem amerikanischen Leben. Es ist die Geschichte Joseph Leiters; mit dem Instinkt des Journalisten erzählte sie Norris, »als sie noch rauchte«. Dieser Börsenkönig Leiter hatte fast die ganze Ernte eines schwachen Jahres aufgekauft, die von 1896. Er konnte den Marktpreis willkürlich setzen und erzwang 1 Dollar 50 pro Bushel. Er kaufte immer noch weiter drauflos, er entsandte eine Armee von Käufern nach dem Nordwesten, er charterte Meilen von Wagen und Schiffsflotten; wenn er den Preis dort halten konnte, wo sein Wille ihn einzeichnete, mußte er bei einem Verkauf der reichste Mann der Staaten werden. Da aber erschien, wie durch Zauberei, von überall Weizen auf dem Weltmarkt, der anderswo gewachsen war und der nicht Joseph Leiter gehörte. Kanada öffnete seine Granarien, Argentinien füllte seine Schiffe, eine Flut von wildem Weizen konterkarierte den künstlichen Hochpreis des Weizens, den Joseph Leiter unter Verschluß hielt. Leiter, »ein Mann von unglaublicher Kühnheit und unbeschränktem Selbstvertrauen«, merkte diese Zeichen nicht oder wollte sie nicht merken: er hielt, ja, er steigerte den Preis und kaufte noch immer, obwohl die Börse die nahende Baisse witterte. Leiters Hauptgegner war Philip Armour, der Elevatoren-Fabrikant, der für den Absatz seiner Maschinen den Weizen natürlich billig brauchte. Mitten im Winter brachte er sechs Millionen Bushel nach Chicago: sie kamen von der kanadischen Grenze und Armour hatte das dicke Eis des Michigan-Sees mit Stahlpflügen aufbrechen lassen, um das Getreide in die Stadt und auf den Börsen-Kampfplatz zu schaffen... Leiter tat etwas Wahnsinniges: anstatt den Kampf jetzt aufzugeben, kaufte er Armours ganzes Getreide für seine eigenen Lagerhäuser und steigerte durch diesen Akt auto-

matisch abermals den Preis. Es war sein Plan, den *ganzen* Weizen Amerikas zu Wucherpreisen nach Europa zu verkaufen. Amerika mochte Mais essen, wie in alter Zeit, das war nicht wichtig. Die dummen Europäer aber – denen er eigentlich selbst entstammte; sein Vater Levy Leiter war noch in Europa geboren worden – mit ihrer Weizenbrot-Manie sollten ihn, so dachte er, zum reichsten Mann der Welt machen. Da geschah etwas Unerwartetes. Die Mine, die niemand gesehn hatte, flog auf. Es brach auf einmal der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten aus. Europa – in abergläubischer Angst vor der Stärke der spanischen Flotte, Verwicklungen und Beschlagnahmen auf hoher See fürchtend – widerrief die schon gegebenen Einfuhr-Orders auf amerikanischen Weizen. Bevor er sie verkaufen konnte, erdrückten die fünfzig Millionen Bushel, die Leiter gekauft hatte, ihren Besitzer. Er war ruiniert: der Spieler hatte die Runde gegen die Fruchtbarkeit der Allmutter Natur verloren. Sie hatte sich nicht darum gekümmert, wo und an wen er verkaufen würde. Was waren ihr die Märkte und Preise? Wie Norris in seinem Roman es ausdrückt, wenn er Curtis Jadwin verdammt, den großen Weizen-Spekulanten:

»*Er hatte mit seinen Menschenfingern nach der schlafenden Schöpfung gegriffen. Doch die Erde, die große Mutter, – das ganz leichte Spinnweb spürend, das das Menschentier gesponnen – hatte sich im Traum gerührt. Und diese ganz leichte Traumbewegung der Ewig-Fruchtbaren hatte genügt, den Störer zu finden und zu vernichten ...*«

Noch war Frank Norris den dritten Teil seines Weizen-Epos schuldig: *The Wolf*, der der wichtigste werden sollte. Der Wolf ist das Symbol des Hungers, der durch Europa und Asien rennt, grünäugig und mit fauchendem Hals. In allen Erdteilen war viel über den Weizen geschrieben worden; doch Norris wollte der erste sein, der die Einzel-Erfahrungen interkontinental verband. Mit dem Epos Amerikas, des übermütigen Erzeugers, sollte das Epos des notleidenden Verbrauchers logisch verknüpft werden. Aber wo? In welchem Land sollte der Hunger gezeigt werden? Norris und seine junge Frau wollten auf einer Weltreise in einem kleinen, langsamen Steamer eine Stelle ausfindig machen, wo recht dramatisch gehungert wurde. »Eine Stelle, wo die Hungersnot dann recht dramatisch erdrückt werden sollte durch die zeitgerechte Erscheinung dreier Getreide-Riesenschiffe, die am Horizont auftauchten. Getreide aus Amerika: Weitab von den Streitigkeiten zwischen Farmern und Eisenbahnen und dem Gezänk der Börsenjobber, sollte es jetzt sein Geschick erfüllen, der Ernährer der Völker zu sein.«

Da, beinahe schon im Hafen, wurde Norris krank. Es war eine eitrige Blinddarmentzündung, er wollte sie nicht ernst nehmen. Was sollte ihm ein kleines Stück faulenden Gewebes anhaben, das nicht größer war als eine Libelle – ihm,

einem Mann von 32, der gerade angefangen hatte, mit seinen Büchern Geld zu verdienen? Einem Mann mit so großen Plänen? So war er beinahe erstaunt, als er starb. Als es ihn von der Erde wegriß, von der Erde, die er geliebt und deren regenerierende Kraft er so oft besungen hatte.

117

DIESES »Imperium des Weizens« reichte mit seinem atlantischen Flügel nach Europa, mit seinem pazifischen bis nach Asien. Es war gedacht, daß der Exportweizen der Vereinigten Staaten durch Fülle und Transportmöglichkeiten die



62 - Chinesisches Reisworfeln um 1800

ganze Welt erobern werde. Aber schon mit Ostasien hatte das seine Schwierigkeiten.

Im überwiegenden Teil von Ostasien regierte seit Jahrtausenden der *Reis*. Für »Reis« und »Nahrung« gebraucht die chinesische Sprache denselben Grund-Ausdruck. 440 Billionen Pfund beträgt die Welt-Reisernte im Jahr; ihr größter Teil wird hier gebaut. »Wo der Reistopf kocht, wird kein Brot gegessen«, sagt ein Sprichwort – und es hat recht, zum mindesten für die Monsun-Länder,

wo die Menschheit in Sumpf und Hitze dahinlebt. Der Reis gedeiht in Temperaturen, die kein Brotgetreide aushält. Klima und Boden machen den Menschen, seine Gewohnheiten, Anschauungen und die Metaphysik seiner Sitten. Der Geschmackssinn ist nur die äußerste Blüte am Baum der menschlichen Existenz: aber auch sie ist schwer wandelbar. Ein Japaner der Mittelklasse, der nichts von der Existenz von Brot weiß, wird sich der feinsten Weizensorte gegenüber so einstellen wie seinerzeit ein Römer dem Roggen: sie wird ihm ungemein sauer schmecken. Für den weißen Mann hat die Säure des Brotes etwas Belebendes: schon der erste Biß sammelt Speichel. Dem Orientalen dagegen verschafft der milde und seidenweiche Geschmack des Reiskorns ganz andere Sensationen.

Guter Reis ist so reich an Proteinen wie guter Weizen – doch zwischen Menschen, welche Mono-Kultur des Reises treiben und den andern, die Brot essen, gibt es kaum eine Verständigung. Bei einer plötzlichen Reis-Diät beginnen solche Brot-Esser Verfallserscheinungen zu zeigen. Als nach der Einnahme der Philippinen [1942] ein hoher neutraler Funktionär die Japaner darauf aufmerksam machte, sie müßten ihre amerikanischen Gefangenen ausreichender ernähren, erwiderten sie, die Gefangenen bekämen doch dieselben Rationen wie die japanischen Soldaten. Wie sollte das nicht ausreichend sein? Aber ein Mensch, der seit hundert Jahren [neben Fleisch und Kaffee] auf Brotnahrung steht, kann eben nicht ohne weiteres in das andere Ernährungs-Dreieck Reis, Fisch und Tee hineingestellt werden!

Andrer Körperbau, andre Sitten. Der Ethnologe Paul Ehrenreich erzählt, daß er in den Malakka-Staaten die religiöse Reiskultur ohne blutige Opfer getroffen habe. Auch bei den entferntesten, kleinsten Stämmen gab es nur Wort-Beschwörungen gegen Affen, Elefanten und Vögel; aber kein Tier wurde getötet oder der Boden mit Blut besprengt. Anders als beim aztekischen Maisfest, wurden beim Reisdankfest der Malayen den Kindern gekochte Reiskörner ins Haar gestreut: durch bloße *Erinnerung* sollte noch bis in die spätesten Tage hinein die Kontinuität des Reisbaus bei diesen Kindern gewährleistet werden ... Der Inder Radhakamal Mukerdschi, Professor in Lucknow, ging bei seiner Vergleichung von Weizen und Reis noch weiter, indem er das Getreide des Westens das »Getreide des Kapitalismus« nannte, das mit seiner unmenschlichen und radikalen Wachstumstendenz in Rom sowie in Amerika die »*Larges Estates*« begünstigt habe – während der Reis als »Freund der Kleinen« durch Garten, Terrasse und Sumpf begrenzt sei. – Aber es möge doch keiner dem Weizen für diese Entwickelung die Schuld geben! In der Hand des Großhändlers ist selbstverständlich auch der Reis ein Anhäufer von Kapital.

Die Abneigung der Südost-Asiaten gegen den Weizen war also stark fühlbar. Sie war in manchen Landstrichen obendrein nicht nur religiös und geschmacksphysiologisch bestimmt, sondern auch noch hauswirtschaftlich:

Weizenstroh ist nicht so haltbar wie Reisstroh. In einer Zivilisation, wo Dächer, Schürzen, Hüte, Matten, Sandalen und jede Art Vorratskörbe im Haus angefertigt werden müssen, wählt man natürlich den besseren Werkstoff: also Reisstroh statt Weizenstroh.

Mit diesen Verhältnissen hatten die Experten des »Weizen-Imperiums« zu rechnen, als sie in den Siebzigerjahren die Asien-Märkte abtasteten. Aber zum Glück für den Ausfuhrhandel galten diese Verhältnisse doch nur für den feuchten und heißen Südosten – nicht für die nordjapanischen Inseln oder für das nordöstliche China. Im gemäßigten Klima kannte man Weizen. In Nordchina war »wechselnder Feldbau« bekannt: man baute auf demselben Feld Winterweizen und Sommer-Reis, dazwischen Wassermelonen und Soja. Hier setzten die Exporteure an; nach Nordchina – wo die Zungen den Weizen bereits zu schmeckten wußten – kam kalifornisches Getreide.

Daß man in Nord-China Weizen kannte, wußten die Abendländer schon seit dem Jahre 1300 [oder hätten es wissen können]. Denn damals machte Marco Polo [1254–1324] seine berühmte große Reise zu dem Groß-Chan der Tartarei. Dort fand er bei den besseren Ständen die Sitte des Makkaroni-Essens – ein Gericht aus feinzerschnittenem und gerolltem Weizenteig –, ein Gericht, das später über Venedig italienisches Nationalgericht wurde. Aber daß die Einwohner Pekings das ägyptisch-moderne Hefebrot kannten, geht aus Polos Bericht nicht hervor. Solche Art der Weizenverwendung wurde den breiteren Massen in China erst im 19. Jahrhundert geläufig.

Seitdem am 1. Januar 1867 das erste Schiff, die »Colorado«, aus San Francisco gelaufen war, bedeckte die Route nach Schanghai sich mit majestätischen Dampfwolken. Das Schiff gehörte der »Pacific Mail«. Unbekümmert um den Streit, der in den Kontoren von San Francisco die Dampfschiffgesellschaften mit den Eisenbahnkönigen ausfechten mußten, reiste das Getreide selbst in tiefen Schiffen nach Ostasien. Man sagte, jedes Weizenkorn gehörte damals den »Großen Vier«: Marc Hopkins, Charles Crocker, Leland Stanford und jenem Collis P. Huntington, der unter ihnen der Stärkste war. »*Of every three raindrops falling on Californian soil he owned two*«, ging das Sprichwort von ihm: Von drei Regentropfen in Kalifornien gehörten Mister Huntington zwei. Gegen die Konkurrenten, Gegner, und die vielen kleinen Bauern war es nicht ganz leicht gewesen, ein so reicher Mann zu werden. Jetzt sollten die Preise hereinbringen, was der Zank daheim gekostet hatte. Als aber die Chinesen erklärten, sie könnten auch wieder Reis essen, wurde der Weizen plötzlich sehr billig.

Brot jedenfalls ist ein Zauberer. Viele Chinesen der Hafenstädte, die die rauchenden Schornsteine sahen, die Matrosen, das flinke Leben an Deck, amerikanisierten sich. Sie bekamen Sehnsucht in die Ferne. Mit den Dampfern, die aus Ostasien nach San Francisco zurückkehrten, kamen auch viele lächelnde Männer nach Amerika herüber. Wäscherei- und Hafenarbeiter, Restaurateure

und Tagelöhner; manche auch Opiumverkäufer. Graugelbe, fleißige Gesichter, alle untereinander verwandt. Froh, im breiten, hygienischen und schönen San Francisco zu leben. Nur tot sein wollten sie hier nicht – denn allein die Erde Chinas schien ihnen wert, ihre Knochen zu haben. Wenn sie tot waren, wurden sie vom Beerdigungs-Künstler zierlich poliert; Knochen und Schädel in Brandy getaucht und für die Reise in Kisten verpackt. Diese chinesischen Särge reisten, sorgfältig zur Heimat adressiert, mit jeder Weizensendung mit, die aus den Pazifikhäfen abging, um die lebenden Chinesen zu nähren ... Getreidestraße und Völkerbegegnung! Migrationen von Mann und Korn! So kam es zwischen dem »Weizen-Imperium« und den chinesischen Nordprovinzen zu einem dauerhaften Kornhandel, wenn er auch nie exzessive und überstürzte Formen annahm.

Doch man hatte einander kennen gelernt.

SECHSTES BUCH

DAS BROT IN UNSEREM ZEITALTER

Und er tat es als seine Meinung kund: Wer immer zwei Ähren sprießen macht, wo zuvor nur eine gestanden, macht sich mehr um die Menschheit verdient, und um sein Vaterland insbesonders, als die ganze verwünschte Rasse von Politikern zusammen.

JONATHAN SWIFT *Gullivers Reisen*

Die Rolle des Brotes im Ersten Weltkrieg

118

Wie kam es nun, dass bei diesen Verkäufen die Amerikaner kaum je auf die Russen trafen, die es aus Sibirien nach China doch näher gehabt hätten? Diese Niederkonkurrierung des Russischen Reiches als Korn-Exporteur war in der Tat etwas Erstaunliches.

Bis 1850 war Rußland der Alleinlieferant Europas gewesen. Auch 1900 hätte es, wenn es gewollt hätte, die größte Weizenanbaufläche der Welt haben können. Trotzdem führte Amerika in jenem Rekordjahr mit seinen 216 Millionen Bushel fast dreimal so viel Weizen aus als das russische Kaiserreich. Warum? Rußland war der Überzeugung, daß es aus klimatischen wie aus Gründen des nationalen Geschmacks mehr Roggen bauen müsse als Weizen – und ferner fehlten die Eisenbahnen, die die Weizenausfuhr ganz großen Stils ja erst möglich machen konnten.

Während des Russisch-Japanischen Krieges im Jahre 1903 hatte einmal der Generalstabszug auf seiner Reise an die Front auf offener Strecke stehnbleiben müssen: all die hohen Offiziere mit ihren Georgskreuzen und gestickten Kragen hatten auf einem Seitengeleise so lange warten müssen, bis ein Zug mit amerikanischen Reapers die Strecke entlanggeführt worden war ... Die ganze Welt hatte darüber gelacht, weil in dieser Anekdote die Wichtigkeit der Landwirtschaft über den Krieg zu siegen schien. In Wirklichkeit lag die Sache anders: sie zeigte, daß Rußland eingleisig war und daß seine Landwirtschaftsprodukte darum sehr lange Zeit brauchen würden, um zu den Welthäfen zu gelangen. Die für die Ausfuhr bestimmten Mengen waren zwar an sich nicht klein. Wenn man in den Statistiken liest, daß in dem warmen Jahr 1911 die russische Ausfuhr 150 Millionen Bushel betrug, so war das sogar erstaunlich viel. Doch der größte Teil des Getreides konnte nur über kurze Strecken, nach Odessa und Riga, verfrachtet werden, zwei Häfen, die aus dem Binnenland eben schnell zu erreichen waren. Leer blieben die Speicher in Wladiwostok – denn die sibirische Bahn war nicht in der Lage, große Transporte zu übernehmen. Rußland war unfähig, die Chinesen mit Getreide zu versehn. Mit den leeren Speichern von Wladiwostok hätte Nordost-Asien gehungert – wenn nicht die amerikanischen Schiffe Jahr um Jahr mit gehäufter Fracht aus dem »Golden Gate« gesteuert wären.

So vermieden die Russen die Märkte des Ostens und boten ihren Überschuß weiter in Europa an – wo sie natürlich ebenfalls auf die Amerikaner trafen. Bei dieser Handelspolitik hätte den Russen eigentlich die gesteigerte Nachfrage

Deutschlands nach Getreide auffallen müssen. Wozu brauchte der deutsche Nachbar solche enormen Mengen von Gerste? Die Russen fragten nicht viel nach dem Zweck. Zwischen 1909 und 1914 verkauften sie jedes Jahr die Hälfte ihrer Gersten-Ernte nach Deutschland. Beabsichtigten die Deutschen wirklich ihren Bierkonsum zu steigern? Im Jahre 1913 waren es 227 Millionen Pud, die die Deutschen von Rußland kauften; dazu noch eine riesige Menge von Hafer in jenem Jahr. Wie kam das?

Sie beabsichtigten etwas anderes. Sie fühlten sich, mit Recht oder Unrecht, durch das russisch-französische Bündnis bedroht. Und als in der ersten Augustwoche des Jahres 1914 ein Meer von Kavallerieschwadronen, von glattgefütterten, starken Pferden, über die russische Grenze trabte, wußte man, warum die Deutschen soviel Hafer und Gerste gekauft hatten.

119

DER Krieg, wie ihn Deutschland zu führen meinte, hätte ein rundes Jahr dauern sollen. Auch anderthalb Jahre durfte er dauern. Man kannte in Deutschland nur kurze Kriege. Die Kriege des 19. Jahrhunderts gegen Dänemark, Österreich und Frankreich waren alle noch kürzer gewesen... Sogar wenn die englische Blockade das Exportgetreide Amerikas in der Zwischenzeit den Deutschen wegfing, brauchte Deutschland nicht zu hungern. Brot für Menschen und Tiere war da: eigenes und zusammengekauftes. – Als aber diese Prognose nicht zutraf – als die deutschen Anfangssiege den Weltkrieg nicht entscheiden wollten – zeigte sich's, daß »wer nicht genug baut, so gut wie überhaupt nichts baut«. Nach außen schien es, als ob die Deutschen einen siegreichen Bewegungskrieg führten. Nach innen – bevor es das selber wußte – glich Deutschland einer belagerten Festung.

Die Deutschen waren zunächst einmal mit einer ausgezeichneten Ernte in den Weltkrieg hineingegangen. Vier und ein halber Zentner Brotkorn pro Kopf: davon konnte das Volk leben. Die englische Ernte sah schlechter aus – aber bald hungerte dennoch Deutschland, weil den Deutschen sehr schnell das Futter für ihre Schweine und Kühe ausging und sie darum ihr Brotgetreide an das Vieh verfütterten. Den Bauern standen ihre Schweine näher als die Versorgung der Städte. Als im Jahr 1915 die staatliche Beschlagnahme der Getreidevorräte erfolgte, war es zu spät: der größte Teil der Ernte stak im Profit der Fleischer. Wie nun die englische Blockade den Weizen Amerikas abschnürte, war bald die deutsche Brotkrise da.

Die riesigen Land-Eroberungen, welche die deutschen Heere im Jahr 1915 machten, verdeckten zunächst einmal diesen Zustand. Denn es war östliches

Agrarland, das erobert wurde, und rascher Vormarsch ruinierte es nicht so wie den französischen Boden, auf dem Dauerschlachten lasteten. Hinter den deutschen Soldaten zogen Agrartechniker nach Polen und Rußland und nahmen die weiten Ebenen für den deutschen Magen in Besitz. Eine Zeitlang schien das zu gehn; aber 1916 und 1917 erwies sich's, daß die Deutschen für die Exploitierung des Landes wohl das Gehirn beistellen konnten, nicht aber die Hände. Die Unterworfenen dachten nicht daran, das Tempo, mit dem sie den Zaren bedient hatten, für den Kaiser zu verschnellern. Da der größere Teil der Bauern obendrein im russischen Heer diente, fehlten die Hände. Damals war weder der deutsche noch der russische Ackerbau mechanisiert. Die Arbeit der Kriegsgefangenen war ungenügend. Vor allem aber versagte sehr bald das Transportwesen.

Die deutschen Eisenbahnen, obwohl sie den Vorteil der »inneren Linie« hatten und ihren Wagenpark leichter verschoben als der Gegner sein »rollendes Material«, verkümmerten dennoch, weil die Möglichkeit abnahm, in vier Jahren das Material zu flicken. Da Truppenzüge wichtiger waren, konnte das Brot, das im Osten war, nicht rechtzeitig nach Westen gelangen. In den großen französischen Schlachten des Jahres 1916 hungerten die Deutschen bereits. Marx, ein preußischer General, erzählt, »daß sich seine Leute freuten, in die furchtbare Schlacht um Verdun zu kommen, weil sie davon gehört hätten, daß dort nicht die übliche magere Verpflegung, sondern 'Großkampfverpflegung' geliefert würde. Der Tod war also weniger schlimm als der ewige Brotmangel...« Und im April 1918 stockte beim Vormarsch in Süd-Belgien plötzlich die Spitze des deutschen Heeres. Ein Offizier erzählt darüber:

»Zu unserer Verwunderung stockte der Angriff, ohne daß britische Gegenwehr die Stürmenden aufhielt. Was war geschehn? In den reichlichen Proviantlagern der vom Feinde geräumten Gräben löste sich die deutsche Disziplin. Keinem Befehl mehr wurde gehorcht. Die in jahrelanger Not ausgehungerten Soldaten ertrugen den Anblick der Vorratslager nicht mehr. Sie fielen darüber her. Mitten in der Schlacht öffneten sie mit Bajonetten die Brotsäcke der Engländer, die amerikanischen Konservenbüchsen und aßen sich bis zum Ersticken voll. Taub jeder Bitte, taub jeder Drohung, ließen sie das Schießen sein und aßen wie Tiere... Nein, wie Menschen — wie die armen Menschen, die sie waren! Sie wollten nur wieder einmal satt sein, und wenn sie gleich darauf sterben müßten. Diese deutschen Soldaten hatten wochenlang im Regen gelegen; ohne zu murren, waren sie dann mit ihren hohläugigen Gesichtern gegen die übermächtige Fabrik der Maschinengewehre, Minen, Granaten, die der Gegner lenkte, angegangen. Der Eisenhagel der Alliierten hatte sie nicht aufgehalten — nun aber blieben sie liegen, als sie die Laibe des Weißbrots vor sich sahen und die Büchsen mit Corned Beef ...«

Obendrein war der deutsche Mensch unendlich gereizt durch die Versicherungen der ernährungstechnischen Laboratorien, daß man jahrtausendelang zu viel und ganz falsch gegessen habe. Brot müsse nicht aus Roggen, Weizen und aus Zerealien bestehn; seine Grundstoffe könnten, ohne Schaden, auch substituiert werden.

Wir wissen: In großen Notzeiten versucht der Mensch den Magen zu täuschen. Die verhungernden Menschen des Mittelalters buken in ihr Brot, was sie fanden. Doch niemand hat damals je behauptet, Strandhafer sei gut oder besser als Hafer, und daß *»wissenschaftlich behandeltes« Stroh das Protein in der Ähre ersetzen könne.* Derlei blieb unserer Zeit vorbehalten, dem »wissenschaftlichen Zeitalter«. Denn seitdem der Mensch die Biologie, die Chemie und das Laboratorium besitzt, kann er auch wissenschaftlicher lügen. Justus von Liebig staunte darüber, wie ingeniös um 1840 die Londoner Bäcker ihr Mehl verfälschten: um es weißer erscheinen zu lassen, benutzten sie eine Chemikalie, die frühere Zeiten gar nicht kannten.

Die deutsche Ernährungswissenschaft hätte das Debakel sehn müssen, in das seit 1916 das deutsche Volk immer tiefer hineinlief – doch Patriotismus verschloß ihr den Mund. 2000 Kalorien täglich für den Körper eines Erwachsenen, hieß es, und 60 Gramm Protein – wie sollte man das nicht beschaffen können! Und der aufgepeitschte Siegeswille begab sich in Straße, Wald und Feld auf die Jagd nach Substituten. Hans Friedenthal [Berlin] empfahl allen Ernstes Brot aus Stroh, Gräbner [Dahlem] Brot aus Binsen. Der Pharmakologe der Universität Tübingen, Jacobi, wollte isländisches Moos ins Brot backen, und Professor Kobert in Rostock, eine wirkliche Autorität, experimentierte zu gleichem Zweck mit Tierblut als Ersatzstoff im Brot. Harry Snyder in Minneapolis, ein amerikanischer Mühlen-Fachmann, der selber deutscher Abstammung war, berichtete über diese Tragödie:

»Zahlreich waren die Versuche, Sägespäne so zu behandeln, daß sie menschliche Nahrung abgaben: Kohlehydrate sollten denn also aus Zellulose gewonnen werden. Nun stimmt es, daß ein im Kalorimeter zu Asche gebranntes Pfund Sägespäne genau soviel Kalorien hergibt, wie ein Pfund Weizenmehl das tut. Doch der Sägestaub bleibt, was er ist: unverdaulich – er entläßt seine Kalorien nicht in den Menschen- oder Tierkörper. Es braucht etwas mehr als nur »Kalorien«, um verdauliche Nahrung zu schaffen ...«

Aber den wirklichen Nährstoff der Ähre, das Protein, das schon Homer – ohne von seinem Namen zu wissen – das »Mark der Männer« genannt hatte: konnte man es denn gar nicht beschaffen? Schließlich gab's doch synthetische und biochemische Methoden. Es war bekannt, daß zum Beispiel Hefe Protein erzeugen konnte, wenn man ihre Kohlehydrate mit Luftstickstoff verheiratete –





REISKULTUR IN SÜDOSTASIEN

Oben: Reis-Ernte und Einsammeln von Reisstroh. Unten: Reis-Mehlstampferinnen auf Bali



DIE ALTE ZEIT: *Ährenleserinnen. Nach dem Gemälde von Jean François Millet*



TAFEL XXXVII

DIE NEUE ZEIT: *Moderne Mähdrescher im Weizenmeer*





DER RÖMISCHE SOLDAT UND DAS BROT
Oben: Zur Zeit des Kaisers Trajan. Relief von der Trajanssäule in Rom
Unten: Im Jahr 1917. Plastik von Eugenio Baroni

und dieses Faktum sollte in Deutschland das Problem für die Hungernden lösen. Der Chemiker Delbrück behauptete, er habe eine Methode entdeckt, nach der man aus 100 Pfund Zucker 76 Pfund eines Nährstoffs gewinnen könne, der 50 Prozent Protein enthalte; und Hayduck, Professor der Landwirtschaft, sah bereits glänzende Resultate im Verfüttern eines solchen »erstklassigen Protein-Produkts an Kühe, Schweine et cetera«. Bedeutete dieses et cetera etwa das hungernde deutsche Volk? Diese Nahrung, behaupteten ihre Erfinder, wäre dreimal reicher an Protein als Beefsteak und kostete dennoch pro Pfund 3 Pfennig. Es war Zauberei! – Doch Harry Snyder hatte recht, wenn er 1919 von dieser Zaubernahrung schrieb: »Dieser Protein-aus-Hefe-Schwindel war nur eine plumpe Camouflage, die die Entente erschrecken sollte. Das kaiserliche Deutschland – hieß das! – hat die Ernährungsfrage gelöst... Nur war eben leider kein Wort davon wahr. Hefe enthält in Wirklichkeit nicht mehr als 12 Prozent Protein. Und es ist keine Pflanze bekannt, die 50 Prozent hergeben könnte... So war denn die chemische Formel falsch, die die deutsche Ernährungswissenschaft für das Weiterleben des Volkes aufstellte? Und war sie selbst theoretisch richtig: in der Praxis war sie verfehlt, weil man ja nicht die Möglichkeit hatte, aus der Theorie eine Praxis zu machen. Indem sie aber falsch war, war sie gleichzeitig noch etwas anderes ... ein ethisches *Verbrechen* nämlich«, schreibt der deutschfreundliche Amerikaner. Denn hätte der Laie damals gewußt, daß diese Ernährungsformel falsch war, so hätte er nicht weitergekämpft. Er hätte in diesem verlorenen Krieg vielleicht schon um zwei volle Jahre früher die Waffen gestreckt, und Ströme von Blut wären der Menschheit erspart geblieben. Auch die schwere biologische Schwächung wäre den Deutschen erspart geblieben – mit ihr die Nachkriegs-Hysterie, der Wille zur Über-Kompensation, Hitler und der Zweite Weltkrieg.

120

AUF der ganzen Erde hatte der Weltkrieg für Brot-Hersteller und -Verbraucher eine Situation ohne Parallele geschaffen. Bis dahin waren alle Kriege zwischen Ländern geführt worden, nie aber zwischen Kontinenten. Auch der Siebenjährige Krieg im 18. Jahrhundert war eine Art von Weltkrieg gewesen, Frankreich und England hatten einander auf verschiedenen Kontinenten bekämpft – doch dies letztere eigentlich zufällig. Jene beiden Kriegsschauplätze, auf denen sie miteinander kämpften, Europa und Amerika, hatten, was die Verpflegungsbasis betraf, überhaupt nichts miteinander gemein... Der 4. August 1914 dagegen erschuf zum erstenmal die Tatsache des *globalen Krieges*.

Die Vereinigten Staaten waren zwar neutral. Da jedoch das »Imperium des Weizens« mit *beiden* Parteien handeln mußte, spürte Amerika sofort die Stoß-

wirkung des europäischen Krieges. Mehr als 70 Millionen Europäer waren zu den Waffen gerufen. Ihrer produktiven Arbeit entrissen, widmeten sie ihre Energie entweder dem Kampfe auf dem Schlachtfeld oder der Waffenproduktion. Frauen und Jugendliche versuchten alle diese verschwundenen Männer bei der Feldarbeit zu ersetzen, doch mit ungenügendem Resultat. Es fehlte an Transportmitteln, Zugtieren, auch an Kunstdünger.

Diese Löcher in der Agrarproduktion Europas machten selbstverständlich gesteigerte Einfuhr notwendig. Noch niemals wären Amerikas Ernten für Europa so wichtig gewesen. Doch es zeigte sich, daß die kriegführenden Mächte absolut nicht gesonnen waren, ihren Gegnern die Benutzung dieser Ernten zu erlauben. Nein, die Gegner sollten *verhungern!* Die Engländer erlaubten nicht, daß Weizen über das freie Weltmeer nach Deutschland und Österreich-Ungarn flösse. Und die Deutschen – die dann später mit Torpedos aus Unterseebooten die Schiffe der neutralen Länder ungewarnt explodieren ließen – wollten ebenfalls, daß Engländer und Franzosen vor häuslichem Hunger den Krieg aufgäben. Amerika fand die Haltung der Alliierten und Deutschen zunächst gleich barbarisch. Krieg, so hatte man immer gehört, war eine Sache des Militärs, nicht der Zivilbevölkerung. Jetzt boxten die europäischen Gegner durch Blockade und Konterblockade einander auf den leidenden Magen. Die ausholenden Schläge aber trafen den amerikanischen Export. Kein Mensch in Amerika begriff das. Die Amerikaner waren als Händler, aber auch als Christen empört. Das Gefühl, daß Europa essen müsse und daß Amerika seinen Überschuß an Weizen dorthin verkaufen müsse, wo das Brot gebraucht würde, war ein einmütiges Gefühl.

Da die offiziellen Routen, auf denen das Getreide bisher in die kriegführenden Staaten gereist war, durch die Gegner gefährdet waren, mußten neue gefunden werden. Mit großem technischem Geschick eröffnete Amerika jetzt Nebenlinien für seinen Export: ins neutrale Holland und Spanien und ins zunächst noch neutrale Italien... Doch das war nicht die einzige Einbruchsstelle, durch die man den amerikanischen Weizen ins hungernde Europa pumpte. Nein, ein noch kühnerer Versuch war *Amerikas belgisches Hilfswerk*. Als man in den ersten Kriegswochen las, wie Belgien überrannt worden war, und als man die Nebenumstände hörte – daß Land und Volk unter allen Umständen gewünscht hatten, neutral zu bleiben –, kam zugleich mit der ersten Woge starken antideutschen Fühlens in Amerika der Wille auf, das belgische Volk nicht verhungern zu lassen. Eine öffentliche Kampagne gab Gelder. Der kleinste Farmer in Missouri brachte sein Scherflein genau so herbei wie der Finanzmann im Wall-Street-Palast. An die Spitze der Verteilung traten der belgische Bankier Emile Francqui und der Amerikaner Herbert Clark Hoover.

Hoover, ein sehr tätiger Mann, war ein Bergwerksingenieur, der bis dahin hauptsächlich in China und Australien Gesellschaften organisiert hatte. Er galt

als guter Organisator – aber schon in dem Augenblick, da Hoover im besetzten Belgien das amerikanische Hilfswerk begann, erhoben sich in London Stimmen, daß er in agrarischen Dingen doch eigentlich ein Dilettant sei und daß ihn die Deutschen zum Besten hielten. Weshalb gab es in Belgien eine Not? Wie kaum ein anderes Land in Europa hatte Belgien bis zum Krieg sich durch Eigenbau versorgt. Der hochbezifferte Korn-Import des Antwerpener Hafens war immer nur eine optische Täuschung gewesen: Antwerpen war stets ein Durchgangshafen nach Frankreich oder Deutschland gewesen. Nein, Belgien brauchte Amerika gar nicht! Über 60 Prozent seiner Fläche war aufs intensivste bebaut und produzierte normalerweise 410000 Pfund Brot. Es kamen auf die sechsköpfige Familie in Belgien 4–6 Pfund Brot pro Tag... So konnte, wie man in London bewies, gar keine Rede von Hungersnot sein. Warum ließ dann aber Hoover sich täuschen? Vielleicht, weil er in die Zukunft sah. Vielleicht, weil er im voraus wußte, daß das um seine Existenz kämpfende Deutsche Kaiserreich die Haager Gesetze nicht achten werde, die dem Eroberer die *Ernährung des okkupierten Landes* befahlen. Im Gegenteil! Man würde Belgien seiner Getreidevorräte entblößen, sobald der deutsche Magen sie brauchte. Die Amerikaner erkannten das, früher als die Engländer. Außerdem waren sie neutral; sie hatten das Recht, in Kauf zu nehmen, daß die deutsche Verwaltung tatsächlich das Land von Amerika füttern ließ, doch das in Belgien gewachsene Getreide für den deutschen Verbrauch requirierte. Es war ein tragisches Dilemma, in das die Amerikaner gerieten. Ohne den amerikanischen Weizen, der ihnen auf solchen Wegen zufloß, hätten die Deutschen vielleicht *wirklich* im Spätherbst 1916 [bevor mit der Eroberung Rumäniens und seiner Weizen-Vorräte ihnen neue Rettungsfrist zufiel] den Krieg wegen Brotmangel abbrechen müssen. Der Eintritt Amerikas in den Krieg, im April 1917, war unter anderem die Bezahlung für ein »Versäumnis aus Humanität«: daß Amerika versucht hatte, solange es nur irgend anging, *beide* kriegführende Parteien mit dem »Mörtel des Lebens« zu beliefern.

Aber in dem Augenblick, in dem Amerika *Partei* ergriff, da das »Weizen-Imperium« seine Ziele mit denen der Entente vereinte, war der Weltkrieg eigentlich entschieden. Es war jenes hochgefährliche Frühjahr von 1917, das die Kriegserklärung Amerikas brachte – dieselbe hochgefährliche Zeit, da das Russische Reich zu wanken begann und aus dem Ring der deutschen Gegner herausbröckelte. In diese Lücke trat jetzt nicht nur das Bajonett, sondern auch der Weizensack. »*Sieg durch Weizen*«: Dieses Programm wurde durch den Präsidenten Wilson in die Hände von Herbert Hoover gelegt, der damit eine Macht erhielt, wie sie seit 150 Jahren vielleicht kein anderer Amerikaner besessen hatte. Hoovers erste Reaktion in der Öffentlichkeit: er bat dringend, nicht »Ernährungsdiktator« sondern »Verwalter« genannt zu werden. Er kannte seine Landsleute.

Hätte Frank Norris das, was nun kam, erlebt, er hätte ungläubig gestaunt. Der Außenhandel mit Getreide wurde *verstaatlicht*, das heißt, er wurde in eine vom Staate kontrollierte »Getreide-Handelsgesellschaft« gelegt. Zweitens wurden im Binnenland Getreide-Höchstpreise dekretiert und drittens jede Spekulation auf den Weizen-Börsen untersagt. Besonders das letztere war ein Eingriff, von welchem Washington oder Lincoln bei *ihren* Kriegen nicht träumen durften: ein Eingriff in die Freiheit des Kaufmanns. In normalen Zeiten, gewiß, mochten spekulative Tendenzen, wenn sie bescheiden auftraten, einen Anreiz für Müller und Händler abgeben, ihre erlaubten Gewinne zu steigern und ihre Risiken zu vermindern. Doch jetzt, unter den Forderungen des Krieges, wurde Spekulation mit Getreide nicht nur zu einer gefährlichen Drohung für die Hersteller und Verbraucher, sondern zur nationalen Gefahr. So mußte denn Hoover sie ausscheiden.

Theoretisch brauchten die Alliierten — so berechnet es Frank M. Surface —, als Amerika in den Krieg eintrat, 600 Millionen Bushel Getreide — und nicht eine einzige Garbe war aus Rußland oder Rumänien zu erhalten. Rußlands »Schwarze Erde« war von Kaiser Wilhelms Armeen bedeckt und die von Rumänien nicht minder. Die Deutschen verkündeten denn auch laut, daß Amerika nicht in der Lage sein werde, seinen Verbündeten zu helfen: denn die deutschen Unterseeboote bevölkerten damals den Meeresgrund mit einer Höchstzahl von Tonnen feindlichen Schiffsraums.

Die Lage war also hochgefährlich, und sie wurde eigentlich für die Entente von Monat zu Monat gefährlicher. Sie zu meistern und der verbündeten Welt ihren Weizenstrom zuzuleiten, war kein Kinderspiel. Man brauchte Männer, die neben der Erfahrung eine gute Portion Voraussicht besaßen. Ein paar falsche oder nachlässige Schritte der Hooverschen »Getreideverwaltung« in den Wintermonaten von 1917 bis 1918 hätten für die Alliierten den Verlust des Krieges herbeiführen können und den Kurs der Weltgeschichte an einem entscheidenden Punkte geändert.

Schon 1916 hatten die angst- und hungergeschüttelten europäischen Neutralen — aber auch die Ententestaaten selbst — den amerikanischen Weizenhändlern jeden Preis für deren Ware geboten. Der katastrophale Mangel an Schiffsraum steigerte die Preise noch. Ohne Hoover und sein Büro wären sie zum Himmel gestiegen. Wenn der Preis des Exportweizens nicht staatlich gedrosselt worden wäre, hätte er auf den Inlandpreis abgefärbt: Wucher und Hungersnot wären entstanden, und der Krieg hätte nicht geführt werden können! Im Juni 1917, also knapp zwei Monate vor der Ernte, beruhigte Hoovers Stellvertreter, Julius Barnes, in Washington die Zweifelnden, daß »seit der Drosselung der Spekulation auf dem Weizenmarkt die Alliierten jeden Getreide-Überschuß erhalten würden, den sie brauchten. Daß Amerikas einheimische Mühlen eines ständigen Zustroms sicher sein könnten; und daß der

Getreidekauf der Neutralen [die allenfalls an den Feind liefern möchten] unter eiserner Kontrolle stünde«. Wie diese Zusage durchgeführt wurde — wie im Rahmen des Möglichen, und eigentlich weit darüber hinaus, die verbündeten und neutralen Staaten [auch die Regierungen im Exil, die Serben, Polen, Tschechoslowaken] ihren Weizen tatsächlich erhielten — das gehört zur »Getreidegeschichte des Weltkriegs«, die erst geschrieben werden müßte und die eine gerechte Ergänzung zur Militärgeschichte wäre. »Ein Heer marschiert auf seinem Magen!«, hatte Napoleon gesagt — das war schwer, wenn man bedenkt, daß die Armee sich neuerdings in Europa, aber ihr Brot in Amerika befand. Aber es wurde durchgeführt. Spätere Zeiten werden enthüllen, wie »der Sieg an einem Weizenhalm hing«. Das zu Tode verwundete Italien wäre nach der Niederlage von Caporetto [Oktober 1917] aus dem Kriege herausgetaumelt, hätte nicht der Hooversche Weizen es bei der Entente gehalten. Als dann nach dem Kriege das Staatsmonopol für Getreide wieder abgeschafft wurde, erhielt der Getreide-Verwalter Hoover ein beziehungsreiches Geschenk. Der italienische Ernährungsminister Attolico sandte ihm die Kopie einer altrömischen Münze aus dem Museum von Neapel. Sie zeigte ein Bild der Getreidegöttin, der *Annona*, das von Schiffs- und Ährensymbolen umgeben war. Attolico schrieb dazu, »das amerikanische Weizen-Imperium *habe das römische abgelöst*, aber zugleich mit seinen Gaben das Mutterland der lateinischen Zivilisation gerettet«.

Es war ein Tag nach dem Waffenstillstand. »Schon wahr!« seufzte Hoover vor sich hin. »Aber nun müssen wir daran gehn, nicht nur die mit uns verbündeten Staaten, sondern ganz Europa, sogar *unsre Feinde*, durch unser Getreide zu ernähren!«

Er war ein Quäker. Es war ihm Ernst.

121

ZWEI Wochen nach dem Waffenstillstand im November 1918 schlug Hoover sein Hauptquartier in Paris auf, zunächst mit ein paar Spitzenleuten, die schon drüben für ihn gearbeitet hatten; nach wenigen Wochen bereits umgab ihn ein Stab von 1500 Helfern. Auf der »Hungerkarte«, die er entwarf, der Karte der bedürftigen Staaten, sah man zunächst die »Neutrale Gruppe der Sechs« [Dänemark, Holland, Norwegen, Spanien, Schweden und die Schweiz] mit 43 Millionen Menschen: sie halfen sich einigermaßen selbst mit eigenen Schiffen und eigenem Geld. Dann die »Gruppe der fünf Alliierten« [England, Frankreich, Italien, Griechenland und Portugal], 132 Millionen, deren Verpflegung schon schlechter aussah. Drittens, gab es die »Gruppe der Feinde«,

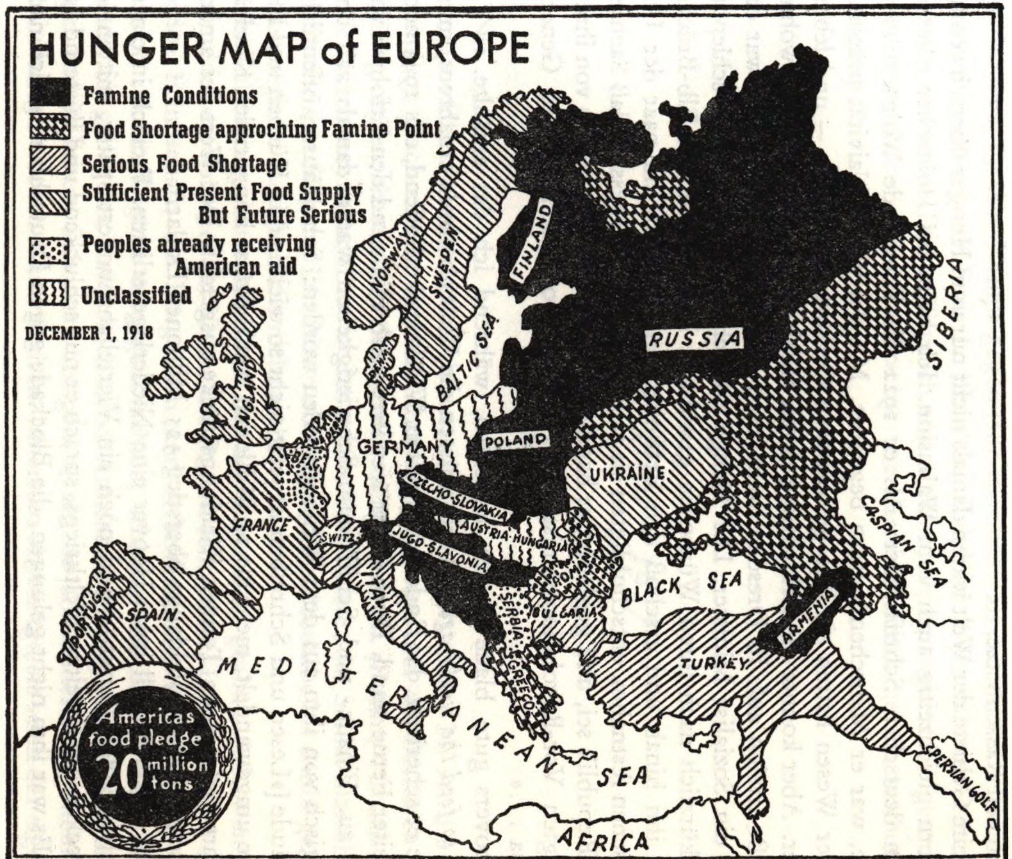
der vier zusammengestürzten Reiche [Bulgarien, Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei], 102 Millionen Menschen; und schließlich die dreizehn »Befreiten Staaten« [Albanien, Armenien, Aserbeidschan, Belgien, Estland, Finnland, Lettland, Litauen, Jugoslawien, Georgien, Polen, Rumänien, Tschechoslowakei], 98 Millionen Menschen. Das bedeutete 28 Nationen oder, roh gerechnet, gegen 375 Millionen Menschenwesen, nicht alle gefährdet, aber doch hungrig und notleidend in verschiedenem Grade.

Während Hoover mir das erzählte, sahen in sein New Yorker Hotel gelegentlich Polizisten herein, in sommerlicher Tunika, die Revolvertasche im Gurt. Sie bewachten ihn – nicht zu seiner Freude. [Schließlich war er ja einmal Präsident der Vereinigten Staaten gewesen.] Man schrieb 1943, ein zweiter fürchterlicher Krieg hatte den Erdball überzogen. Der »Mann des Friedens«, der schon einmal wie einst Joseph in Ägypten die »Scheuern des Korns« geöffnet hatte, würde vielleicht nach dem Zweiten Weltkrieg abermals gebraucht werden, um das »Brotwesen der Erde« zu ordnen ...

Er erzählte von 1918, von der großen Hilfs-Offensive in die Hungergebiete Europas. Nur wo der Bürgerkrieg die Verteiler von Brot und Kleidern mißliebig machte – und das war in Rußland der Fall! –, mußte die Offensive stocken. So war es monatelang unmöglich, die hungernden Ungarn mit Brot zu versorgen. Zur Zeit als es die Amerikaner versuchten, wurde Ungarn von vier Revolutionen erschüttert. »Brot zu verteilen ist eine Kunst. Man kann«, erzählte Hoover im Gleichnis, »auch auf die Hand geschlagen werden, und dann rollt das Brot an der Erde ...« Und auch noch andere Unfälle gab es. »Wir mußten uns natürlich mit der Beamtenschaft verständigen – doch die meisten der früheren Beamten waren damals aus ihren Büros verjagt. Die neuen Beamten wieder wollten das ganze Brot und die Kleider auf einmal. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß Amerika reich genug sein würde, seine Versprechungen pünktlich zu halten ...«

Je weiter man nach Osten kam, desto schrecklicher wurden die Probleme. Der Einsturz der vier Kaiserreiche hatte in den meisten Landstrichen zu völliger Anarchie geführt. Jeder, der konnte, beraubte die Bauern und verkaufte auf städtischen Schwarzmärkten. So kam es, daß der städtische Arme schlimmer daran war, als er's vor dem Waffenstillstand gewesen war, als in den kriegführenden Staaten noch scharfe Lebensmittelkontrollen herrschten. Die neuen Landwirtschaftsministerien in den frischgegründeten Staaten waren jetzt von Beamten bevölkert, die ihre mangelnde Erfahrung unter ideologischen und politischen Gesichtspunkten verbargen. Es war für die Amerikaner schwer, ihnen die Praxis beizubringen.

Seltsame Dinge geschahen in Polen. Wieder, wie im Mittelalter, waren Hunger und Wahnsinn Flurnachbarn: Ostern 1919 empfing Hoover in seinem Pariser Hotel die telegraphische Nachricht aus Polen, es seien Pogrome ausge-



63 - Hoovers Hungerkarte von Europa [1918]

Hungergebiete

Gebiete schärfster Nahrungsmittelknappheit, nahe dem Hungerzustand

Gebiete ernster Nahrungsmittelknappheit

Gebiete mit geringerer Versorgung, aber ernster Zukunft

Gebiete, die bereits amerikanische Hilfe erhalten

Verhältnisse unbekannt

brochen, und zwar im Zusammenhang mit der großen amerikanischen Weizenspende. Er traute seinen Augen nicht – aber man hatte tatsächlich in Pinsk siebenunddreißig Juden ermordet, »die man dabei belauscht habe, wie sie in einer geheimen Versammlung über die Verwendung von Weizen für Passahbrote beraten hätten«. Das konnte der Grund nicht gewesen sein; vielleicht war aber die Herstellung ritueller ungesäuerter Brote gefährlich in einem Land, in dem große Massen hungerten und mittelalterliche Ängste, mit Blutbeschuldigung und dem Zittern für das eigne Seelenheil, umgingen? ... Hoover schlug auf den Tisch, verlangte sofort Ignaz Paderewski zu sprechen, den freundlichen Klaviervirtuosen, der damals den Freistaat Polen regierte, verbat sich brüsk jegliche Erklärung, daß »diese Juden möglicherweise Kommunisten gewesen seien«, und erzwang das sofortige Aufhören der hungergeborenen Rassenhetze.

Weite Gebiete der Welt waren damals nicht nur vom Hunger überschwemmt sondern gleichzeitig auch vom Wahnsinn. Ich hatte bei Holitscher gelesen, einem deutschen Schriftsteller: Als er 1922 die hungernde Wolga abwärts reiste, war er Menschenfressern begegnet. Mit der vollen Naivität prähistorischer Wesen hatten sie ihre gestorbenen Gefährten gegessen – und lebten weiter. Aber konnte die Erinnerung daran verblassen? – Wo Hunger wohnt, schießt Irrsinn auf. In Dresden brach 1919 eine Brotrevolte aus. Es war damals ein Sozialist Minister. Die Menge erbrach das Ministerium, schleppte den kürzlich nach ihren Wünschen gewählten Minister auf die Elb-Brücke, stieß ihn hinab und erschoß den Ertrinkenden. Als man ein paar der Unmenschen festnahm, entschuldigten sie sich, sie »hätten vergessen, daß Sachsen eine Republik sei, und geglaubt, es handle sich noch um den bereits von ihnen verjagten Vor-Revolutionsminister des Königs von Sachsen, den General d'Elsa ...«

Hoovers gute blaue Augen lauschten, während ich das erzählte. »*We'll have to feed the world again* – wir müssen die Welt abermals ernähren«, murmelte er seherisch, das Ende des Zweiten Weltkriegs erhoffend, das 1943 noch in weiter Ferne stand. Doch lieber wandte er sich erinnernd den Erfolgen von 1920 zu. Finanz- und Schiffsraum-Schwierigkeiten waren damals zäh und energisch von ihm aus dem Wege gestoßen worden: Schulhäuser, öffentliche Gebäude [»Lesen und Schreiben ist jetzt nicht so wichtig«] in Küchen und Eßplätze umgewandelt, mehr als 15 Millionen von Europas hungernden Kindern ernährt und 175000 Tonnen Kleidungsstücke ausgeteilt. Der Wert des amerikanischen Rettungsfeldzugs überstieg 325 Millionen Dollar.

Nur in *einem* Fall hatte Hoover eine Niederlage erlitten. Freilich in einem entscheidenden Punkt – und noch ein Vierteljahrhundert später, mitten im Schrecken des Zweiten Weltkriegs, sprach er nur schluckend und flüsternd davon. Es war ihm nicht gelungen, die Blockade gegen Deutschland gleich nach

dem Waffenstillstand zu lüften. Hier begegnete er dem eisernen Willen Marschall Fochs und der übrigen Militärs. Hoover wußte um die Gefahren für das deutsche Volk und seinen Nachwuchs, wenn die Blockade fortdauerte. Aber es gelang ihm nicht, die Alliierten zu überzeugen. Sie hatten eben erst gestattet, den Neutralen und den »Befreiten« Brot zuzuführen. Fochs Diktat im Wald von Compiègne: »Die Blockade bleibt weiter bestehn«, wurde zwar durch die Bestimmung gemildert, daß man »die Versorgung Deutschlands, sobald als sie nötig sei, vornehmen werde«. Aber diese Bestimmung stand eigentlich nur auf dem Papier. Bis zum Tage des Friedensschlusses, bis zum 28. Juni 1919, bestand die Blockade tatsächlich fort. Daß aber derselbe Wald von Compiègne, welcher 1918 Fochs Diktat gehört hatte, zweiundzwanzig Jahre später ein anderes Diktat hören würde – das sah damals niemand voraus. Hoovers Quäker-Kampf gegen jene Blockade, als die Waffen selbst schon ruhten, ist kürzlich von Suda L. Bane und Ralph H. Lutz auf 800 Seiten beschrieben worden. Dieser Teppich von Briefen, Telegrammen, Memoranden und Konferenzen – das Vollbrachte wie das Verfehlte – gehört seither zur Brotgeschichte.

Russisches Brot – 1917

122

MIT DEN BROTLAIBEN DER UKRAINE HATTE WILHELM II. SICH RETten wollen. Doch als das Getreide dort ungeschnitten und die Backöfen leer geblieben waren, da war sein Staat zusammengebrochen. »Denn«, wie das russische Sprichwort sagte, »Brot ist der größte Verbündete; der Soldat marschiert so weit wie sein Magen«. Der Mann aber, dem diese Brotlaibe bis dahin gehört hatten, regierte nun ebenfalls nicht mehr.

Ein Leben lang hatte Nikolaus II., der letzte Zar, geahnt, daß, wenn er Kaiser bleiben wollte, er ein Kaiser der Bauern sein müsse. Inmitten einer steigenden Feindschaft, die Bürgertum und Arbeiterschaft, Liberale und Sozialisten seinem Regime entgegenbrachten, schienen die Bauern nicht seine Feinde. Sie gaben den Hauptstock seiner Armeen. Geduldig, dumpf, von ihren Popen in ländlichem Gehorsam erzogen, waren sie jahrhundertelang unchristlich behandelt worden – und doch im Innersten überzeugt, sie seien der eigent-

lich »christliche Stand«. 1861 hatte Alexander II. sie »befreit«. Die Leibeigenschaft war aufgehoben; aber das schlechte Ackern, das Elend, der Maschinenmangel geblieben. Was aus der Stadt kam – die Agitation der Studenten und der Fabriken – betrachteten sie mit Mißtrauen. Wenn junge Leute ins Dorf gingen, um die Bauern aufzuklären, daß sie noch gar nicht befreit wären, obwohl sie ihr eigenes Land besaßen – daß es noch immer der Bauer war, der als Soldat und Steuerzahler Beamtenschaft und Hof erhielt – da murrten sie gegen die Fremden im Dorf und lieferten diese »*Narodniki*« gebunden den Behörden aus. Mit der dumpfen Treue und Einfachheit solcher Menschen rechnete der Zar.

Dieser Letzte der Romanows war ein Mann von schwacher Seele. In seiner Knabenzeit hatte er das Kinderstubenlied gehört:

Wo die Königin schritt,
ist der Roggen dick.
Wo der Mond drüber hinging,
da lacht der Hafer.
Wachset, wachset,
Roggen und Hafer!
Blühet und werdet reich,
Vater und Sohn!

An die Unschuld der Ackerbauer wollte der Zar sich anlehnen – deshalb tat er, was sein Vater und Großvater nie getan hätten: er zog die Bauernbluse an. Nach alter psychischer Erfahrung wirkt das Kleid auf den Menschen zurück: der Zar nahm die Maskerade tief ernst. Er hielt sich selbst für einen Bauern, der zum Landbau nur keine Zeit habe, weil er den Staat regieren müsse.

Der Zar hatte niemals in seinem Leben mit einem wirklichen Bauern gesprochen. Er wußte nicht, daß die Deputationen, die auf landwirtschaftlichen Ausstellungen an ihn herantraten, teils ausgesucht, teils verkleidet waren. Er wußte nur, daß die Bauern ihn nicht haßten. Aber der Grund davon war nicht etwa, daß sie ihn liebten: sie, die mit Patriarchenbärten und Gesichtern wie aus Baumrinde die romantische Liebe des Zaren genossen, waren einer wirklichen Empfindung von solchem Ausmaß nicht fähig.

Unfaßbares Elend, das durch einfachen Besitzwechsel gar nicht geändert werden konnte, lastete auf dem russischen Dorf. Dem Bauern gehörte zwar ein Stück Erde; meisthin gehörte es allen zusammen in einer Art »dörflichem Kommunismus«: der »Mir« verwaltete das Gemeinland. Aber da der »Mir«, um es zu pflegen, weder Geld noch Tiere hatte, mußte er beides beim *Gutsherrn* leihen. Da der Bauer nie etwas zurückzahlen konnte, stellte sich schon wenige Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft ein Zustand ein, der dem vorigen, wenn auch nicht im juristischen Sinne, so doch im ökonomischen, wie ein Ei dem anderen glich. Die Dienste, die der Bauer selbst oder sein Vieh nicht

leisten konnte, bürdete er seiner Frau auf. Man weiß aus Gorki, aus Nekrassow, Ssaltykow-Schtschedrin und zahllosen anderen Schriftstellern, daß es nirgends die Frau so schlecht hatte wie im bäuerlichen Rußland.

Der beständige Hunger Westeuropas zwischen dem 9. und 14. Jahrhundert ist noch um das Jahr 1900 in Rußland eine Alltäglichkeit. Amerikanische Kommissionen staunen, »warum diese Leute noch leben«. »Ein Engländer«, urteilt Novikow in seiner Beschreibung des russischen Dorfes, »würde sterben, wenn er nur eine Woche die Kost eines russischen Bauern äße«. Wassersuppe mit Sauerkohlblättern, mit Milch nur gefärbt; Hirsebrei oder Buchweizengrütze; dann saures Schwarzbrot, ein paar Kartoffeln, Gurken im Sommer und im Herbst. Merkwürdig, urteilt Novikow, daß all diese Nahrung sauer war: aber vielleicht wäre das russische Volk sonst am Skorbut zugrunde gegangen.

Und dieses hungernde Bauernreich besaß Provinzen mit bestem Boden, die »*Schwarz-Erde-Gouvernements*«, die Weizen und Roggen im Überfluß trugen: aber nur für den Export. Und daß nicht noch mehr exportiert wurde, daran war, wie wir wissen, nur der Mangel an Häfen und Eisenbahnen schuld. Die *Eisenbahnen!* Seit der Zar begriffen hatte, Amerika verdanke den Eisenbahnen alles, träumte er von der Sibirischen Bahn: durch das bis dahin wertlose Sibirien, das verachtete Kolonialland, mit seinen Wäldern, Mooren und Tundren, sollte die Handelsader laufen, die Gold in das Herz des Kaiserreichs pumpte. Wenn nur erst die Eisenbahn den Pazifik erreicht haben würde! Wenn man nur erst auf dem schnellsten Wege den Ostasiaten den Kornexport der europäischen Gouvernements verkaufen konnte! Man würde reich sein. Seit 1893 stieß man den Bahnbau fieberhaft vorwärts. Die europäischen Bauern, die einst nach Sibirien geflohen waren – vor dem Hunger; die nicht mehr Bauern sein wollten, sondern Jäger und Holzfäller –, erhielten zu ihrem großen Erstaunen Verzeihungsbriefe von ihrer Regierung, Geld und große Versprechungen, wenn sie das unwirtliche Sibirien *wenigstens so weit* bebauen wollten, daß es die Eisenbahnarbeiter ernährte. An etwas anderes – daß Sibirien vielleicht selbst einmal ein Getreideland werden könnte – dachte man nicht. Man dachte an spärliche Bebauung, die den Bahnbau verschnellern sollte. War die Bahn erst da, würde Rußland reich sein – das lehrte das amerikanische Beispiel! Doch wie man Getreide schaffen sollte, in völlig jungfräulichem Land, ohne Experten für die Trockenlegung von Sümpfen, ohne die geringste Kenntnis von Bodenverbesserung, vor allem ohne landwirtschaftliche Maschinen: das blieb das Geheimnis und die Tragikomödie der zaristischen Regierung. Als die Bahn endlich den Osten erreichte, da stieß sie weniger auf Käufer russischer Produkte als auf den Haß der aufgestörten *Japaner*. Der Expansion zum Pazifik antwortete nicht Gold, sondern Blut und die militärische Niederlage [1904].

An der rächenden Revolution von 1905 beteiligten die Bauern sich nicht, obwohl sie die meisten Verluste hatten, sondern nur Arbeiter und Bürger. Das

Bauerntum und die Kirche schienen weiter der einzige Zufluchtsort, der inmitten von Höllenmaschinen und Revolvern dem Zaren verblieb. Beide Stände mußten gestärkt werden. Die Kirche erhielt reiche Dotationen. Und für die Bauern wurden plötzlich ernsthafte Reformpläne erwogen. Der Ministerpräsident Stolypin [1863–1911] wußte den Zaren zu überzeugen, daß nur eine wohlhabende Bauernschaft die Wiederkehr der Revolution verhindern würde. Wie in Westeuropa müsse der Bauer, der doch im Grunde konservativ sei, an einem *gemäßigten Kapitalismus* interessiert werden und sich bereichern dürfen. Die schwache Beteiligung des Bauern an der jüngsten Revolution der Intellektuellen und Arbeiter habe gezeigt, daß dieser Stand in Wahrheit ein staatserhaltender sei: man müßte ihn aus der Vormundschaft der Großgrundbesitzer befrein. Eine staatliche Bauernbank müsse den Bauern Geld vorstrecken, sonst würden sie nie selbständig werden. Außerdem müsse der Staat selbst, um die Großgrundbesitzer zu schwächen, Land kaufen und an die Bauern verschenken. Freilich nicht an den dörflichen »Mir«, der nach Stolypins Überzeugung der zweite *Feind des Fortschritts* war – der Dorfkommunismus sorgte dafür, »daß der untüchtige Bauer so viel aß wie der tüchtige« –, sondern an den »zuverlässigen, modernen Bauern, der sich und die Gegend bereichert«. 1906 wurde gegen den Widerstand mächtiger großfürstlicher Kreise diese Reformpolitik beschlossen, fünf Jahre stiegen die Erträge aus der russischen Landwirtschaft an; schon feierten die Zeitungen Stolypin als den »russischen Solon«; da wurde er am 14. September 1911, unter den Augen seines Herrn, im Stadttheater von Kiew erschossen. Die *Sozialrevolutionäre* – die mit Stolypin eine andere Rechnung zu begleichen hatten: er war dem Parlament gegenüber als Gewaltherrscher aufgetreten – hatten ihn zum Tode verurteilt.

Der »Herrscher in der Bauernbluse« hatte sich schon manchmal gedacht, daß auf Stolypin kein Segen ruhen könne. Die Bauern erschienen ihm fromme Kinder. Sie zu Erwachsenen machen zu wollen, hieß sie vielleicht nur mit Unruhe erfüllen. Die Bauern, dachte Nikolaus, waren ewig wie die Erde und erzeugten aus sich eine mystische Kraft, die alles Schlechte überwand [vor allem also die »Revolution«]. Was fehlte dem Bauern eigentlich, wenn er an Gott und den Zaren glaubte? Da wollte es das Schicksal des Zaren, daß er den Mann traf, der ihm bewies, was er selbst nur dunkel ahnte: daß der Bauer nur dann unglücklich sei, wenn man ihm seine Unschuld nähme. Wenn man ihm mit Reformen käme. Der Bauer sei ein »Mönch der Erde«, und sein Dienst belohne sich in sich selbst.

Längst war die russische Gesellschaft reif für einen Charlatan allergrößten Ausmaßes. In Dostojewskijs Meisterwerk »Die Brüder Karamasow« ist einer der Helden fasziniert von Schillers Versen über Eleusis. Der wilde Dimitri Karamasow, der intelligent-leidenschaftliche Mann, feiert das Wunder der Agrikultur. Schluchzend zitiert er Schillers Worte:

Daß der Mensch zum Menschen werde,
stift' er einen ew'gen Bund
gläubig mit der frommen Erde,
seinem mütterlichen Grund.

Doch plötzlich unterbricht er sich — er ist ja Offizier und ein Städter! — und fragt nüchtern: »Ja — wie soll ich das eigentlich machen, einen ewigen Bund mit der Erde zu stiften? Muß ich da ein Ackersmann oder soll ich ein Schäfer werden?« Natürlich vermag er keins von beidem.

In diese Gesellschaft also trat jetzt der neue Cagliostro hinein, der vorgab, seinen persönlichen Bund mit der »russischen Erde« gemacht zu haben. Grigorij Rasputin war der Mann, der zwei Rollen gleich vollkommen spielte: die des Bauern und die des Mönches. In Wahrheit war er keines von beiden, sondern ein großer Hypnotiseur von maßloser Machtgier und Genußsucht. Dieser »russische Demeterpriester«, aus ferner Armut hergekommen, brachte in die Staatsratsitzung und in die Petersburger Salons einen Hauch parfümierten Düngers mit und die mystische Bedeutung des kirchenslawischen Wortes »*chljebu*« [das zugleich Brot und Scholle bedeutet]. Bärtig, bleich, von tierhafter Stärke, schien er einer der alten Ackergötter. Mit kleinen, tief dunkelblauen Augen durchbohrte er die Ungläubigen. Fruchtbarkeit von der Erde fordernd und von den begegnenden Frauen, voll erotischen Über-Appetits, ein dämonischer Samenverschwender, zwang er die empörte Opposition, an die Macht seiner Bauernbluse und seiner Ackerstiefel zu glauben. Bald verstummten die Liberalen am Hof. An Rasputins mystische Macht bei Gott, an seine fürbittende Kraft für Rußland glaubten Zahllose. Er konnte Äcker fruchtbarer machen und das Blut des Zarenkinds stillen — wie vor fast 2000 Jahren Christus den Blutfluß des Weibes gestillt hatte — und dennoch all dies nur auf dem Theater! Eiskalt in allen Räuschen bleibend, die er um sich her wirkte, spielte dieser »falsche Bauer« seine letzte Szene im Jahre 1917, als er mitten im Weltkrieg erschossen wurde. Von einer Hofgesellschaft, die sich vor den westlichen Verbündeten schämte.

Rasputin war fort. Seine Weissagung, daß der Zar ihn nicht überleben werde, traf ein. Nach wenigen Monaten schon war der andere »falsche Bauer« entthront und ein Jahr später ermordet. Die Wogen der russischen Revolution donnerten über ihr Andenken hin. Es war keine Revolution der Bauern, sondern eine der Arbeiter. Sie wurde erst Bauernrevolution, als die Arbeiter, im Kampf mit den weichenden Gewalten, am 7. November 1917 das Dekret erließen, das den Boden zum Volkseigentum erklärte. Die Bauern wurden aufgefordert, überall dörfliche Sowjets zu bilden, die Güter der Kirche und der Krone, den Großgrundbesitz des Adels, sowie alle Produktionsmittel zu beschlagnahmen. Das Dekret war so überstürzt vorbereitet, daß es nicht einmal mit der Schreibmaschine vervielfältigt war: Von der Tribüne des Sowjet-

kongresses las Lenin das einzige Exemplar in der Rohfassung vor, aus Bleistiftnotizen. Wie Suchanow und Trotzki berichten, war es »so schlecht niedergeschrieben, daß Lenin beim Lesen stolperte, sich nicht zurechtfand und schließlich abbrach. Jemand aus der umdrängenden Menge kam ihm zu Hilfe. Lenin überließ diesem willig den Platz auf der Tribüne und das unleserliche Papier«. Das war eine üble Vorbedeutung! Die Bolschewiki, die in wenigen Wochen die Armee und das städtische Volk auf ihre Seite gebracht hatten, hatten keine Zeit gehabt, den Puls der Bauernschaft zu erfühlen. Wenn sie das getan hätten, hätten sie bemerkt, daß die Bauern nur schwankende Bundesgenossen waren. Jetzt rettete es die Revolution, daß das Bauerndekret *unklar* war. Aller konfiszierte Besitz, hieß es, gehörte dem Volksvermögen. Doch wem gehörte das Volksvermögen? Gehörte es allen oder dem Staat? Und wer, besonders, *verwaltete* es?

Das war eine blutige Bürgerkriegsfrage. Noch schlummerte sie im Hintergrund. An jenem 7. November erhielt der brotbereitende Stand etwas in die Hand gedrückt, woran seine Väter und älteren Brüder kaum jemals gedacht hatten; es gewann ihn für die Revolution. Ein sehr großer Teil der Bauern hatte auch jetzt nicht daran gedacht. *Staatssozialismus* auf dem Dorfe? Vor ein paar Monaten hatte Lenin erkennend geschrieben: »Die Bauern wollen ihre *Kleinwirtschaft beibehalten*... Sei es! Deswegen wird kein vernünftiger Sozialist sich mit der Bauernarmut streiten.« Doch in demselben Artikel hatte er hinzugefügt: »Wenn der Boden erst konfisziert sein wird ... dann, nach Übergang der politischen Macht an das Proletariat, wird das übrige die Praxis selbst diktieren.« Wie jene Praxis aussehn würde, davon wußten die Bauern nichts, die in den nächsten Novemberwochen auf die Herrschaftsgüter strömten und mit Feuer und Plünderung ein riesiges Jahrmarktsfest begingen. Wo man nicht alles niederbrannte, hauste man andrerseits doch so gründlich, daß man selbst Türen und Fenster wegtrug. Es geschah aus dem instinktiven Wunsch, »daß der Feind sich nie wieder festsetzen möge«. Denn die Bauern glaubten naiv, daß der Gegner – so wie im Mittelalter – Mauern habe, in denen er wohnte, und die ihm zugleich als Schanze dienten. Sie wußten nicht, daß das Agrarkapital etwas Unsichtbares ist, das auf ziffernbedeckten Papieren oder in städtischen Banktresors wohnt. Daß die *Städter* – die lesen und schreiben konnten! – ihnen noch immer nicht wohlwollten, merkten sie daran, daß manchesmal, wenn sie von einer Plünderung kamen, Bataillone bewaffneter Arbeiter mit Soldatenmützen auftauchten und ihnen die schönen Teppiche, das Porzellan und die Weine fortnahmen, mit dem Bemerken: Alles dies gehöre nicht ihnen, sondern dem Staat!

123

Die Erledigung so vieler alter Feinde und das Auftauchen so vieler neuer hätte die Bauernschaft vor dem November sich wahrhaftig nie träumen lassen. Heiliges Rußland – was war geschehn! In Tolstois ewigem Roman »*Auferstehung*«, dieser »Summa« alles Wissens über den russischen Bauerncharakter, fährt der Held, Fürst Nechljudow, trunken von englischen Ideen, auf seine Güter. Er möchte einen Zustand beendigen, den er für unanständig hält: er will seinen Besitz auflösen, das heißt, ihn an die gutsherrlichen Bauern zu einem so niedrigen Preis verpachten, daß es einem Verschenken gleichkommt:

Als Nechljudow sich den versammelten Bauern genähert hatte und die blonden, lockigen, kahlen und grauen Köpfe sich entblößten, da wurde der Fürst zunächst so verlegen, daß er lange nichts sagen konnte. Der Regen fuhr fort, in kleinen Tröpfchen niederzusinken, die an den Bärten und rauhen Röcken hängen blieben. Die Bauern blickten auf den Gutsherrn und warteten, was er sagen würde. Er war aber zu verwirrt, um zu sprechen. Das peinliche Schweigen unterbrach der Verwalter, ein starker, überfütterter Deutscher, welcher, weil er korrekt Russisch sprach, sich für einen bedeutenden Kenner der russischen Bauernseele hielt:

»Hier der Fürst will euch eine Wohltat erweisen, euch das Land geben!« Die Bauern sahen betroffen aus.

»Ich habe euch, wie gesagt, rufen lassen, weil ich unter euch das ganze Land verteilen möchte«, begann Nechljudow endlich schüchtern.

Die Bauern schwiegen und blickten ihn an, als verständen sie es nicht oder als glaubten sie nicht daran.

Ein paar Langsamdenkende und Vorsichtige fragen den Fürsten, was unter »Verteilen« zu verstehn sei. Die Sache selbst sei ihnen sympathisch [»von der Mutter Erde leben wir...«]. Der Fürst erklärt es ihnen, Preise und Zahlungstermine werden festgemacht. Da, als schon alles erledigt ist, steigt das Mißtrauen aus den Herzen der Bauern auf und benebelt die Köpfe. Wie – *ihnen* wollte man Gutes tun? Weshalb? Das kann nichts Gutes sein, was man ihnen als Geschenk bringt. »Nechljudow«, schreibt Tolstoi, »hatte erwartet, daß sein Vorschlag mit großer Freude angenommen werden würde. Doch von irgend einer Freude war in der Versammlung nichts zu bemerken«. Nur begannen die Bauern sich gleich zu zanken, ob die ganze Gemeinde [der »*Mir*«] oder einige Einzelne das neue Land übernehmen sollten; die einen waren für den »Mir«, die anderen aber wollten die schlechten und schwachen Zahler von der Pacht ausschließen, wie Tolstoi erzählt. »Die Bauern waren unzufrieden, und unzufrieden ging Nechljudow.« Der jahrhundertalte Frevel, der jahrtausendalte

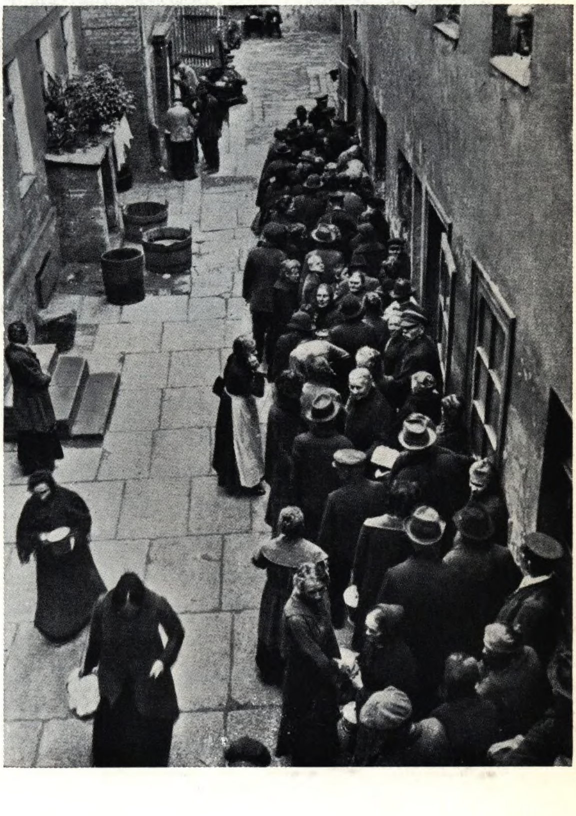
Frevel – denkt Tolstoi, ohne es auszusprechen – war durch solch einen Akt nicht zu sühnen. In einem Stück, in dem die Bauern auch nur zögernd mitgewirkt hatten.

Doch als es ein Menschenalter später zum »Jahresfest der Rache« ging, da war es *ihr* Stück, das die Bauern spielten. Das Blut der schlechten Landbesitzer floß zugleich mit dem Blut der guten. Den Bauern, die in der Schilderung Tolstois sich mit der »Ironie des Schwachen« gegen solch ein Geschenk gewehrt hatten, fiel plötzlich das ungeheure Erbe von russischem Land und Brot in den Schoß. Das Novemberdekret ermächtigte sie zur Sozialisierung des Bodens. So schlug man zunächst die Wälder nieder und trug sie in Küchenherd und Ofen: denn noch immer war Krieg mit den Deutschen, und Rußland hatte keine Kohle. Im übrigen wollte man Land beackern, säen und selbst von der Ernte leben. Da aber zeigte sich, daß die Städte den Sozialismus anders verstanden, als die Bauern ihn verstanden. Die städtischen Arbeiter bauten kein Korn, jedoch sie wollten welches essen. »Nun, mögen sie Käufer sein!«, dachten die Bauern. Die Arbeiter aber hatten kein Geld, weil die Industrien stillstanden. »Was geht das uns an?«, dachten die Bauern. »Wir brauchen keine Industrie, unsere Schafspelze und Bastschuhe verfertigen wir uns allein.« Wenn man die Bauern gewähren ließ, dann würden die Städte zu hungern beginnen. Die Theoretiker des Marxismus hatten das alles vorausgesehn. Karl Marx war nie ein Freund der bäuerlichen Selbstbestimmungs-Wirtschaft gewesen. »Die ausgleichende Verteilung des Bodens«, schrieb Rosa Luxemburg, »hat mit Sozialismus nichts gemein«. Ließ man aber die Städter gewähren, die Brot brauchten und es nicht zahlen konnten, so würden die Bauern, die bisher für Zar und Adel gearbeitet hatten, das Leben der Städter erarbeiten müssen ... Wie sollte man das friedlich schlichten? Die Revolution war in Gefahr! Nur *eines* war sicher: daß der Zar und die Großen nicht zurückkommen würden, weil man ihnen die Basis der Macht, den Landbesitz, entzogen hatte. Sonst war nichts sicher.

Lenin hatte es gewagt, im Wappen des neuen Russischen Reiches den Hammer mit der Sichel zu kreuzen. Aber kaum mehr als ein halbes Jahr später, am 4. August 1918, zeigte es sich, daß diese Kreuzung einstweilen mißglückt war. Die »Klassenlose Gesellschaft« war, in so kurzer Zeit, nicht verwirklicht worden. Es gab noch immer »Arbeiter« und »Bauern«, deren Interessen sich, mehr als je, kampfbereit gegenüberstanden. Die Arbeiter konnten darauf pochen, daß es ihr »Hammer« gewesen sei, der die »Sichel« politisch befreit hatte. Ohne die schmetternden Schläge des Hammers besäße der Bauer nicht so viel Land, wie er jetzt bebaut hatte. Und zum Dank ließ der Bauer die Städte hungern? Es wurde August, es wurde September, aber die Ernte kam nicht in die Stadt. Da zogen die Arbeiter aufs Land. »*Brot oder Tod!*« war ihre Losung. Wieder brannten Dörfer und Scheunen. Die demobilisierten Bauern hatten



1917: Die Moskauer Bourgeoisie verkauft ihren Hausrat für Lebensmittel



Das Antlitz der Not

1921: Berliner vor ihrer Suppenküche


250 Gramm 2. Woche | 250 Gramm 2. Woche | 50 Gramm 2. Woche | 50 Gramm 2. Woche

Nicht übertragbar — Nicht übertragbar

Berlin und Nachbarorte.

Ausweis
für die Entnahme von Brot
und Getreidemehl.

Gilt nur für die 2. Woche
vom 1. bis 7. März 1915.

Rückseite beachten!

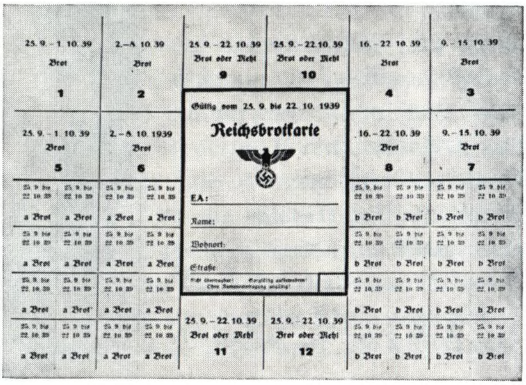
VII 86389

50 Gramm 2. Woche | 50 Gramm 2. Woche | 50 Gramm 2. Woche | 50 Gramm 2. Woche | 50 Gramm 2. Woche | 50 Gramm 2. Woche

250 Gramm 2. Woche | 250 Gramm 2. Woche | 100 Gramm 2. Woche | 100 Gramm 2. Woche

VON BROTKARTE ZU BROTKARTE
1915 · 1928 · 1939




25. 9. – 1. 10. 39 Brot 1 | 2.–8. 10. 39 Brot 2 | 25. 9. – 22. 10. 39 Brot oder Mehl 9 | 25. 9. – 22. 10. 39 Brot oder Mehl 10 | 16. – 22. 10. 39 Brot 4 | 9. – 15. 10. 39 Brot 3

25. 9. – 1. 10. 39 Brot 5 | 2. – 8. 10. 1939 Brot 6 | 16. – 22. 10. 39 Brot 8 | 9. – 15. 10. 39 Brot 7

Gültig vom 25. 9. bis 22. 10. 1939

Reichsbrotkarte

EA:

Name:

Wohnort:

Straße

25. 9. bis 22. 10. 39 a Brot

25. 9. bis 22. 10. 39 b Brot

25. 9. – 22. 10. 39 Brot oder Mehl 11 | 25. 9. – 22. 10. 39 Brot oder Mehl 12

ihre Gewehre aufs Land mitgenommen: sie verteidigten jeden Kornsack. Durch das Hundertachtzig-Millionen-Volk knatterte der Guerilla-Kampf. In denselben Tagen und Wochen, in denen das amerikanische Heer aus Westeuropa zum Rhein vorstieß, »hinter jedem Bajonett fünf Säcke guten kanadischen Weizens«, begann im Osten der Hungerkrieg zwischen *roter und grüner Front*, der alle Formen von Blut und Brand bis zu Sabotage und Nährstreik annahm. Es war der uralte Krieg zwischen Stadt und Land: nie war er so wütend geführt worden. Wie 1798 die ländlichen Kantone der Schweiz ihr Saatgut in die Bäche gossen und lieber ihre Pflüge zerstörten, als die Revolutionsarmee der Franzosen zu ernähren, so handelte der russische Bauer. In manchen Gouvernements aß er lieber den letzten Ochsen vom Pfluge weg, ehe daß er die Erde weiter bebaute und die Städte belieferte. Höhnisch bewies er den Kommissaren, daß und warum er nicht ackern konnte. Nihilistische Freude am Selbstmord: Wenn nur auch der böse Nachbar dabei in die Luft gesprengt wurde!

Die Einzelschlachten dieses Krieges mußte der russische Bauer verlieren, weil die städtischen Arbeiter, auch wenn sie hungerten, besser bewaffnet und besser organisiert waren. Aber nach dreijährigem Kampf sah Lenin ein, daß der neue Staat auf dem verödeten Bauernland sich nicht werde halten können. Überraschend erreichten die Bauern einen ökonomisch-politischen Sieg: am 21. März 1921 *verzichtete* der Staat der Sowjets auf das *Nahrungsmittelmonopol.* Der Bauer mußte an den Staat nur noch eine Naturalsteuer zahlen: was ihm nach Ablieferung verblieb, durfte er wieder frei verkaufen.

Mit diesem Anreiz hob sich wieder die agrarische Produktion, der Hunger verschwand in Land und Stadt. Neue Kämpfe und Abstürze kamen, als unter Lenins Nachfolger Stalin Rußland beschloß, aus einem Agrarstaat zu einem *Industriestaat* zu werden – und womöglich zum größten der Erde. Das mußte neues Selbstbewußtsein in die städtischen Massen pumpen und das Selbstbewußtsein der ländlichen schwächen. 1928 dekretierte der kommunistische Staat das Ende jeden Privatbesitzes auf dem Lande. Jeder Bauer hatte einem »kolchos« beizutreten, einem »kollektiven Großbetrieb«. Die uralte Sehnsucht jedes Bauern nach einem eigenen Stückchen Land [die etwas völlig anderes war als bloße Sentimentalität] zerbröckelte damit zu Staub. Jetzt besaß »Mutter Rußland« dies Stückchen Land – oder besser: der »Vater Staat«. Aber [so ward es den Bauern erklärt] ebenso besaß jeder Muschik jetzt die ganze russische Erde... 1938 gab es bereits 243000 staatliche Kollektiv-Farmen. In diesen Kollektiven stak Land, das ehedem mehr als 39 Millionen Einzelbesitzern gehört hatte.

»Was auch immer«, schrieb später *Life* 1943 [also in der Brautzeit des amerikanisch-russischen Kriegsbündnisses], »was auch immer die Kosten der Kollektivisierung in Menschenleben und Einzelfreiheit gewesen sein mögen: Tat-

sache ist, daß das Experiment gelang. Erst dadurch, daß der russische Staat diese riesigen Ländereien in seine Verwaltung übernahm, wurde die agrarische Mechanisierung möglich gemacht, die die Getreideproduktion zwischen 1917



64 - Russischer Bauer wird als Schwarzhändler von Soldaten der Roten Armee festgenommen

und 1937 verdoppelte. So war es eigentlich der ‚kolchos', der Millionen ländlicher Arbeiter für die städtische Industrie freimachte und die bäuerliche Bevölkerung, die bisher 77 Prozent des Gesamtvolks betragen hatte, in ein Gleichgewicht mit der städtischen brachte«. In einem nie dagewesenem Maße wurde damals ein Bauernvolk der Stadt und ihren Industrien in die Arme geführt.

Und was dachte der Landmann? Wie fühlte er sich? Im Jahre 1930 fragte ich Anatolj W. Lunatscharski, den großen Unterrichtsminister der älteren Revolutions-Ära, diese Frage. Er schwieg zunächst. Dann hob er die Augen nicht vom Boden, während er erwiderte: »Es mußte sein. Wir konnten dabei nicht an das Glück des einzelnen denken ...«

So war denn ein hoher Preis gezahlt. – Immerhin gab es genug Bauern, denen das Leben auf dem Lande zunächst sehr viel leichter schien als bisher. Die *wahren* Interessen von Hammer und Sichel mußten nicht unversöhnlich sein. Da Industrialisierung immer Mechanisierung bedeutete, war nun der Ackerbau mechanisiert durch die arbeitsparende Maschine.

Nach der griechischen Sage begegnete einst Demeter dem Schmiedegott, dem rußig-brummigen Hephaistos. Sie erbat ein Geschenk von ihm: da erschuf er ihr mit dem Hammer die Sichel. Das städtische Handwerk des Mittelalters war aus Hochmut und Indolenz dem Pfluge nicht zu Hilfe gekommen. Diesmal kamen die »Werkgesellen der Stadt« den Werkleuten des Landes zu Hilfe. Durch den »kolchos« besaßen die Bauern Maschinen. 1932 – fünfzehn Jahre nach der Revolution – durchtobten 200000 Traktor-Pflüge bereits die alte russische Erde. Im Führersitz saß der erstaunte Landmann und lachte, weil er über Nacht Mechaniker geworden war... Ungewohntes war in seinem Lachen – nicht das unwillig verlegene Lächeln der beschenkten Bauern Tolstois – sondern eine gefährliche Verwunderung, die von fernher kam: aus dem äußersten Osten, wo, weit hinter dem Pazifik, ein seltsames Land lag – Amerika. Aus Amerika, aus den Werkstätten McCormicks, kamen denn auch die ersten Pflüge, ehe Rußlands Stadt Stalingrad selber welche zu bauen lernte.

Jenes Amerika war allerdings auch das Land des Individualismus. Ein Land, in dem sehr viele Menschen das All-Recht des Staates bezweifelten. Würde der allmächtige Staat immer Besitzer des Traktors sein, auf dem der russische Bauer zur Arbeit fuhr? Würde da immer ein »Diktat« sein, wieviel jeder pflügen und ernten müsse, damit er nicht als »Staatsfeind« gelte?... Und so kann heute keiner sagen, was damals an Unbewußtem, an mikrobisch kleinsten Freiheits-Ideen, mit der selbstpflügenden Maschine mitkam, die über das Weltmeer nach Rußland gereist war...

124

DOCH DAS PROBLEM DES RUSSISCHEN HUNGERS WAR NIE ALLEIN DAS der Mechanisierung, der Rotor-Pflüge und Eisenbahnen. Rußlands Problem war vor allem das *Klima*. Seit tausend Jahren baute Rußland seine Roggenfelder nur dort, wo der Keim im Boden nicht erfror — und Weizen drum selbstverständlich nur in den Schwarz-Erde-Gouvernements der Ukraine und der Krim, wo das berühmte »Mittelmeer-Klima« seine Ausläufer hinstreckte. Als Enkel Aegyptens brauchte der Weizen das Mittelmeerklima... Als Fürst Hilkoff, der russische Verkehrsminister, 1896 in einer Petersburger Gesellschaft nach den Möglichkeiten Sibiriens bei der Agrarversorgung Rußlands gefragt wurde, zuckte er die Achseln: »Sibirien hat niemals und wird nie genug Weizen und Roggen produzieren, um sich selbst ernähren zu können.« Und ein Jahr später hatte Kropotkin diese Behauptung wiederholt!

Wollten die Russen also ernstlich ihre Anbauflächen vergrößern, so genügten Bahnen und Schnellpflüge gar nicht — sie hätten das Klima ändern müssen. — Das Klima ändern! Kann man denn das? Bald mußte auch Kanada dieser Frage ins Gesicht sehn. Ein Land, so kalt, daß nur ein Viertel für den Ackerbau brauchbar erschien. Daß dort überhaupt etwas wuchs, war gleichsam nur ein glücklicher Zufall, den der Weizenfachmann Sir William Crookes 1897 folgendermaßen beschrieb:

Im Winter friert der kanadische Boden bis zu beträchtlicher Tiefe ein. Sobald 3 Zentimeter davon aufgetaut sind, im April, säen wir Weizen. Ein kurzer Sommer mit heißer Sonne kann ihn manchmal rasch aufschießen machen — hauptsächlich weil seine Wurzeln von tauendem Wasser befeuchtet werden. Andererseits sind die Sommer zu kurz, um das Auftauen gründlich zu besorgen — Torpfosten oder andere Hölzer, die man im Herbst aus der Erde gräbt, sind am unteren Ende noch immer gefroren...

Solch ein gelegentliches Geschenk natürlicher Bewässerung — aufgetautes Grundeis also — wiederholte sich nicht von Jahr zu Jahr. Eine wirkliche Weizenzukunft schien dieses Kanada nicht zu haben. Nicht mehr als 6 Millionen Morgen sagte Crookes dem Dominion in den nächsten zwölf Jahren voraus.

Wie konnte Kanada also wagen, mit den paradiesischen Frucht-Ebenen von Kalifornien in einen Wettbewerb zu treten? Aber Kanada wagte es — und, siehe da!, die drei Weizenprovinzen Alberta, Saskatchewan, Manitoba, die im Jahr

1901 noch nicht 7 Millionen Morgen bestellt hatten, hatten es zwanzig Jahre später schon auf 75 Millionen gebracht und zu solchen Rekord-Ernten wie 250 Millionen Bushel. Wie kam das? Solche Weizenberge strebten damals nach Winnipeg, daß einmal unter ihrem Druck, im Jahre 1910, die Eisenbahnen zusammenbrachen und der Weizen neben den Schienen so lange liegen blieb, bis er verfaulte. Eine so intensive Kultur in einem Land, das aus guten Gründen nie Weizenland gewesen war, mußte noch andere Ursachen haben als den »alles erobernden Pflug«, den der kanadische Pelzjäger von Onkel Sam gekauft hatte ... Da mußte ein *unbekannter Faktor* dazugekommen sein. Aber welcher? Hatte der Mensch das Klima geändert?

– Nein, der Mensch kann das Klima nicht ändern. Klima ist Schicksal. Bist du zwischen den Wendekreisen, am Äquator oder überm Polarkreis geboren? Fünf große Klimate hat die Erde: sie entscheiden dein Denken und Handeln, dein Essen und deine Gewohnheiten, die Bevölkerungsziffer, die Politik, die Volkswirtschaft, die Lage der Hauptstadt. Vom Klima ist alles abhängig. Verletzen deine Hauptstädte »das Klimatische Optimum«, liegen sie zu weit nach Norden oder nach Süden, mußt du sie entthronen: Madrid hat seine Herrschaft längst an Barcelona abgetreten, weil es kein »Arbeitsklima« hat, und Mailand ist wichtiger als Rom. Es ist das Klima, das alles beherrscht; gegen das es keine Auflehnung gibt.

Seit sechstausend Jahren nun bannte das Klima den Weizen in die *subtropische* oder die *gemäßigte Zone*. Stieg er höher, mußte er erfrieren. Bewegte er sich gegen den Äquator, verbrannte er. Das war ein Gesetz. Doch wenn dies Gesetz etwas Ewiges war – warum wuchs der Weizen dann *doch* seit 1900 in Kanada und, ein paar Jahrzehnte später, in Sibirien, in der Nähe der Tundra? Warum erfror der Weizen nicht?

Weil eine neue Menschengattung auf den Plan getreten war, die ihn nicht erfrieren ließ. Ein Typus, den es vor hundert Jahren noch nicht gab; der erschien, als man ihn brauchte. Dieser Typus sah einem Wesen ähnlich, das man früher »Botaniker« nannte. Meist war das ein stiller, bebrillter Mensch, der sich unpraktisch mit der Klassifizierung seiner Lieblingspflanzen abgab... Jetzt sah er über Nacht anders aus und gewann große praktische Bedeutung. Ja, das Imperium des Weizens, das Eisenbahnkönige, Pflugbarone und Börsensultane erschuf, das Imperium, das Techniker reich machte und viele kleine Bauern arm, schuf auch noch den *Getreide-Experimentator*, den Weizenzüchter, der aus Botanik, Mathematik und Vererbungslehre seine erstaunlichen Taten vollbrachte.

125

Im 18. Jahrhundert hatte die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin die Frage gestellt: »*Gibt es Kreuzungen im Pflanzenreich?*« Eine ganz unsinnige Frage; weil jeder Gärtner wußte: es gab sie. Gerade im 18. Jahrhundert florierte das Rokoko-Spiel, die Gesellschaft durch gekreuzte Obstsorten und bunte Ziersträucher zu erfreuen... Nur wußte keiner der Tausende, die ihre Zeit damit verbrachten, daß in den Bastardierungen kein Spiel des Zufalls waltete, sondern strenge Erhaltungsgesetze.

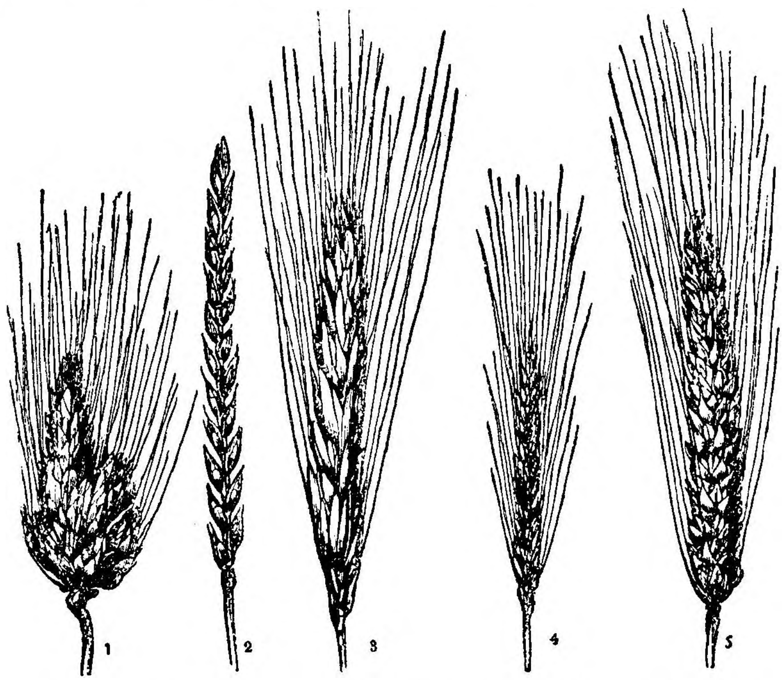
Der Mann, der diese Gesetze fand, war der Priester Gregor Mendel [1828 bis 1884], in Brünn, der Hauptstadt des Landes Mähren; ein Abkömmling alter deutscher Bauern. Wenn um 1850 der deutsche, österreichische oder der tschechische Immigrant in Amerika zu ackern begann, wußte keiner dieser Pioniere — die mit nimmer erlahmendem Mut gegen Dürre, Heuschrecken, Blizzards, Zyklone, Einsamkeit und mörderisches Unkraut fochten—, daß in dem Land, das sie verlassen, ein Priester und armer Bauernsohn Versuche mit Pflanzenkreuzungen machte, Vererbungs-Experimente, durch die möglicherweise ihre Enkel eines Tages reich werden konnten.

War es seltsam, daß gerade ein *Priester* die Mendelschen Gesetze fand? In der Urzeit waren die Priester, da sie nicht zu arbeiten brauchten, große Beobachter alles Wachsens. Sie hatten der Frau, als diese noch die alleinige Feldhüterin war, helfend und ratend zur Seite gestanden. Hatten ihr, die vergeßlich war, die Zyklen der Jahreszeiten erklärt, die guten und schlechten Aussaat-Tage, die Rolle der Sonne und des Regens, hatten ihr »guten Samen« gegeben, der vielfältig trug, und den schlechten vernichtet. Wo hatten sie guten Samen her? Das war ein Zucht-Geheimnis der Priester, das sie ängstlich hüteten; denn sie waren nicht nur Samen-Verbesserer, sondern auch Samen-Händler.

Der Priester, der um 1860 begann, den Samen von Pflanzen zu ändern, war kein Händler, sondern ein Mann, der alles zum Lobe Gottes und zur Ehre der Wissenschaften tat. An einem frostklaren Februar-Abend begab sich damals eine kleine Gesellschaft ins Realgymnasium von Brünn. Dort tagte alle vierzehn Tage ein gesellig-wissenschaftlicher Verein. Ein Mitglied, dieser Priester Mendel, ein Dilettant und Botaniker, sprach über Pflanzen-Kreuzungen, die er in seinem Klostergärtchen seit manchen Jahren versucht hatte. Und zwar beschäftigte der Vortrag sich ausschließlich mit der Erbsenpflanze [pisellum] und mit dem Verhalten, das eintritt, wenn man sie bastardiert. Das war nicht eben interessant. Wenn man diesen zuhörenden Gymnasialprofessoren und Apothekern gesagt hätte, daß sie der Geburt einer neuen Wissenschaft beiwohnten, der *Vererbungslehre*: sie hätten gestaunt.

Der Vortrag war nicht nur langweilig; er operierte mit fremdartigem Rüst-

zeug, das in der Botanik ganz ungewohnt war. Er bestand zum großen Teil aus Zahlen [man muß dabei an Liebig denken, der alle Welt geärgert hatte, weil er Zahlen auf den Acker brachte]. Mendel hatte vielhundert Versuche mit seiner Erbsenpflanze gemacht: nun ergoß sich aus dem Manuskript ein Strom von Ziffern über die Hörer. Er zählte Staubgefäße, Stempel, Blütenblätter und Kelchzipfel, dividierte und multiplizierte. Was aber dabei herauskam, war zunächst doch wieder nur eine Erbse. Die mathematischen Professoren wunderten



65 - Weizensorten. 1. Emmer- 2. Spelt- 3. Polnischer 4. Einkorn- 5. Bart-Weizen

sich, was Mathematik, Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Botanik zu suchen hätten. Die Botaniker wunderten sich erst recht. Vor zwei Wochen erst hatte ein anderer städtischer Honoratior einen Vortrag über Darwin gehalten, über die »Variation der Arten«, und hatte großen Beifall erregt. Welch kühnes Geistesbild zeigte Darwin: die phantastische Spielkraft der Natur, die Anpassung im Lebenskampf, wo zauberisch, wie bei Ovid, das Leben sich immer neu wandelte, um dem Tode zu entschlüpfen... Die Zuhörer merkten diesmal nicht, daß Mendel — nicht weniger groß als Darwin! — von der *Konstanz* der Arten sprach: vom unzerstörbaren Erbcharakter alles Lebens. Was lebt, trägt ein Erbe.

Mendels genial-einfache Versuche begannen sehr glücklich bei der Erkennt-

nis, daß es sinnlos sei, Kreuzungen *entfernter* Pflanzen vorzunehmen, die, untereinander nicht verwandt, sich in zahllosen Eigenschaften voneinander unterschieden. Daraus mußte ein Chaos entstehn, das man nicht beeinflussen konnte; eine scheinbare Gesetzlosigkeit; und mit Recht hatte Balzac gesagt: die Vererbung sei ein Labyrinth, in dem sich die Wissenschaft verirre. Drum experimentierte Mendel zunächst mit einer Vater- und Mutterpflanze, die so nahe verwandt waren, daß sie sich voneinander nur in *einer* Eigenschaft unterschieden: mit einer rot- und weißblühenden Erbse. Die erste Tochtergeneration ergab rosa Blüten; bei Inzucht erhielt man in der zweiten Generation ein Viertel rot-, ein Viertel weiß-, und zur Hälfte rosablühende Pflanzen. Ein zweites Unterschiedspaar verhielt sich genau so, aber unabhängig von dem ersten, so daß einfache Multiplikation die Prozentzahlen ergab für alle möglichen Kombinationen. Bald fand Mendel auch, daß bei manchen Paaren, die er kreuzte, die *eine* Eigenschaft überwog — »dominant« war, wie er es nannte, die andere unterdrückt [»rezessiv«]: dann aber geschah es — und dies war das Neue! —, daß bei Weiterzüchtung in Kindern und Enkeln die *unterdrückten* Eigenschaften genau in dem obigen Zahlenverhältnis unsterblich wieder auftauchten.

So gab es, wie Mendels Nachfolger, Sir Francis Galton 1897 nachwies, ein *Gesetz vom Ahnenerbe*: Der Beitrag der Eltern an den erblichen Eigenschaften der Kinder beträgt ein Halb, der vier Großeltern ein Viertel, der acht Urgroßeltern ein Achtel, so daß sich der Beitrag sämtlicher Ahnen an den erblichen Eigenschaften eines Individuums durch die Reihe $^1/_2$ plus $^1/_4$ plus $^1/_8$ plus ... $[^1/_2]^n$ ausdrücken läßt. Das sah alles nach bloßer Mathematik aus, trug aber enormen praktischen Wert. Wenn beim Vererben *nichts Zufall* war, dann konnte man die Erbmasse durch Kreuzungen so beeinflussen, daß man genau die Exemplare erhielt, die man brauchte und haben wollte.

Diese praktische Wichtigkeit von Mendels Entdeckung begriff kein Mensch. Seine kleine Abhandlung, in welcher er den Grund legte zu Pflanzerglück und Brotvermehrung, verstaubte in den Bibliotheken. Keine Universität berief ihn in ihren Lehrkörper, keine Akademie zu ihrem korrespondierenden Mitglied. Nur seine Ordensbrüder machten ihn zum Kloster-Abt — das ergab für den stillen Mann sehr merkwürdige Folgen. Wenn die Mendelschen Regeln besagen, daß auch nach Jahrhunderten keine Erb-Eigenschaften verlorengehn, so bewies jetzt sein eigenes Verhalten die vollkommene Richtigkeit dieser Regeln. Bald nach einem Besuch in Rom, den er dem Papst gemacht hatte, wurde der sonst so verträgliche Mendel in einen Streit mit dem Staat verwickelt: der kleine Abt verweigerte Österreich die Klostersteuern! Uralte Eigenschaften hatten sich anscheinend bei ihm »durchgemendelt«: der Bauerntrotz seiner Vorfahren und priesterlicher Widerwille gegen die weltliche Oberherrschaft. Damals ließ er ein Bild von sich malen, das ihn, den kleinen, bescheidenen Abt mit der prachtvoll eigensinnigen Stirn, in der Nähe des bischöflichen Krumm-

stabs und der bischöflichen Mitra zeigt. Er »hatte sich im Jahrhundert vergriffen«, wie der Mißerfolg seiner Aktion zeigt [das Kloster mußte doch Steuern zahlen!], aber er »blieb seiner Erbmasse treu«.

126

NICHT vor 1900 wollte man das Gold erkennen, das Mendel der Welt gebracht hatte. Doch als nun der Schwede Nilsson-Ehle Mendels Regeln bei der *Bastardierung von Weizenpflanzen* bestätigt fand, begann man dem bescheidenen Pater Denkmäler in Buch und Stein zu setzen. Denn jetzt verstand plötzlich jeder Laie die volkswirtschaftliche Bedeutung der Sache. Aus klimatischen Gründen hatte der Weizen in Schweden nie gedeihen wollen. Man versuchte zunächst eine Sorte zu bauen, die besonders zahlreiche Körner hatte: sie erfror aber im Winterboden. Dann baute man winterharten Weizen: er überlebte, aber die Zahl der Körner in der Ähre war klein. Wenn man jedoch, wie Nilsson-Ehle, auf die Versuche Mendels zurückging, erlebte man, daß beide Sorten, die man miteinander kreuzte, eine besonders fruchtbare Ähre auf einen winterbeständigen Halm zauberten. Nun brauchte Schweden keine Einfuhr von fremdem Weizen mehr. Wie ein Tier, das einen Pelz trägt, lebte der Weizenkeim jetzt durch den Winter. Der Botaniker hatte den Kampf gegen die Ungunst des Klimas gewonnen.

Bis zu Mendel hatte man sich beim Getreide-Anbau vielleicht um »gute Böden« gekümmert, aber nicht um »gute Samen«. Sie mußten gesund sein, selbstverständlich; keimfähig; darauf achtete man. Aber, im übrigen: Konnte man in den Samen *hineinsehen?* Wie wollte man wissen, ob ein Korn, das doch dem anderen völlig gleich war, eine fruchtbare Ähre erzeugen würde, während die Nachbarpflanze taub blieb? Der eine Halm war widerstandsfähig, der andre legte sich hin und starb: Das war doch wohl ein Spiel des Zufalls, das man nicht beeinflussen konnte —?

Der Zufall war manchmal auch gnädig gewesen. Aufmerksame Farmer mochten natürlich ihre Erfahrungen haben, die der Großvater dem Enkel vererbte, wie jener schottische Farmer Fife, der 1842 aus Rußland rötlichen Weizen bekam und ihn im Frühjahr aussäte. Da Fife nicht wußte, daß dieser Weizen aber Winterweizen war, ging alles vor der Reife zugrunde: nur ein einziger Halm blieb erhalten, der Stammvater späterer Hartgetreide... Hier sieht man die Hand des Zufalls walten. Zu solchen schöpferischen Zufällen hatte die ackerbauende Welt 6000 Jahre lang gebetet, hatte den Zufall fromm in das Herz von Isis, Demeter, Christus gelegt — aber es war doch Zufall geblieben, ob der Same »tausendfältig aufging« oder vor der Reife verdorrte.

»Sieh dir zwei Weizenköpfe an!« schreibt nachdenklich Luther Burbank, der große amerikanische Züchter. »Kannst du sagen: sie sind völlig gleich? Sieh besser hin! Der eine da hat mehr Körner als der andere. Die Körner sind aber schlecht geformt; vielleicht sind sie innerlich ganz leer. Mancher Halm ist lang, manch einer ist kürzer, der dritte dazwischen wirkt wie ein Zwerg ...« Wie kommt es, oder vielmehr: wie *kam* es, daß jahrtausendelang auf dem Weizenfeld jeder Halm nur ein Zufallstreffer war oder Versager? Das kam, weil man vor Mendel nicht wußte, daß man erwünschte Eigenschaften auf botanisch-mathematischem Wege in Kindern, Enkeln und Urenkeln eines Pflanzenkeims entwickeln kann. Vielleicht haben wirklich die Bauern der Perser, von denen Herodot erzählt, daß ihre Felder »sechshundertfach trugen« etwas vom Vererben gewußt – vielleicht haben die Priester des Serduscht ihnen gekreuzte Samen verkauft – aber diese Wissenschaft ging mit der Eroberung des Orients durch die Griechen wieder verloren. Kein Grieche oder Römer hat sich züchterisch mit dem Getreide beschäftigt und neue Sorten experimentiert.

Das konnte man erst nach Mendels Beispiel. Und das entschied, nächst McCormicks Maschinen, den Erfolg des »Weizen-Imperiums«. Fruchtbarkeit, Üppigkeit, Samenzahl sind Kennzeichen der südlichen Pflanzen. Härte, Widerstandsfähigkeit und Samen-Armut regieren den Norden. Bis zur letzten Jahrhundertwende konnte es in Kanada oder Sibirien kaum Weizen geben. Nicht aus Bodengründen; der Boden war gut. Nein, die Pflanze verkümmerte, weil ihre Samen seit zehntausend Jahren an nicht allzukalte Winter und heiße Sommer gewöhnt waren. Jetzt aber fand der Kanadier Charles Saunders durch Kreuzung seinen »Marquis-Weizen«, einen Wunder-Nachkommen starker Rassen, der hart wie eine Nordpflanze war, widerstandsfähig gegen den Winter, körnerreich wie eine Südpflanze, und der in drei Monaten ausreifte. Jetzt bedeckten sich die Provinzen Saskatchewan, Alberta und Manitoba plötzlich mit wehenden Weizenfeldern. Wie eine gelbe Flamme schoß das Getreide vom Atlantik bis zum Pazifik. Kanada, eben noch Dominion des Holzes, der Pelzjäger und des Fischervolks, änderte in wenigen Jahren vollkommen sein Antlitz – weil in Brünn der kleine, starrköpfige Priester Mendel daran festgehalten hatte, daß man erwünschte Eigenschaften in der Pflanzenwelt weitervererben könne.

Andere fanden andere Samen, die unempfindlich gegen Krankheit, gegen Rost, Mikroben, Insekten waren. Um das Jahr 1770 mußten die Farmer in New-England ihre letzten Weizenfarmen aufgeben, weil sich in der Nähe der Felder der Berberitzenstrauch befand. Auf ihm saß der Feind, und sie wußten es nicht. Im 20. Jahrhundert aber – besonders seit Marc Carleton – ist der Weizen-Rost kein Problem mehr. Das Leben aller dieser Männer, die Jahrzehnte zwischen Mikroskop und Feld, Garten und Experiment verbrachten, um »gesunde Samen« zu schaffen: das Leben dieser »Hunger-Fechter«, die so

viel zu tun hatten, daß sie in ihren Kleidern schliefen, hat der Schriftsteller Paul de Kruif aufgezeichnet. Ihre Irrtümer und Siege, kleinen Hobbies und ihren großen Kampf für eine glücklichere Welt. Ihre Namen sind Charles und William Saunders, Angus Mackay, Marc Carleton, George H. Shull und William Beal. Nicht der letzte von ihnen ist Henry A. Wallace, der frühere Vizepräsident der Vereinigten Staaten, der in zahllosen Versuchen dem Samen des Mais gegeben hat, was andere dem Weizen gaben: stärkeren Ertrag auf kleineren Feldern. Denn wichtiger als große Felder ist die Körnerzahl in der Ähre.

127

»Es war das Schicksal jener Männer, die mit Traum und Tat den Hunger bekämpften, namenlos dahinzugehn.« Diese Worte Paul de Kruifs gelten nur für die Ur-Züchter des Getreides, nicht für das Heute. Jedes Laboratorium hat seinen Kanal in die Zeitungen; kaum einer mehr muß unbekannt sterben. Da ist der berühmte Trofim Lyssenko, der »Schöpfer des arktischen Getreides«: Er wird schon von seinen Zeitgenossen mit jenen Conquistadoren verglichen, die früher einmal Sibirien für das Kreuz und die Zaren eroberten. Lyssenko hat weite, gefrorene Steppen für das Weizenkorn erobert.

Als größter Weizenfachmann Rußlands galt lange Nikolai Vavilow, der Präsident des All-Union-Instituts für Pflanzenbau in Leningrad. Dieser Pflanzen-Geograph hatte, wie wir uns erinnern, kurz nach 1920 »die Wiege des Halbgotts Weizen entdeckt«. Dem Grundsatz folgend, daß »eine Pflanze dort entstanden sein muß, wo die meisten Abarten zu finden sind,« unternahm er mit zahlreichem Forscherstab ausgedehnte Expeditionen nach Afrika und Asien. Vavilow nahm an, daß die primitiven Ackerbauer des Steinzeitalters, sobald sie wegen Bodenerschöpfung hatten weiterwandern müssen, ihr Getreide mitgenommen hatten. Je weiter sie nun die Wanderung führte, desto mehr mußte sich die Zahl der vielen Variationen verringern, weil diejenigen aufgegeben wurden, die in der neuen Umwelt nicht gediehn. Nachdem nun Vavilow geduldig zählend, sichtend, beobachtend über die Kontinente gereist war, begann er ein Gebiet einzukreisen, in dem die Zahl der Weizen-Abarten *sich nicht mehr übertreffen ließ*: es waren die Bergtäler Abessiniens. So mußte Vavilow den Schluß ziehn, daß hier der Ort war, wo einst aus einem wilden Gras durch Zufall oder durch Menschenhand der erste Weizen gestiegen war.

Diese Entdeckung verschaffte dem Forscher Weltruhm; von fern schien der Nobelpreis zu winken. Da erscholl aus seiner engeren Heimat plötzlich wütende Opposition. Sie galt nicht dem Pflanzen-Geographen, dessen Leistung man nicht bezweifelte –, wohl aber dem geduldigen und orthodoxen Mendeli-

aner, der in seinem Laboratorium 25000 Versuche mit gekreuztem Weizen gemacht hatte. Der seiner Regierung versprochen hatte, »eines Tages dahin zu kommen, daß man die heiße Turkmenen-Steppe und die kalte sibirische Tundra mit Weizen werde bepflanzen können«. Diese Weizensorten seien schon da, nur sei nicht genügend Saatgut vorhanden. Man müsse sich noch ein paar Jahre gedulden, bis man ausreichend viel Körner habe. Das war eine vernünftige Rede: auch wenn man zwei Rassepferde hat, kann man nicht in *einer* Saison Kinder, Enkel und Urenkel aus ihrem Leibe herauszaubern.

Dieses »man müsse sich gedulden« erregte ein zorniges Gelächter bei Lyssenko, dem Präsidenten der sowjetrussischen Akademie für die Wissenschaft des Ackerbaus. »Möglich, daß die Botanik Zeit hat. *Wir nicht!* Ich denke, wir haben in Rußland eine Revolution gemacht. Die ganze Mendelsche Erbwissenschaft soll nur nicht zu patzig werden mit ihren Rassemerkmalen und unzerstörbaren Charakteren. Ich denke doch, wir sind Marxisten. Ein Marxist kann nicht daran glauben, daß man *Generationen* braucht, um ein Wesen zu verändern. Nach Lamarck und Darwin ist es die *Umwelt*, welche die lebenden Wesen ändert. Neue Bedingungen, neue Formen! Beim Menschen haben wir's erlebt – nun laßt doch sehen, ob die Pflanze reaktionärer ist als der Mensch!« Da einige Studenten Lyssenkos auch zu Vavilows Stab gehörten, wurde diesem die Sache wiedererzählt, und er spottete zurück: »Wenn wir nur durch unsere Umgebung biologisch verändert werden, dann möge Lyssenko doch gefälligst irgendeinen beliebigen Samen in die sibirische Tundra tragen und die ganze Ebene *heizen*, damit der Same nicht erfriert. Aber er wird soviel Holz nicht finden!«

Aber der Spötter Vavilow hatte sich in Lyssenko geirrt, der viel mehr als bloß ein »Politiker« war. Die Eltern Lyssenkos waren Bauern. Als Bauernsohn hatte er bemerkt, daß immer zwei Umweltfaktoren bestimmten, wann eine Pflanze zu blühen begann: *Tageslänge* und *Temperatur*. Er fand nun, daß es nützlich sei, sie nach Belieben zu variieren.

Zwei Amerikaner, Garner und Allard, hatten bereits vor ihm entdeckt, daß es »Pflanzen der kurzen Tage« und »der langen Tage« gibt. Tropenpflanzen sind »kurztägig«, weil das Licht jahraus, jahrein 12 Stunden auf der Pflanze liegt. Polarpflanzen aber sind »langtägig«, weil es dort monatelang nicht Nacht wird. Gibt man einer Polarpflanze kürzere Zeit Licht, so blüht sie nicht. Setzt man, umgekehrt, Tropenpflanzen dem Tageslicht länger aus als 12 Stunden, so bleiben sie ebenfalls steril.

Wenn das richtig war – und es war richtig! –, dann wurden Strahlungslampe, Wärmhaus und Kühl-Anlage jetzt mit Recht die Arbeitswerkzeuge Lyssenkos. An seiner Seite stand ein Mann, der damals ganz bestimmt zu alt war, um sich auf Hypothesen einzulassen, der Praktiker Iwan Mitschurin [1855–1935]. Beide fanden, daß bei niederer Temperatur ausgekeimte Samenkörner rasch wuchsen.

Umgekehrt gingen Pflanzen ein, die bei hohen Temperaturen den Keimungsprozeß begonnen hatten. Das entsprach den Tatsachen, die der praktische Bauer wußte: Wird Winterweizen spät ausgesät, und keimt er noch, bevor es kalt wird, so setzt er im Frühjahr normal an. Beginnt infolge Trockenheit der Keimungsprozeß aber erst im Frühjahr, so trägt er nicht. Hieraus schloß Lyssenko, daß Winterkälte zwar *ausgekeimte, nicht aber schlafende Samen beeinflußt.* Das war die Entdeckung, die man brauchte, um arktische Ebenen zu besäen! Es wurden zur Aussaat nur Samen benutzt, die vorher einer ganz bestimmten Licht- und Temperaturbehandlung durch Lyssenko unterworfen waren. Nicht »Kreuzung von Vater- und Mutterpflanze« war jetzt mehr das Wichtige, sondern die »*Kindheitsbehandlung des Keims*«, der auf alle Unbilden, die ihm später erwachsen sollten, im frühesten halbbewußten Stadium vorbereitet werden sollte. Das war eine große Aufgabe. Sie gelang: Samen, die man im Laboratorium an die klimatischen Faktoren ihres späteren Standorts gewöhnt hatte, faßten im hohen Norden Wurzel und gaben Brot für Millionen Menschen. Rußlands wichtigste Brotprovinzen hatten bisher im Westen gelegen, in der Nähe der deutschen und polnischen Grenze: es war wichtig für die Russen, zu wissen, daß, auch wenn ihre Westländer vom Feinde überflutet waren, sie deshalb nicht zu hungern brauchten: auch der kalte Norden gab ihnen Brot.

Eine furchtbare menschliche Tragödie hatte währenddessen den Streit zwischen Vavilow und Lyssenko beendet. Obwohl Mendels Vererbungslehre doch eigentlich nur theoretisch dem offiziellen neuen Dogma von den »Umwelteinflüssen« widersprach [und beide sich praktisch derart ergänzten, daß sie auf der ganzen Erde nebeneinander leben konnten], wurde der große Vavilow als Verbreiter staatsfeindlicher — in diesem Fall antimarxistischer — Lehren aller seiner Ämter entsetzt und in ein sibirisches Lager geschleppt, wo er 1942 oder 43 verstarb.

In der alten deutschen Reichsverfassung war der Satz verankert gewesen: »Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei.« *Frei*! Der Erfolg gab Lyssenko recht. Doch die gewaltsame Entfernung seines Gegners aus dem »Kampfring der Diskussion« schändete nachträglich noch den Erfolg. Denn kein praktisches Ergebnis kann die Menschheit damit versöhnen, daß es unfreien Grundsätzen entsprang.

128

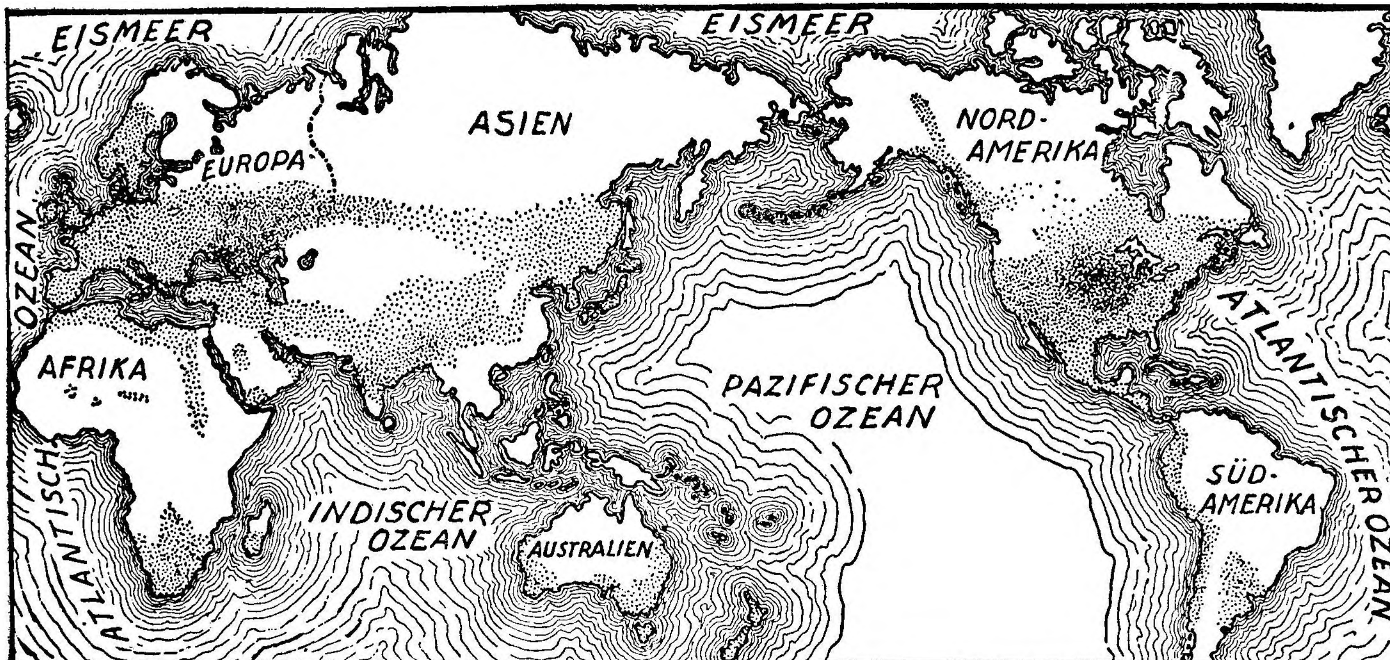
ABER gleichviel, ob man nach Mendel durch Kreuzung der besten Weizenrassen die Hungersnöte der Erde bekämpft, oder ob man mit Lyssenko glaubt, daß Frühbehandlung den Weizenkeim jeder Umwelt anpassen kann: das

Klima, der uralte Feind, war geschlagen! Der Ruhm der Botaniker überstrahlte seither noch den Ruhm der Techniker und der Agrochemiker.

Botaniker, Techniker, Chemiker haben in kaum einem Menschenalter die Getreidekarte der Erde geändert! Sie starteten eine Revolution, von der die Bebauung Kanadas oder Sibiriens nur Teil-Epen sind.

Da sind die gemäßigten Teile *Indiens*, die — obwohl der besitzlose Inder von Reis lebt — jährlich eine starke Ernte von Export-Weizen hergeben. Alles das war früher undenkbar; doch man hat eine Weizensorte gefunden, die die Tropensonne verträgt. Und da ist das erstaunliche *Australien*, das wegen seiner Wüstendürre früher fast unbebaubar schien. Die große, im Südmeer schwimmende Insel, seit einer Ewigkeit isoliert, charakterisiert durch Pflanzenformen, die es auf keinem Kontinent sonst gab — was hätte *sie* wohl beitragen können zur Ernährung ihrer selbst und der Welt? Dazu kam noch ihre Menschenarmut. Das Schicksal der Australier war: auf einem Areal zu leben, das fast so groß war wie die Fläche der Vereinigten Staaten, jedoch mit nur einem Achtzehntel Einwohnerschaft! Aber gerade dieses Schicksal schmiedeten sie in die Erkenntnis um, daß sie alle fehlenden Hände durch Maschinen ersetzen müßten. Einer der frühesten Mähdrescher, die in Australien verwendet wurden, kam nicht aus Amerika: er war eine heimische Erfindung. Und vielleicht sind heute die Australier die am meisten »amerikanischen« Leute. Mehr als 60 Prozent des bebaubaren Landes trägt Weizen und würde noch mehr tragen, wenn man »Regen machen könnte«. Aber auch so hat der trockenste Erdteil sich durch Wissenschaft und Fleiß Bodenfeuchtigkeit abgerungen und lebt von seiner Weizenausfuhr, die in Schiffen Melbourne und Sidney verläßt. Davon gehn 40 Prozent nach England und mehr als 30 Prozent nach Ägypten —: so gibt das jüngste Weizenland seinen Überfluß an das älteste ab.

Argentinien! Wer nannte sonst diesen Namen, wenn in der Welt früher Brot gebraucht wurde? Hier begann die erste zaghafte Weizenausfuhr nicht vor 1890. Kurz vor dem ersten Weltkrieg waren schon 20 Millionen Morgen bebaut. Die Provinzen westlich von Buenos Aires schienen die fruchtbarsten zu sein; langsam wandte der Bau sich nach Süden, um sich dann plötzlich zu verdoppeln. Auf der weiten Ebene vom Atlantik bis zu den Anden gedieh der Weizen überraschend, der Morgen gab 40 Bushel her. Im Gegensatz zu Australien aber baute der Argentinier seinen Weizen immer noch mehr für daheim: sein Weizen war nämlich, durch den Sandboden, ein besonders hartes Gewächs und weniger für Brot geeignet als für Teigwaren. Aber, halt, brauchte *Italien* nicht Makkaroni? Gerade die konnte Argentinien in größten Quantitäten senden — und so entstand aus der wirtschaftlichen bald eine weltanschauliche Freundschaft, die vielleicht nicht entstanden wäre, wenn die Vereinigten Staaten allein noch das Monopol gehabt hätten, Italien mit Weizen zu beliefern.



66 - *Weltweizenkarte*

Frank Norris hatte in seinem »Pit« einen Menschen dargestellt, der den gesamten Weizen der Welt von Chicago aus »cornern« wollte. Das wäre heute gar nicht mehr möglich! Das unbestrittene »Weizen-Imperium« der Vereinigten Staaten – lange gewohnt, sich als den Allein-Produzenten und die übrige Welt nur als Käufer zu sehn – ist durch die Fortschritte der Wissenschaft aufgehoben. Es ist nicht möglich, daß *ein* Land die Mono-Kultur des Weltweizens innehaben kann. Sobald das Klima als grundlegender Faktor einmal ausgeschaltet ist, folgt als Wirtschaftstatsache, daß nicht ein einziger Erdteil allein mehr das »Imperium des Weizens« besitzt. Nur gegenüber den anderen Getreiden existiert das Imperium noch; doch es ist nirgends lokalisiert, und es gibt keine Imperatoren. Seit dem Jahr 1910 ist in den Vereinigten Staaten keiner der Weizenmillionäre mehr zum Milliardär geworden. Die großen Weizenmagnaten, die früher im »Freien Spiel der Kräfte« den kleinen Farmer erdrückt hatten – und sein Spiegelbild, der Börsianer, der einst seine Mitbewerber aus dem Kampfring weggefegt hatte –, sie alle erlitten jetzt von außen das »Spiel des freien Wettbewerbs«. Kein Land hat heute mehr ein Monopol für Weizen-Erzeugung und Weizen-Verkauf. Die Produktionsstätten des Weizens sind in der Welt zu ausgebreitet, als daß irgendeine Handvoll Menschen ihnen allein befehlen könnte. Kein Monat vergeht ohne Weizenernte: Im Januar reift er in Australien, in Neu-Seeland und Argentinien. Im Februar und März in Indien, in Brasilien und Uruguay. Im April gibt es nordafrikanischen Weizen, mexikanischen, persischen. Im Mai reift er in Süd-Spanien, in China, in Florida und Texas. Im Juni in Kalifornien, Italien, in Südfrankreich und Japan. Der Juli bringt die Weizenernten der Ukraine und Mittel-Rußlands, sowie der Nordstaaten der Union und die gesamte kanadische Ernte. Im August ernten England, Schweden, Norwegen, Deutschland, im September erntet Schottland, im Oktober große Teile von Rußland, der November bringt den Weizen Perus und Süd-Afrikas hervor, der Dezember die Ernten Abessiniens. Von diesen Ländern sind allerdings nur die wenigsten Weltmarktproduzenten. Immerhin, dieser Weizen-Kalender macht klar, daß heut nicht mehr ein einziges Land – wie dies zwischen 1870 und 1910 erschien – Menge und Preis kontrollieren kann. Die Staaten haben zum großen Teil wieder *Schutzzölle* aufgerichtet, um ihrem Ackerbau zu helfen. Technik, Bodenchemie und Botanik haben ihnen rettend gezeigt, wie man produzieren kann, um den eigenen Bedarf zu decken. Da seit 1914 kein Staat mehr an den Weltfrieden glaubte, konnte er auch nicht an die ungestörte Einfuhrmöglichkeit von Brot glauben.

Die Rettung des Farmers

Guter Feldbau, klares Denken, rechtes Leben: es ist eigentlich dasselbe.

HENRY A. WALLACE

129

DER BEGINN DER SOMMER-OFFENSIVE, DIE IM JAHR 1918 ÜBER DAS Schicksal des Weltkriegs entschied, fiel zeitlich mit der Vollendung des kanadischen Winterweizens zusammen. Die zwanzigjährigen Amerikaner, [»*the bread-fed man is the wellfed man*: brotgenährt heißt wohlgenährt«], die, das Bajonett vor der Faust, aus den Wäldern von Chateau-Thierry aufbrachen, waren die Söhne derselben Farmer, die im Geburtsjahr dieser Knaben mit einigem Recht gezweifelt hatten, ob die amerikanische Erde sie noch weiter ernähren werde. Denn es war die Erde, welche die Trusts und Octopusse ernährte. Aber die selbstregulierende Kraft, die anscheinend im Getreide wohnt, hatte den Farmern schließlich geholfen – und hatte sie wieder zu dem gemacht, was sie einmal gewesen waren: zu einem führenden Stand der Nation.

Der Staat hatte ihnen nur wenig geholfen. Respekt vor dem Unternehmergeist zeichnet den Amerikaner aus, und eine Beschränkung dieses Geistes widerspricht dem Wortlaut der Verfassung. Handel war Handel. Die starke und vererbte Liebe zum Ideal der persönlichen Freiheit [sie kann manchmal auch zum Fetisch werden] verbot, dem Ackerbau zuliebe den Händler zu beeinträchtigen. Thomas Jefferson und Franklin hätten das zweifellos getan; aber die Vereinigten Staaten waren ein Land von Kaufleuten, das Land Hamiltons, geworden. Die Eisenbahnen hatten die Größe und Weltgeltung der Union mitbegründet. Sollte der Staat, den Farmern zuliebe, jetzt den Lokomotiven nachlaufen und ein Lasso um ihre Schornsteine werfen? Wahrscheinlich würde der Strick reißen... Trotzdem begann Präsident Cleveland schon zu Ende der Achtzigerjahre den Kampf. Maximaltarife für Frachten wurden in Washington geschaffen, aber sie blieben auf dem Papier, ein Gerichtshof erklärte sie für ungesetzlich: so stark propagierte der größere Teil der öffentlichen Meinung damals die »Handlungsfreiheit des Unternehmers«. Cleveland, der Feind der Bahnen, war schließlich genötigt, bei einem Streik, der sich gegen den Eisenbahnkönig Pullman richtete, Militär aufzubieten und den Sozialistenführer Debs zu verhaften, der seinen Anhängern geraten hatte, die Pullman-Linie nicht zu benutzen.

Nein, den kleinen Landwirten half niemand. Sie waren von Feinden umgeben; die Bahnen waren nur *einer* ihrer Feinde. Es war der Traum der kleinen

Farmer, eine möglichst große Produktion so billig wie möglich herzustellen und so teuer wie möglich zu verkaufen. Da sie in dem Wettbewerb mit den großen Landmagnaten sahen, welche Rolle die Maschinen spielten, nahmen die Farmer Hypotheken auf ihr Land auf, um jene zu kaufen. Um sie aber abzahlen zu können, brauchten sie wieder und wieder Geld; sie benützten daher die Maschinen, um die Erträge aufs höchste zu steigern. Je größer die Überschüsse wurden, je toller der Berg der Ernte wuchs, desto tiefer sanken aber die Preise. Mitten in der Goldflut des Weizens verdiente man immer weniger. Neue Getreidebörsen entstanden — um den Preis des Weizens zu retten, wie es hieß. Doch die Farmer sahen, daß statt dessen die Marktnotierung des Weizens durch Spekulationen beeinflußt wurde: es war also möglich für Spekulanten, auf die Größe der kommenden Ernte zu wetten — und das war eigentlich unverständlich.

Schon der legale Getreidehandel — war er nicht eigentlich unerträglich? Hatten seit Anbeginn der Welt nicht die besten Geister gefunden, daß das Brot so wenig wie Wasser und Luft dem Profit von einzelnen dienen dürfe? Gerade in den Achtzigerjahren, unter dem Eindruck des Weizen-Aufschwungs, verlangen auf der ganzen Erde Männer und Parteien, die sonst miteinander gar nichts zu tun haben, die Verstaatlichung des Getreidehandels. In der französischen Kammer erhebt sich, September 1887, Jean Jaurès und stellt den Antrag: »*L'état a seul le droit d'importer les blés étrangers et les farines étrangères. Il les revendra à un prix fixé tous les ans par une loi*«. [Der Staat hat das alleinige Recht, fremdes Getreide und Mehl einzuführen. Er wird sie zu einem festen Preis wieder verkaufen, der jedes Jahr durch Gesetz bestimmt wird.] Dieser sozialistische Antrag wird fast wörtlich einige Jahre später von einem Ultrakonservativen im Deutschen Reichstag wiederholt, vom Abgeordneten Graf Kanitz. Denn die ganze Welt ängstigt sich vor den Praktiken des Getreidehandels. Das liberale Amerika stützt ihn. Dem Wagemut in den Rücken fallen? Das wäre nicht amerikanisch. Ein Staatsmonopol für Getreidehandel? Sehr vorübergehend wurde es dann später im Weltkrieg möglich, aber sogleich wieder abgeschafft. Für die meisten Amerikaner hätte es so ausgesehn wie das Antlitz des Pharao oder Ludwigs XIV. Denn: wer weiß, wer morgen der Staat ist?

Was die Börse betraf: man versicherte den Farmern, daß sie dazu diente, den Standard der Erzeugnisse wissenschaftlich festzulegen, die Getreidemenge abzuschätzen und den Versand im voraus zu sichern. Statt dessen sahen aber die Farmer, daß der Ring der Händler, der von ihnen kaufte, ein Abkommen getroffen hatte, so daß keiner den anderen überbot, während die Spekulanten nun wieder die Marktpreise sehr veränderlich hielten. Der alte Feind, die Eisenbahnen, schraubte seine Frachtsätze immer weiter in die Höhe und beförderte möglichst nur das Getreide, das den Eisenbahnherren gehörte. Als die

Farmer sich an die Banken um Kredithilfe wandten, erfuhren sie, daß es gesetzlich verboten sei, auf agrarische Hypotheken zu leihen. So kamen Wucherer in die Farmen, gaben Geld und zogen ein Viertel gleich ab. Mit dem neuen Gelde wollten die Farmer die alle zehn Jahre erneuerten und verbesserten Maschinen kaufen. Aber die waren ja viel zu teuer! So war es denn aus mit dem Farmerstand, mit den Nachkommen der Patrioten, die zuerst Amerika besiedelt, dann den Unabhängigkeitskrieg und schließlich den großen Bürgerkrieg für die Nordstaaten gewonnen hatten? Während sich scheinbar alle Faktoren der Wirtschaft gegen sie verschworen, kam den Farmern der Gedanke der Sammlung. Nicht ein paar Hundert versammelten sich, mit Petitionen oder Revolvern, um eine neue Niederlage wie die von Mussel Slough zu erleben. Es waren Hunderttausende, die sich ihrer Macht besannen, — einer Macht, die darin bestand, daß diese Vielen ja »zugleich Käufer und Verkäufer waren«. Es war ein neuzeitlicher Gedanke, der die Farmer siegen ließ: die »wirtschaftliche Kooperative«.

Es war die »*Grange*«, der Meierhof, der ihnen gleichsam über Nacht half. Der Meierhof war eine Wirtschaftsform, die im Mittelalter die kleinste Einheit selbständig und autark gemacht hatte. Das mittelalterliche Klein-Gut hatte alles selbst produziert und sich nicht durch Händler und Spekulanten in eine »Weltwirtschaft« einschalten lassen, die ihr Produkt entwertete und ihnen das Leben verteuerte. Für die amerikanischen Farmer im letzten Drittel des Jahrhunderts war das Wort »Grange« natürlich nur Gleichnis — aber es war ein sehr gutes Gleichnis: wo eine ihrer Gruppen begann, den gemeinsamen An- und Verkauf von Maschinen und Korn zu organisieren, da stärkte sich das Rückgrat des Standes. Die einzelnen Granges schlossen sich bald nach Distrikten und schließlich nach Staaten zusammen. Jeder Distrikt bestellte Agenten, die die Erzeugnisse des Distrikts möglichst vorteilhaft verkauften und die Fabrikanten zwangen, an die Gruppe billiger zu verkaufen. Jowa ging allen Staaten voran. Schon 1872 wurden dort mit Umgehung des Zwischenhandels 5 Millionen Bushel Getreide nach Chicago geliefert; und beim Einkauf von Maschinen sparten die Mitglieder der Grange bereits 400000 Dollar. Mit wechselndem Glück nahmen die übrigen Staaten die Zusammenschluß-Politik der Farmer auf. Einkaufshäuser, Maschinenfabriken, Banken wurden reichlich gegründet, gingen teilweise wieder zugrunde, konnten aber auch vielfach siegen. Der Kooperativ-Gedanke hatte trotz mancher Rückschläge sich bewährt und war nicht mehr zu ertöten. Um 1900 gab es tausend, um 1920 schon über elftausend Kooperativen — wovon natürlich nur ein Teil, aber doch der wichtigste, dem Getreide gewidmet war.

»Selbsthilfe«: seitdem Samuel Smiles [1812—1904] ein Buch dieses Namens veröffentlicht hatte, glaubte jeder Angelsachse, daß das Schicksal dem Tüchtigen helfe. Weit über die Kreise der Bauern hinaus erkannten jetzt Nation und

Staat den Wert des agrarischen Zusammenschlusses. Noch ehe Theodore Roosevelt, der Präsident der Mittelständler, aus seinem prachtvollen Gebiß das apokryphe Wort äußerte, er werde zum Frühstück allmorgendlich einen Trust verspeisen, trat die öffentliche Meinung überwältigend auf die Seite der Farmer. Hier war eine Organisation, die auf Übereinkunft beruhte, nicht auf Gewalt — und die darum stark war. Hier war bester Amerikanismus. Hier hatten sich, ohne Blutvergießen, Menschen aus den Fangarmen der modernen Wirtschaft befreit — ähnlich wie die Pilgerväter sich von Old England freigemacht hatten. Als dann 1914 die *Gesetzgebung gegen die Trusts* kam — und die Großen, nicht mit Unrecht, behaupteten, daß ja auch der Farm-Ring längst so etwas wie ein Trust sei —, wurden die Kooperativen dennoch von den Beschränkungen ausgenommen, die das Gesetz über die Trusts verhängte. So gemeinnützig erschien den Gesetzgebern der Bauernstand. Und die Gewinne, die im Kriege und nach dem Kriege jeder machte, der Korn zog und verkaufen konnte, kamen nicht bloß den Trusts zugute. Jeder verdiente; auch der Farmer.

Der Einfluß des brotbereitenden Standes auf Amerikas Gesetzgebung kann seither kaum überschätzt werden. Obwohl der unabhängige Farmer — nicht wie sein europäischer Vetter; im alten Deutschen Reichstag zum Beispiel gab es den »Bund der Landwirte« — keine eigene politische Partei für seine Interessen gebildet hat, übt dieser unabhängige Farmer doch einen enormen Einfluß auf Demokraten und Republikaner aus. Eine eigene »Partei des Brotes« würde aus sehr begreiflichen Gründen diesen Einfluß nicht ausüben können: stets werden wirtschaftliche Interessen besser im Hintergrund verfochten. Auf jeden Fall würden William Saunders und O. H. Kelley, die in den »alten harten Tagen« die »National Grange« gründeten, ihre Augen erstaunt aufreißen, sähen sie, was ihre Enkel wirtschaftspolitisch erreicht haben.

Unnötig zu sagen, daß in den Kämpfen des amerikanischen Farmerstands auch ein geistiger Faktor mitwirkte. In den meisten agrarischen Klubs liegt die Bibel offen da, wenn die Mitglieder sich versammeln. Und, in der Tat, in welchem Buch stünde so viel über Ackerbaudinge, vom Furchenziehn bis zur Heuschreckenplage? Die Bürger des Staates Minnesota erzählen gern, daß ihr Gouverneur Washburn, 1877, anordnete, daß der 91. Psalm von den Kanzeln gelesen werde — gegen »die Pest, die im Dunkeln wandelt, und die Zerstörung, die schreitet am Mittag«: worauf die Heuschrecken verschwanden. Doch mit einigem Erstaunen lesen wir in einem Buch von Wesley McCune, daß die *Patrons of Husbandry* [also die »edle Bauernschaft«] ein »Neues Eleusis« geschaffen haben: mit einem Oberpriester, Aufseher, Kaplan, Schatzmeister, Sekretär, Torhüter und Mysterienlehrer, denen gar noch drei Damen zur Seite stehn, die bei Logenfesten als Ceres, Pomona und als Flora auftreten. Dies »Eleusis in Amerika« mag eine Kostümgesellschaft sein — und doch liegt Kulturfrömmigkeit darin, wie man sich in diesen Logen der alten Agrar-

Religionen erinnert. Wie Louis Taber, der zwei Jahrzehnte »Hohepriester« des Ordens war, feststellte, »wird immer noch, wie zu Zeiten von Isis und Demeter, Verschwiegenheit von den Mitgliedern verlangt«. Aber nicht alle »grangers« schwiegen. Und so erfuhr man manch schönen Brauch: daß jeder von diesen agrarischen Freimaurern ein Messer bei sich trägt, damit er »weder Pflanze noch Zweig breche, sondern sie so sanft beschneide, daß die Pflanze nicht verletzt wird«. Messer und Geheimbünde! Man stelle sich vor, was Diktaturen mit den Mitgliedern solcher Orden täten...

130

JEDE Verordnung, die heute zu Gunsten des Farmerstands erlassen wird, hat die überwältigende moralische Unterstützung aller. Das ist merkwürdig! Denn der größere Teil der Öffentlichkeit besteht nicht aus Bauern. Der ökonomische Gegensatz zwischen Land und Stadt — der Gegensatz zwischen Hersteller und Verbraucher — ist in Amerika nicht geringer als irgendwo sonst seit Athen und Rom. Dennoch gehört die Sympathie der Großstädter durchaus den Bauern.

Das amerikanische Farmprogramm erstrebt für landwirtschaftliche Produkte den sogenannten »Paritäts-Preis«. Das heißt: der Farmer soll soviel verdienen, daß er sich kaufen kann, was er braucht — auch wenn Inflations- oder Krisenjahre die Preise für das, was er kaufen will, in die Höhe getrieben haben. Zwischen 1909 und dem Beginn des Ersten Weltkriegs verdiente der Farmer besonders viel. Wenn er damals für 100 Bushel Weizen 100 Dollar erlöste und sich mit diesen Dollarscheinen einen neuen Ofen kaufte, einen Anzug und seiner Frau ein Kleid, dann — meint der Farmblock — sollte er heute mit seinen 100 Bushel sich dieselben Güter kaufen können. Was sagt aber nun der städtische Schuster, Spezereiwarenhändler und Wäscher zu dieser Politik des Farmblocks? Sagt er nicht: »Was ist's mit *meinem* Ofen und mit *meinen* Anzügen?« Seltsamerweise sagt er das nicht. Eine gewisse Ritterlichkeit läßt ihn die Schulter des Farmers klopfen: »Du gehst vor, mein Lieber... Ich sehe es ein!«

Solch ein Verständnis für Landprobleme in den Großstädten Amerikas ist darum so überraschend, weil sich die Städte doch klarsein müssen, daß — wenn der Kandidat, den sie wählen [er sei Demokrat oder Republikaner], dem »agrarischen Block« angehört — er höchstwahrscheinlich Brot, Milch und Eier für die städtischen Käufer verteuern wird. Aber das ist ihnen gleichgültig! Der durchschnittliche Amerikaner freut sich, wenn er in seiner Zeitung liest, was ein hundertprozentiger Agrarier wie der berühmte Bob La Follette wieder einmal im Senat gesagt hat: »Das Problem des ländlichen Arbeiters ist so alt wie die Zivilisation und so jung wie die heutige Morgenzeitung...« Er schiebt

mit vollem Bewußtsein beiseite, daß ihn das eigentlich »nichts angeht«. Diese Großmut der städtischen Mehrheit gegen die ländliche Minderheit ist etwas im Grunde Prachtvolles, und sie ist sehr amerikanisch. Wie dachte der europäische Städter noch vor wenigen hundert Jahren über den europäischen Bauern? Gewiß, ein Mann wie Friedrich der Große konnte zu Papier bringen: »Agrikultur ist die erste der Künste. Ohne sie gäbe es weder Kaufleute, noch Poeten, noch Philosophen« — aber solch eine Äußerung schmeckte nach einem »Tischgespräch unter aufgeklärten Leuten«. Was damals keiner der Philosophen im entferntesten zuwege brachte, bringt heute merkwürdigerweise eine andere Macht zustande:

Das ist das *Werk der Literatur!* Die Macht der modernen Literatur läßt sich fast mit der Macht vergleichen, die früher die Religion besaß. Und wie früher die Religion ist die Literatur gänzlich souverän. Sie mag eine Weile von der Politik oder der Wirtschaft gegängelt scheinen. Dann plötzlich besinnt sie sich, daß sie frei ist, und landet einen Kinnhaken ins Gesicht des gerade herrschenden, offiziellen Wirtschaftssystems. Da im demokratischen Staat der Gedanke tatsächlich frei ist, ist die Macht der Literatur unbegrenzt. Vom Idealisten bis zum Snob, von der Ergriffenheit bis zur Neugier bietet die Literatur alles auf, was es irgend gibt, um zu siegen. Sie zwingt einen großen Teil der Nation, Romane und Theaterstücke zu konsumieren, die ihn ... nichts angehn? Das wäre zu wenig! Die die sozialen Grundlagen des Lesers selbst in Frage stellen! Wenn ein Mann, der ein Bankbuch besitzt, zu Erskine Caldwells *Tobacco Road* geht [und dieses landproletarische Stück lief mehr als zwölf Jahre über den Broadway, durch Amerikas städtische Herzader], so handelt er so gegen sein Interesse wie die französische Adelsgesellschaft, die sich im 18. Jahrhundert zu Beaumarchais' *Figaro* begab.

Das ist die Gewalt der Literatur. Sie schuf den riesigen Unterschied im amerikanischen Fühlen zwischen 1910 und 1940. Man hat nicht das Gefühl, es läge nur *eine* Generation dazwischen. Sieht man sich in den Büchern um, so merkt man, daß kein Ideal des »merkantilistischen Zeitalters« mehr am Leben ist. Niemand könnte sich heute mehr für »Wirtschaftspioniere« begeistern, für »cäsarische Gestalten, die das Glück ihrer Mitbürger begründen«. Eine Figur wie Vanderbilt könnte heute tatsächlich nicht mehr der Held eines amerikanischen Romans sein. Der Wirtschaftsführer mag immer noch herrschen, in Politik und Realität. Doch im Geistesleben der Nation ist er »*sine arte et littera*«, kein Kunstwerk gewinnt seiner Existenz einen sympathisch erklärenden Zug ab.

Amerikas führende Romane sind agrarisch und gelten dem kleinen Mann. In Pearl Bucks Prosadichtungen steht Überschwemmung, Revolution, Dürre, Seuche und Pestilenz zwischen dem geduldigen Bauern und seiner »guten Erde«; schließlich obsiegt er allen Widersachern. Auch in Europa hatte man die Wichtigkeit guter Land-Romane längst eingesehn; aber als sie dann kamen, wagten sie

sich nur langsam hervor. Der Grund für diese Schüchternheit lag in der Geschichte des Erdteils selbst und in der Psychologie der Gebildeten... Man kann sagen, daß alle Land-Romane seit der Französischen Revolution von zwei großen Schweizern herstammen. Einer davon war ein Sentimentaler und der andre ein Realist: Jean Jacques Rousseau, der französisch schrieb [1712—1778], und Jeremias Gotthelf, der deutsch schrieb [1797—1854]. Sie legten den Grundstein für ein Gebäude; aber es wurde nicht aufgeführt. Gerade um ihrer Landschaft willen konnte die Schweiz dem Acker-Roman keinen starken Impuls geben. Die Schweiz ist das Land der Viehbauern. Hier konnte das »Epos der Milch« wachsen, doch niemals das Epos des Getreides. Im »Atlas der Schweizerischen Volkskunde« handelt Richard Weiß sehr ausführlich von der Seltenheit des Brotes in gewissen Tälern der Schweiz. »Wenn jemand in Arth, einer typischen Hirtengegend, um 1860—1870 ein Brot heimtrug, so fragte man ihn: *Händ ir öpper chrank dihäim?* [Habt Ihr etwa einen Kranken zuhaus?] Man versteckte darum das Brot meistens unter der Schürze.« Und womit streckt man heute noch in manchen Kantonen ein knappes Brotmehl? Mit getrockneten Birnen und Nüssen, also mit einer Kostbarkeit, die in der Schweiz, einem Obstlande, oft leichter erreichbar ist als Getreide.

Die Poeten des Getreides wurden nicht zwischen Bergwiesen geboren, sondern in der Tiefebene. Während des 19. Jahrhunderts nahm in Frankreich und Deutschland der Industrierauch dem Bauernroman das Sonnenlicht weg, das er zu seiner Entwicklung brauchte. Für die Norweger wäre Knut Hamsun der nationale Erzähler geworden, wenn er den Reichtum der Bergwerke, des Holzes, des Fischfangs besungen hätte. Statt dessen schrieb er *Segen der Erde*, einen agrarischen Roman, der daheim mit großer Achtung genannt, aber nicht viel gelesen wurde. Es war im Osten, in den Ebenen Polens und im endlosen Rußland, daß der Bauernroman Weltliteratur wurde. Hier erschien, neben Tolstois und Gorkis Werken, der vierbändige Roman des Polen Wladyslaw S. Reymont, *Chlopi* [oder »Die Schollenmenschen«]. Es war das Epos der zeitlosen Bauern.

Zeitlosigkeit und die Weite des Landes mußten auch in Amerika große agrarische Epen erzeugen. Hier, wo die Städte städtischer waren als irgendwo in der übrigen Welt, blieb das Land doch noch immer ländlich. Menschen lebten nebeneinander in einem Mischzustand vieler Zeiten; neben aufgegipfelten Industrien, die aus Wolkenkratzer-Kontoren telephonisch regiert wurden, gab es, zwei Tagereisen entfernt, Orte, wo noch immer ein Urkampf zwischen Ackerbauern und Viehhirten stattfand, zwischen dem Farmer und dem Rancher — ein Urkampf, wie er in Europa schon vor 2000 Jahren erloschen war.

Daß er »Urprobleme« behandeln durfte, gerade das gab in Amerika dem agrarischen Roman starken Auftrieb. Alle diese Romane feiern den »unerschrockenen kleinen Mann«. Wer das Auf und Ab der Literatur kennt, weiß, daß auch das eine Mode ist, die vielleicht schon nach wenigen Jahren einer anderen

Platz machen wird. Phänomenal aber ist es trotzdem, daß auf einmal Millionen von Menschen – die nie in ihrem Leben von Liebig oder Viscount Townshend hörten – aus ihren Lieblingsromanen wissen, was »Bodenerschöpfung«, »Fruchtwechsel«, »Winterweizen« und »Schädlingsbekämpfung« sind. So ist der Same aufgegangen, den 1899 Frank Norris und Edwin Markham legten. Dem scheint gegenüberzustehn, daß Umfragen in Volksbibliotheken zeigen, der »Octopus« werde kaum noch gelesen. Aber dafür liest man Norris' Schüler, die nach ihm aufs Land gingen und sich in die Probleme der Farm und des Brotes einwurzelten: die Caldwell, William Faulkner, John Steinbeck. Das hat seine gute Ursache. Sie sind der amerikanischen Scholle näher, als Frank Norris es war. Dieser Bahnbrecher schrieb zu französisch. Bei ihm formten sich Ideenspitze und Wort mit zu klassischer Leichtigkeit. Wie in einem Prozeß und bei Zola gingen alle Rechnungen auf; Norris' Farmer, so Freunde als Feinde, sprachen alle wie Advokaten. Die Familie Joad dagegen, die Heldin von Steinbecks *Früchten des Zorns*, kann eigentlich überhaupt nicht sprechen; und die Familie Jeeter gar, die durch die *Tabakstraße* hinschreitet, äußert ein tierisches Gestammel, kaum über Physisches hinaus, um zu sagen, was sie will. Das ist der Gegenpol davon, daß vor vierzig Jahren die Bauern in den Romanen so sprachen, als hätten sie gerade Henry George gelesen. Die heutige Mode [es *ist* eine Mode] erinnert nun wieder an jene Zeit, da »der Bauer keinen Mund hatte«; an jene Läufte des Mittelalters, wo er wegen Mangel an Sprache vor dem deutschen Kaiser nicht klagen konnte. Jetzt klagen nun also die Dichter für ihn. Und sie tun es in *der* Weise, daß sie selbst keine Gedanken aussprechen, aber Umwelt und Umstände reden lassen. »*You'll lose it if you talk about it* [Ihr werdet's verlieren, wenn ihr davon sprecht]« hat Hemingway einmal gesagt, und die Ästhetik von Ford Madox Ford gipfelt in der Forderung [die morgen bereits wieder falsch sein wird]: »Das Hauptziel eines Romanciers ist, den Leser vergessen zu machen, daß der Autor existiert; ja, daß er überhaupt ein Buch liest«.

Umwelt und Umstände des Bauern! Nicht immer sind Dichter getreue Sammler – und daß Umstände und Fakten von ihm nicht richtig gesammelt wurden, werden gerade Steinbecks Gegner nicht müde, diesem vorzuwerfen. Verhältnisse, wie er sie schildert, gäbe es in Oklahoma und in Kalifornien nicht –! Wie Beecher-Stowe in *Onkel Toms Hütte* habe Steinbeck alles übertrieben... Aber mag er die Wirklichkeit getroffen haben oder nicht: es gibt einen Grad der geistigen Wahrheit, der es wesenlos unter sich läßt, ob sich »eine Sache in Wirklichkeit so abspielen konnte«. So behalten die Romane des agrarischen Realismus und ihre zahlreichen Derivate auf der Bühne und im Film mit Recht ihre Popularität; auch wenn es sich herausstellen sollte, daß vielleicht ihr Realismus nicht ganz so realistisch ist, wie ihre Autoren und Leser das glauben. Die *Ethik* ist das wichtige.

131

Ethik. Alle diese Bücher handeln von tapferen kleinen Leuten. Mögen sie Glück oder Unglück haben: nur wer weiß, was der tapfere kleine Mann für Amerika bedeutet, nur der versteht Amerika. Amerika braucht Vorbilder. Und das Gesicht des mittleren Farmers, das, die Pfeife im Mund, aus dem Film blickt; die Hand am Schalthebel des kleinen Wagens, der zur nächsten Stadt rattert, um seine Einkäufe zu besorgen; die Gestalt des genügsamen kleinen Landmanns, voller Humor und Anständigkeit: diese Bilder sind dem Volke lieb. Der Großgrundbesitzer nämlich [der in Europa jahrhundertelang die Kultur befehligt hatte] blieb in Amerika anonym. Man sah ihn nicht... Der Weizenmagnat hatte sich im Westen nirgends zu einer Art Landadel entwickelt — nicht so wie zweihundert Jahre früher der Tabak- und der Baumwollpflanzer im Süden das getan hatten. Hauptsächlich wohl, weil auf der Jagd in den Westen der Weizenmagnat nicht recht ansässig wurde. Der Groß-Profit des Weizenbaus hing von zu vielen Faktoren ab, und der Landmagnat war sich bewußt, daß seines Bleibens nicht lange sei. Seine rücksichtslos ausgenutzte Riesenfarm war bald erschöpft, nach wenigen Jahren zog er weiter. [Es war die alte Hirtenmanier, die 5000 Jahre zurücklag, obwohl jetzt nicht mehr das Vieh wanderte, sondern die Saat mit ihren Traktoren.] Kultur entstand hier also nicht — nicht einmal aristokratische: denn der Milliardär dachte nicht daran, sich irgendwo ein Schloß zu bauen, mit einem gesellschaftlichen Zentrum, mit einer Dienerschaft, Musikern und mit ländlichen Gelehrten — wie die Landmagnaten Ungarns im 17. und 18. Jahrhundert ihre Hofhaltungen hatten, an denen ein Haydn leben konnte. Das Geld, das ihm das Land einbrachte, verzehrte der Reiche nicht auf dem Lande, sondern in der Weltstadt oder an der französischen Riviera, ganz wie es der Großgrundbesitzer im antiken Rom gehalten hatte.

Hinter dem Schritt des wandernden Weizenkapitalismus wäre das Land in Häßlichkeit versunken — mit seinen verlassenen Hütten, seinen baufällig gewordenen Dorfkirchen und eingestürzten Schulhäusern — wenn da nicht der *Meierhof* gewesen wäre, der Geist der Kleinen, die tapfer auf der Scholle blieben. Die Bücher, die der Große nicht las, brachten sie an den Winterherd, sie schickten ihre Kinder zur Schule, das Radio klang, die Stimme des Landes belebte sich mit freundlichen Bildern. Gewiß kamen Krisen, schwere Krisen. Es waren vor allem die Rückschläge aus der gesamten Wirtschaftslage, die den Farmerstand bedrohten [1928]; die falsche Prosperität brach zusammen, die Nachwirkung des gewonnenen Krieges; es kam die Überproduktion, die Verteilungskrise, die Bankenkrise. Doch meistens erstanden zu rechter Zeit aus der Mitte des brotbereitenden Standes Politiker, die zu helfen wußten: McNary

zum Beispiel, der 1927 eine Subventionsbill einbrachte, die den Preissturz ländlicher Produkte unter ein Minimum hindern sollte. Oder der Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Henry A. Wallace, der vorschlug, die Regierung möge genügend Land pachten und aus der Bebauung *ausscheiden*, so daß der Rückgang der Farmproduktion dem industriellen Rückgang entspreche. Mit Erstaunen sah man plötzlich die englische »*enclosure*« wiederkehren; aber wenn sie sich früher in England zur Nationalkatastrophe auswuchs, indem zu wenig Land bebaut wurde, so wirkte sie sich in Amerika zum nationalen Nutzen aus, denn sie stoppte die Überproduktion. Die Maßnahme Wallaces stützte die Preise und machte dem Farmerstand wieder Luft. Im Anfang der Dreißigerjahre, wirklich, konnte Amerika von sich sagen, es habe *Demeters Warnung* verstanden. Die Warnung, die seit 6000 Jahren der Ackerbau der Geschichte erteilt hat. Ob Solon, Moses, Quesnay, Liebig: aus den verschiedenen Tonarten ihrer Gedanken klang immer dies eine: nur ein freier und glücklicher Bauernstand macht die Nationen weiterleben.

»Und mag es noch viele Krisen geben: wir werden jede von ihnen bezwingen. Wir werden auf dem Boden bleiben, wir werden uns wie Ackerbauer und nicht wie treibende Viehhirten benehmen.« Der Farmer, der dieses Wort gesagt hat, bearbeitet sein Kleingut allein; Frau und Kinder sind seine Helfer, seine sonstigen Diener sind nur die Maschinen. Er gehört einer Klasse von Menschen an, die nicht wahnsinnig dem Dollar nachjagt; von ihm und seinesgleichen hängen vierzig Millionen Menschen ab. Von seiner Leistung dichtete Joaquin Miller, der Poet, wenn er bärtig, auf Nagelschuhen, die Straßen San Franciscos durchquerte:

Who harvests what his hand hath sown
Does more for God, for man, his own
dares more than all mad heroes dare.
[Wer erntet, was er sät in's Feld,
tut mehr für Gott, sich selbst, die Welt —
wagt mehr als jeder irre Held!]

Der Aufstand der Erde

132

DAZU GEHÖRT FREUNDSCHAFT MIT DER ERDE. DIE GANZE GESCHICHTE des Ackerbaus lehrt: zwischen Mensch und Erde muß Freundschaft sein, wenn der Acker dem Menschen tragen soll. Mit der Herrschaft allein ist's nicht getan. Im Gegenteil: die Naturkatastrophen von 1934 sollten zeigen, daß in Amerika das Verhältnis zwischen Mensch und Erde noch allzusehr dem Mißverhältnis zwischen Herr und Diener glich. Und es kam zu einer Empörung der Erde.

Die athenischen Handwerker, wird uns erzählt, führten zwei Götter in ihrem Wappen: Athene, die Göttin der Weisheit, und den Gott des Schmiedefeuers, Hephaistos. Wenn Weisheit und Technik sich verbinden, rühmt Platon, entsteht Industrie und Volksglück.

Wie aber, wenn die Technik sich mit der Weisheit nicht mehr verträgt? Wenn sie ihren Part überspielt? Die Legende erzählt, daß der Gott der Schmiede die jungfräuliche Göttin Athene zu belästigen begann. Er verfolgte sie vor die Stadt, jagte sie um die Mauern aufs Feld und wollte sie vergewaltigen. Der rußige, hinkende Mann war stark: er umfing die Göttin von hinten, doch sie vermochte sich loszureißen und ihn mit einem Stoß ihrer Ferse gewaltig gegen den Gürtel zu treffen. Er stürzte in eine Furche hinein, seine Manneskraft entlud sich, und die Erde gebar von ihm den Erichthonios.

Der gute Gott des Schmiedefeuers, der Erfinder so vieler kunstreicher Gegenstände, konnte also ein Wüstling sein. Das lehrte jene tiefsinnige Sage. Und 2000 Jahre später empfand der amerikanische Dichter John Steinbeck den Techniker Hephaistos ebenfalls als Vergewaltiger. Obwohl Steinbeck wußte, daß ohne Pflügen – tiefes Pflügen! – kein Brot kommen kann, sah er im Pflügen einen Gewalt-Akt:

Der Mensch, der da im eisernen Sitz saß, sah überhaupt nicht aus wie ein Mensch. Behandschuht, bebrillt, mit der Gummimaske über Nase und Mund, war er nur ein Teil der Maschine, ein monströser, künstlicher Roboter. Der Donner der Maschinen-Zylinder dröhnte durchs Land; schon wurde er eins mit Luft und Erde, die gleichsam vor Schrecken mitvibrierten... Der Mensch mochte diesen Traktor bewundern – seine glänzende Oberfläche, den machtvollen Ansturm seiner Motoren und das Rollen der Explosionen; und dennoch gehörte er gar nicht ihm. Er thronte da auf einer Maschine, die er nicht selbst geschaffen hatte – und hinter dem Traktor rollten die Scheiben, die die Erde mit Messern zerschnitten. Dies war nicht

mehr Pflügen; es sah aus wie eine chirurgische Operation, die der Erde angetan wurde, wenn das schon einmal Zerschnittene nach rechts gestoßen wurde, wo eine zweite Reihe von Scheiben und Messern es abermals erwartete, schnitt und nach links warf... Und hinter den Messern kam die mechanisierte Egge, kämmend, kämmend mit eisernen Zähnen, so daß die kleinsten Erdklümpchen noch einmal brachen und Staub wurden. Nach der Egge kamen die langen Befruchter — die mechanisierten Befruchter, zwölf gekrümmte Geschlechtsglieder eines Ungeheuers, die man im Eisenwerk gegossen hatte: ihr Orgasmus war rein mechanisch, sie vergewaltigten methodisch, doch vollführten sie ihren Akt ohne Lust. Der Fahrer thronte in seinem Sitz und war selbstverständlich stolz auf die schnurgeraden Furchen, die er zog und für die er doch nichts konnte. Stolz auf den Traktor, der nicht sein war und den er nicht zu lieben vermochte; stolz auf die Macht, die er gar nicht besaß... Und wenn das Getreide in den Halm schoß und geerntet wurde, dann hatte nicht er oder irgendein anderer eine sonnenwarme Erdscholle in der Hand gehalten oder sie einmal nachdenklich zerkrümelt. Niemand hatte den Samen berührt, der hier aufgegangen war. Die Menschen aßen, aber sie hatten keine Berührung mehr mit ihrem Brot. Das Land gebar — aber unter der Drohung des Eisens. Und unter dem Eisen verging es auch. Es nahm nicht wie sonst an Liebe und Haß, an Flüchen oder Gebeten teil. Es war müde geworden und starb nach und nach.

Die kleinen, von Ochsen gezogenen Pflüge hatte dieErde willig ertragen. Aber als jetzt Demeter die millionenpfündige Last der Maschine auf sich empfand, da fing sie an unwillig zu werden. Wie sich früher die Göttin der Weisheit den Armen der Technik entwunden hatte, so begann jetzt die amerikanische Erde sich gegen die Technik zu erheben.

Schiffe, die um die Märzmitte 1934 gegen Virginia steuerten, sahen Unerklärliches. Trotz hellen Sonnenscheins war die Küste von Amerika schwarz verschleiert, als ob Milliarden Tonnen von Kohle atomisiert seien und die Luft kilometerhoch verdickten. Dieses schwarze Medium trieb mit großer Schnelligkeit von Norden nach Süden. Als die Schiffe näher kamen, häufte sich Staub um Schornstein und Reling; kein grauer und gelber Staub, sondern schwarzer. Es war die Erde Amerikas, die sich berghoch erhoben hatte, die durch die Luft dahintanzte; die den Matrosen und Passagieren auf dem Meer in die Lungen drang, sie husten machte und blendete. Welche Katastrophe hatte den Kontinent des Glücks heimgesucht?

Ja, es war eine *Naturkatastrophe* — die in ihren Wirtschafts-Ausmaßen viel größer war als die von Pompeji. Doch es war nicht, wie 79 n. Chr., die Gewalt der Unterirdischen, die sich auf schuldlose Menschen entlud, sondern der schuldige Mensch hatte selbst sich diese Katastrophe erschaffen. Er war seit fünfzig Jahren gewarnt, daß die zu gründliche und zu tiefe Zerkleinerung der Erd-Oberfläche durch die neuen Riesenpflüge der Erdscholle ihren Zusam-

menhalt und ihre fettige Schwere nähme. »Hauptsache ist, daß die Scholle mir trägt!« sagte er eigensinnig lachend und pflügte weiter. Immer weiter, über jungfräuliches Land, über grasbestandene Prärien donnerten die Traktorpflüge. »Das Land, das ich pflüge, gehört mir. Niemand kann es mir wegnehmen!« Jetzt aber kam jemand und nahm's ihm fort. Es war der Wind, der uralte Feind. Der Wind nahm die zerriebene Scholle und trug sie hundert Meilen fort.

Nach Statistiken blies der Sturm 1934 nicht heftiger als in den früheren Jahren. Es war ein guter Äquinoktialsturm, der tagelang anhielt, nichts anderes. Aber in den Jahren vorher war *Dürre* gewesen, die atomisierte Scholle, besonders trocken, hatte durch mangelnde Feuchtigkeit noch mehr an Gewicht verloren, der Sturm unterlief sie – und im nächsten Augenblick sahen die amerikanischen Farmer die schwarzverschleierte Demeter himmelhoch dahintreiben.

Welch eine Tragödie! Diese Scholle hatte der Amerikaner in drei zähen Jahrhunderten dem Wald und der Prärie abgetrotzt. Squanto und die Pilgerväter, Oliver Evans, Washington, Thomas Jefferson und Lincoln hatten für diese Scholle gedacht, um ihretwillen war die Grenze nach Westen vorgeschoben worden, hatte man Berge überstiegen und neue Forste abgeholzt. Um des Ackers willen hatten Edward Everett und Theodore Roosevelt Reden gehalten, die Farmer mit den Bahnen gekämpft, Pittsburgh seine Stahlpflüge gebaut, hatte man die Chemie und die Gifte zur Schädlingsbekämpfung mobilisiert. Im Jahre 40 v. Chr. mußten, wie Varro erzählt, die Spanier den Augustus anflehen, er möge ihnen Soldaten schicken gegen die Plage der wilden Kaninchen; doch ehe die Soldaten kamen, war das Getreide abgefressen. In Amerika brauchte niemand zu flehen. Stets waren die Stiftungen dagewesen, die Universitäten, das Geld. Ein Gesundheits-Kordon umgab die Felder; keine »Hessenfliege« und kein Kornwurm durfte ungestraft hinein; gegen hundert Insektenlarven wurden hundert verschiedene Doktor-Arbeiten geschrieben. Nicht die Europäer, die bis dahin in Ruf und Geruch der Gründlichkeit gestanden hatten – die Amerikaner waren es scheinbar, die als Gelehrte des Ackerbaus alle Welt überflügelt hatten. Und das war jetzt alles vergeblich gewesen?! Welche Katastrophe – der Boden selber sagte seinen Dienst auf!

Der Staubschleier, der über den Kontinent fegte, nebelte die Städte ein und drang in die Atemwege der Menschen. Lungenentzündungen waren die Folge, Säuglinge und Greise starben zuerst. In Ställen und Weiden wurde das Vieh scheu, brach aus und kam in der Wildnis um. Überallhin drang der Staub; er erstickte und begrub die junge Saat. Ein paar Monate später entluden sich überweltliche Wolkenbrüche und führten zu einer neuen großen Katastrophe der Saat-Erde. Was der Sturm stehengelassen hatte, erlag jetzt der Erosion

durch das Wasser. »Staubstürme und Überschwemmungen«, sagte damals Paul B. Sears, Landwirtschaftsexperte in Oklahoma, »sind nur scheinbare Gegensätze. Sie haben die gleiche Ursache: *Raubbau* hat den Boden zerstört. Wenn die Trockenheit hereinbricht, fliegt die Ackerkrume weg. Wenn es regnet, fehlt der Schwamm, der das kostbare Naß im Humus festhält. Es schwimmt davon, nimmt den Humus mit... Das Wasser darf eben nicht erst dann durch Dämme aufgefangen werden, wenn es schon reißende Ströme bildet! Man muß jeden Tropfen der Vegetation dienstbar machen. Nur der schwammartige, dunkle Teig, die Oberschicht aller guten Erde konnte dies tun... Jetzt ist sie fort! – Sandstürme und Überschwemmungen sind nur die Vorzeichen der Gewalten, die sich gegen uns ansammeln,« warnte Sears, »noch ist es Zeit, unsre Ackerbaumethoden denen Europas anzupassen, die Erde zu pflegen statt auszubeuten!«

Was meinte Sears mit *europäischen Methoden?* Der von den Engländern im 18. Jahrhundert empfohlene »jährliche Fruchtwechsel« war [obwohl alle Seminare ihn längst die Amerikaner lehrten] von den großen und kleinen Farmern noch keineswegs überall praktiziert. Nicht nur das rücksichtslose Pflügen, auch die dauernde Monokultur ein und derselben Getreidesorte trocknete die Scholle aus und leistete der Erosion Vorschub. Schon vor 1934 hatten M. F. Miller und Krusekopf für den Staat Missouri berechnet, daß dort, wo nach europäischer Art *abwechselnd* Weizen, Mais, Klee gesät waren, im Jahresdurchschnitt durch Wegschwemmung nur drei Tonnen Erde verloren gingen. Wo man aber *nur* Weizen baute, ruinierte die Erosion zehn Tonnen, wo man Mais baute gar zwanzig. Die Statistiken berechneten, daß bei rechtzeitigem Fruchtwechsel die gute Erde von Missouri noch 365 Jahre als Lieferant von Ernten fungieren werde, bei einseitiger Bevorzugung von Weizen aber nur 100 Jahre und bei dauerndem Maisbau nur 50.

Wenn im 18. Jahrhundert Arthur Young und die übrigen Reformer »Fruchtwechsel« empfohlen hatten, so hatten sie es gewiß nur getan, um die Fruchtbarkeit zu steigern. Aber dieser Fruchtwechsel erhielt [was man damals gar nicht wußte] zugleich mit den chemischen Eigenschaften des Bodens die *physikalischen!* Der Fruchtwechsel war es, der hinderte, daß die Scholle sich auflöste. In Missouri, bewies Hans Jenny, ein aus der Schweiz stammender Experte, war der Humus- und Stickstoffgehalt der Scholle um 35 Prozent gefallen – sie war für den Ackerbau entwertet! –, als der Wind sie davonzutragen begann ... Und wie hier geschah es auch anderswo: ein Drittel des kultivierten Bodens war auf dem Wege, nutzlos zu werden ...

Ein anderer Sachverständiger, I. N. Darling, sah es noch schärfer: »Eine Nation von hungrigen Mündern und das Ende der Zivilisation in Amerika stehn uns bevor, wenn wir in den nächsten 35 Jahren den Boden wie bisher exploitieren. 1960 wird die Kurve der Bevölkerungsdichte die abnehmende Kurve des bestellbaren Landes schneiden. Jeder Amerikaner wird für seine

eigene Ernährung 1 Hektar Land pro Kopf haben. Das werden chinesische Zustände sein: denn deshalb hungern ja die Chinesen. Seit mehr als 100 Jahren arbeiten wir Amerikaner daran, durch zu intensive Bewirtschaftung unsre Erde zu ruinieren.«

133

DIE schwarzen Stürme bliesen noch, das Hochwasser trug noch die Saat-Erde fort, die Sachverständigen jammerten noch, als mit hochgeschlagenem Kragen aus dem Landwirtschaftsministerium in Washington ein Mann herauskam und in das dreifache Toben ein »Halt«! rief. Dieser Mann war der Ackerbauminister Henry A. Wallace, der Sohn eines Farmers, der zugleich Theologe gewesen war. Davon war es in der Familie üblich, trotz aller diesseitigen Beschäftigung mit der Landarbeit und dem Verkaufen von Korn die großen christlichen Aspekte und Tatsachen nicht außer acht zu lassen.

Um diese Zeit war Henry Wallace nicht ganz mehr der Mann der Zwanzigerjahre mit dem Kriegsruf »Stärkeren Ertrag auf kleineren Feldern!« – als den ihn in seinen *Hungerfechtern* Paul de Kruif der Welt vorgestellt hatte. Nein, dem Pastorensohn Henry A. Wallace, dem Praktiker und Meisterzüchter, war inzwischen klar geworden, man habe am Boden etwas begangen, das die Bibel »Sünde« nennt. Man hatte den Boden arbeiten lassen wie einen überanstrengten Knecht und hatte ihm keinen Sabbath gegeben. Wallace und seine Freunde waren seit langem dafür, den Ackerbau in Amerika zu *beschränken*, und sie hatten ein Gesetz erzwungen, das in immer steigenden Ziffern Land aus der Produktion ausschied. Es mache sich nicht mehr bezahlt, hatte Wallace schon vor Jahren erklärt, daß der Farmer das letzte Büschel Getreide aus dem ermüdeten Boden hole. Die Regel vom abnehmenden Ertrag beginne sich bereits fühlbar zu machen; man müsse die Kosten der Produktion durch weniger intensive Methoden verringern. 1934 erklärte das Ackerbauministerium, es werde noch im laufenden Jahr 2,5 Millionen Hektar Ackerland in Wiesen umwandeln. Das waren jetzt nicht mehr nur die Gedanken eines Mannes, der sich vornahm, die Überproduktion zu bekämpfen, um die Preise stützen zu können: Hier trug bereits ein erkennender Geist den großen *physischen* Tatsachen Rechnung.

Den Farmern, die aus ihren Feldern wieder Wiesen und Viehweiden machen wollten, wurde von Wallace Staatshilfe versprochen. Rückverwandlung der Kornlandschaft also in Wiesen und Forste –! Ja, warum? Weil Wiesengras die Erde *bindet*. Weil der Sturm diese Erde nicht fort- und über den benachbarten Acker als tödlichen Flugsand ausschütten kann. Die Ausscheidung von ganzen

Ländern aus der Bebauung war bisher rein ökonomisch gefordert worden; jetzt machten physikalische Gründe sie zum landwirtschaftlichen Programm. Gras- und Baumwurzeln – Wälder vor allem! – sollten die Erde festhalten und gegen Wasser und Wind schirmen. Jedes Kornfeld sollte in einen schützenden Gürtel gebettet liegen. Wo hatte man das schon gesehn? Die Menschen, die Europa kannten, blickten einander ins Gesicht und sagten: »Laßt uns in Amerika europäische Landschaften errichten!«

Warum ergreift beim Anblick von *Mischlandschaften* den Menschen ein so tiefes Behagen? Da liegen Seen, Wälder und Hügel, die Kornebene blitzt von Wasserläufen, Straßen ziehn, Moore dunkeln herüber... Warum ist das so, und warum ist das schön? Jeder Maler würde erwidern: »das muß so sein, weil es so *ist!*« Der Maler ahnt möglicherweise: seit Jahrtausenden ist eine »schöne Landschaft« immer das proportionierte Gemisch von biologisch gerechten Faktoren. Gewiß konnte Demeters Ährenfeld, die jüngste vom Menschen geschaffene Landschaft, nur auf Kosten der älteren Formationen, des Waldes, des Sees und der Steppe, entstehn. Aber wie dürfte eins das andere vergewaltigen und vertreiben? Wunderbar stehn auf der Erd-Szene die Schauspieler gegeneinander gekehrt: die Bäume, Hecken, Wiesen und Wasserläufe.

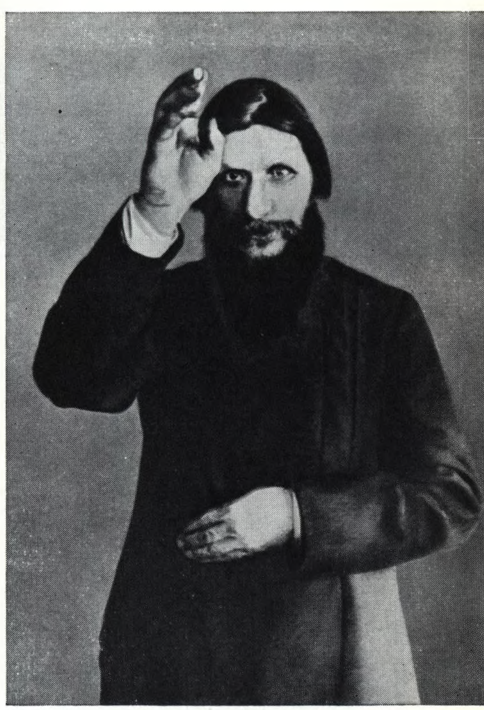
Wenn man in den Tagebüchern von Leonardo da Vinci liest, die Erde sei ein lebendiges Wesen, die Felsen Knochen, die Pflanzen das Haar, das Wasser das Blut, so glaubt der Moderne an dichterische Übertreibung, der Arzt gar an paranoide Ideen. Aber wie realistisch ist das! Die Erde *ist* ein organischer Körper, durch den gemeinsame Säfte kreisen. Alles ist miteinander im Reigen. Alles, was aus der Erde aufwächst, ist durch die Erde und durch die Luft, unterirdisch und oberirdisch, durch Klima und Grundwasser verbunden. Alles bekämpft oder hilft einander. In jener geheimnisvollen Weise – die der Künstlersinn zu flach »Harmonie« nennt; viel besser spricht man von Gleichgewicht – kann eines nicht ohne das andere bestehn.

Keine Landschaftsform, auch das Kornfeld nicht, darf den übrigen Haushalt der Erde stören. – Einen Wald abschlagen, damit Pompejus Kriegsschiffe zur Verfolgung der Seeräuber erhält [und Seeräuber müssen verfolgt werden, weil sie die Brotzufuhr behindern] – oder einen Wald abschlagen, damit im Jahr 1950 New York mehr Zeitungen lesen kann –?! Wälder schlagen ist ein Verbrechen gegen den Haushalt der Natur, unter allen Umständen, denn der Wald baut die Atmosphäre. Aus den gewaltigen Lungen der Blätter bezieht die Luft ihre Feuchtigkeit, und nur in einem feuchten Klima kann die Erde Ernten gebären. Das weiß man... doch wieviel weiß man nicht! Da ist zum Beispiel die Sendung des Moors. »Was liefert ein Moor außer der Malaria? Also fort mit diesem Relikt!« dekretiert das technische Zeitalter. Aber – überlegt der Schweizer Landwirt Ehrenfried Pfeiffer in einem Buch über Fruchtbarkeit und Bodenerhaltung – vielleicht war gerade dieses Moor der Lieferant



Leo Nikolajewitsch Tolstoi [1828–1910]

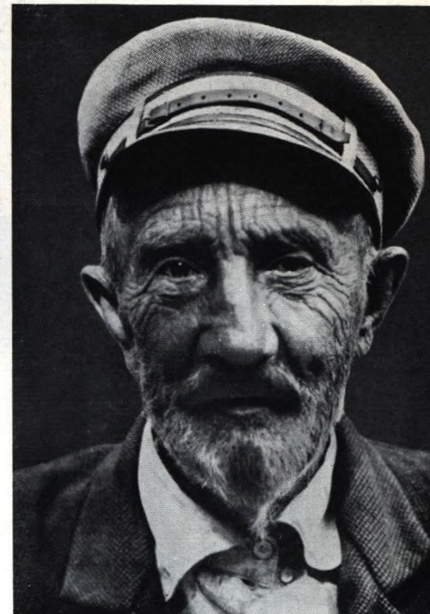
DER ECHTE UND DER FALSCHE BAUER



Grigorij Rasputin [1871–1916]





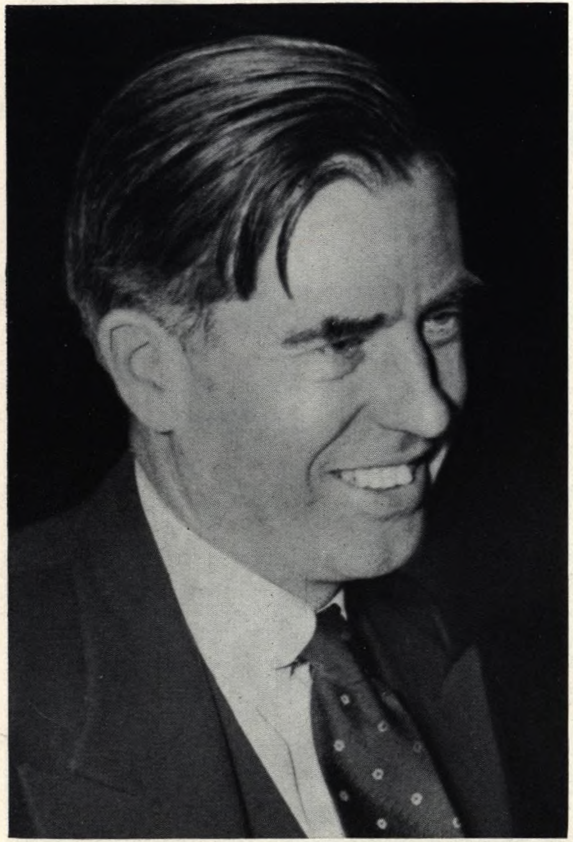


BOTANIKER UND BIOLOGEN,
DIE DIE LANDKARTE ÄNDERTEN

Nikolai Vavilow [1887–1943]

Gregor Mendel [1822–1884]

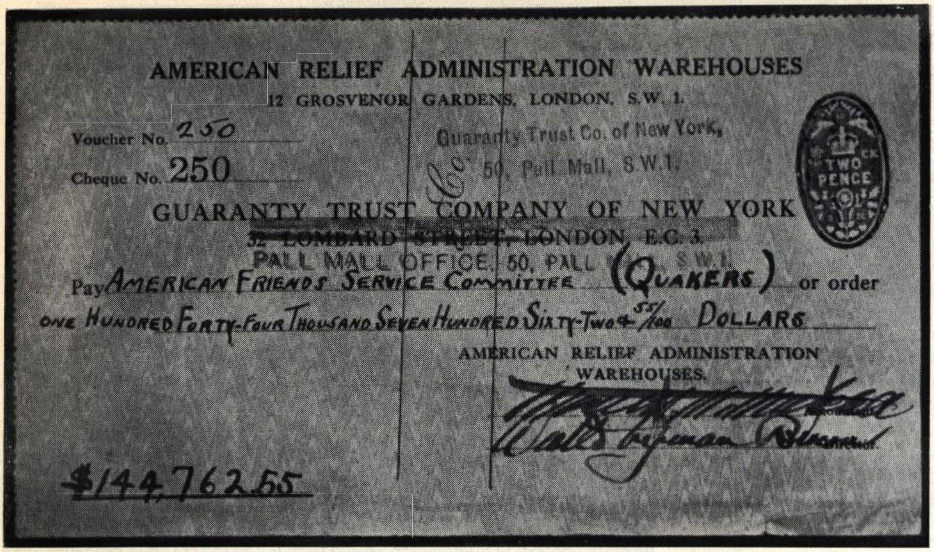
Iwan Mitschurin [1855–1935]



*Henry Aggard Wallace, Ackerbauminister,
Vizepräsident der Vereinigten Staaten [1933–44]*



*Herbert Clark Hoover, Chef des europäischen Hilfswerks,
Präsident der Vereinigten Staaten [1928–32]*



AMERICAN RELIEF ADMINISTRATION WAREHOUSES
12 GROSVENOR GARDENS, LONDON, S.W. 1.

Voucher No. 250
Cheque No. 250

Guaranty Trust Co. of New York,
50, Pall Mall, S.W.1.

TWO PENCE

GUARANTY TRUST COMPANY OF NEW YORK
~~32 LOMBARD STREET,~~ LONDON, E.C. 3.
PALL MALL OFFICE, 50, PALL MALL, S.W.1.

Pay AMERICAN FRIENDS SERVICE COMMITTEE (QUAKERS) or order
ONE HUNDRED FORTY-FOUR THOUSAND SEVEN HUNDRED SIXTY-TWO & 55/100 DOLLARS

AMERICAN RELIEF ADMINISTRATION
WAREHOUSES.

$144,762.55

Amerikanische Hilfe

Quäkerscheck [Amerikanisches Hilfswerk nach dem Ersten Weltkrieg]

Amerikanischer Weizendampfer nach dem Zweiten Weltkrieg



der Luftfeuchtigkeit für die gesamte umgebende Ebene. Vielleicht ermöglichte dieses Moor erst die Taubildung in Trockenzeiten. Was gewinnt man, wenn man nach dem Ideal des technischen Zeitalters aus diesem Moor ein paar Hektoliter Fruchtland macht — und was verliert man? Das ist zu erwägen.

Alles hat eine biologische Bedeutung für das Leben der Gesamtheit. Und wie es in der Bibel heißt: »Jedwedes Ding hat seine Zeit«, so hat auch jedes Ding seinen Ort, von dem man es nicht ausreißen soll. Dort steht es gut! Man lasse das Präriegras stehn, und man führe den Pflug nicht hindurch. Das lehrten die großen Staubstürme und das Hochwasser-Unglück die Amerikaner. Demeter, erinnern wir uns, ist nicht nur die Göttin des Getreides, sondern des Wachstums überhaupt. Sie schirmt das Ihre und warnt die Völker.

134

Es waren völlig neue Dinge, die der Amerikaner lernen mußte — doch der Amerikaner lernte gern. Zuerst nur schmeckte der Mensch der Städte mit Erstaunen die sinnliche Tatsache des schwarzen Staubes auf der Zunge. Dann erfuhr er die Ursache, und er wünschte sie abzustellen. Der Staat verbreitete die Kenntnis der Ursache und die Ziffern dort, wo von Berufs wegen gelernt wurde: in den Schulen. Die jüngsten Kinder wußten bereits, daß der Mississippi pro Jahr 300 Millionen Tonnen Frucht-Erde auf Nimmerwiedersehn in den Ozean führte. Was lag näher als riesige Dämme zu baun? Die Eltern dieser Kinder schrieben Briefe ans Ackerbauministerium — und der »Kampf gegen die Erosion!« wurde jetzt zur nationalen Losung. Das Volk in den Vereinigten Staaten krempelte seine Ärmel auf. Millionen von Menschen hatten all ihr Hab und Gut verloren, doch ein muskulärer Wille und ein unbesiegbarer Optimismus zeigte der Katastrophe die Zähne. Im glücklichen Amerika konnte es Notstandsgebiete geben? Geld war da, Verstand war da — warum also nicht durch eine neue, bessere Technik die Sünden der alten Technik ausgleichen? Ein Regierungsamt für »*Soil Conservation*«, für Bodenerhaltung, wurde gegründet — und es war mehr als ein bloßes Amt. Wie im römischen Konklave die Kardinäle nicht eher fortgehn, es sei denn der neue Papst gewählt, so schwuren sich hier die Fachleute zu, die neue Technik zu entdecken, die die todbringende Erosion für immer zum Halten bringen würde.

Diese Technik wird weltwichtig sein. Wie William Vogt inzwischen in *Road to Survival* ausführte [»Die Erde rächt sich«] sind Mittel- und Südamerika heute viel stärker bedroht als der Norden. Da ist zum Beispiel Mexiko. Dem kleinen Bauern dort ist Brot fremd; er nährt sich hauptsächlich von der »Tortilla«, dem flachgebackenen Maiskuchen. Doch gerade der »ewige Mais«

ist es, der ihm die Scholle zerfallen läßt. Der Mais hat nicht nur vor 500 Jahren den Azteken Blutopfer auferlegt: nein, heute ist er der Hauptschuldige, wenn der Sturm immer mehr Saatland in Wüste verwandelt. Wie die meisten Südamerikaner haben auch die Südostasiaten keine Ahnung von der Gefahr, mit der die Erosion sie bedroht. Vor allem ist in all diesen armen, aber übervölkerten Ländern kein Geld da, um mit Arbeitskräften und wissenschaftlichen Methoden dem Zerfall des kostbaren Bodens zu steuern. »Sogar Afrika ist schon gefährdet. Den wenigen Fruchtboden, den es besitzt, verliert es bereits wieder an den Wind und die jähen Gewitterregen«, schrieb Jean Paul Harroy 1944 in seinem Buch *Afrique, terre qui meurt.*

Schiller hat, in zwei Distichen, sich einmal darüber gewundert, wie wenig eigentlich der Mensch der »Voraussicht« fähig sei. Für neun Monate könne er planen; der Ackerbau beweise es; denn der Mensch ziehe Furchen und säe. Aber, fährt Schiller verwundert fort: »... in die Furche der *Zeit* bedenkst du dich Taten zu streuen, die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?« Der Mensch neigt also zur Gleichgültigkeit gegen das, was in zweihundert Jahren geschehn mag. Auf der anderen Seite reizt es ihn – wenn er erst einmal aufgeklärt ist –, verantwortungsvoll in die Zukunft zu wirken. Gerade der Amerikaner gesteht mit Gelassenheit Fehler ein, sobald er entschlossen ist, sie zu vermeiden. 1934 verlor er seine erste Runde gegen die Staubstürme, die in Wahrheit ein »Aufstand der Erde« gewesen waren. Der Gegner hatte ihn *überrumpelt.* Als 1947 das Missouri-Hochwasser mehr als 115 Millionen Tonnen des Mutterbodens wegschwemmte und ein Viertel von Jowas gesamtem Getreideland ruinierte, war die Farmerschaft nicht mehr so ratlos. Denn inzwischen hatte der Präsident Franklin D. Roosevelt den Kongreß in Washington aufgerüttelt. In seiner großen historischen Rede vom 3. Juni 1937 hatte er mahnend ausgerufen: »Die Natur hat uns immer wieder Warnungen und Lehren erteilt, auf die wir nicht recht gehört haben. Staubstürme, Überschwemmungen, Dürre verlangen, daß wir jetzt ungesäumt handeln, wenn wir für unsere Nachkommenschaft die natürlichen Hilfsquellen retten wollen ... Wir müssen weit in die Zukunft blicken! Hat uns doch die Natur gelehrt, daß sie nicht mehr willens ist, ihren Mißbrauch durch Menschenhand zu ertragen ...«

Er sprach gleichsam von vergangenen Fehlern. In Wirklichkeit konnte der »Mißbrauch der Erde« nicht über Nacht gänzlich abgestellt werden. Doch zugleich mit dem Verantwortungsgefühl waren Geld und Arbeit erwacht. Schon wuchsen Wälder und Hecken auf, wo sie nie gewesen waren. Terrassen waren gegraben worden, um den Abfluß des Wassers zu sänftigen. Der Mensch hatte Grassamen ausgesät; über die Ebenen eilte das Grün, dieser größte aller Eroberer, von dem Carl Sandburg gedichtet hatte: »Ich bin das Gras; ich bedecke alles«. Ein Millionenheer von Gehirnen und Spaten war aufgeboten worden, die Erde neu an den alten Grund zu fesseln.

Brot, Gesundheit, Geschäft und die Seele des Menschen

»Brot hat Verstand.«

ITALIENISCHES SPRICHWORT

135

DER MISSBRAUCH DER NATURGÜTER DURCH DAS ZEITALTER DER MODERNEN Maschine geschah aber nicht nur im Ackerbau, sondern auch noch an anderen Stellen der riesigen Ernährungs-Front. Man begann von den Schäden zu sprechen, welche die moderne Mühle der Volksgesundheit bereitete.

Was konnte denn schlecht an der Mühle sein? Unter all seinen Werkzeugen war der Mensch keinem besseren Freund begegnet als seiner kraftgetriebenen Mühle, und er hatte reichlichen Grund, jene Verse Verhaerens zu unterschreiben:

Chaque meule est dard et couteau
Contre ce qui tord, use ou casse.
Contre les poings du gel et les griffes de l'eau
Et les grands vents trouant l'espace.

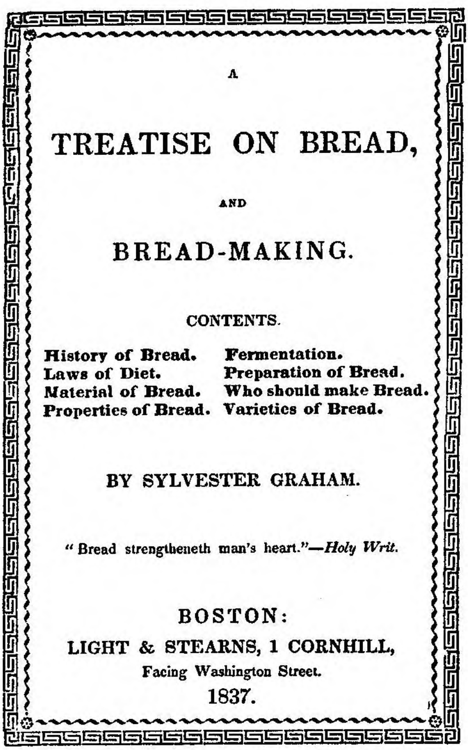
[Jede Mühle ist Messer und Speer
Gegen all das, was uns zerbrechen will.
Gegen Kältefaust, gegen Wassers Griff
Und den großen, den raumzerreißenden Sturm.]

So war's! Und trotzdem zermalmte die Mühle auch Dinge, die nicht hätten zermalmt werden dürfen.

Die Eile, mit der in Amerika sich wissenschaftliche Meinungen verbreiten, hat etwas Erstaunliches. Sie gleicht der Schnelligkeit, mit der im europäischen Mittelalter sich Aberglauben ausbreitete... Sobald in Amerika jemand verkündet: »Wir essen schlecht!« oder »Wir essen falsch!« [wie zum Beispiel Kallet und Schlinck dies 1930 taten, in einem amüsant-zornigen Buch *Hundert Millionen Versuchskaninchen*], so hören sogleich Millionen zu. Die ungeheuren Kapitalien der Nahrungsmittelindustrie erzeugen zwar täglich ihre Zinsen und damit neuen Kapitalismus, doch andererseits als Beiprodukt auch ein täglich wachsendes *Mißtrauen*... Millionen Esser werden zugleich Millionen mißtrauischer Wächter. Der heutige Mensch [und dies ist etwas Neues!] will mit jeder Mahlzeit nicht bloß satter, sondern auch *gesünder* werden.

Schon vor hundert Jahren hatte einem Arzt, Sylvester Graham, ein »Gesundheitsbrot« vorgeschwebt, das man nach ihm das Grahambrot nannte. Doch vor allem stieß nach dem Ersten Weltkrieg der Amerikaner mit seinem Brot zu-

sammen. Welches Brot aß er eigentlich? Nun, das Brot, das Parmentier als Fata Morgana vorgeschwebt hatte: das Brot ohne Kleie! Daß man solches Brot nicht hatte, war nach der Ansicht Parmentiers am sozialen und politischen Elend vor der Französischen Revolution schuld. Die Menschen aßen Kleie statt Brot und hungerten, je mehr sie aßen. Und sie mußten Kleie essen, weil man nicht die Maschinen hatte, um die Kleie aus dem Brot zu entfernen. [Von der *»banalité des moulins«* hatte Lavoisier gesprochen.]


A

TREATISE ON BREAD,

AND

BREAD-MAKING.

CONTENTS.

History of Bread.	Fermentation.
Laws of Diet.	Preparation of Bread.
Material of Bread.	Who should make Bread.
Properties of Bread.	Varieties of Bread.

BY SYLVESTER GRAHAM.

"Bread strengtheneth man's heart."—*Holy Writ.*

BOSTON:
LIGHT & STEARNS, 1 CORNHILL,
Facing Washington Street.
1837.

67 - Das Buch des Brotreformers Graham

Dann hatten Müller und Sulzberger im Jahre 1830 in der Schweiz die neue Mühle erfunden. Anstatt der Steine fügten sie sieben Reihen von Porzellan- und von Stahlwalzen zusammen. Die Zwischenräume der ersten Reihe waren ziemlich weit gesetzt und krachten nur eben den Weizenkern auf; Keim und Öl wurden dabei frei und aus dem Mehle ausgeschieden. Andre Walzen schälten die Mittelpartie. Zum Schluß zermalmten besonders enge Roller den Stärkegehalt des Kerns zu Weißmehl. Mit dem Verschwinden des Keims, der rasch faulte, und der Kleie, die zu schnell feucht wurde, blieb das Mehl unzweifelhaft länger frisch. Dieser neue Müllereiprozeß, der »schweizer« oder der »ungarische«, revolutionierte das Mühlensystem von Minneapolis in den achtziger Jahren. Die Washburn- und Pillsbury-Gesellschaft überschwemmte das Land jetzt mit weißem Mehl... Man hatte bisher nur weichen Weizen vermahlen können; es war nicht möglich, den Winterweizen des Nordens zu mahlen, weil er zu hart war: die Mühlsteine zerbrachen daran – jetzt war es möglich! Die großen Müller förderten den Bahnbau nach Osten, wo ihre Konsumenten lebten, und nach Westen, ins Weizengebiet. Und seit 1903 rückte ein Teil der Mühlenfirmen geschlossen gegen Buffalo vor. Was lockte? War es der *Niagara?* Wollte man seine Wassermassen verwenden wie die Philister den Simson? Als Müllersklaven? Ja, man wollte – weit hatte es der Mensch gebracht. Seit 1875 Charles B. Gaskill zum ersten Mal eine Getreidemühle dem hydraulischen System anschloß, das der Erschließer des Niagara, Horace H. Day,

geschaffen hatte, besaß man fünf Millionen Pferde, deren weißmähnige Attacke, ins Spiel der Elektrizität umgewandelt, allen Weizen Amerikas mahlen konnte. In Pompeji waren um jede Mühle zwei kleine Pferde herumgeschlichen — weit hatte es der Mensch gebracht!

Quantitäten, Quantitäten. Doch wie stand's mit der Qualität? Die Mühlen waren noch auf dem Marsch zum großen Kraft-Spender Niagara, als um 1920 die ersten Stimmen laut wurden: »Ihr habt die Weizenbeere ermordet!« Großväter erzählten ihren Enkeln: »Als noch Steine das Mehl mahlten, wurde alles, was im Korn ist — Kleie, Stärke, Keimstoff — gemeinsam vermahlen. Doch die Hochmüllerei entfernt das Beste!« — »Wie kann solches Brot bekömmlich sein?« fielen sofort hundert Ärzte ein, »wo doch Kleie Mineral enthält und der Keim das lebenswichtige Vitamin B 1!«

Gewiß war Brot reich an Kalorien. Trotz aller technischen Prozesse blieb die Energie im Brot kalorienmäßig dieselbe: 1200 Kalorien pro Pfund und 75 Kalorien pro Unze [was im Deutschen dem Gewicht von 28,35 Gramm entspricht]. Obendrein war Brot billig: unmöglich war eine solche Kalorienzahl für weniger Kosten zu erhalten als in der Form eines Bissens Brot. Die heutige Wissenschaft hat bestätigt, was Moses und Christus, Solon, Platon und manche Lehrer des Altertums wußten, obwohl sie nicht Wissenschaftler waren: daß Brot ein besserer Sättiger und Schaffer von Energien ist als jedes andere Nahrungsmittel. Trotzdem nahm um 1920 der Brotverbrauch in Amerika mindestens um ein Fünftel ab. Wie war das möglich? Alles begann sich auf Gemüse, Früchte und Säfte zu stürzen, die reicher an Vitamingehalt waren — und diese Abkehr vom Brot wurde möglich durch die laute Propaganda gegen das zu fein raffinierte, das zu scharf gemahlene Mehl.

Mancher vorsichtige Amerikaner begann jetzt »*Whole Wheat Bread*« zu essen: Vollkornbrot. Warum tat er's? Weil eine Zeitungskampagne ihn belehrte, daß dieses Vollkornbrot gleichwertig dem »steingemahlenen Mehl der Großväter« war, von dem man schätzte, daß es 60 Prozent vom Thiamin der Weizenbeere bewahrt hätte. Aber eine kurze Zeit später begann Weißes Brot [Vollkornbrot ist bekanntlich bräunlich] seine alte Stellung zurückzuerobern. Wenn die Müller einen gefährlichen Weg beschritten hatten, so kamen jetzt Bäcker, um diese Straße »auszubessern«. Die neue Mühlenapparatur, die Milliarden gekostet hatte, konnte man über Nacht nicht abschaffen. So tat sich die Intelligenz der Bäcker mit der der Chemiker zusammen, um das verlorene Thiamin in den Teig wieder einzuschmuggeln. Henry Clapp Sherman, Nahrungsmittel-Experte der Columbia-Universität, hat alle Wege aufgezählt, auf der die Chemie dem Brot zu Hilfe zu kommen versuchte: pulverisierte Magermilch, Rückkehr des Weizenkeims ins Mehl, Impfung der Hefe und des Teigs mit Vitaminen und mineralischen Salzen. All das geschieht nun seit dreizehn Jahren in den 15 Billionen Brotlaiben, die jährlich in den Vereinigten

Staaten gebacken und verzehrt werden. Nach der Fachzeitschrift *Baker's Weekly* wurden im Herbst 1941 gegen 30 Prozent des Weißbrots von den Bäckern »angereichert«; im Juni 1942 waren es 55 Prozent; im Januar 1943 bereits 75 Prozent; und später wurden es 100 Prozent, als die Regierung in Washington als eine wichtige Kriegsmaßnahme die Anreicherung *jedes* Weißbrots verfügte.

Das ließ nun die »Vollkornbrötler« nicht schlafen. Sie wiesen darauf hin, daß *ihr* Brot ja gar nicht erst aus der Retorte angereichert zu werden brauchte! Außerdem entdeckte man einen neuen Mahlprozeß — seltsamerweise war es gerade eine große Backfabrik, die an ihm beteiligt war —, den Earle-Prozeß, der immerhin die Außenhülle des Weizens abschält und wenigstens den bitteren Geschmack des Vollkornmehls mildert. Auf diese Weise, sagte man, blieben drei Viertel des Vitamins auf natürlichem Wege im Mehl erhalten. Das war nicht nur eine Ohrfeige für alles Vollkornbrot, das *nicht* den Earle-Prozeß durchlaufen hatte; es verletzte sogar die Interessen der Hefe. So ging das Kriegsgeschrei — und geht weiter. Der geschäftlich-wissenschaftliche Kampf zwischen Vollkornbrot und jenem Weißbrot, das »künstlich« angereichert ist — der Krieg, in den sich seit einiger Zeit noch die Fronten der »harmlosen Mehlbleicher« und ihrer Gegner eingeschoben haben —, dieser Krieg kommt nie zur Ruhe. Er wird in Europa weitergefochten und schlägt seine Wellen genau so in Schweden wie in der »Deutschen Bäckerzeitung«. Der Gewinner in diesem Streit ist der Konsument: die Parteien reißen sich um seine Gunst. Seit 1673 die Universität von Paris ihren »Hefe-Streit« begann [die Untersuchung über die Frage, ob »pain mollet« bekömmlicher sei als ein festes Landbrot], war stets der Verbraucher der Gewinner: weil die Streitenden besser buken. Im Paris der Perückenzeit erschienen damals große Gedichte; in Amerika kämpft man mit Inseraten.

136

DIE Jahre zwischen den beiden Weltkriegen werden in der Geschichte des Brotes die »*Jahrzehnte der Hygiene*« heißen. Das klingt nach bitterer Ironie. Denn, wenn ein Jahr nach Roosevelts Rede über die Ackerbau-Zukunft Amerikas Hitler Europa überfallen und künstliche Hungersnot schaffen konnte — was nützte da alles, was bis dahin die Technik für die Reinheit des Brotes geleistet oder verfehlt hatte? Aber, wie Liebig einmal gesagt hat, »Kriege sind nur Zwischenfälle«. Die Entwicklung geht um sie herum. Gerade für die Hygiene des Brotes ist seit 1918 Unverlierbares gewonnen worden.

Hygiene des Brotes — was heißt das? Gehören Sauberkeit und Brot nicht

zusammen, seitdem sie erfunden wurden? Durchaus nicht! 1886 dichtete Emile Verhaeren in seinen Erstlingsversen *Flamandes* die realistische Schilderung, wie er in Belgien Brot backen sah:

Les servantes faisaient le pain pour les dimanches,
Avec le meilleur lait, avec le meilleur grain,
Le front courbé, le coude en pointe hors des manches,
La sueur les mouillant et coulant au pétrin.

Leurs mains, leurs doigts, leur corps entier fumait de hâte.
Leur gorge remuait dans les corsages pleins.
Leurs poings enfarinés pataugeaient dans la pâte
Et la moulaient en ronds comme la chair des seins.

Une chaleur montait: les braises étaient rouges.
Et deux par deux, du bout d'une planche, les gouges
Sous les dômes des fours engouffraient les pains mous.

Mais les flammes soudainement, s'ouvrant passage,
Comme une meute énorme et chaude de chiens roux,
Sautaient en rigissant leur mordre le visage.

Was meinte der belgische Poet?

Ich sah die Dienerinnen Brot bereiten für den Sonntag.
Sie nahmen beste Milch, sie nahmen das beste Mehl.
Geneigt war ihre Stirn, ihr Ellbogen sprang aus dem Ärmel.
Die Ärmel soffen den Schweiß, in den Backtrog tropfte der Schweiß.

Finger und Hände eilten, es dampfte der Körper vor Arbeit.
Die Kehle klopfte, bedrängt vom vollen Korsett.
Mehlbestäubt griffen die Fäuste und kneteten wild durch den Teig hin,
formten ihn rund wie das Fleisch einer weiblichen Brust.

Welch eine Hitze stieg auf! Das Kohlenbecken spie Rotglut.
Zwei zu zwei gab das Brett Laibe dem Ofen-Dom,
der sie paarweis verschlang. – Da plötzlich! Die Flammen! Wie Hunde
tauchten sie aus dem Loch, standen rot und enorm,
fauchten sie sich einen Weg und bissen in die Gesichter.

Hygiene und Brot sind nicht dasselbe. Verhaerens Belgierinnen backen ihr Brot so, wie ein paar Jahrtausende früher die griechischen Dienerinnen es buken. [Die Terracotta des Louvre zeigt es.] Davon abgesehn, daß nach der Bibel der Schweiß des menschlichen Angesichts ein Begleiter jeglicher Arbeit ist, scheint Schweiß auch ein gutes Akzidens bei der Teigbereitung zu sein. Menschlicher Schweiß enthält Sodiumchlorid in verschiedener Zusammensetzung, auch Harnstoffe, Milch- und Ameisensäure. Alle diese Säuren und Fette, deren Geruch an Kühe, Butter, Ziegen und Termiten gemahnt, scheidet der menschliche Körper aus in der Erregung der Transpiration. Sie waren manches Jahrtausend lang in der Backstube anwesend – und das Brot der Menschen schmeckte nicht schlecht.

Aber um 1920 buk man in den Städten der Erde nicht mehr wie zu Zeiten des jungen Verhaeren. Die Maschine hatte den Backraum betreten und die menschliche Hand beiseite gestoßen. Wie sah gegen Ende des Ersten Weltkriegs eine amerikanische Großbäckerei aus? In einer seiner Erzählungen »*Bread*« beschreibt sie Joseph Hergesheimer:

Am folgenden Morgen fuhr August Turnbull seinen Wagen zur Turnbull-Fabrik. Sie war ein riesiges Rechteck aus Ziegeln; das Büro lag an der Frontseite, und der Hof klang von den Lastwagen, den nicht abgestellten Motoren wider. All diese Gefährte, wie August sah, trugen ständig neue Plakate, die neue Kriegsbrote anpriesen; darunter ein patriotischer Slogan, der, wie ein Richard Wagnerscher Stabreim, gleich mit vier Ws aufwartete: 'Win the War with Wheat' [Gewinn den Krieg mit Weizenbrot]. Wie immer war er fasziniert von der Mammut-Straße der Brote, die hintereinander den Wagen zuflossen, der enormen Substanzflut, die er selbst und seine fähige Energie hervorgebracht zu haben schien. Jedes Brot stak dicht abgeschlossen in einem hygienischen Papiersack; der populäre Aberglaube »Hygiene« hatte genau so viel wie andere Dinge beigetragen zu Augusts ungemeinem Erfolg. Er liebte es, sich seine Person als eine große Kraft vorzustellen, eine Getreidekammer, von der das Leben der ganzen Stadt abhing – und morgen vielleicht des ganzen Landes. Es machte ihm nicht wenig Spaß, sich abertausende von Leuten vorzustellen – Mann, Frau und Kind –, wie sie auf sein Brot warteten und möglicherweise sogar litten, wenn sie es nicht kaufen konnten.

Die Ironie in diesen Zeilen bezieht sich auf die Gestalt des Helden, der ein »unangenehmer Bursche« ist. [Es ergeht ihm später auch ziemlich schlecht.] Die »*popular superstition, sanitation*« [der Volksaberglaube von der Hygiene] verdient aber keineswegs Ironie. Denn wohin man *ohne* Hygiene gelangt war, hatten die Erhebungen von 1913 gezeigt, als eine städtische Kommission eine gründliche Untersuchung der Bäckereien New Yorks durchführte. Von diesen Bäckereien lagen, wegen der billigen Mietspreise, fast 2400 im Keller. Unter Dr. C. M. Prices Leitung untersuchten sechs Doktoren 800 im Keller beschäftigte Bäcker. Es erwies sich, daß von ihnen 453 krank waren. Und zwar litten 32 Prozent an Tuberkulose, Rheuma, Blutarmut und venerischen Übeln; 26 Prozent von ihnen an chronischen Katarrhen; 12 Prozent waren augenkrank, und 7 Prozent hatten »Bäcker-Ausschlag«, das Ekzem, das man schon im Mittelalter kannte, und das überhaupt nur Bäcker befällt. Solche Zustände schrieen nach Abhilfe. Da es im Wesen des »*sweat shop*« liegt – der mehr »Schwitzkasten« als Arbeitsraum ist –, sich nicht um Hygiene zu kümmern, konnte nur der Großbetrieb die notwendige Änderung schaffen.

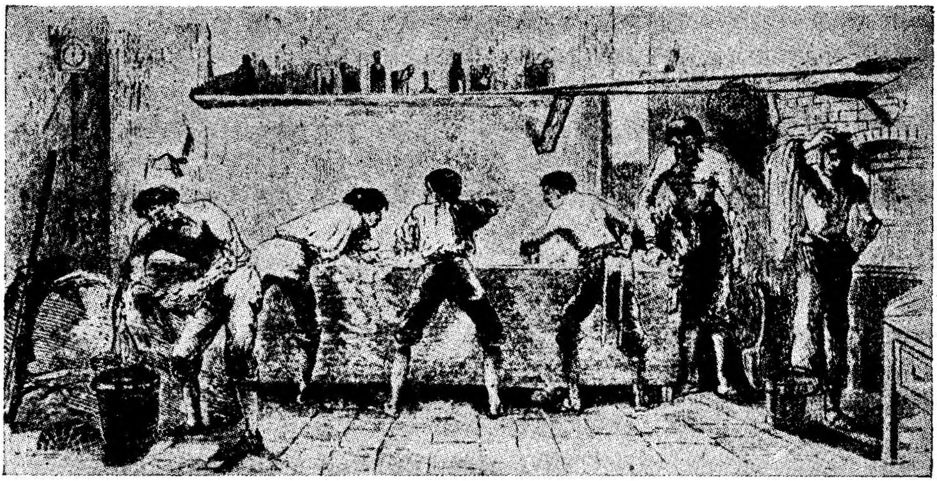
Natürlich war es nicht »Reinlichkeit«, die die Anlegung von Großbetrieben erzwang, sondern ökonomische Logik. Dasselbe volkswirtschaftliche Gesetz,

das zwanzigtausend Klein-Kohlenbetrieben verbietet, nebeneinander zu schürfen, weil sie nicht geeignet sind, den Kohlenhunger von 100 Millionen Menschen zu stillen, meldete auch in der Bäckerei schließlich seinen Anspruch an. Nicht ganz mit Recht. Jahrtausendelang war das Backen ein Handwerk. In Dörfern und in kleinen Städten ernähren auch heute ein paar gute Bäcker, die zu organisieren verstehen, ihre Umgebung ausgezeichnet. Aber in den Millionenstädten vom Range New Yorks, Londons, Leningrads – selbst in Stockholm, Hamburg, Amsterdam, die keine Mammut-Siedlungen sind – ist die private Bäckerei in einem immer steigenden Maß von der Brotfabrik verdrängt worden. Das Brot kommt nicht mehr vom Handwerker, sondern vom Fabrikanten, der es mit einer riesigen Flotte von Wagen allmorgendlich in die Verkaufsläden schleust.

Vom Brotverbrauch heutiger Großstädte kann der Laie sich keinen Begriff machen. Schon vor dreißig Jahren verbrauchten die hundertsechs Brotfabriken der Continental Baking Corporation über 3 Millionen Tonnen Mehl pro Jahr, 60 Millionen Pfund Zucker, 10 Millionen Eier, 25 Millionen Liter Milch, 11 Millionen Pfund Salz, 1 $^{2}/_{3}$ Millionen Pfund Backpulver und 9 Millionen Pfund Hefe. Diese Riesenproduktion brachte nun der Welt eine Sorge, die der Handwerker gar nicht gekannt hatte: den Wirtschaftsverlust durch vertrocknetes oder altgewordenes Brot. Brot ist eine leicht verderbliche Speise, vom physikalischen genau so wie vom kommerziellen Standpunkt. Der Verbraucher zieht selbstverständlich frisches Brot dem alten vor. An keinem Tage des Jahres aber kann der Fabrikant vorausberechnen, wie viele Brote er absetzen wird. 1923 untersuchten Stancliffe Davis und Wilfried Eldred für das »Food Research Institute« der Stanford-Universität die Verluste durch altbacknes Brot. Beide fanden in den Fabriken einen Tagesverlust von 10 Prozent als die untere Mindestgrenze; in manchen Fällen aber stieg er bis zu 25 Prozent! Es komplizierte die Situation, daß die meisten Brotfabrikanten mit den Läden, die Brot verkauften, keine feste Abmachung, sondern nur einen Leih-Vertrag hatten: was nicht verkauft war, kehrte zurück. So bürgerte sich der Wahnsinn ein, daß unter solchen Umständen gigantische Quantitäten von Brot, das altbacken, aber sonst ganz gesund war, nicht in den menschlichen Mund wanderte, sondern in die Heizkessel, um daraus abermals Brot zu backen! Im November 1917 schätzte Hoover, der »Ernährungs-Zar«, den jährlichen Rückstrom von altem Brot auf mehr als 600000 Faß Mehl. Ein Millionenverlust! Im Zweiten Weltkrieg war es denn auch eine der ersten Verordnungen, den Mißbrauch mit Altbrot zu verbieten. Brot, dekretierte die Regierung, hat unter allen Umständen konsumiert zu werden, frisch oder nicht; jede andere Praktik ist, ökonomisch und ethisch, eine Sünde.

Unsere Kinder werden vielleicht die Altbrot-Sorge gar nicht begreifen. Sie werden nicht wissen, was »altbacken« war; und werden auch nicht mehr das

Märchen verstehn vom »Geizhals in Mainz«, den im Mittelalter der Teufel holte: der Geizhals besaß einen Sack mit vertrocknetem Brot – Brot, das er unterlassen hatte, den Armen zu schenken, als es noch frisch war... Denn das Altwerden ist eine chemische Frage, die früher oder später gewiß mit Leichtigkeit gelöst werden wird. In älteren Tagen glaubte man, daß der Feuchtigkeitsverlust der Hauptfaktor des Altwerdens sei; doch seit Wilhelm Ostwalds Versuchen [1919] wird eine Veränderung der Stärke für die wichtigere Ursache gehalten. Nun kann die Chemie – sie tat es schon oft! – einen Prozeß »rückgängig machen«, sobald sie herausgefunden hat, welche Schritte zum Resultat geführt



68 - Kellerbäckerei in Alt-London

haben. Ostwald fand, daß eine Stärke, die mit Gelatine versetzt war, sobald man sie erhitzt hatte, rasch in ihren früheren Zustand zurückkehrte – ein wichtiger Fund. Doch die Brot-Industrie sah sich nicht bemüßigt, die Konsequenzen daraus zu ziehn. Wie bei jeder Industrie war auch ihr Wahlspruch: »Rascher Umsatz«. Deshalb hatte sie kein Interesse, aus Brot *eine Art Konserve* zu machen – eine Ware, die sehr lange frisch bleibt. Aber, was Merkur nicht tat, wird wahrscheinlich Mars erzwingen. Wie im Zeitalter Napoleons [1810] der Schweizer Nikolaus Appert erschien, welcher der staunenden Welt zeigte, man könne Früchte konservieren, wenn man sie kochte und luftdicht verschloß – so wird gewiß bald ein Mann kommen, der die Armeen unabhängig von ihrer lästigen Feldbäckerei macht, die doch im Dschungel und in der Wüste [wo die Luft entweder zu feucht oder zu trocken ist] ohnehin nicht funktioniert.

Doch vielleicht war dieser Mann schon da – und ist überhaupt nur vergessen worden? Im November 1942 las man in Amerika *stories*: Bei einigen deutschen

Gefangenen, welche die englische Achte Armee bei El Alamain gemacht hatte, hätte man »frisches Brot gefunden, das schon einige Monate früher in München gebacken worden war«... Also eine Brotkonserve?! Wohin man damals auch telephonierte: es wußte keiner Näheres, und niemand wollte die Sache glauben.

Die Geschichte war aber *doch* wahr gewesen! – Als ich im Herbst 1953 von New York nach Hamburg kam, zeigte man mir in der Backfabrik der Konsumgenossenschaft »Produktion« das Brot des deutschen Afrika-Feldzuges. Ein einziges Museumstück war nach langem Suchen gefunden worden: eine Konservenbüchse aus Schwarzblech, die wie eine Handgranate aussah. Als wir sie langsam öffneten, wurden wir ein wenig blaß. Konnte nach mehr als zehn Jahren hier ein lebenspendendes Wesen wohnen wie Brot? War es nicht zur Mumie vertrocknet? Doch nein, nur die äußere Haut war verschimmelt. »Hätten wir damals Weißblech gehabt, wär' es frischer«, sagte zögernd einer der Angestellten zu mir. Das Brot schien unnatürlich schwer. Wir schnitten es an – es schmeckte noch, aber nach Saurem und Bitterem. Als wir's ins Laboratorium trugen und die Untersuchung begannen, zeigte es sich, daß in diesem »Brot« 43 Prozent Wasser war [darum also wog es so schwer!], 5,2 Prozent Milchsäure und sehr viel mineralische Asche. Es war das »Brot von El Alamain«: darum schmeckte es auch nach Tränen und Sand.

137

DER erste, der in Amerika das Brot als Massenware erkannte, war der Fabrikant W. B. Ward. Dieser eigentliche Begründer der amerikanischen Brot-Industrie, der »Napoleon des Backgewerbes« ging in seinen Plänen sehr weit. 1849 hatte sein Vater mit einer kleinen Fabrik in New York begonnen; 1912 kontrollierte die Familie Ward bereits einen Haufen von Bäckereien des Ostens und des Mittelwestens im Werte von 30 Millionen Dollar. 1924 gründete W. B. Ward die große Continental Baking Corporation, die sofort die Aktien von anderen Kompanien aufkaufte, von zwanzig schon im ersten Halbjahr. Jetzt sollte die Continental mit der General Baking Corporation in eine Übergesellschaft zusammengefaßt werden, für welche Ward ein Kapital von zwei Milliarden [!] aufgebracht hatte. Der Zweck dieses Mammut-Unternehmens war, die gesamte Brot-Industrie in einer Hand zu vereinigen. Den »Mörtel des Lebens!« – wie die Programmschrift William B. Wards sagte: »zu dem Ende, daß Amerikas Volk gesundes Brot zu gesundem Preis erhalten solle« und außerdem: »daß jedes gesund geborene Kind sich des Rechts erfreuen möge, das Schulalter gesund zu erreichen und ein körperlich und geistig gesunder amerikanischer Bürger zu werden«. Das klang sehr schön. Doch jetzt griff der Staat ein. Denn

hier lag unzweifelhaft ein Trust vor. Und die Anti-Trust-Gesetze zwingen den amerikanischen Staat, Bildungen nicht zuzulassen, die jede Konkurrenz ersticken.

Als Ward starb [1927] zeigte es sich, daß seine Pläne, obwohl sie nicht gelungen waren, die großen Müller beunruhigt hatten. Wenn die weitgehende Akkumulierung kontrollierten Kapitals die gesamte Back-Industrie in einer Hand vereinigt hätte, dann wäre die Mühlen-Industrie gezwungen gewesen, ihr eigenes Endprodukt, das Mehl, zu jedem Preise verkaufen zu müssen. Um dem künftig vorzubeugen, begannen jetzt die Müllereien sich in die Back-Industrie einzuschieben. 1931 taten die Gold Dust Corporation und die Standard Milling Company etwas, woran man fast zweitausend Jahre eigentlich nicht mehr gedacht hatte: sie fusionierten ihre Interessen finanziell mit denen des Bäckergewerbes. Seit der römischen Kaiserzeit waren Müller und Bäcker getrennt gewesen. Jetzt versuchten sie sich zu vereinigen.

Das Interessante an Wards Programm war, daß in Amerika [und auch auf der übrigen Erde] heute nichts propagiert werden kann, was nicht mit »Gesundheit« zusammenhängt. Das für Heuchelei zu halten, ist ein hoher Grad von Dummheit. »Hygiene« ist ein Beiprodukt, aber ein sehr wichtiges, der heutigen industriellen Entwicklung. Durch ihr gesundheitförderndes Wollen bittet die industrielle Entwicklung gewissermaßen um Verzeihung für ihre eigene Existenz. In der Brot-Industrie heißt der Slogan »Trennung von Mehl und menschlicher Hand!« Unter dieser Fahne hat man zahllose selbständige Existenzen aus der Industrie ausgeschaltet – aber der Fahnenspruch selbst ist nicht schlecht.

Die Idee ist, daß keine Menschenhand das Mehl berühren soll im Stadium »zwischen Mühle und Mund«. Sie ist ziemlich weit durchgeführt, die Idee, denn der ganze Backprozeß ist heute mechanisch. Den ersten mechanischen Teigkneter stellte 1850 der berühmte Arago der französischen Akademie vor. Es war eine ziemlich kleine Trommel, in der Heinzelmännchen zu wirtschaften schienen. Heut ist ein Teigkneter eine Maschine, in welcher mächtige Stahl-Arme mit einer unfaßbaren Schnelligkeit den Teig durcheinanderwerfen und lockern – und all das, ohne dabei zu schwitzen. Wie die Agrikultur hat heute die Bäckerei ihre »eisernen Knechte«: die Siebvorrichtungen, Mischer, Kneter, von denen die frühere Zeit nichts wußte.

Solange der Bäcker ein Handwerker war, hatte der Backprozeß seine Launen. Seitdem die Maschine den Backraum betrat und das einfache Werkzeug ablöste, ist alles anders. Jeder Brotlaib ist heute einheitlich genormt – und schon dadurch unterschieden vom Handwerker- oder Hausfrauenbrot, wo selten ein Laib dem anderen glich. Bei der Maschinenbäckerei wägt eine selbsttätige Waage die Ingredienzien vorher ab. Einzeln und in genauer Folge gießt eine Hand, die nicht Menschenhand ist, sie in eine Mischmaschine, wo das Ge-

menge so lange gedreht und umhergeschleudert wird, bis die resultierende Masse die gewünschte Konsistenz und korrekte Temperatur erreicht hat. Dann entlädt sich der Teig in große Mulden, wird in einen Warmraum gefahren, wo er den Prozeß des »Aufgehens« durchmacht, bevor er durch eine abschüssige Rinne den Wiege-, Schneide- und Verteilungsmaschinen zueilt. Von den Verteilungsmaschinen passieren die genau gewogenen Teigstücke an einem mechanischen »Prüfer« vorbei in die Stahlhände des »Modellierers«, der mit raschen Bildhauergriffen den Teigballen die Laibform verleiht, bevor sie auf die Backbleche stürzen. Noch einmal gleiten nun die Bleche an einer »Prüfvorrichtung« vorüber, die einem »unterentwickelten« Laib die Chance nochmaligen Aufgehens gibt – und schließlich schießen die großen Bleche in die riesigen Öfen hinein, in denen Tag und Nacht Temperaturen bis zu 500 Grad Fahrenheit herrschen. Sind die Brote fertiggebacken, speit der Ofen sie wieder aus und entlädt sie auf die Gestelle, wo sie auskühlen, bevor die mechanische Prozedur der »sanitären Verpackung« beginnt.

Keine Menschenhand hat sie berührt und kein Atem sie angehaucht. Jetzt erst kann sie der Händler erhalten ...

138

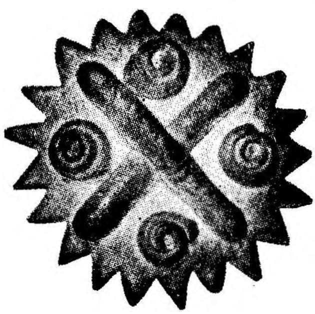
DER Backofen – ein Automat!

Beklommen steht man vor einem Monstrum, das Cincinnati hergeschickt hat, einer großen, glatten Wand, die mit Kontroll-Uhren besteckt ist, die nur der Ingenieur lesen kann. Überall glänzen Hebel und Schalter, vor denen dem Laien bange wird. Wer soll dieses »griechische Englisch« verstehn? Da gibt es einen *Thermostat*, einen *Tray Indicator*, einen *Minute Minder* und einen *Hood Exhauster Switch*... Vielleicht stehn morgen – nein, schon heute – die Abkommen dieser Riesen-Öfen in Stockholm und Stuttgart, Paris und London. – Ist so etwas wirklich ein Backofen? Ist es das Haus, in dem Göttinnen wie Fornax oder Ishtar wohnten? Ein Backofen ist's. Doch ein Automat.

So hat denn also das aufgehört, was Menschen seit frühesten Zeiten beschäftigt: die mystische Hochzeit und Wandlung der Stoffe, das Geheimnis der Brotwerdung? Es hat durchaus nicht aufgehört – es lebt in der Folklore weiter, in Träumen, und vor allen Dingen dort, wo der Mechanismus der Städte nicht hinreicht: in den Dörfern des europäischen Ostens.

In den Brotfabriken Amerikas sind polnische Arbeiter beschäftigt, für die das Brot vielleicht nichts anderes als ein Fabrikartikel ist. Doch sie sind Söhne von Emigranten und Vettern daheimgebliebener Bauern, denen Brot als etwas ganz anderes galt. Da wurden Teig- und Gärmulden auf Sohn und Enkel

weitervererbt, weil sie die Gärung gewöhnt seien und man wisse, wie in ihnen der Teig lebt. Mußte in einem polnischen Dorf eine neue Mulde beschafft werden, weil die alte rissig geworden war, so wurde dem Küfer eingeschärft, er möge sich bei der Arbeit beeilen: denn die Arbeitsamkeit des Küfers überträgt sich auf den Teig, der dann »fleißig wird« und rasch aufgeht. Jeder Backtrog galt als Lebewesen und hatte seine Gewohnheiten: der eine liebte die Wärme, der andere Kälte; einige forderten Ruhe, anderen machte der Lärm nichts aus... Keine Familie verlieh ihre Mulde; denn wenn man sie zurückbrachte, hatte sie Geruch und Gewohnheit fremder Leute angenommen. War sie voll Teig, so behandelte man sie mit der allergrößten Sorgfalt, deckte sie mit Schafspelzen zu oder steckte sie unters Federbett. Denn hier war ein lebendes Wesen: das werdende Brot wollte Zärtlichkeit, wie ein Kind, das sich nicht erkälten durfte.



69 - Gebildbrot der Wintersonnenwende

Das Maschinen-Zeitalter ist nur ein volkswirtschaftliches Stadium – aber eines, das mit sich frühere Seelen-Stadien nicht auslöscht. Noch immer bäckt man – bei allen Völkern, bei denen es Mehl gibt – *Gebildbrote*. Wie in Heines Gedicht »Die Wallfahrt nach Kevlaar« Weih-Opfer aus Wachs gegossen werden, so stellen die Bäcker für Fest und Alltag Gebäcke her, die Wünsche, Gelübde, Beschwörung und Abwehrzauber enthalten. Haaropfer, die sich als Gebäck in Gestalt von Frauenzöpfen verkleiden; Sonnenräder zur Osterzeit und Mondsicheln, die man als »Kipfel« kennt. Die Schweizer im Kanton Tessin backen eine »Taube« [colomba], und die Kroaten den Schweinskopf, den »Horba«. Gleichviel, ob – wie Max Höfler meint – in den meisten dieser Gebilde das Brauchtum religiös bestimmt ist oder ob uralte Bildhauerfreude auch heute die Hände der Bäcker regiert: die Maschine vermag so etwas nicht.

Wenn man sie genauer betrachtet, ist die Zivilisation nur eine trügerische Erscheinung: in Wirklichkeit erlebt die Menschheit alle ihre Zeitalter *gleichzeitig* und repetiert sie stets aufs neue. Da erzählt der Schriftsteller Fueloep-Miller eine Geschichte aus seiner rumänischen Kindheit:

Nachts träumte mir einmal, daß ein Riesenlaib Brot auf dem Frühstückstisch stand. Mutter war eben dabei, das Brot anzuschneiden, da wurde sie weggerufen. Sowie sie draußen war, öffnete sich die Kruste des Brotes, und aus der weißen Krume stieg Ida, die Bäckersfrau, hervor. Vom Brot blieb nichts zurück: die Krume war zu Idas Leib, die Kruste zu ihrem Haar geworden. Ihr warmer Duft erfüllte das ganze Zimmer und war so stark, daß das neue Kinderfräulein sogleich ohnmächtig vom Stuhle sank. Da sagte Ida zu mir: »Ich habe das alles nur getan, da-

mit du wissen sollst, daß ich es bin, die jeden Morgen im Brotlaib zu euch kommt. Du darfst es aber niemandem sagen.« – Gleich darauf wurde ihr Leib wieder zur Krume, ihr Haar verwandelte sich zur Kruste zurück und schloß das Weiße ein. Als Mutter hereinkam, lag wiederum der unangeschnittene Laib Brot auf dem Tisch. – Die Traumerinnerung, wie Ida aus dem Brot aufstieg, war seither so stark in mir lebendig, daß ich, wenn immer Mutter das Brot anschnitt, Ida leibhaftig vor mir sah. Und aß ich dann vom Brot, so dachte ich insgeheim: es ist Ida, die ich esse!

Die erotische Zaubermacht des Brotes, die hier ein Kind unserer Zeit erlebt, kannten früher die meisten Völker. Denn der gewölbte Backofen war das Symbol des weiblichen Schoßes. Der Backofen war sogar eifersüchtig: bei den Marquesas-Insulanern durfte der Mann, der Bananenmehl buk, in der gleichen Nacht seine Frau nicht berühren... Was man liebt, »steckt man in den Backofen«. Die »Zurücknahme in den Mutterschoß«, das Verstecken von Männern und Söhnen im Backofen, wenn Feinde kommen, erscheint in mancher alten Sage. Nach dem Siebenjährigen Krieg erzählte eine Bauersfrau, sie habe Friedrich den Großen einst vor den verfolgenden Österreichern in ihrem Backofen verborgen. Um die Suchenden abzuschrecken, habe sie zwei irdene Töpfe mit Exkrementen aufgestellt – »vor und hinter den Backofen«... Wenn Siegmund Freud um die Folklore und Symbolik des Backens gewußt hätte, hätte er manches für seine Lehre von der Wunscherfüllung benutzt. Der große schweizer Kulturphilosoph, der im 19. Jahrhundert die Theorie des »Mutterrechts« schuf – daß vor dem Manne auf der Welt lange Zeit die Frau geherrscht habe – hieß seltsamerweise *Bachofen*: so fiel, wie nicht selten, ein Namenssymbol mit einer Lebensarbeit zusammen.

Brot hat an Kräften nichts eingebüßt, seitdem man es maschinell erzeugt. 1452 fanden, in einem Jahr großer Fruchtbarkeit, zwei reitende Schweizer Edelleute zwischen Ähren ein schlafendes Kind, das so schwer war, daß niemand es aufheben konnte. Als sie Landleute zu Hilfe holten, war das Zauberkind verschwunden, aber die ganze Gegend trächtig von Brotgeruch. Diese uralte Geschichte taucht im Jahr 1940 in Ost-Europa wieder auf: in den vom Krieg zerstampften Ländern taucht sie als Sehnsuchts-Mythe auf. Wer hat die Geschichte dort hingebracht? Niemand. Das Volk produziert sie aufs neue. »Brot hat Verstand«, sagt der Italiener. Mehr, es ist Späher und Jäger und vermag Dinge auszuführen, zu denen natürliche Kraft nicht hinreicht. Amerikanische Soldaten, die 1942 während des Krieges nach England kamen, erfuhren zu ihrem großen Erstaunen, daß manche Engländer tatsächlich glaubten, »Brot könne Ertrunkene auffinden«. Wenn man etwas Quecksilber [das Symbol der Unruhe] in Brot [das Symbol der Ruhe] verbacke und den Laib dann aufs Wasser werfe, würde er so manövrieren, daß der Tote von ihm angezogen und ans Tageslicht kommen werde! Wenn man den Engländern das nicht glaubte,

konnten sie darauf hinweisen, daß am 18. Dezember 1885 vor vielleicht zehntausend Menschen dieses Experiment gemacht worden war, im Orte Stamford, [Lincolnshire], und tatsächlich sei es geglückt. Jetzt trieben der Krieg und die vielen Schiffbrüche diesen alten Glauben wieder herauf, der vielleicht jene unverstandene Bibelstelle des Predigers zum Vater hat: »Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit!«

Und wie die Brotmagie nicht tot ist, so haben auch die Religionen, diese großen Sammelbecken des Volksglaubens und der Tradition, nichts von ihrem Glauben an die heilige Kraft des Brotes verloren. Als 1942 die amerikanischen Soldaten in Marokko landeten, erfuhren sie aus einem Büchlein, das sie mitbekommen hatten, man dürfe, wenn Mohammedaner zusähen, Brot nie mit dem Messer schneiden. Sehr merkwürdig: denn Mohammed hielt Brot gewiß für kein lebendes Wesen, das besonderen Respekt verdiene. Aber die Religionen *wachsen!* In einer Welt, da das Christentum dem Brote eine Bedeutung zusprach wie keiner anderen Sache sonst, mußte schließlich auch der Islam seine Gleichgültigkeit revidieren. So lernten denn die Amerikaner ihr Brot zu brechen, statt es zu schneiden, um niemand ein Ärgernis zu geben. Wieder ein paar Monate später sahen dieselben Amerikaner, wie die Juden in Tunis ihrem Jehovah Schaubrote auf dem Altar darbrachten: Die viereckig geformten Brote waren übereinandergeschichtet, und kleine goldene Hohlrohre leiteten frische Luft zwischen sie. So wurden [was anderswo Juden nicht kannten] die Schaubrote von Luft gefächelt, damit man dem Gotte nichts Schimmelndes gäbe: ein Brauch, den vor Jahrtausenden Josephus Flavius beschrieb... Unausgelöscht sind alle Brot-Bräuche. Die ganze Erde ist voll von ihnen. Und bedeutungsvoller als je erklang 1943, mitten in der Verwüstung des Krieges, in Gegenwart Papst Pius' XII. in der Römischen Peterskirche die große Brot-Hymne des Katholizismus, wie Thomas von Aquino sie fügte:

Ecce panis angelorum!
Factus cibus viatorum.
Vere panis filiorum!

[Himmelsbrot ist hergekommen:
Ausgespendet, angenommen!
Brot der Wanderer! Brot der Frommen!]

»*Sumunt boni, sumunt mali*« heißt es bei Thomas von Aquino. Die Guten nehmen's, die Bösen nehmen's! Die Eucharistie begnadet jeden: Ein unfaßbares Geisteswunder. Der Priester lehrt das katholische Kind, die Oblate nie mit den Zähnen zu fassen, sondern sie als ganze zu schlucken, und er sagt dem Kind auch, warum: man darf Gott schlucken, aber nicht beißen. *Sumunt boni, sumunt mali!* Viele leugnen, daß Ungläubigen das Essen des Sakraments frommen könne. Andre sind ganz andrer Ansicht. Vor einigen Jahrzehnten schrieb der Dichter Guillaume Apollinaire eine Untersuchung darüber, ob etwa eine

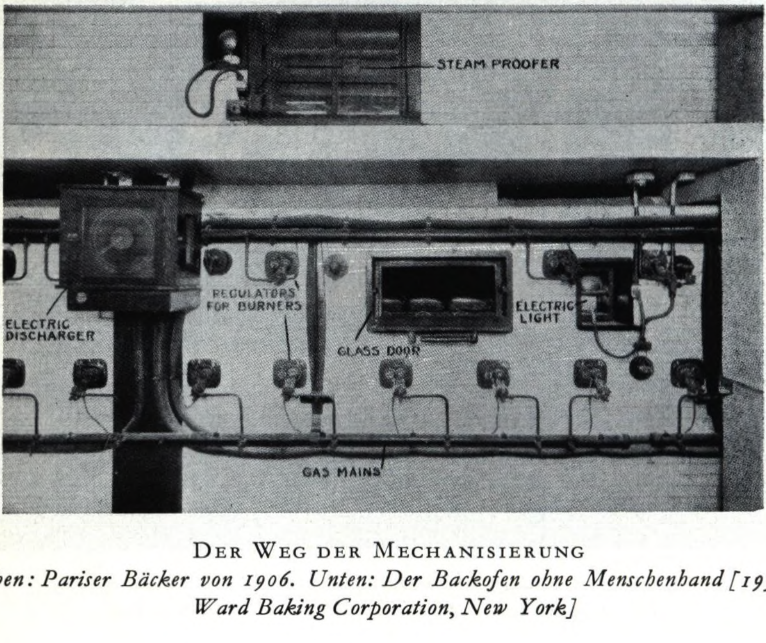




Der Mörtel des Lebens

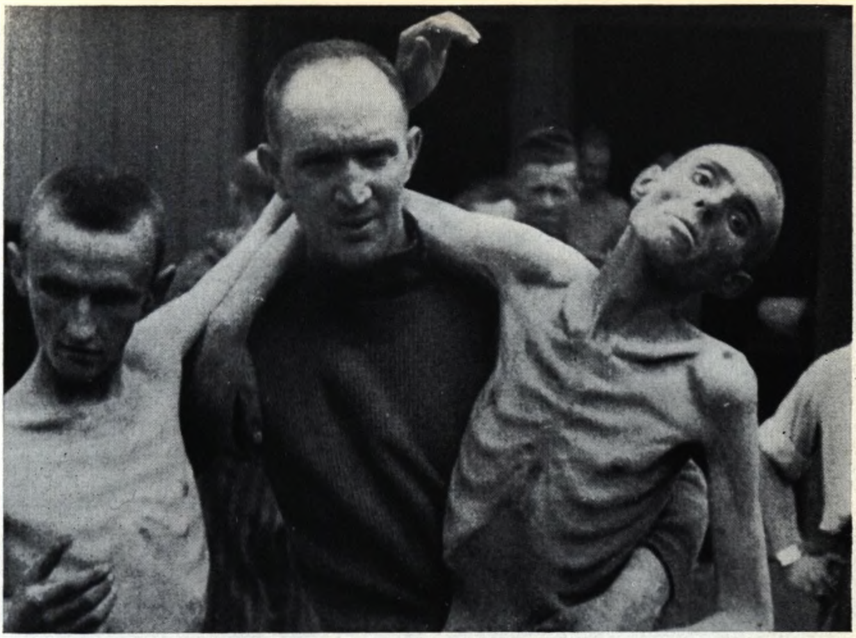
Oben: Aussiebung des Mehls. Unten: Teigmischmaschine





DER WEG DER MECHANISIERUNG

Oben: Pariser Bäcker von 1906. Unten: Der Backofen ohne Menschenhand [1930, Ward Baking Corporation, New York]





Aus den Jahren der Apokalypse

Oben: Ein »Überlebender« aus Buchenwald. Unten: Eine zerstörte deutsche Stadt



Korea 1953: *Reiskuchen-Bäckerin*

Kirchenmaus, die ein Stück der Hostie äße, dadurch ein höheres Leben gewänne. Das klingt scherzhaft, ist aber nicht so gemeint. Während der Zeiten der Scholastik war in der französischen Literatur diese Frage oftmals behandelt worden.

Die christlichen Sekten kämpfen nicht mehr um den Begriff, den jede vom Brot hat. Aber jede beharrt auf ihrer Meinung. Wie Rulon S. Howells zusammenstellte, leben in Amerika gegenwärtig zehn christliche Kirchen, die sehr verschiedenartig vom Brot als dem Leibe Christi denken: symbolisch oder realistisch. Alle diese Kirchen florieren und geben den Gläubigen *ihr* Brot. Aber sie geben es auch dem Nachbarn, streitlos, wenn er sie darum angeht: Als auf den Schlachtfeldern der Weltkriege der Priester die Sterbenden tröstete, sprach nur die Liebe und nicht das Dogma.

139

So leben wir heute denn simultan, sind Zeitgenossen vieler Zeiten, und Brot ist wichtiger als je. Wie es scheint: im rein materiellen Sinne. Aber, wirklich, es scheint nur so. Der Handel ist nämlich keineswegs bloß ein Diagramm materieller Kräfte. Es werden, im Gegenteil, geistige Kämpfe oft von der Materie ausgefochten: gerade der Geist bedient sich manchmal dumpfer Mächte, die nichts von ihm wissen. Der Verfitzung von Geld und Geist — wobei nicht immer das Geld siegen muß — begegnen wir in der Brotgeschichte des 20. Jahrhunderts nicht selten:

1899 brach in Amerika eine Kontroverse über Backpulver aus — jenes harmlose Produkt, das Liebig den deutschen Hausfrauen geschenkt hatte, damit ihr Teig leichter aufging. Es war an sich durchaus nicht neu, daß zwei rivalisierende Firmen — die American Baking Powder Association und die Royal Baking Powder Company — mit Prozessen einander zu Leibe rückten. Aber das Neue an diesem Streitfall war der Widerhall in der Öffentlichkeit. Es hatte, wie üblich, damit begonnen, daß der finanziell stärkere Teil das Produkt des Schwächeren in der Zeitung als »Gift« bezeichnet hatte. Ein Jahr später war aus dem Backpulverstreit ein wirklicher Backpulver*krieg* geworden, der mit beispielloser Heftigkeit nicht etwa bloß mehr von den Firmen, sondern von dem Mann auf der Straße geführt wurde. Es handelte sich um die Frage: ob ein Aluminiumsulphat, das im Backpulver enthalten war, die Gesundheit des Menschen gefährde. Starb man daran? Vergiftete dieser metallische Schwefel das Blut oder nicht? Es war also eine rein fachliche Frage, die von so berühmten Leuten wie zum Beispiel Harvey W. Wiley [1844—1930], Amerikas führendem Chemiker und Erzfeind aller Verfälschungen, hätte entschieden werden



70 - Als der Backpulver-Trust explodierte

können. Statt dessen brüllte alles »Verrat!« und »Wer hat hier wen gekauft?« Volksaufläufe, Wahlparolen, Straßenschlachten waren die Folge. Der Streit wegen eines Nahrungsmittels überblendete mit seinen Großbuchstaben den ganzen Russisch-Japanischen Krieg in Amerikas Zeitungen. Als das Backpulverfaß explodierte, »verdunkelten Staub und Trümmer sogar die Gesetzgebung des Staates Missouri«. In Washington, in den Vorzimmern des Kongresses, wurde man handgemein. Längst hatte der Staatsanwalt eingegriffen und eine Reihe von Senatoren wegen Bestechlichkeit angeklagt. Schlaganfälle und Selbstmorde folgten. Ehen gingen auseinander, Freunde und Brüder ver-

feindeten sich. Die Gesundheit der Nation: war sie ein Glaube oder ein Fetisch? Die Schuldigen – gab es denn Schuldige? – flohen entweder in alle Welt oder wurden Belastungszeugen gegen die eignen Geschäftsteilhaber. Eine Reihe von Meineiden wurde geschworen. In den hinterwäldlerischsten Dörfern schlug man einander den Schädel ein für die Gesundheit Amerikas.

Später wurden die Anklagen, Sachverständigengutachten, Aussagen und Schuldsprüche von Abraham Morrison gesammelt: in zwei Bänden und mehr als zweitausend Seiten! Zwei rivalisierende Firmen hatten die Sache angefangen – zunächst war nur Reinheit des Brotes im Spiel, über Nacht dann die Sauberkeit des öffentlichen Lebens. Das Ganze war ungemein amerikanisch. Es begab sich in einem Volk von mißtrauischen Beobachtern und ungemein wachsamen Leuten. Es war die Zeit, da Theodore Roosevelt »seine Wurst aus dem Fenster warf, als er in Upton Sinclairs Roman über Chicagos Schlachthäuser las, was die Wurst alles enthalten *konnte*«. Es war die Zeit, da der Kongreß gegen zahllose Interessenten den *Pure Food and Drug Act* erzwang [das Gesetz gegen die Verfälschung von Nahrungsmitteln und Medizinen] und da mancher Mühlenbesitzer ins Gefängnis wandern mußte, weil er sein Mehl mit Säuren bleichte, die gesundheitsschädlich waren.

War das nun »krasser Materialismus«, wie eine Nation von Brotessern sich um die »Gesundheit des *Körpers*« stritt? Jedenfalls war es ungemein westlich. Währenddessen brach in der Welt des Ostens, also im kaiserlichen Rußland – im selben Jahr 1899, als der »Backpulverstreit« begann – der geistige Krieg aufs neue aus über die »Gesundheit der *Seele*«. Weder von Zwinglis Schweizer Altären noch im Elisabethanischen England, noch bei den Straßenaufläufen der Französischen Revolution war die Transsubstantiationslehre, die Lehre von der Brotwerdung Christi, so heftig angegriffen worden wie von Lew Nikolajewitsch Tolstoi in seinem Roman *Auferstehung*.

Natürlich spricht Tolstoi kein scharfes Wort: dazu ist er ein zu großer Künstler. Fast ist es, als schildere er nur einen Vorgang.

Die Andacht begann. Ein Priester, der sich in eine fremdartig unbequeme, goldstrotzende Robe gekleidet hatte, verteilte und arrangierte zunächst Brotstückchen auf einer Untertasse und schüttete sie dann in einen Weinbecher, wobei er heilige Namen anrief. Währenddessen las der Diakon Gebete in altem Kirchenslawisch, das schwer zu verstehen war und schließlich ganz unverständlich wurde, weil es sehr schnell gelesen wurde.

Der Kern des ganzen Gottesdienstes bestand in der Annahme, daß das Brot, das der Priester gebrochen und in den Wein geworfen hatte, durch rhythmische Manipulation und Gebete, die man dabei sprach, sich in Fleisch und Blut des Herrn wandelte.

Diese rhythmische Manipulation bestand darin, daß der Priester, schwer be-

hindert durch das goldene Sackkleid, seine Arme in gewissen Pausen hob und ausstreckte; daß er dann auf die Knie sank und den Tisch küßte und was sich auf ihm befand; und hauptsächlich darin, daß er die Robe bei zwei von ihren Enden packte, die er sänftlich über die Silbertasse und den goldnen Becher bewegte. In diesem Augenblick – nahm man an – wurde aus Brot und Wein Fleisch und Blut; deshalb wurde dieser Teil mit der größten Feierlichkeit zelebriert.

Keiner der Anwesenden schien zu begreifen, daß alles, was sich hier begab, die allergrößte Blasphemie war, eine Beleidigung desselben Christus, in dessen Namen es getan ward... Der Priester glaubte selber nicht, daß sich das Brot in Fleisch verkehre... Das konnte ja auch keiner glauben – immerhin glaubte der Priester, daß jedermann es glauben sollte. *Was ihn in diesem Glauben bestärkte, war die Tatsache, daß – indem er die Gebote der Kirche erfüllte – er in den letzten achtzehn Jahren ein Einkommen bezogen hatte, von welchem seine Familie recht und schlecht hatte leben können.*

Für diese »Verhöhnung des Sakraments« [es war aber weniger eine Verhöhnung als der Bericht eines Psychologen und weltberühmten Romanschriftstellers] wurde Tolstoi 1901 aus der Russisch-orthodoxen Kirche gestoßen. Es waren sehr materielle Mächte, die hinter diesem Ausschluß standen: wer die russische Messe angriff, griff zugleich das Zarenhaus an, mit dem Altar den Thron, die Ordnung, die bürgerliche Sicherheit... Aber war's nicht vor allem auch *Spirituelles*, das Tolstoi gegen sich erregte? Der höchste Kirchenbeamte Rußlands, Konstantin Pobjedonoszew, der »Oberprokurator des heiligen Synods« überantwortete zwar nicht Tolstois Körper, aber seine Seele den Flammen. Es interessiert den Historiker nicht, ob Pobjedonoszew, ein sterblicher Mensch, die Macht hatte, derlei zu bewirken – viel wichtiger erscheint die Frage, ob Tolstoi erreicht hat, was er erstrebte. – Was *hat* er eigentlich erstrebt? Mit dem Kriterium des Augensinns einen Vorgang wiederzugeben, den das Auge vielleicht nie erfaßt? »Nichts kann so trügen wie unser Auge«, seufzt tiefsinnig ein buddhistischer Spruch.

Eins ist sicher: Er hat den Großteil der russischen Gläubigen gar nicht erreicht. – Für den römischen Katholizismus konnte Papst Leo XIII. [1878 bis 1903], ein Mann, groß als Politiker, als Denker und als Psychologe, behaupten, »das Brot der Eucharistie werde im 20. Jahrhundert die beherrschende Tatsache sein.« Sechzig Jahre sind seither verflossen. Er hat nicht gerade unrecht gehabt. In und seit dem Zweiten Weltkrieg spielt die Römisch-katholische Kirche – und mit ihr die Brotverwandlung, das Zentrum ihrer Liturgie – eine mächtigere Rolle als je.

»Es hatte sich aber damals der Teufel ...«

Höret dies, ihr Ältesten, und merket auf, alle Einwohner im Lande, ob solches geschehen sei zu eurer Zeit oder zu eurer Väter Zeiten!
Saget euren Kindern davon und lasset's eure Kinder ihren Kindern sagen und diese Kinder ihren Nachkommen:
»Was die Raupen lassen, das fressen die Heuschrecken; und was die Heuschrecken lassen, das fressen die Käfer; und was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeiß... Das Feld ist verwüstet, und der Acker steht jämmerlich!«

JOEL

140

WER DER PROPHET JOEL GEWESEN IST, WEISS MAN KAUM. SEINE Worte, im Alten Testament, berichten von einer Hungersnot im Gefolge einer Heuschreckenplage. Diese Not war eine lokal begrenzte. Doch klingt es hehr und legendär: »Ob solches geschehen sei zu eurer Zeit oder zu eurer Väter Zeiten«.

Aber noch machtvoller klangen die Worte, als ein deutscher Prediger 1944 sie von der Kanzel erschallen ließ, Sonntag um Sonntag, bis man ihn aus seiner Kirche herauszerrte und in ein *Hungerlager* warf, damit er erkenne, »was Hunger sei«. Wir wissen seinen Namen nicht. Namenlos bleichen seine Gebeine. Er war ein evangelischer Christ. Der katholische Priester, der es erzählt hat, pflegt zu fragen, ob man nicht – wie die Anfänge der Geschichte – auch die Geschichte der letzten Zeit in der Form der Legende erzählen solle. Denn schon in wenigen hundert Jahren werde niemand mehr glauben wollen, was sich in unserer Zeit zutrug. Jene »Verschwörung wider das Brot«, jenen künstlich organisierten Hunger. Die Legende aber müsse mit den Worten beginnen: »Es geschah aber damals, daß der Teufel sich des Brotes bemächtigt hatte...«

141

JAWOHL, wir leben in einer Zeit, die ihr eigenes Gestern kaum noch begreift. Aber ehe es ganz entschwindet und in den Bereich der Träume tritt, müssen wir als Historiker uns klarmachen, was und wie es geschah:

Über nichts war in Europa, zwischen den beiden Weltkriegen, mit solchem Stolz berichtet worden wie über die Fortschritte in der Agrarwirtschaft. Die

Verbesserung eines Mähdreschers, Versuche mit Weizen-Kreuzungen oder eine Rekord-Zwiebelernte hätten vor dem Ersten Weltkrieg schwerlich in die Zeitung gefunden. Nach 1920 aber nahmen sie einen so breiten Raum ein wie vorher das Politische oder allenfalls das Spirituelle. Das hatte seinen guten Grund: Gerade in diesem einen Punkt hatte das Selbstbewußtsein Europas einen empfindlichen Schlag erlitten. Europa hatte sich während des Weltkriegs nicht nur nicht ernähren können, sondern es war beinahe verhungert. Nun wollte es seinen Ernährern zeigen, den mächtigen Amerikanern, daß ihm ein solcher Massenhunger wie der von 1917 nicht mehr widerfahren könne... Die Budgets fast aller Staaten beweisen, daß es Europa damit Ernst war. Freilich, die militärischen Budgets überstiegen die agrarischen, und sie konnten auch wohl nicht anders: Wenn 1942 der Ackerbauminister der jugoslawischen Exil-Regierung enthüllte, daß es in seiner Heimat noch 500000 Holzpflüge gäbe, so ahnen wir, daß diese Ziffer mit den Gewehrläufen zusammenhing, die man eben *nicht* aus Holz machen konnte.

Im ganzen aber war Europas Selbstversorgung gut aufgebaut, und ganz besonders auch die deutsche. Schon am ersten Tage des Zweiten Weltkriegs begann Hitlers Landwirtschaftsministerium seine Propaganda für Roggen: »Eßt Roggenbrot! Nicht die Farbe bedingt den Nährwert. Roggenbrot macht Wangen rot.« Niemand in Berlin konnte wissen, wie lange dieser Krieg dauern würde. Aber man wußte vom letzten Weltkrieg, daß der eigene Weizen nicht ausreichen würde und daß kein amerikanischer übers Weltmeer kommen würde. So bereitete man das Volk sehr geschickt auf ein dunkles Brot vor. 1936 waren durch die deutschen Mühlen [etwa 28000] rund 9 Millionen Tonnen gelaufen, 4,8 Millionen Tonnen Roggen und 4,2 Millionen Tonnen Weizen. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen also 135 Kilogramm Brotgetreide. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges änderte sich selbstverständlich das Verhältnis zwischen Roggen und Weizen – doch zunächst nicht die Mehlverbrauchsziffer, weil das deutsche Brotgesetz vom Mai 1935 erlaubt hatte, daß 10 Prozent des benützten Brotmehls aus Kartoffelstärke bestehn dürfe. Was! Im Vaterland des Roggens 10 Prozent Kartoffelmehl? Doch das Roggenmehl sollte gestreckt werden – schon 1935 ahnte das Landwirtschaftsministerium, was das Kriegsministerium plante. Das in den Krieg eintretende Deutschland besaß die größten Kartoffelvorräte, die es je gehabt hatte: 53 Millionen Tonnen, etwa ein Fünftel der Welt-Ernte. Mit Ausnahme von Fett und Eiweiß konnte man alles aus dieser Knolle machen.

Jedenfalls, seit den Tagen Friedrichs des Großen – seitdem der alte König dem Volk das Kartoffelessen vorgemacht hatte – war sie den Deutschen ans Herz gewachsen. Und den Nationalsozialisten, nebst ihrem Landwirtschaftsminister Darré, konnte nichts Besseres einfallen, als in den ersten Kriegstagen die Nachricht über das Land zu jagen: »Englische Flugzeuge haben Larven

des Colorado-Käfers abgeworfen!« Diese erlogene Bedrohung der deutschen Kartoffelwirtschaft durch die Waffe des Bakterienkriegs erregte das deutsche Landvolk mehr als jede andere Greuelnachricht. Das »englische Kartoffelverbrechen« wurde geglaubt: es zeigte dem deutschen Bauern an, mit welchem ruchlosen Gegner er kämpfte.

142

Hitlers »Bauernfreundschaft« war keine sehr echte. Wie hätte es anders sein können? Sohn kleiner Leute, war er gewohnt, nach oben zu blicken und nicht nach unten. Bereits im Wilhelminischen Deutschland war der Nährstand wenig geschätzt worden. »Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann« – das war zwar ein Kinder-Abzählvers, aus dem Mittelalter überkommen: trotzdem war es auch eine Rangordnung, in der der brotbereitende Stand gleich vor dem Bettelstand rangierte. Das lag weniger an der Großstadt, wo man vom Bauern gar nichts wußte, als am Wesen der deutschen Kleinstadt, wo man vom Bauern zu viel wußte. Das deutsche Lebensideal war von der Kleinstadt geformt worden. Hier, wo der Bierwirt das große Wort führte, wo er seine Räume an die Honoratioren des Städtchens vergab; wo der kleinste Postbeamte, weil er eine Uniform trug, noch des Kaisers Abbild war: hier wurde der Bauer gründlich verachtet. Hier sah man mißgünstig auf den Mann, der, verschwitzt und nach Dünger riechend, mit hohen Stiefeln von draußen kam.

Der Weltkrieg hatte dies seltsam geändert. Die Berührung mit wirklichen Bauernvölkern, mit Russen, Serben, war es vielleicht, die zahllose deutsche Kleinstädter heimwehkrank nach Erd-Besitz machte. Sie ahnten dumpf im Trommelfeuer, daß ein Stückchen eigener Scholle das beste Gegengift abgeben werde gegen Militarismus und Nationalismus. Ja, mit sonderbaren Völkern hatte dieser entsetzliche Krieg den deutschen Menschen zusammengebracht. Da waren zum Beispiel die Bulgaren. Der Berliner Generalstab erstaunte nicht wenig, als im Frühjahr 1918 die bulgarischen Soldaten weissagten, sie würden am 15. September des gleichen Jahres nach Hause gehn. Hindenburg, der dies berichtet, schob das auf die Entente-Propaganda und ihre langfristigen Möglichkeiten. Das kaiserliche Berlin wußte nicht, daß am 15. September seit Jahrtausenden in Südost-Europa die »eleusinischen Wochen« beginnen, wo das Samenkorn »in die Erde zurückkehrt«: der Beginn der Winter-Aussaat. Prompt am 15. September zogen die bulgarischen Bauern ihre Uniformen aus, verließen die Saloniki-Front und begannen das Feld zu bestellen.

Sein eignes Brot bauen, sein eignes Brot backen: das wurde der ehrliche deutsche Traum des Jahres 1919. Als Hindenburg im November 1918 das geschlagene Heer nach Hause führte, da hatte er es angeredet:

»Kameraden! Die Vorarbeiten zu einem großzügigen Ansiedlungswerk sind im Gange; die Ausführung wird unverzüglich beginnen. Die heimkehrenden Krieger sind die ersten, diesen Dank des Vaterlandes zu empfangen... Auf billig erworbenem Land mit billigem öffentlichem Gelde werden für Landwirte, Gärtner und Handwerker Hunderttausende von Stellen errichtet... Das große Werk ist schon begonnen; bis zu seiner Vollendung wird eine Reihe von Jahren hingehn... Habt nur noch kurze Zeit Geduld! Helft eurem wunden Vaterland über die schwerste Zeit hinweg, rettet es noch einmal durch deutsche Manneszucht und deutschen Ordnungssinn: dann bereitet ihr eure eigne Zukunft, euer eignes Glück!«

Diese Proklamation Hindenburgs war der Auftakt zum Agrarprogramm der neuen Deutschen Republik. Im August 1919 bestimmte das Reichssiedlungsgesetz ein Drittel des deutschen Großgrundbesitzes zur Aufsiedlung. Wurde es befolgt?

Als 1941 der abgesetzte Kaiser starb, war er immer noch der Besitzer von 240000 Hektar. Nicht viel ärmer waren der Fürst von Pleß, die Hohenlohes und die Familie von Hohenzollern-Sigmaringen. Hätte die deutsche Bauernschaft die richtigen Zeitungen besessen, hätte sie darin lesen können, daß in Masaryks Tschechoslowakei, in König Alexanders Serbien, in Narutowicz' Polen die Aufteilung der Großgüter weit gediehen war. Doch die Zeitungen, die der Bauer las, beschäftigten sich mit der »Kulturlosigkeit« der neugegründeten slawischen Staaten... Und was tat die Deutsche Republik? Sie ernannte Kommissionen zum Studium der agrarischen Frage, bevor etwas getan werden könne. Als die Berichte fertig waren, war der Wille zur Änderung erloschen und die Gelegenheit schon verpaßt.

143

Als Hitler noch »gelernt« hatte — in der Nachkriegswelt der Zwanzigerjahre —, da hatte er recht gut gesehn, es könne diese Nachkriegswelt [hoch industrialisiert, wie sie war] eigentlich nichts anderes sein denn faschistisch oder kommunistisch. Der Bauer war nicht fähig zu herrschen... Nirgends! Wenn Hitlers nächste Umgebung eine Zeitlang anderer Ansicht war, so wurde sie aufs schärfste gewarnt durch das schreckliche Ende von Stambuliski.

Alexander Stambuliski [1879—1923], der bulgarische Diktator, hatte versucht, sein Land allein durch die Bauernschaft zu regieren. Als Führer der agrarischen Massen hatte er sich gegen Ferdinand von Koburgs antiserbische Politik gewandt: »Wir brauchen keinen Balkankrieg; ein Ackerbauvolk wie das unsrige kann mit allen Nachbarn in Frieden leben!« Als dann im Ersten Welt-

krieg Bulgarien zusammenbrach und Kaiser Ferdinand fliehen mußte, mußte Boris, sein Nachfolger, alle Macht an Stambuliski abtreten, einen breiten Mann mit wildem Gesicht und schrecklichen Augen; mit Haaren, schwarz wie ein Krähennest. Drei Jahre regierte Stambuliski Bulgarien mit einer eisernen Pflugschar. Ein Mann, aus alten Jahrhunderten stammend, sprach er gern in biblischen Ausdrücken: »Sofia, welche das Brot nicht achtet, wird verschwinden wie Sodom und Gomorra... und es wird niemand um sie weinen!« Vier Fünftel des Volkes stand geschlossen hinter der agrarischen Diktatur; denn sie alle waren Bauern. Aber die andern zwanzig Prozent, die Taschen voll italienischen Geldes, erhoben im Juni 1923 sich in einem nächtlichen Putsch und schossen Stambuliski nieder. Sein letzter Schrei soll gewesen sein: »Grüne Internationale aller Länder, räche meinen Tod!«

Aber es gab gar kein solches Ding wie die »Grüne Internationale« oder eine »Weltbauernschaft«. Und Hitler, der damals gerade dabei war – im November 1923 –, seinen Münchner Putsch vorzubereiten, war tief beeindruckt von Stambuliskis Ende. Er lernte daraus, daß der Faschismus viel mächtiger war als der Gedanke des bäuerlichen Zusammenschlusses. Wer die reale Macht anstrebte, der lehnte sich besser nicht auf den Pflug.

Nun war Hitler freilich kein Dilettant. Er brauchte, trotz allem, die Stimmen der Bauern. So gab er, nach seinem Machtantritt, ihnen zwar nicht das verheißene Neuland – das er den Junkern und Konservativen, dem historischen »Ritterstand«, ja erst hätte wegnehmen müssen –, doch immerhin das »Erbhofgesetz« vom 29. September 1933. Es bestimmte, daß Einfamiliengüter bis zu 125 Hektar als Erbhöfe geschützt werden sollten. Das Verbot der Hypothekenbeleihung, die Herausnahme des Bodens aus dem Spiel des Güterverkehrs, war eine volksfreundliche Maßnahme für sehr viele Bauern und ihre Familien: sie schloß die Zwangsversteigerung aus. Die verwichene Deutsche Republik hatte die große Torheit begangen, die Bauern der Nordmark schlecht zu behandeln oder sie gegen die Zwischenfälle des Wirtschaftslebens schutzlos zu lassen. Die Verschuldung der Bauernhöfe, die Plakate »Gepfändet!«, die man oft neben der eingebrachten Ernte sah: das also schaffte Hitler ab. Was er den Bauern aber nicht gab – und es wäre das Wichtigste gewesen! – waren landwirtschaftliche Maschinen: Maschinen zur Erleichterung und zur Hebung der Produktion. Als der Nationalsozialismus schon sechs Jahre im Sattel saß, da mußte Herbert Backe gestehen, der neue Ackerbauminister, daß weniger als 2 Prozent der Bauernhöfe Traktoren hatten.

Der deutsche Bauer hatte sehr lange Hitlers Versicherungen geglaubt, daß er ein »Kanzler der Bauern« sein werde. Dabei hätte ihm auffallen müssen, daß dasselbe Megaphon, das den »Kleinen auf dem Lande« den Wirtschaftshimmel auf Erden versprach, zwanzig Kilometer weiter dem »Kleinen Manne in der Stadt« genau dasselbe zusicherte – also dem Verkäufer von Korn, dem Bauern,

besonders hohe Preise und dem kaufenden Städter niedrige. Daß das eigentlich nicht ging, hätte auf der Hand liegen sollen. Aber der Bauer verstand nicht einmal, daß ein und derselbe Emissär des nationalsozialistischen Klüngels ihm selbst die Aufteilung der Großgüter und dem Rittergutsbesitzer bewaffneten Schutz gegen jeden agrarischen Umsturz versprach. Noch niemals sind in historischer Zeit alle Klassen eines Volkes gründlicher betrogen worden.

Als 1939 der brotbereitende Stand in den Krieg trat, da war der Bauer nicht reicher als sonst. Er saß auf seinem »Erbhof«, schwitzte, und die Preise waren schlecht. Der große Rittergutsbesitzer war, wie zu Zeiten Wilhelms II., wieder ein hoher Offizier und fuhr im Automobil übers Land... 1932, ein Jahr vor der Machtergreifung Hitlers, waren immerhin 9000 neue Bauernhöfe geschaffen worden, 102000 Hektar Neuland. 1937, unter der Herrschaft des »Bauernkanzlers«, wurde kaum mehr als ein Drittel davon an landhungrige Siedler vergeben. Wie war dieser Betrug möglich? Hitlers Minister Walter Darré sah sich genötigt, auf der Landwirtschaftstagung in Goslar 1938 nach Entschuldigungen zu suchen, warum es dem deutschen Bauern so schlecht ging: Verlust von mehr als einer Dreiviertelmillion von Landarbeitern, die in die Stadt gezogen seien... Überbürdung der Bauersfrau mit Arbeit, die sie daran verhindere, ihre Kinder gesund zu erziehn... Die Bauerngesetzgebung sei in Gefahr... Der Bauer seufze immer noch in den »Banden des Kapitalismus«.

Wovon Darré freilich schweigen mußte, war, daß nicht die »Bande des Kapitalismus«, sondern die »Militärsklaverei« den deutschen Bauern ruinierte. Die immer steigenden Rüstungen trieben die Landarbeiter zur Stadt – ohne daß, wie etwa in Rußland oder in Amerika, ein großzügiges Maschinensystem den Verlust an Farmerhänden wettgemacht hätte. Seit 1935 war jeder Gedanke der deutschen Führer auf den kommenden Krieg gerichtet. Und mehr als 600000 Hektar fruchtbaren Ackerbodens wurden aus der Bebauung herausgezogen, um Baracken, Flugfeldern und Exerzierplätzen Platz zu machen. Wie Martin Gumpert errechnet hat, überstieg dieser Landverlust das gesamte Garten-Areal, das dem Reich zur Verfügung stand.

Und dann kam der 1. September 1939. Krieg! Und man wagte den Bauern zu sagen, daß dies ein Krieg um Siedlungsland sei! Der deutsche Bauer würde jetzt dem polnischen Bauern sein Land wegnehmen, das der nicht zu bebauen verstünde... Und die tausendjährige Bauernnot in Deutschland, der ungestillte Landhunger, werde jetzt ein Ende haben.

Nun, in zwanzig Tagen fiel Polen. Die vor wenigen Wochen geborgene Ernte war unversehrt. Ein halbes Jahr später bemächtigte sich die Nazifaust des holländischen, belgischen und französischen Saatlands. Riesige Weizen-Stocks, die seit Jahren in Westeuropa angehäuft lagen, ergossen sich augenblicklich nach Deutschland. Der Bund mit den Ungarn und den Rumänen

vervollkommnete noch die polnisch-westeuropäische Beute. Eine Brotkatastrophe wie die des Jahres 1917 würde die Deutschen nicht heimsuchen: die deutsche Kriegsleitung sprach es aus — und die Welt hatte einigen Grund, ihr zu glauben. Denn »der Krieg ernährt den Krieg«; man weiß allerdings nicht genau, wie lange.

144

DIE europäische Selbstversorgung war sehr gut aufgebaut gewesen. Desto tragischer war ihr völliger Einsturz im Jahre 1940. Sie wurde dynamitiert — das war es! In voller Absicht legten die Nazis jedesmal eine Zeitbombe neben die Ernährungswirtschaft der Völker, die sie erobert hatten.

In welcher Absicht taten sie das? — An sich ist Hunger eine Erscheinung, die etwas Überweltliches hat, wie Polarkälte oder vulkanische Flammen, die der Mensch nicht regulieren kann. Das Gedicht von Laurence Binyon zeigt es, das die Londoner »Nation« im Dezember 1918 brachte:

Ich gleite von Volk zu Volk wie ein Schatten
und sitze still an Jedermanns Seite.

Keiner sieht mich. Sie blicken einander an,
nicken und wissen: Ich bin da.

Mein eigenes Schweigen schweigt wie die Flut,
die den Spielplatz von Kindern wegwischt.

Wie der steigende Frost in der sinkenden Nacht,
wenn kleine Vögel erfroren daliegen.

Armeen trampeln, marschieren, zerstören.
Aus Erde und Lüften röhrt ihr Geschütz.

Ich aber bin schrecklicher als die Heere
und mehr gefürchtet als die Kanonen.

König und Kanzler kommandieren —
aus meinem Mund ergeht kein Befehl.

Aber mir lauscht man mehr als dem König
oder den leidenschaftlichsten Rednern.

Vor meinem unsichtbaren Antlitz
werden Fahneneide und Taten zunichte.

Mich kennen die Ungeborenen und Toten,
die Ersten und Letzten. — Ich bin der Hunger.

Hier ist der Hunger ein Element, das der Mensch zwar nicht eindämmen, aber auch nicht entfesseln kann... Doch die Nazis verstanden es zum ersten Mal, dieses Element zum bewußten Kriegsmittel zu machen. Es zu lenken wie Gas und Stahl. Der neutrale Schwedenkönig Gustav V. hat einmal im vertrauten Kreise Hitler als den »Chef-Ingenieur der europäischen Hungersnot« bezeichnet. Die Nazis schossen tatsächlich mit Hunger — und sie berechneten die Wirkung genau wie die Flugbahn einer Granate.

Ernährt sollte nur derjenige werden, der dem Eroberervolke diente. Alle anderen mochten verhungern. Schneller oder langsamer, nach ihrem körperlichen Status... Das war der wirkliche »*pacte de famine*«, den die Franzosen vorausträumten, wenn sie im 18. Jahrhundert glaubten, der Hof und die Adligen hätten ein Interesse daran, das gefährliche Frankreich zu entvölkern. Es war ein Unsinn. Aber durch Hitler war aus dem Unsinn Sinn geworden. Wofür das Organisationstalent des »Ancien Régime« nicht ausreichte, das versuchte die Organisationskraft der Nazis spielend und beinahe geräuschlos: *die Entvölkerung Europas durch eine künstliche Hungersnot.*

Daß man mit Brot Bündnisse schließt, Bündnisse kündigt oder erhält, war nicht neu: schon die römischen Kaiser folgten dem üblen Beispiel, das der große Augustus gegeben hatte. Wenn Hindenburg in seinem Buch berichtet, daß im Winter 1917 die Türkei von Deutschland abgefallen wäre, wenn man ihr Volk nicht im letzten Moment durch rumänischen Weizen beruhigt hätte, so sprach er von einer Kriegsmaßnahme, die etwas ganz Natürliches hatte. Man füttert seine Freunde lieber als seine Feinde. Aber daß ein kleiner Klüngel, der hinter verschlossenen Türen saß, jeden, der nicht kooperierte — ja, daß man sogar die Gleichgültigen, nicht bloß die Feinde des Regimes, durch ein ausgeklügeltes System von Beschlagnahmen und Entziehungen zu langsamem Hungertode verdammte, das war etwas vollkommen Neues in der menschlichen Geschichte.

Hitlers »*pacte de famine*« war zunächst eine Kriegsmaßnahme, mit der man 75 Prozent der belgischen Kohlenförderung, 80 Prozent des Textilaufkommens und der Lederindustrie beschlagnahmte. Und die Arbeitssklaven? Man bekam sie durch die jämmerliche Zusatzbrotkarte. Das Brot aber selbst — wie sah es aus? Schwarz, naß, mehlarm — das Messer glitschte weg, sobald man es anschneiden wollte. Nur wer Kriegswichtiges produzierte, erhielt ab November 1941 neben Brot, Kartoffeln und Knochen noch eine Zusatz-Tagesration von etwa fünfeinhalb Gramm Butter, sieben Gramm Margarine, fünfeinhalb Gramm Reis, zweieinviertel Gramm Zucker und fünfeinhalb Gramm Trockengemüse [falls überhaupt ein Vorrat da war!]. Ob dies, fragte der höfliche Erzbischof von Canterbury über den Kanal hinüber, ein »Speisezettel für Heimchen« sei. Doch es war einer für erwachsene Männer.

Nein, Hitlers »*pacte de famine*« war nicht allein eine Kriegsmaßnahme. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, die Bevölkerungsziffer Europas zugunsten des

eigenen Volks zu verschieben. Er hatte sehr klar zu Rauschning gesagt: *Entvölkerung ist eine Wissenschaft.* Und er betrieb sie – als Chef-Ingenieur! – im Westen noch mit einiger Scheu [denn das englische Auge war nahe], doch im Osten und Süd-Osten Europas völlig sachlich und ohne Scham.

Hunger auf wissenschaftlicher Grundlage! Die Welt hat lange nicht gewußt – denn es geschah hinter verschlossenen Türen! –, daß, bevor die Verantwortlichen ihren »künstlichen Hungerkrieg« starteten, sie die *Akten des Völkerbunds* sehr genau studiert hatten. Die Funde, die sich mit der Vorbeugung der Unterernährung befaßt hatten; mit der Antwort, die der Körper gab, wenn man ihm zellerneuernde Hilfsstoffe verweigerte. Dieses medizinische Wissen haben sie dann als Hammer verwendet, sobald sie »germanisieren« wollten. Natürlich gab es da Unterschiede. Es gab Ostvölker, denen immerhin ein dienendes Schicksal zugedacht war, wie den Polen. Andere wieder sollten völlig vom Antlitz der Erde verschwinden, wie die Juden. Sobald zum Beispiel die deutschen Siedler 100 Prozent der benötigten Kalorien empfingen, sollten die Polen 65 und die Juden 21 empfangen. Bei dem allgemeinen Fettmangel erhielten die Deutschen immer noch 77 Prozent, die Polen 18 und die Juden 0,32 Prozent.

Aus der großen Genauigkeit, mit der dies alles notiert wurde, ging hervor, daß drei Rassen geplant waren: eine wohlgesättigte Herrenrasse; ein Arbeitervolk, zu schwach zur Erhebung; und schließlich eine Rasse von Toten. Doch auch dem »Pessimismus des Endes« war in Hitlers Aushungerungssystem eine Tür geöffnet worden: Sollte schließlich alles mißlingen und der Nationalsozialismus den Krieg verlieren, würde man wie die Götter der Edda die Welt verlassen in dem erhebenden Bewußtsein, das Resultat habe sich gelohnt. Nach so viel Jahren wissenschaftlich und kunstreich applizierten Hungers würde sich in Osteuropa das Verhältnis zwischen Deutschen und Slawen für ewige Zeiten verschoben haben!

Wer durfte leben? Wer mußte sterben? – Wenn Dante heute zurückkäme, um seinem »Untersten Kreis der Hölle« noch einen Gesang hinzuzufügen, er würde vielleicht ein »Büro« wählen, in dem Akten hergestellt würden: einen durchaus hygienischen Schauplatz also, wo Wesen mit menschenähnlichem Antlitz vollführten, was ihnen geheißen war. Der H u n g e r, von dem Laurence Binyons Gedicht sprach, – der dritte Reiter der Apokalypse – würde diese Schreibstube regieren. Doch er würde auf keinem Pferd sitzen, und man würde ihn nicht sehn. Man würde nur das leise Klingeln eiliger Schreibmaschinen hören, die in den verschlossenen Amtsstuben die Todes-Dekrete anfertigen...

Ihn nicht sehn? Er wurde sichtbar in tausend Schwären am Körper Europas, als die siegreichen Alliierten 1945 ihre Armeen durch die Hungerlager führten. Da lagen die Einwohner dieser Lager wie Brennholz übereinandergestapelt, in nie gesehener Magerkeit. Bündel von Toten und dazwischen die skelettierten

Lebenden. Sie lagen zu Hunderttausenden. Nicht »Fremdvölker« nur und ermordete Juden. Auch deutsche Menschen waren dabei: Arbeiter, Bauern, Geistliche, Offiziere, die dem Teufel hatten widerstehn wollen. Nicht hatte man in historischer Zeit — auch nicht in den Läuften des Mittelalters, in jenen organisationslosen Zeiten — etwas Derartiges gesehn wie diesen »Garten von Hunger und Knochen«, mit soviel Überlegung gezüchtet. »Die Unsrigen traten leise auf«, schrieb damals der französische Schriftsteller Claude Pressigny. »Es war etwas völlig Unwirkliches, und auch Engländer und Amerikaner bewegten sich wie auf Zehenspitzen. Man hörte überhaupt keinen Laut als das Klicken der Fotografen...«

Es war etwas völlig Unwirkliches! Die Erklärung des Unerklärlichen, den verbindenden Text zu diesen Bildern, fand man erst in den Aktenschränken der gestürzten Teufelsherrschaft. Aber seltsam! Als man daranging, das Geschehene, das Gesehene, aber Nie-zu-Fassende mit den Platten zu konfrontieren, die es hätten festhalten sollen, da begannen die Bilder den Dienst zu verweigern. Es gab dreihundert »Todesmühlen« — aber die Filme und Fotografien, die man an diesen Orten aufnahm, sind alle merkwürdig undeutlich. Es ist, als steige ein feiner Nebel aus diesen Stätten des Grauens empor und hülle die optischen Zeugnisse ein...

Und wenn hier kein Metaphysisches ist, so doch ein Meta-Ethisches. Der »Berg der Schuld«, der da aufgehäuft lag, war so überdimensional, daß kein menschliches Auge ihn faßte, keine Sittlichkeit ihn begriff und kein Urteil aus Menschenmund ihm jemals »gerecht« werden konnte. Jene Mörder, sofern man sie ergriff, konnten ja auch nur einmal sterben: und so war ihr Tod keine Sühne. Er war fast eine Formalität. Und die militärischen oder zivilen Rechtsbeamten, die über sie zu Gericht saßen, waren ebenfalls Sterbliche — wie konnten sie ein Urteil fällen über Sünden, die nicht nur dem Menschengeschlecht, sondern Gott selbst angetan worden waren? Den Teufel kann der Mensch nicht richten — in keiner Zeit, auch nicht in der unsern. Da wird es eines ANDERN bedürfen, von dem es im DIES IRAE heißt: »Sitzt der Richter DANN zu richten, wird sich das Verborgne lichten. Nichts kann vor der Strafe flüchten«:

JUDEX ERGO CUM SEDEBIT
QUIDQUID LATET APPAREBIT
NIL INULTUM REMANEBIT.

EPILOG

1953. — Was für ein Pochen im Sommerwind? Es sind Hämmer, die auf Eisenblech fallen. Etwas wird aufgebaut. Ein Hafen. Schiffsrümpfe, die durchlöchert waren. Kräne, die zerstört waren. Lasten werden hinaufgewunden, Güter gelöscht. Es hämmert im Frühwind. Und hundert Meter weiter erzeugt derselbe Klang dasselbe Bild.

Landeinwärts stehn Maurer auf Gerüsten. Irgendwo flattert ein grüner Kranz. Bis zum Horizont stehn Gerüste, immer filigranener werdend, aus der Erde heraus, als seien es Bäume. Hat denn die Erde alles vergessen? Hat die regenerierende Kraft des Wachsens das alte Grauen verschlungen? 1953! Und wo bin ich überhaupt? Es könnte Athen sein und der Piräus. Oder das Ostia der Römer. Oder der Hafen von Stockholm. Chicago, New York oder Leningrad — oder wo immer ich dieses Buch schrieb.

Doch bin ich in Hamburg — und das ist seltsam. Acht Jahre nach dem Weltuntergang wetteifern Kontore, Schiffsmakler, Reeder, Spediteure: »Was wollen Sie? Wollen Sie Zucker oder Zement? Gestern ist alles angekommen.« Und die schwimmenden Getreideheber mit den rüsselähnlichen Saugrohren haben in knapp einem Tag 9000 Tonnen Getreide gelöscht.

Aber nachts, wenn kein Hammerschlag tönt, ist die Dunkelheit in den deutschen Städten, in Hamburg, München, Frankfurt und Köln, nicht mehr die Abwesenheit von Licht. Es sind genug Neonlampen da, aber sie blicken auf Trümmerstätten. Und die bläulichen Steppen zwischen den Häusern triefen von Einsamkeit und Trauer.

Das gespenstische Darmstadt! Schutthalden, die vom Mond ausgeweidet sind. Zwischen Betonklötzen kriechen Pflanzen mit eiterfarbenen Blüten umher; mit haarigem Pelzwerk, wie man es in diesen Breiten niemals gesehn hat. Mit Kelchen, die gezackt und gezahnt Granattrichter nachzuahmen scheinen. Die Atemluft trinkt sich schwer wie Gift. Ein Heer von Schlingpflanzen und Dornen kauert, als halte es Leichenwacht über den eingestürzten Häusern — um die sich die klagenden Toten versammeln, die Einlaß in ihre Wohnungen wollen. Die einstmals Verschleppten und die Erstickten und die andern, die später erschlagen wurden, als der Himmel vor Eisen barst. Die Unschuldigen und die Schuldigen, von der Loire bis zum Rhein und vom Schwäbischen Jura bis nach Polen. Die unbehausten Toten sind es, deren Knochen-Asche der Wind aufgeschlürft hat, und die im Regen zurückkommen...

Doch im Morgenlicht ist alles anders. Da wärmt uns das Brot in den Bäckerläden. In allen deutschen Städten haben die Bäcker ihre tapferen Läden gleich neben die Ruinen gebaut. Die Läden mit den modischen Dingen, mit Schmuckwaren, Autos und Fayencen, die von den Neureichen geliebt werden, die sind weit fort. Das Brot aber hat sich gleich neben den Trümmern angesiedelt.

— Evangelische Kirchenwoche in Hamburg. Banner, Spruchbänder, Versammlungen. Ein Pastor liest auf offener Straße aus Luthers »Kleinem Katechismus«: WAS HEISST DENN TÄGLICH BROT? Und die Antwort: »Alles, was zu Leibes Nahrung und Notdurft gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und treue Oberherrn, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.«

Wie wahr! Was wir Menschen »Brot« nennen, ist ja längst nicht mehr Brot allein. Brot ist, worauf alles andere steht. Das hat Matthias Claudius gesagt. Und um mir das zu bekräftigen, gehe ich nach Wandsbek hinaus. Jeder seiner frommen Verse war ein »Wandsbeker Bote« in die Welt – und vor allem an seine Deutschen... Hinter der Christus-Kirche schläft er, auf einem stillen, einsamen Friedhof. Und der Markt, der nebenan beginnt, der von Sommerblumen leuchtet und auf dem es alles gibt, auch alte Pfannen und billigen Hausrat, er ist ein Gleichnis vom Markt des Lebens... Jetzt könnte Claudius selbst kommen, mit einem duftenden Brot im Arm. Ein wenig unordentlich gekleidet; auch ein Rüchlein von Schnupftabak ist um ihn. So geht er und blickt durch mich hindurch, in seinen guten Augen sind Aufklärung und Christentum gemischt und ein großes Wissen um das Brot.

Man soll nicht von kleinen Dingen reden, wenn man eben noch bei Claudius geweilt hat. Doch die Genossenschafts-Großbäckerei in der Eiffestraße, die jeden Morgen viele zehntausend Hamburger mit Brot versorgt, auch die ist nichts Kleines. Sie dient ihm nicht nur, sie *heißt* auch »Konsum«. Wie jeder Deutsche [auf den Kopf der Gesamtbevölkerung kommen jährlich fast hundert Kilogramm Brotgetreide] sind auch die Hamburger große Brotesser. Während im Westen Weizen und Roggen sich wie 50 zu 50 verhalten, ist Hamburg noch immer Hochburg des Roggens. Auf dem stillen Kanal schwimmt das Mehl in breiten Lastschiffen zur Bäckerei, durchläuft den Vorbereitungsprozeß nach amerikanischem Muster, kommt in den großen Mammut-Backofen, der diesmal nicht in Cincinnati, sondern in Stuttgart konstruiert wurde. Mehr als zwei Dutzend Backsorten füllen das Haus mit ihrem Duft, ehe sie allmorgendlich eine Flotte von Automobilen in Hunderte von Verkaufsläden führt.

— Und wieder, nachts aufwachend, fragt man sich: In welcher Stadt bin ich eigentlich? Bin ich nach Minnesota gefahren, mit Hoovers Empfehlungsbrief in der Tasche, um die neuen Mühlen zu sehn...? Nein, ich bin nach Europa gefahren. Aber ich glaubte noch eben im Traum die tageweit wehenden Weizenfelder von Alberta und Saskatchewan zu sehn.

In der Nacht faltet sich viel zusammen; aber es breitet sich auch viel aus. Das Gesicht einer alten Frau, die in Korea Reiskuchen bäckt, breitet sich aus und wird mir zum »Frieden«. Das Ich flattert hin an viele Orte, an denen es

schon gewesen ist. Mit der Geschwindigkeit des Lichtstrahls schlüpft es dann in den Körper zurück.

War ich nicht eben noch in New York? Ich sah Weißbemützte mit langen Stangen gelbe Riesen-Vorhänge bewegen. Das waren Tischtücher aus Weizenteig in Goodmans Makkaroni-Fabrik, wo man für New Yorks Italiener ihre Lieblingsspeise bereitet. Seit Marco Polo vor siebenhundert Jahren nach China reiste und Kunde brachte, wie der Groß-Chan der Tatarei dort mit dem Weizenteig verfährt, haben auf dem ganzen Erdball die Italiener nicht aufgehört, durch das Essen von Makkaroni ihren größten Reisenden, den »Vorgänger des Columbus«, zu ehren... Doch ich bin in Hamburg, nicht in New York. Am Morgen werden sich dort die Nationen vor ihren Bäckerläden treffen: der amerikanische Franzose wird sein Pariser Weißbrot kaufen, »leicht wie eine Wolke am Sommerhimmel«, der amerikanische Deutsche wird sein herzhaftes Roggenbrot essen und die aus Skandinavien stammen ihr flach gewelltes Knäcke-Brot. All die Güter, die in Europa während des Weltuntergangs zu Schatten von Worten geworden waren, hatte man drüben stets kaufen können. Und jeder genoß sie als selbstverständlich. Ja, als fast *zu* selbstverständlich. »*It is difficult for our people*«, sagte mir damals Herbert Hoover, »*to picture widespread hunger or starvation* [unser Volk kann sich eigentlich Massenhunger nicht vorstellen]. *We have not had such a thing in America since the time of the Pilgrim fathers* [Solch ein unvorstellbares Ding hatten wir nicht in Amerika, seit unsre Väter hier landeten] ...«

Ich aber kann es mir vorstellen. Denn ich habe es erlebt. Im Konzentrationslager Buchenwald hatten wir eigentlich kein Brot: was man so nannte, war ein Gemisch von Kartoffelmehl, Erbsen und Sägespänen. Die Krume hatte die Farbe von Blei, die Kruste sah wie Eisen aus und schmeckte darnach. Und es schwitzte Wasser wie die Stirn eines gequälten Menschen... Und dennoch nannten wir es Brot, in Erinnerung an das wirkliche Brot, das wir früher gegessen hatten. Wir liebten es und konnten kaum erwarten, daß man es uns austeilen würde.

Viele starben, ohne jemals wieder wirkliches Brot gekostet zu haben. Ich lebe. Es scheint mir wunderbar, daß ich wirkliches Brot esse... Brot ist heilig. Brot ist profan. Am wunderbarsten dünkt es mir dann, wenn es für *Alle* vorhanden ist: Auf dem sechstausendjährigen Weg, den Mensch und Brot miteinander gingen, gab es wirklich Augenblicke, da keines der Gottesgeschöpfe darbte. »*Und sie wurden satt*«, sagt die Bibel. Es sind nicht vier schlichtere Worte geschrieben für Zufriedenheit und Dank.

Für Zufriedenheit und Dank.

FINIS LIBRI

ANHANG

BIBLIOGRAPHIE

LITERATURVERZEICHNIS

QUELLENVERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

VERZEICHNIS DER TAFELABBILDUNGEN

VERZEICHNIS DER TEXTABBILDUNGEN

NAMEN- UND SACHREGISTER

BIBLIOGRAPHIE

Die Geschichte des Brotes hat ihre Wurzeln in mannigfachen Wissenschaften. Ihr Gebiet erstreckt sich von der Botanik zur vergleichenden Religionswissenschaft; von der Wirtschaftsgeschichte zur Medizin; von der Philosophie zur Politik; von der Soziologie bis zur Sprachwissenschaft; von der Rechtswissenschaft bis zur Theologie; vom Folklore bis zur Literaturgeschichte; von der Chemie des Ackerbaus bis zur Technologie des Mahlens und Backens.
Wenn ein Mann jahrzehntelang eine »Weltgeschichte des Brotes« schreibt, wird er sich am Schluß seiner Arbeit gedrängt fühlen, all jenen Büchern zu danken — es mögen gegen 4000 sein — die er benutzt und die er befragt hat. Dem größeren Teil, der aus Platzmangel in das Quellenverzeichnis nicht Eingang fand, sei hier ein summarischer Dank ausgesprochen!
Zu Dank verpflichtet bin ich ferner den Bibliotheken und Instituten in Paris, Rom, London, Amsterdam, Zürich, Leningrad und Stockholm, die meine Studien ermöglichten. Mehr als allen aber den Hochschulen und Bibliotheken von New York und Washington: als ich vor dem Nationalsozialismus aus Europa fliehen mußte, ist Amerika der Hafen geworden, in dem die Original-Ausgabe meines Buches wachsen konnte.
Ohne Klugheit und Hilfe meiner Frau wären die wichtigsten Kapitel von SIX THOUSAND YEARS OF BREAD verloren gewesen. Sie rettete sie nach Amerika. Ich sage ihr Dank. Und ich danke auch meinem verstorbenen Freund Robert Eisler, dem Religionshistoriker, der in den dunklen Tagen von Dachau und Buchenwald das Flämmchen der Hoffnung am Leben hielt, daß diese Geschichte vom Brot und vom Menschen auch einmal die Menschen erreichen würde...
Die Originalausgabe des Buches erschien 1944 in New York; die deutsche Ausgabe, von mir übersetzt und ergänzt, wurde 1953 in Hamburg und in München vollendet.

LITERATURVERZEICHNIS

Das Brot und der vorgeschichtliche Mensch

Bertsch, K. u. F. *Geschichte unserer Kulturpflanzen*, Stuttgart 1949.

Boas, Franz *The Mind of Primitive Man*, New York, 1924.

Brauner, L. *Die Pflanze, eine moderne Botanik*, Berlin, 1930.

Brücher, Heinz *Stammesgeschichte der Getreide*, Stuttgart, 1950.

Burkitt, Miles Crawford *Prehistory*, Cambridge, 1921.

Childe, Gordon V. *Dawn of European Civilization*, New York, 1928.

Cleland, Herdman F. *Our Prehistoric Ancestors*, New York, 1928.

Dawson, Christopher H. *The Age of the Gods*, London, 1928.

Ebert, Max *Reallexikon der Vorgeschichte*, Berlin, 1924–1932.

Engelbrecht, Theodor *Die Entstehung des Kultur-Roggens*, Leipzig, 1917.

Forel, Auguste *Le monde social des fourmis du globe comparé à celui de l'homme*, Genève, 1921–1923.

Furnas, C. C. and S. M. *The Story of Man and His Food*, New York, 1937.

Goetsch, Ferdinand *Die Staaten der Ameisen*, Berlin, 1937.

Grant, James *Chemistry of Bread Making*, New York, 1912.

Hahn, Eduard *Die Entstehung der Pflugkultur*, Berlin, 1909.

Heer, Oswald *Die Pflanzen der Pfahlbauten*, Zürich, 1865.

Hehn, Victor *Kulturpflanzen und Haustiere*, Berlin, 1880.

Hörnes, Moritz *Natur und Urgeschichte des Menschen*, Leipzig, 1909.

Hrozny, B. *Sumerisch-Babylonische Mythen*, Berlin, 1903.

Jasny, Naum *Competition among grains*, California, 1940.

Kraft, Georg *Der Urmensch als Schöpfer*, Tübingen, 1948.

Leser, Paul *Entstehung und Verbreitung des Pfluges*, Leipzig, 1931.

McCook, Henry S. *Ant Communities*, New York, 1909.

Menghin, O. Urgeschichte der Nahrung in: *Lexikon der Ernährungskunde*, Wien, 1926.

Menghin, O. *Weltgeschichte der Steinzeit*, 1931.

Moggridge *Harvesting Ants and Trapdoor Spiders*, London, 1873–1874.

Obermayer, Hugo *Der Mensch der Vorzeit*, Berlin, 1912.

Peake, H. J. E. *Early Man*, London, 1931.

Renard, S. *Life and Work in Prehistoric Times*, New York, 1929.

Romanes, George J. *Animal Intelligence*, New York, 1897.

Schiemann, Elisabeth *Die Entstehung der Kulturpflanzen*, Berlin, 1932.

Schrader, Otto *Reallexion der Indogermanischen Altertumskunde*, Berlin, 1917 bis 1929.

Schuchhardt, Karl *Alteuropa*, Berlin 1935.

Schweinfurth, Georg *Im Herzen von Afrika*, Leipzig, 1874.

Sorokin, Zimmerman, Galpin *Systematic Sources Book in Rural Sociology*, Minnesota, 1931.

Thurnwald, R. *Psychologie der primitiven Menschen*, München, 1922.

Vavilow, Nikolaus *Geographical Regularities in the Distribution of Cultivated Plants*, Leningrad, 1927.

Wasmann, Erich *Comparative Studies in the Psychology of Ants and of Higher Animals*, St. Louis, 1905.

Wheeler, William M. *Ants*, New York, 1910.

Wolters, Paul *Die goldenen Ähren*. Festschrift für James Loeb, München, 1930.

Das Brot in der antiken Welt

Anton, S. *Die Mysterien von Eleusis*, Naumburg, 1899.

Bachofen, I. I. *Das Mutterrecht*, Basel, 1867.

Barton, George H. *Archeology and the Bible*, Philadelphia, 1937.

Bertholet, Alfred *A History of Hebrew Civilization*, London 1926.

Bloch, Leo *Der Kult und die Mysterien von Eleusis*, Hamburg, 1896.

Blümner, Hugo *Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern*, Leipzig, 1875.

Böckh *Der Staatshaushalt der Athener*, Berlin 1851.

Bommer, Sigwald u. Lisa *Die Ernährung der Griechen und Römer*, Planegg, 1943.

Breasted, James H. *History of Egypt*, New York, 1912.

Breasted, James H. *Dawn of Conscience*, New York, 1933.

Brion, Marcel *La Vie d'Alaric*, Paris, 1930.

Bücher, Karl *Arbeit und Rhythmus*, Leipzig, 1909.

Busolt, Georg *Griechische Staatskunde*, München, 1920–1926.

Creelman, H. *An Introduction to the Old Testament*, New York, 1917.

Cumont, F. *Les Religions orientales dans le paganisme Romain*, Paris, 1929.

Darenberg et Saglio *Dictionnaire des Antiquités Grecques et Romaines*, Paris, 1873–1912.

DIELS, H. *Sibyllinische Blätter*, Berlin, 1890.
DREWS, ARTHUR *Das Markus-Evangelium*, Jena, 1921.
DUNCAN, JOHN G. *The exploration of Egypt and the Old Testament*, New York, 1909.
EISLER, ROBERT *Weltenmantel und Himmelszelt*, München, 1910.
ERMAN, ADOLF *Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum*, Tübingen, 1885.
FARNELL, LEWIS R. *The Cult of the Greek States*, Oxford, 1896–1909.
FERRERO, GUGLIELMO *The Greatness and Decline of Rome*, New York, 1907–1909.
FERRERO, GUGLIELMO *Ancient Rome and Modern America*, New York, 1914.
FLEMING, JAMES *Personalities of the Old Testament*, New York, 1939.
FOUCART, PAUL *Les mystères d'Eleusis*, Paris, 1914.
FRANK, TENNEY *An Economic Survey of Ancient Rome*, Baltimore, 1933–1940.
FRAZER, J. G. *Taboo and the Perils of the Soul*, London, 1922.
GINZBERG, ELI *Studies in the Economics of the Bible*, New York, 1917.
GLOTZ, GUSTAVE *The History of Civilization*, New York, 1926.
GLOVER, T. R. *The Influence of Christ in the Ancient World*, New Haven, 1929.
GOLDBERG, OSKAR *Die Wirklichkeit der Hebräer*, Berlin, 1925.
GRUPPE, OTTO *Griechische Mythologie und Religionsgeschichte*, Berlin, 1906.
HASTINGS, JAMES *Dictionary of the Bible*, New York, 1901.
JUNG, C. G. und KERENYI *Das göttliche Mädchen*, Amsterdam, 1941.
KLAUSNER, JOSEPH *Jesus of Nazareth*, New York, 1925.
LARSEN, HJALMAR *On Baking in Egypt During the Middle Kingdom*, Copenhagen, 1936.
LEHMANN-HAUPT, FERDINAND *Solon of Athens*, Liverpool, 1912.
LOUIS, PAUL *Ancient Rome at Work*, New York, 1927.
LOWRIE, R. H. *Primitive Society*, New York, 1920.
LÖWY, GUSTAV *Die Technologie und Terminologie der Müller und Bäcker in den rabbinischen Quellen*, Berlin, 1926.
MOMMSEN, THEODOR *Römische Geschichte*, Berlin, 1865–1885.
MYLONAS, GEORGE, E. *Hymn to Demeter and Her Sanctuary at Eleusis*, St. Louis, 1942.
NEUBURGER *Die Technik des Altertums*, Leipzig, 1919.
OVERBECK, JOH. *Pompeji*, Leipzig, 1884.
PAPINI, GIOVANNI *Life of Christ*, New York, 1923.
PAULY-WISSOWA *Real-Encyklopaedie der Klassischen Alterstumswissenschaft*, Stuttgart, 1894–1939.
PHILIOS, DEMETRIOS *Eleusis, Her Mysteries, Ruins and Museum*, London, 1906.
PÖHLMANN, ROBERT *Geschichte des Sozialismus und der sozialen Frage in der antiken Welt*, München, 1912.
ROSTOVTZEFF *Social and Economic History of the Roman Empire*, New York, 1926.
SCHINDLER, FRANZ *Aus der Urheimat unserer Getreide-Arten*, Wien, 1934.
SEECK, OTTO *Geschichte des Untergangs der antiken Welt*, Berlin, 1895–1920.
SIMKHOVITCH, VLADIMIR G. *Toward a Better Understanding of Jesus*, New York, 1921.
SPECK, E. *Handelsgeschichte des Altertums*, Leipzig, 1906.
STEINDORFF, GEORG *The Religion of the Ancient Egyptians*, New York, 1905.
STRAUSS, DAVID FR. *Das Leben Jesu*, Tübingen, 1835–1836.
STRUBE, JULIUS *Studien über den Bilderkreis von Eleusis*, Leipzig, 1870.
THIERRY, AMÉDÉE S. *Récits de l'histoire Romaine au V. Siècle*, Paris, 1880.
VERINDER, FREDERICK *My Neighbours' Landmark*, London, 1911.
WEINEL, H. *Die Gleichnisse Jesu*, Leipzig, 1918.
WELLHAUSEN, JULIUS *Prolegomena to the History of Israel*, Edinburgh, 1885.
ZIEGLER *Die Königsgleichnisse des Midrasch*, Breslau, 1903.

Das Brot im Mittelalter

Ashley, Sir William *Bread of Our Forefathers*, Oxford, 1928.
Bachtold-Stäubli, Hans *Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens*, Berlin, 1927–1938.
Baring-Gould *Life of the Saints*, Edinburgh, 1914.
Baumann, Franz L. *Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges*, Freiburg, 1877.
Bax, Ernest B. *The Peasants' War in Germany*, New York, 1899.
Below, Georg von *Die Ursachen der Rezeption des Römischen Rechts in Deutschland*, München, 1905.
Bennett and Elton *History of Cornmilling*, London, 1898–1904.
Bernhart, Joseph *The Vatican as a World Power*, New York, 1939.
Bloch, Ernst *Thomas Münzer als Theologe der Revolution*, München, 1921.
Bring, Ragnar *Dualismus hos Luther*, Lund, 1929.
Browe, Peter *Die eucharistischen Wunder des Mittelalters*, Breslau, 1938.
Bühler, Johannes *Die Kultur des Mittelalters*, Leipzig, 1931.
Burckhardt, Abel *Das Geistproblem bei Huldreich Zwingli*, Leipzig, 1932.
The Catholic Encyclopedia, New York, 1907–1913.
Claassen, Walter *Schweizer Bauernpolitik im Zeitalter Huldreich Zwinglis*, Zürich, 1928.
Coulton, George G. *The Mediaeval Village*, Cambridge, 1925.
Cristiani, Léon *Luther et la question sociale*, Paris, 1911.
Curschmann, Fritz *Hungersnöte im Mittelalter*, Leipzig, 1900.
Dopsch, Alfons *Die Wirtschaftsentwicklung der Karolinger-Zeit*, Weimar, 1921 bis 22.
Ehrenberg *Verhandlungen der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften*, Berlin, 1848–1849.
Fortescue, Adrien *The Orthodox Eastern Church*, London, 1929.
Frazer, I. G. *Spirits of the Corn and the Wild*, London, 1912.
Fustel de Coulanges, Numa D. *Histoire des institutions politiques de l'ancienne France*, Paris, 1930.
Fustel de Coulanges, Numa D. *The Origin of Property in Land*, London, 1927.
Garnier, Russel *Annals of the British Peasantry*, London, 1895.
Gibergues, Emmanuel *Entretiens sur l'Eucharistie*, Paris, 1919.
Gillett, E. H. *The Life and Times of John Huss*, Philadelphia, 1870.
Goosens, Werner *Les origines de l'Eucharistie*, Gembloux, 1931.
Grimm, Jakob und Wilhelm *Deutsches Wörterbuch*, Leipzig, 1854–1938.
Grimm, Jakob *Deutsche Rechtsaltertümer*, Leipzig, 1899.
Grimm, Jakob *Deutsche Mythologie*, Wien, Leipzig, 1943.
Grupp, Georg *Kulturgeschichte des Mittelalters*, Paderborn, 1908–1925.
Harnack, Adolf von *History of Dogma*, Boston, 1898–1903.
Herzog-Hauck *Realenzyklopaedie für protestantische Theologie und Kirche*, Leipzig, 1896–1913.
Heyne, Moriz *Deutsche Hausaltertümer*, Leipzig, 1900–1903.
Höfler, Max *Gebildbrote*. Zeitschrift für Österreichische Volkskunde, Wien, 1905–1911.
Holmquist, Hjalmar *Luther, Loyola, Calvin i dera reformatoriske genesis*, Lund, 1912.
Hügli, Hilde *Der Deutsche Bauer im Mittelalter*, Bern, 1929.
Huizinga, J. *Erasmus*, New York, 1924.
The Jewish Encyclopedia, New York, 1900–1905.
Kluge, Friedrich u. Goetze, Alfred *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin, 1948.

KOEHLER, WALTHER *Zwingli und Luther*, Leipzig, 1924.

KOTHE, H. *Die Wirtschaftsstufen und ihre zeitliche Eingliederung*, Jahrbuch für vergleichende Volkskunde, Göttingen 1948.

LACROIX, PAUL *Moeurs, usages et costumes au moyen âge*, Paris, 1877.

LAMPRECHT, KARL *Deutsche Geschichte*, Freiburg, 1904–1910.

LAVERAN, A. *L'hygiène de la boulangerie*, Paris, 1910 .

LIPSON, E. *The Economic History of England*, London, 1929–1931.

LOSERTH, JOHANN *Huss and Wyclif*, München, 1925.

LUCHAIRE, ACHILLE *La société française au temps de Philippe-Auguste*, Paris, 1902.

MANN, HORACE *The Lives of the Popes in the Middle Ages*, London, 1925–1929.

MANNHARDT, WILHELM *Wald- und Feldkulte*, Berlin, 1875–1877.

MANNHARDT, WILHELM *Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde*, Göttingen, 1853–1859.

MCGIFFERT, ARTHUR *A History of Christian Thought*, New York, 1932.

MEIER, ALBERT *Das Bäckerhandwerk im alten Bern*, Bern, 1939.

MEITZEN, A. *Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen*. Berlin, 1895.

MEYER, ELARD HUGO *Germanische Mythologie*, Berlin 1891.

MOFFET, JAMES *The First Five Centuries of the Church*, Nashville, 1938.

MUNCH, PETER ANDREAS *Norse Mythology*, New York, 1926.

MURRAY, R. H. *Erasmus and Luther*, London, 1920.

NIESEL, WILHELM *Calvins Lehre vom Abendmahl*, München, 1930.

ORDNUNG *der Bäcker in Frankfurt am Main*, Frankfurt, 1560.

PELSHENKE, PAUL *Gebäck aus deutschen Landen*, Alfeld, 1949.

PETRUSCHEWSKI, D. M. *The Rebellion of Wat Tyler*, Moskau, 1914.

PICKMAN, EDWARD M. *The Mind of Latin Christendom*, London, 1937.

POLLOCK and MAITLAND *History of English Law*, Cambridge, 1898.

RESSEL, GUSTAV *Das Archiv der Bäckergenossenschaft in Wien*, Wien, 1913.

REUTERSKIOELD, EDGAR *Die Entstehung der Speisesakramente*, Stockholm, 1907.

SCHAFF, PHILIPP *The Creeds of Christendom*, New York, 1919.

SCHNÜRER, GUSTAV *Kirche und Kultur im Mittelalter*, Paderborn, 1927–1929.

SCHULTZ, ALWIN *Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert*, Wien, 1892.

SCHWEITZER, ALBERT *Das Abendmahlsproblem*, Berlin, 1901.

SMITH, PRESERVED *A Short History of Christian Theophagy*, Chicago, 1922.

STANGE, A. *Das Bäckerei-, Konditor- einschließlich Müllereigewerbe von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*, Köln, 1927.

STEINER, JULIUS *Das goldene Buch der Bäcker*, München, 1948.

STOBBE *Die Juden in Deutschland während des Mittelalters*, Berlin, 1923.

STOKAR, W. VON *Die Urgeschichte des Hausbrotes*, Leipzig, 1951.

STOLZ, J. *Vom Ursprung der Gebildbrote und ihrer früheren Bedeutung*, München, 1931.

STRACK, HERMANN LEBERECHT *Der Blutaberglaube in der Menschheit*, München, 1892.

VINOGRADOFF, PAUL *The Growth of the English Manor*, London, 1905.

WÄHREN, M. *Unser täglich Brot in der Geschichte und im Volksbrauch*, Bern, 1950.

WHITE, ANDREW D. *The History of the Warfare of Science with Theology*, New York, 1910.

WÜRTTEMBERGS *erneuerte Müller-Ordnung*, Rösslin, 1701.

ZINSSER, HANS *Rats, Lice and History*, New York, 1938.

Das Brot im frühen Amerika

Adair's *History of the American Indians*, London, 1775.

Adams, James Truslow *The Epic of America*, Boston, 1931.

Adams, John *Letters to His Wife*, Boston, 1841.

Alison, William P. *Observations on the Famine of 1846–1847 in Ireland*, Edinburgh, 1847.

Basaldua, Florencio D. *Agricultura; cultivo del maiz*, Buenos Aires, 1897.

Bayley, L. H. *Cyclopedia of American Agriculture*, New York, 1912.

Belt, Thomas *The Naturalist in Nicaragua*, New York, 1928.

Bidwell and Falconier *History of Agriculture in the Northern United States 1620–1860*, Washington 1925.

Bollman, Lewis *Indian Corn*, Washington, 1862.

Bonafous, Matthieu *Historie naturelle, agricole et économique du maïs*, Paris, 1836.

Brayley, Arthur *Bakers and Baking in Massachusetts*, Boston, 1909.

Brinton, Daniel G. *The Myths of the New World*, New York, 1868.

Bruce, Ph. A. *Economic History of Virginia in the XVII. Century*, New York, 1896.

Bruyerinus *De re cibaria*, Lyon, 1560.

Campbell, James *Ireland; Its History, Past and Present*, London, 1847.

Carrier, Lyman *The Beginnings of Agriculture in America*, New York, 1923.

Clark, Dora M. *British Opinion and the American Revolution*, New Haven, 1930.

Colon, Fernando *Le historie della vita e dei fatti di Cristoforo Colombo*, Milano, 1936.

Earle, Alice Morse *Home Life in Colonial Days*, New York, 1899.

East, Robert A. *Business Enterprise in the American Revolutionary Era*, New York, 1938.

Ellet, Elisabeth *Domestic History of the American Revolution*, New York, 1850.

Erdozain, Ernesto Ruiz *Estudio sobre el cultivo del maiz*, Mexico, 1914.

Evans, Oliver *The Young Mill-wright and Millers guide*, Philadelphia, 1853.

Frazer, J G. *The scapegoat*, London, 1913.

Friederici, G. *Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer*. Stuttgart-Gotha, 1936.

Gann and Thompson *The History of the Mayas*, New York, 1931.

Garcilaso de la Vega *El Inca. The Royal Commentaries of Peru*, London, 1688.

Gilbert, Arthur W. *The Potato*, New York, 1917.

Giles, Dorothy *Singing Valleys. The Story of Corn*, New York, 1940.

Goldschmit-Jentner, Rudolf K. *Columbus*, Hamburg, *1951*.

Harris, Henry *Pelagra*, New York, 1919.

Hodge, F. W. *Handbook of American Indians*.

Howe, Henry *Memoirs of the Most Emerited American Mechanics*, New York, 1840.

Jefferson, Thomas *Writings*, New York, 1892–1899.

Kalm, Peer *Beskrifning om Mais i Norra America*, Stockholm, 1751.

Levy, Reuben *An Introduction of the Sociology of Islam*, London, 1931–1933.

Margoliouth, D. S. *The Early Development of Mohammedanism*, London, 1926.

Mason, A. E. *The Life of Francis Drake*, New York, 1940.

Mason, Gregory *Columbus Came Late*, London, 1931.

O'Connor, James *History of Ireland*, London, 1925.

Parker, Arthur C. *Iroquois Use of Maize*, Albany, 1910.

Parrington, Vermont *Main Currents in American Thought*, New York, 1927.

Poindexter, Miles *Peruvian Pharaohs*, Boston, 1938.

Prentice, Ezra Parmelee *Hunger and History*, New York, 1939.

Prescott, W. H. *Conquest of Mexico*, New York, 1847.

PRIESTLEY, H. J. *The Mexican Nation*, New York, 1923.

RAUWOLF, LEONHARD *Reis' in die Morgenländer*, Augsburg, 1582.

SAPPER, K. *Über Wirtschaftsgeist und die Leistungen tropischer Kolonialvölker*, Stuttgart, 1941.

SCHMIDT, M. *Die materielle Wirtschaft bei den Naturvölkern*, Leipzig, 1923.

SCOTT, S. P. *History of the Moorish Empire in Europa*, Philadelphia, 1904.

SERRES, OLIVER DE *Le theatre d'agriculture*, Paris, 1600.

STEFFEN, MAX *Landwirtschaft bei den altamerikanischen Kulturvölkern*, Leipzig, 1883.

STUART, W. *The Potato*, Philadelphia, 1923.

TARBOX, J. N. *Sir Walter Raleigh and His Colony in America*, Boston, 1884.

THACHER, JAMES *Military Journal During the American Revolutionary War*, Hartford, 1854.

USHER, ROLAND G. *The Pilgrims*, New York, 1918.

VERRILL, A. H. and BARRETT, O. W. *Foods America Gave the World*, New York, 1937.

WALLACE, HENRY A., and BRESSMAN, E. A. *Corn and Corn-growing*, New York, 1937.

WASHINGTON, GEORGE *Writings*, Washington, 1931–1941.

WHEATERWAX, PAUL *The Story of the Maize Plant*, Chicago, 1923.

DAS BROT IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT

ARASKRANIANZ, A. *Die französische Getreidehandelspolitik bis zum Jahre 1789*, Berlin, 1882.

ASHTON, JOHN *The History of Bread*, London, 1904.

AULARD, ALPHONSE *Paris sous le premier Empire*, Paris, 1912–1923.

BEARD, CHARLES and MARY *The Rise of American Civilization*, New York, 1930.

BOYLE, JAMES *Chicago Wheat Prices for Eighty-one Years*, New York, 1922.

BRITNELL, G. E. *The Wheat Economy*, Toronto, 1939.

CASPARY, ADOLF *Wirtschaftsstrategie und Kriegführung*, Berlin, 1932.

CASSON, HERBERT N. *Cyrus Hall McCormick*, Chicago, 1908.

CASSON, HERBERT N. *The Romance of the Reaper*, Chicago, 1908.

CURTLER, W. H. R. *The Enclosure and Redistribution of Our Land*, Oxford, 1920.

DAVY, SIR HUMPHREY *Elements of Agricultural Chemistry*, London, 1813.

DONDLINGER, PETER C. *The Book of Wheat*, New York, 1903.

FAY, BERNARD *L'esprit revolutionnaire en France et aux États-Unis à la fin du 18. siècle*, Paris, 1925.

FAY, CHARLES R. *The Corn Laws and Social England*, Cambridge, 1932.

FERENCZY and WILCOX, *International migration*, New York, 1929–1931.

FOURNIER, AUGUST *Napoléon I.*, New York, 1912.

FRANCÉ, RAOUL *Das Leben im Acker*, Stuttgart, o. J.

FREHE, K. *Die Schwarzerde und ihre wirtschaftsgeographische Bedeutung*, Berlin, 1932.

GARLAND, HAMLIN *Companions on the Trail*, New York, 1931.

GEIGER, G. R. *The Theory of the Land Question*, New York, 1936.

GEORGE, HENRY *Progress and Poverty*, New York, 1908.

GEORGE, HENRY *The Land Question*, New York, 1911.

GRAS, N. S. B. *A History of Agriculture in Europe and America*, New York, 1925.

GREENO, FOLLETT *Obed Hussey, Who, of All Inventors, Made Bread Cheap*, Rochester, 1912.

GRIFFITH, I. T. *Population Problems of the Age of Malthus*, Cambridge, 1926.

HALLUM, JOHN *Reminiscences of the Civil War*, Little Rock, 1903.

KAEMPFFERT, WALDEMAR *Popular History of American Invention*, New York, 1924.

KIAULEHN, WALTHER *Die eisernen Engel*, Hamburg 1953.

KLAGES, K. H. W. *Ecological Crop Geography*, New York 1947.

KOZMIN, PJOTR *Flour Milling (mukomolje)*, London, 1917.

LAVISSE, ERNEST *Historie de la France Contemporaine*, Paris, 1920–1922.

LE CLERC *International Trade in Wheat and Wheat Flour*, Washington, 1925.

LIEBIG, JUSTUS VON *Familiar Letters on Chemistry and Its Relation to Commerce Physiology, and Agriculture*, New York, 1843.

MALTHUS, THOMAS ROBERT *Observations on the Effects of the Corn Laws*, London, 1814.

MAURIZIO, ADAM *Die Getreidenahrung im Wandel der Zeiten*, Zürich, 1916.

MCCORMICK, FOWLER *The Development of Farm Machines*, Princeton, 1941.

MICHELET, JULES *Historie de la Révolution Française*, Paris, 1898.

MILLER, FRANCIS T. *The Photographic History of the Civil War*, New York, 1911.

PARMENTIER, ANTOINE AUGUSTE *Traité sur la culture et les usages des pommes de terre*, Paris, 1789.

PARMENTIER, ANTOINE AUGUSTE *Le parfait boulanger. La fabrication et la commerce du pain*, Paris 1778.

PERCIVAL, JOHN *The Wheat Plant*, London, 1921.

PERLMANN, LOUIS *Die Bewegung der Weizenpreise und ihre Ursachen*, München, 1914.

QUAINTANCE, H. W. *The Influence of Farm Machinery on Production and Labor*, London, 1904.

RIESENBERG, FELIX *Golden Gate; the Story of San Francisco Harbor*, New York, 1940.

ROGERS, GEORGE D. *History of Flour Manufacture in Minnesota*, St. Paul, 1905.

RUSSELL, EDWARD I. *Soil Conditions and Plant Growth*, London, 1921.

SANDBURG, CARL *Abraham Lincoln. The Prairie Years*, New York, 1926.

SANDBURG, CARL *Abraham Lincoln. The War Years*, New York, 1930.

SCHAFER, JOSEPH *The Social History of American Agriculture*, New York, 1936.

SCHEFFER, F. *Agrikulturchemie*, Stuttgart, 1937/38.

SMITH, ROLLIN E. *Wheat Fields and Markets of the World*, St. Louis, 1908.

STEPHENS, H. M. *The Principal Speeches of the Statesmen and Orators of the French Revolution, 1789–1795*, Oxford, 1892.

TAINE, HIPPOLYTE *L'ancien régime*, Paris, 1891.

VALLERY-RADOT, RENÉ *La vie de Pasteur*, Paris, 1918.

VAN DOREN, CARL *Benjamin Franklin*, New York, 1939.

VOLHARD, JAKOB *Justus von Liebig*, Leipzig, 1909.

WAGEMANN, ERNST *Menschenzahl und Völkerschicksal*, Hamburg, 1949.

WAKSMAN, SALMON A. *Humus*, Baltimore 1938.

WAKSMAN, SALMON A. *The Soil and the Microbe*, New York, 1931.

WALKER, FRANKLIN *Frank Norris*, New York, 1932.

WHITE, JOHN *A Treatise on the Art of Baking*, Edinburgh, 1828.

Das Brot in unserem Zeitalter

AGRANOWSKIJ, ALEKSANDR *Kommuna, sovhoz, kombinat*, Moskau, 1930.

AKERMAN, AKE *Swedish Contributions to the Development of plant breeding*, Stockholm, 1938.

ALSBERG, C. L. *Combination in the American Bread-baking Industry*, Stanford, 1926.

ANTSIFEROW, BILIMOVICH, BATSHEV *Russian Agriculture During the War*, New Haven, 1930.

BANE, SUDA L. and LUTZ, RALPH H. *The Blockade of Germany after the Armistice*, Stanford, 1942.

BEACH, JOSEPH WARREN *American Fiction 1920–1940*, New York, 1941.

BÖSCH, H. *Die Wirtschaftslandschaften der Erde*, Zürich, 1947.

BULLER, ARTHUR H. *Essays on Wheat*, New York, 1919.

BURBANK, LUTHER *Partner of Nature*, New York, 1939.

CARLETON, MARC ALFRED *The Small Grains*, New York, 1916.

CONFERENCE INTERNATIONALE DU BLÉ *La distribution du froment dans le monde*, Rome, 1927.

CONTINENTAL BAKING CORPORATION *The Story of Bread*, New York, 1925.

COOK, ROBERT C. *Wer wird morgen leben? Die Krise der menschlichen Fruchtbarkeit*, Hamburg, 1951.

COX, JOSEPH F. *Crop Production and Soil Management*, New York, 1936.

CROOKES, SIR WILLIAM *The Wheat Problem*, Bristol, 1898.

DARBISHIRE, A. D. *Breeding and the Mendelian Discovery*, London, 1911.

DARRÉ, R. WALTER *Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse*, München, 1928.

DAVIS, I. ST. *Stale Bread Loss*, Stanford, 1923.

DE KRUIF, PAUL *Hunger Fighters*, New York, 1928.

DOUGLAS-IRVINE *The Making of Rural Europe*, London, 1923.

EBENSTEIN, WILLIAM *The Nazi State*, New York, 1943.

GEIGER, PAUL und WEISS, RICHARD *Atlas der Schweizerischen Volkskunde*, Basel, 1953.

GERHARD, ALBERT *Handbook for Bakers*, New York, 1925.

GUMPERT, MARTIN *Heil Hunger! Health Under Hitler*, New York 1940.

HAINISCH, MICHAEL *Die Landflucht*, Jena, 1924.

HESSLE, I. *Das Arbeitsethos der Kirche nach Thomas von Aquin und Leo XIII.*, Freiburg, 1923.

HEVESY, PAUL DE *World Wheat Planning*, London, 1940.

HINDUS, MAURICE *Mother Russia*, New York, 1943.

HINTZE, K. *Geographie und Geschichte der Ernährung*, Leipzig, 1934.

HOLT, JOHN B. *German Agricultural Policy 1918–1934*, New York, 1936.

HOOVER, HERBERT and GIBSON, HUGH *The Problems of Lasting Peace*, New York, 1943.

HOWELLS, RULON S. *His Many Mansions, a Compilation of Christian Beliefs*, New York, 1940.

HUBBARD, LEONARD E. *The Economics of Soviet Agriculture*, London, 1939.

ILTIS, HUGO *Gregor Mendel*, Berlin, 1924.

JACKS, V. and WHITE, R. O. *Vanishing Lands*, New York, 1940.

JAGO, WILLIAM *The Technology of Breadmaking*, London, 1911.

KRÜGER und TENIUS *Massenspeisungen*, Berlin, 1917.

KUHLMANN, CHARLES B. *The Development of the Flour-milling Industry in the United States*, Boston, 1929.

LAZENBERG, B. *Brotpolitik*, Oldenburg, 1949.

LIBKIND, A. *Agranoje perenaselenje (The AgrarianOverpopulation)*, Moskau, 1931.

LICHTENBERGER, ANDRÉ *Le third Reich*, New York, 1937.

LUDWIG, EMIL *Hindenburg*, Philadelphia, 1936.

LÜTGENS, RUDOLF *Die geographischen Grundlagen und Probleme des Wirtschaftslebens*, Stuttgart, 1950.

MACADAM, I. H. *Collection of Proverbs of All Nations on Bread and Baking*, London, 1926.

MARTIN, LOUIS *De Tolstoi à Lénine*, Montpellier, 1920.

MENASSEYRE, ROBERT *Politique du blé*, Toul, 1934.

MICHELS, R. *Das psychologische Moment im Welthandel*, Leipzig, 1931.

MOHS, KARL *Mehlchemie*, Dresden, 1931.

MOLOTOV, VIACHESLAV *Food for All. The Abolition of the Bread-card System in the Soviet Union*, New York, 1934.

MORGAN, THOMAS HUNT *The Theory of the Gene*, New Haven, 1926.

MORRISON, ABRAHAM E. *The Bakingpowder Controversy*, New York, 1904–1907.

MOTZ, ROGER *Belgium Unvanquished*, London, 1942.

NEUMANN, MAX PAUL *Brotgetreide und Brot*, Berlin 1929.

NIEKISCH, ERNST *Das Reich der niederen Dämonen*, Hamburg, 1953.

OLDEN, RUDOLF *Hitler*, New York, 1936.

OSBORNE, THOMAS BURR *The Proteins of the Wheat Kernel*, Washington, 1907.

RATHSACK, KARL H. *Der Speisewert der Kartoffel*, Berlin, 1935.

SANDERSON, E. D. *Insect Pests*, New York, 1931.

SCHIMPER, A. F. W. *Pflanzengeographie*, Jena, 1935.

SEARS, PAUL *Deserts on the March*, Norman, Oklahoma, 1935.

SELIKHOV, M. *Russkoje mokomolje (Russian Flourmilling)*, St. Petersburg, 1912.

SEMJONOW, I. *Die Güter der Erde*, Berlin 1936.

SERING, MAX *Die deutsche Landwirtschaft*, Berlin, 1932.

SHERMAN, HENRY C. and PEARSON, CONSTANCE *Modern Bread from the Viewpoint of Nutrition*, New York, 1942.

SHUB, BORIS and WARHAFTIG, ZYGMUNT *Starvation over Europe*, New York, 1943.

SNYDER, HARRY *Bread*, New York, 1930.

SOROKIN, PITIRIM A. *Man and Society in Calamity; the Effects of War, Revolution, Famine, Pestilence upon Human Mind*, New York, 1942.

SPRECHER VON BERNEGG *Tropische und subtropische Weltwirtschaftspflanzen*, Stuttgart, 1929–1936.

STAHL, C. J. *Die Geschichte des deutschen Bäckers*, Stuttgart, 1911.

STOKLASA, JULIUS *Das Brot der Zukunft*, Jena, 1917.

SURFACE, FRANK M. *The Grain Trade During the World War*, New York, 1928.

SWANSON, CHARLES D. *Wheat Flour and Diet*, New York, 1928.

TIMOSHENKO, VLADIMIR P. *Agricultural Russia and the Wheat Problem*, Stanford, 1932.

TROTZKI, LEO *Die russische Revolution*, *Berlin*, 1920.

VOGT, WILLIAM A. *Die Erde rächt sich*, Nürnberg, 1949.

WACHSMANN, KURT *Das Osthilfe-Gesetz*, Berlin, 1932.

WALLACE, HENRY AGGARD *Agricultural Prices*, Des Moines, 1920.

WALLACE, HENRY AGGARD *Statesmanship and Religion*, New York, 1934.

WALLACE, HENRY AGGARD *The Administration and Farm Relief*, Philadelphia, 1933.

WALLACE, HENRY CANTWELL *The Wheat Situation*, Washington, 1923.

WHITNEY, MILTON *Soil and Civilization*, New York, 1925.

WOYTINSKY, W. *Die Welt in Zahlen*, Berlin 1925–1928.

ZISCHKA, ANTON *Brot für zwei Milliarden Menschen*, Leipzig, 1938.

QUELLENVERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

ARCHÄOLOGISCHES INSTITUT, HAMBURG Tafel VIII rechts

DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, WIESBADEN Karte S. 100

DPA DEUTSCHE PRESSE AGENTUR, HAMBURG Tafeln XLIV unten und XLVII unten

FELDHAUS-SAMMLUNG, WILHELMSHAVEN Tafel VIII links

HISTORIA PHOTO, BERLIN Tafeln II oben, X, XIX, XXII, XXIII oben, XXV, XXVI, XXVIII links, XXXVIII oben, XLII links und rechts. Abb. 5, 15, 17, 23, 24, 25, 36, 51, 54, 60 und 62.

HISTORISCHES BILDARCHIV LOLO HANDKE, BAD BERNECK Tafeln IV unten, XIII, XXIX oben, XXXI oben, XXXII oben, XXXVI, XXXIX unten, XLI oben. Abb. 22, 29, 30, 33, 37, 38, 39, 40, 42, 43 und 50.

KUNSTHALLE, HAMBURG Tafeln XIV, XVIII rechts und XXX links

LAENDERPRESS, DÜSSELDORF-OBERKASSEL Tafeln XX rechts, XXI rechts, XXXIII oben, XXXV oben, XXXVII und XLV. Abb. 32 und 41

MICHELET, GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION Tafel I

PROF. DR. PAUL PELSHENKE, DETMOLD Abb. 69

DR. FRANZ STOEDTNER, DÜSSELDORF Tafeln III unten links, VII, IX und XV

ULLSTEIN BILDERDIENST, BERLIN Tafeln III rechts, XII links, XVII, XX links, XXI links, XXVII, XXVIII rechts, XXIX unten, XXXII unten, XXXIII unten, XXXIX oben, XL, XLI unten, XLIII, XLIV oben und XLVIII. Abb. 10, 20, 21, 26, 28, 35, 44, 46, 57, 59 und 64.

VERZEICHNIS DER TAFELABBILDUNGEN

bei Seite

I BROT UND POLITISCHE REVOLUTION 3
Der Marsch der Pariser Weiber nach Versailles am 5. Oktober 1789

II ACKERBAU UND FRÜHGESCHICHTE 32
Aus der Etrusker-Zeit: Alter italischer Pflug · Vorgeschichtlicher Zwergweizen (Syrakus)

III ÄGYPTEN I 32
Ägypterin mit Brotkorb · Dörflicher Getreidevorsteher · Handmühlensklavin

IV ÄGYPTEN II 33
Der Pharao an seiner Brottafel · Cha-em-het, Vorsteher der Scheunen unter Amenophis III.

V ISRAEL: DAS JOBELJAHR 33

VI DIE BROTKIRCHE VON ELEUSIS 96
Demeter von Knidos · Brotbackende Sklavinnen mit Flötenspieler

VII HELLAS 96
Demeter, Persephone, Triptolemos · Der Raub der Persephone
VIII DAS BROT IM RÖMISCHEN IMPERIUM I 97
Pompejanische Pferdemühle · Kaiser Augustus, der die Macht seines Hauses auf ägyptischen Weizen gründete
IX DAS BROT IM RÖMISCHEN IMPERIUM II 97
Das Grabmal des Bäckers Vergilius Eurysaces in Rom · Steinmühlen und Backofen in Pompeji
X ALS DIE ENGEL NOCH BEIM PFLÜGEN HALFEN 144
XI ZWISCHEN CERES UND MARIA 145
XII BROT IM MITTELALTER 176
Inneres einer Mühle mit Handantrieb · Mühle mit unterschlächtigem Wasserrad
XIII ACKERBAU UM 1500 177
Das Eggen · Das Pflügen
XIV JEAN FRANÇOIS MILLET: DER MANN MIT DER HACKE 224
XV DER BAUER STEHT AUF 224
XVI »NEHMET, ESSET; DAS IST MEIN LEIB« 225
XVII JESUS BRICHT DAS BROT 225
XVIII DER STREIT UM DAS ABENDMAHL 256
Martin Luther: Est! Est! Est! · Huldreich Zwingli: Significat!
XIX BROTDENKER UND NATIONALÖKONOMEN 256
François Quesnay · Thomas Robert Malthus
XX WIE VOR TAUSEND JAHREN 257
Mais-Gott aus der Maya-Zeit · Primitiver Mais-Backofen aus dem heutigen Mexiko
XXI MAIS, DER GROSSE WANDERER 257
Maiskuchen in Mexiko · Maisbrot in Ungarn
XXII DAS BROT IN DER NIEDERLÄNDISCHEN KUNST 272
Nicolaus Maes: Betende Frau · Gerard Dou: Nachtstück
XXIII DIE KARTOFFEL BEGINNT IHRE REISE 273
1763: Friedrich der Große überwacht die Kartoffelernte · 1588: Frühe Zeichnung einer Kartoffelpflanze
XXIV BROT UND TECHNIK 288
Oliver Evans' siebenstöckige Dampfmühle
XXV REVOLUTION UND RESTAURATION 304
Die Zölle fallen — · — aber der Kornwucher bleibt
XXVI DER ÜBERGANG ÜBER DIE BERESINA 1812 305
XXVII DIE LIEBESZAUBERMACHT DES BROTES: WERTHERS LOTTE 320
XXVIII BACKWAREN UND BIEDERMEIER 320
Die charmante Pariserin · Die träumerische Berlinerin
XXIX BROT WAR STÄRKER ALS BAUMWOLLE 321
Lincoln bei einer Wahlrede · Abraham Lincoln im Jahr seines Todes
XXX DIE UMWÄLZER DES ACKERBAUS 321
Justus von Liebig, der Arzt der Erde · Cyrus Hall McCormick, Erfinder, Mechaniker, Pflugreformator
XXXI EUROPAS UND AMERIKAS WEG 336
Liebigs Laboratorium in Gießen · McCormick führt seinen »Reaper« aufs Feld

XXXII AMERIKAS WEIZEN-IMPERIUM 337
Dampf-Dreschmaschine (1885) · Kanadischer Riesenspeicher (1930)

XXXIII DIE STADT MIT DEN GOLDENEN STRASSENECKEN 368
Chicago heute · »The Pit«: Weizenbörse um 1910

XXXIV FRANK NORRIS 369
Amerikas Weizen-Epiker

XXXV REISKULTUR IN SÜDOSTASIEN 384
Reis-Ernte und Einsammeln von Reisstroh · Reis-Mehlstampferinnen auf Bali

XXXVI DIE ALTE ZEIT 384
Ährenleserinnen. Nach dem Gemälde von Jean François Millet

XXXVII DIE NEUE ZEIT 385
Moderne Mähdrescher im Weizenmeer

XXXVIII DER RÖMISCHE SOLDAT UND DAS BROT 385
Zur Zeit des Kaisers Trajan · Im Jahr 1917

XXXIX DAS ANTLITZ DER NOT 400
1917: Die Moskauer Bourgeoisie verkauft ihren Hausrat für Lebensmittel
1921: Berliner vor ihrer Suppenküche

XL VON BROTKARTE ZU BROTKARTE 401
1915 — 1928 — 1939

XLI DER ECHTE UND DER FALSCHE BAUER 432
Leo Nikolajewitsch Tolstoi · Grigorij Rasputin

XLII BOTANIKER UND BIOLOGEN, DIE DIE LANDKARTE ÄNDERTEN 432
Nikolai Vavilow · Gregor Mendel · Iwan Mitschurin

XLIII BROT UND STAATSMANNSCHAFT 433
Henry Aggard Wallace, Ackerbauminister · Herbert Clark Hoover, Chef des europäischen Hilfswerks

XLIV AMERIKANISCHE HILFE 433
Quäkerscheck (Amerikanisches Hilfswerk nach dem Ersten Weltkrieg)
Amerikanischer Weizendampfer nach dem Zweiten Weltkrieg

XLV DER MÖRTEL DES LEBENS 448
Aussiebung des Mehls · Teigmischmaschine

XLVI DER WEG DER MECHANISIERUNG 448
Pariser Bäcker von 1906 · Der Backofen ohne Menschenhand

XLVII AUS DEN JAHREN DER APOKALYPSE 449
Ein »Überlebender« aus Buchenwald · Eine zerstörte deutsche Stadt

XLVIII KOREA 1953 449
Reiskuchen-Bäckerin

VERZEICHNIS DER TEXTABBILDUNGEN

Seite

1 - Ägyptischer Emmerweizen 32]
2 - Ägyptisches Pflügen (Grabmalerei) 39]
3 - Ägyptische Ernte (Grabmalerei) 42]
4 - Die Hofbäckerei des Königs Ramses (Grabmalerei) 48]
5 - Die Kinder ziehen die Eltern herein: Eulenspiegel bäckt in Braunschweig Brote als Eulen und Meerkatzen 52]
6 - Jüdische Oster-Riten: Die Herstellung ungesäuerten Brotes 58]
7 - Demeter mit der Mauerkrone setzt Triptolemos auf den Flügelwagen 74]
8 - Schottischer Mahlstein. Heute wie vor 4000 Jahren 76]
9 - Demophon-Triptolemos mit Demeter und Persephone 92]
10 - Altrömische Getreidemühle 103]
11 - Pompejanischer Brotladen 104]
12 - Thronende Ceres (Nach einer pompejanischen Malerei) 107]
13 - Die Speisung der Fünftausend (Julius Schnorr von Carolsfeld) 125]
14 - Pflügen auf einem altenglischen Gutshof 144]
15 - Engel, Klosterknechte und Pflug 146]
16 - Jätende Klosterleute (um 1340) 148]
17 - Garbendreschender Klosterknecht 151]
18 - Mutterkornverseuchter Roggen 153]
19 - Der Heilige Antonius als Helfer gegen die Mutterkornseuche 155]
20 - Müller um 1500 157]
21 - Bauer bringt sein Korn zur Mühle 160]
22 - Martin Schongauer: Müllers Esel 161]
23 - Der Müller (mit Versen von Hans Sachs) 164]
24 - Der zum Pranger gekarrte Müller 165]
25 - Der Bäcker (mit Versen von Hans Sachs) 172]
26 - Wilhelm von Kaulbach: Der Bäcker und das Bettelkind 174]
27 - Das Märchen vom Bäcker und vom Teufel 176]
28 - Fahrbarer Pastetenofen um 1500 181]
29 - Armer Bauer mit Ackergeräten 183]
30 - Bäuerliche Arbeiten 192]
31 - Heimbringung der Garben im alten England 195]
32 - Das Holzrecht 197]
33 - Bauer liefert der Rittersfrau den Zehnten ab 198]
34 - Angeblicher Hostienfrevel und Martyrium der Juden von Passau 208/209]
35 - Mittelalterlicher Sämann 215]
36 - Hans Beham: Der Bauer geht zum Tanz 216]
37 - Der Ackermann und der Tod 217]
38 - Martin Schongauer: Die Ausfahrt zum Markt 219]
39 - Das geplünderte Dorf 221]
40 - Bauern, von Landsknechten überfallen 224]
41 - Zinspflichtige Bauern bringen Abgaben 225]
42 - Bauernkriegsszene 228]
43 - Herrenrache am schwäbischen Dorf 234]
44 - Säender indianischer Maisgott (aus Alt-Nicaragua) 253]
45 - Früheste Zeichnung einer Kartoffelpflanze (1580) 262]
46 - Vincent van Gogh: Die Kartoffelschälerin 269]
47 - »Die Maisschüssel half der Kartoffel auf.« Irische Hungersnot und englische Hilfeleistung im Jahre 1847 271]
48 - Handmüllerei auf den Hebriden 282]
49 - Amerikanische Maismörser aus dem 17. Jahrhundert 291]
50 - Brot und Rokoko: Pariser Backstube 1763 299]
51 - Brot und Rokoko: Pariser Bäckerladen 1763 300]
52 - Titelseite eines Werkes von Parmentier über Mehl und Bäcker 303]
53 - Brot und politische Revolution: Der Marsch der Pariser Weiber nach Versailles am 5. Oktober 1789 315]

54 - Die Ankunft der geschlagenen französischen Armee in Preußen 323]
55 - Sulzbergers Schweizer Walzen-Mühle 326]
56 - Englische Feldbäckerei im Krim-Krieg 334]
57 - Jean François Millet: Der Schnitter 336]
58 - Obed Hussey auf seinem Reaper 340]
59 - »Der Kuchenteig« (Deutsche Biedermeierzeichnung) 347]
60 - Das Oberhaus muß gegen seinen Willen die Kornschutzzölle abschaffen 362]
61 - Preußische Heeresbäckerei von 1866 364]
62 - Chinesisches Reisworfeln um 1800 375]
63 - Hoovers Hungerkarte 391]
64 - Russischer Bauer wird als Schwarzhändler von Soldaten der Roten Armee festgenommen 402]
65 - Weizensorten 407]
66 - Weltweizenkarte 415]
67 - Das Buch des Brotreformers Graham 436]
68 - Kellerbäckerei in Alt-London 442]
69 - Gebildbrot 446]
70 - Als der Backpulver-Trust explodierte 450]

Karte »Das Römische Reich« 100]

NAMEN- UND SACHREGISTER

Abel, Gestalt des Alten Testaments 64, 344
Abessinien 32, 38, 411, 416
Abigail, Gattin König Davids 56
Abraham, bibl. Erzvater 54, 251
Abu Hureira, Koran-Kommentator 256
Abu Umama al Bahali 257
Ackerbau, passim
Ackerbauheilige 150
Ackerbau, Mechanisierung 333–346, 382, 401–403, 418, 427–434, 457
Ackerbau-Religionen, siehe Christus, Demeter, Moses
Ackersmann aus Böhmen [Johannes von Saaz] 218
Adam, biblischer Urvater 17, 214, 222, 233
Adams, John, Präsident der USA 54
Adams, Gattin von John A. 289, 360
Adams, John Truslow, amerik. Historiker 276
Adonis, Geliebter der Aphrodite 135
Agrarchemie 346–356, 358–359
Agrarische Romane 422–425
Agrarkommunismus 142, 194, 394, 396, 399–401, 456–457
Agrosophen 117–118
Ägypten 12, 37–53, 54, 68, 109, 112, 113, 116, 135, 141, 146, 325, 338, 414
Ahuramadzda, pers. Gott des guten Prinzips 62, 135
Alarich, König der Westgoten 96–98, 105
Alexander I., russ. Zar 320
Alexander II., russ. Zar 328, 394
Alexander I., serb. König 456
Alexander der Große, König von Mazedonien 109, 212, 337
Alexandria 116, 346
Alfred der Große, engl. König 144
Alhakem, arab. Herrscher 266
Alkibiades, athenischer Staatsmann 94
Allah, islam. Name Gottes 61
Allan, Student bei Chaucer 167
Allard 412
Aln-Eddin, arab. Gelehrter 46
Altbrot als wirtschaftlicher Verlust 441–442
Altes Testament, passim
Ameisen, ihre Stellung zum Ackerbau 17–21, 297, 370
Amenophis III., ägypt. Pharao T IV
Ämilius Paullus, Lucius, röm. Feldherr 103
Ammianus Marcellinus, röm. Historiker 112
Amos, jüd. Prophet 59, 66
Andreas, Jünger Jesu 117
Aeneis [Vergil] 18
Annona, röm. Göttin der Getreidespende 114, 389
Antonius, Marcus, röm. Staatsmann u. Feldherr 112
Antonius von Padua, Heiliger 155, 156
Antoniusfeuer, siehe Mutterkornseuche
Aphrodite, griech. Liebesgöttin 88
Apollinaire, Guillaume, franz. Dichter 448
Apollon, griech. Gott d. Lichts u. d. Künste 86, 88
Apollonius Rhodius, griech. Dichter 346
Apollonius von Perge, griech. Mathematiker 129
Apollonius von Tyana, spätgriech. Philosoph u. Magier 124
Appert, Nikolaus 442
Araber 256–258
Arago, François, französ. Physiker 444
Arbeitsfluch, biblischer 62–64, 143
Arcadius, oströmischer Kaiser 96
Archestratos, griech. Schriftsteller 327
Argenson, René Louis, Marquis d', franz. Minister 298
Argentinien 414, 416
Ariovist, König der Sueven 142
Aristandros, Priester d. Demeter 212
Aristoteles aus Stagira, griech. Philosoph u. Polyhistor 78
Armour, Philip, amerik. Maschinenfabrikant u. Weizenspekulant 373
Arnobius, christl. Rhetor [Numidier] 250
Arriaga, Jesuitenpater 265
ars pistorica 104
Artus, mittelalterl. Sagenkönig 215
Äschylos [Aischylos], griech. Dramatiker 97
Asklepios, griech. Gott der Heilkunde 346
Asterius 87
Astrologie 116–117
Ataënsik, indian. Erdgöttin 280
Athen 68, 72, 87, 94, 97, 118, 421, 463

Athenäus [Athenaios] aus Neukratis, alexandrin. Schriftsteller 102
Athene, Pallas, griech. Göttin der Weisheit 89, 97, 427
Attolico, italien. Ernährungsminister 389
Atwater, amerik. Naturforscher 350
Auferstehung [Tolstoi] 399–400, 451–452
Augias, griech. Sagenkönig 69
Augsburg 174, 183
Augustinus, Aurelius, Heiliger u. Kirchenvater 201, 217
Augustus Caesar Octavianus, röm. Kaiser 94, 112, 114, 117 121, 139, 141, 308, 429, 460, T VIII
Aurelianus, Lucius Domitius, röm. Kaiser 114
Australien 414, 416
Azteken 248–251, 258, 267, 376

Babylon 30, 31, 130, 135
Bachofen, Johann Jakob, schweizer Kulturphilosoph 447
Backe, Herbert, NS Ackerbauminister 457
Backen, passim
Bäckerhaß 174–178
Bäckerkrankheiten 175, 440
Bäckerstand in Alt-Rom 103–104, 113–115
Bäckerstand in Israel 55–56
Bäckerstand im Mittelalter 169–178
Bäckerstand in der Neuen Welt 287–288
Backofen der Ägypter 45–46
Backofen der Griechen 55
Backofen der Juden 54, 56
Backofen, Mechanisierung 444–445, 465
Backofen, pompejanischer 101–102
Backofen, Sexualsymbolik 46, 102, 447
Backofen-Verehrung 62, 102, 184, 445
Backpulverkrieg 449–451
Bakchos [Jakchos, Bachus], griech.-röm. Weingott 80, 81, 90, 117, 124, 132, 135
Bakewell, Robert, engl. Viehzüchter 284
Ball, John, engl. Priester u. Bauernführer 222, 223
Ballardini, italien. Arzt 260
Balzac, Honoré de, französ. Dichter 231, 408
Bane, Suda L., amerik. Schriftsteller 393
Barnes, Julius, amerik. Politiker 388
Baroni, Eugenio, italien. Bildhauer T XXXIX
Bauern, passim
Bauerncharakter 214, 218, 230
Bauernkriege 217–232
Bauernverachtung des Mittelalters 193, 195
Bazillus prodigiosus Cohn 213
Beal, William, engl. Agrikulturforscher 411
Beaumarohais, P. a. de franz. Dichter 422
Beckmann, John [Johann], Begründer d. Technologie 160
Beecher-Stowe, Harriet, amerik. Schriftstellerin 424
Behaim [Beham], Hans Sebald, deutscher Kupferstecher und Holzschneider 216
Behrman, S., amerik. Eisenbahnagent [Gestalt bei Norris] 371
Belgien 112, 180, 271, 317, 385–387, 390, 458, 460
Bell, Patrick, schott. Geistlicher 337, 340
Bellay, René de, französ. Erzbischof 186
Bennett, H. S., engl. Nationalökonom 199
Béranger, Pierre Jean de, französ. Dichter 365
Berengar von Tours, Scholastiker 235, 239
Beriberi 260–261
Berlichingen, Götz von, Reichsritter u. Bauernführer 227
Berlin 212–213, 329, 368, 454, 455
Berthold von Regensburg, Franziskaner, Kanzelredner 179, 217
Bertin, französ. Minister 302
Bethe, Biologe 20
Beth-Lehem 117
Bibel, passim
Bier 20, 45, 50, 51, 172, 196, 360, 382
Binyon, Laurence, engl. Dichter 459, 461
Bloch, Ernst, deutscher Historiker 225
Blutendes Brot, siehe Hostienfrevel
Bodenbiologie 351–353
Bodenerschöpfung 69, 119, 346–356, 358–359
Bodenwucher 65–67, 105–108, 283, 370
Boissy d' Anglas, Präsident des französ. Konvents 314, 316
Borchardt, Ludwig, deutscher Ägyptologe 50
Boris III., bulg. König 457
Boris Godunow, russ. Zar 223
Bosch, Karl, deutscher Chemieforscher u. Industriemagnat 350
Bourgogne, franz. Korporal u. Memoirenschreiber 322

Bradford, William, Führer der „Pilgerväter“ 277
Brant, Sebastian, deutscher Humanist 216
Brinton, Daniel, amerik. Ethnologe 250
Brot, passim
Brot, Erfindung 33, 44–46
Brot, Folklore 183–184, 445–449
Brotfrevel 183–184, 324
Brot, Hygiene 438–445
Brotmagie 51–53, 445–449
Brotpreis 119, 177, 318
Brot, Sprichwörter 33, 177, 318, 393, 435
Browning, Robert, engl. Dichter 72, 82
Bubrostis, syrische Göttin des Hungers 118
Buch, Leopold von, deutscher Forschungsreisender 142
Buchenwald 465
Bücher, Karl, deutscher Nationalökonom 194
Buck, Pearl S., amerik. Schriftstellerin 422
Buddha, Gotama, ind. Religionsstifter 63
Buddhismus 63–64, 78–79, 452
Buenos-Aires 414
Bulgaren 196, 390, 455, 456–457
Burbank, Luther, amerik. Weizenzüchter 410
Burns, Robert, schottischer Dichter 81
Butler, Samuel, engl. Philosoph 77

Cade, Jack, engl. Bauernführer 218, 219
Cadet de Vaux, französ. Chemiker 306, 311, 366
Cadix 109, 170
Cagliostro, Alexander, „Graf von“, italien. Abenteurer 397
Caldwell, Erskine, amerik. Schriftsteller u. Dramatiker 422, 424
Calvin, Johannes, Genfer Reformator 241
Cantacuzene, Prinz, rumän. Maiszüchter 258
Capito, Wolfgang Fabricius, elsäss. Reformator 241
Carleton, Marc, amerik. Weizenzüchter 410
Carlyle, Thomas, engl. Historiker u. Schriftsteller 335, 344
Carver, Gouverneur der „Pilgerväter“ 281
Casal, span. Arzt 259
Caesar, Gajus Julius, röm. Feldherr u. Diktator 108–112, 141, 153, 156
Casaubon, Isaac, schweizer Philologe 88
Caspary, Adolf, deutscher Schriftsteller 288
Casson, Herbert N., amerik. Schriftsteller 338
Cato major, Marcus Portius, röm. Staatsmann u. Schriftsteller 30, 69, 102, 145, 179, 266
Caus, Salomon de, französ. Ingenieur 290
Cecil, Lord Robert, engl. Staatsmann 270
Celsus, Aulus Cornelius, röm. medizin. Schriftsteller 103
Ceres, röm. Fruchtbarkeitsgöttin 94, 107, 115, 132, 152, 190, 310, 420, T XI [s. auch Demeter]
Cervantes Saavedra, Miguel, span. Dichter 163
Champion, französ. Historiker u. Nationalökonom 200
Chatelet, Herzog von, franz. Standesherr 310
Chaucer, Geoffrey, engl. Dichter 166, 168
Chemia, ägypt. Göttin der „Schwarzen Erde“ 38, 46
Chemische Briefe [Liebig] 354–356
Chicago 332, 368, 463, T XXXIII
China 31, 52, 109, 253, 375–378, 381, 416
chleb, siehe gleba
Chlopi [Reymont] 423
Chrysostomos, Heiliger u. Kanzelredner 203
Cicero, Marcus Tullius, röm. Staatsmann, Redner u. Schriftsteller 75, 111, 132, 203
Cieca de Leon, span. Chronist 267
Cincinnati 340, 342, 464
Claude Lorrain, französ. Maler 173
Claudius, Matthias, deutscher Dichter 464
Claudius, Tiberius Germanicus, röm. Kaiser 94
Clemens Alexandrinus, altkirchl. Schriftsteller 87, 250
Cleopatra, ägypt. Königin 112
Cleveland, Grover, Präsident der USA 417
Clusius [Charles de Lecluse] franz. Arzt u. Botaniker 305, T XXIII
Cobden, Richard, engl. liberaler Politiker 362
Cohn, Ferdinand Julius, Botaniker u. Bakteriologe 211, 213
Cole, Pariser Bäckermeister 307
Columbus, Christoph, Entdecker Amerikas 29, 243, 245, 254, 255, 275, 465
Columella, L. Junius Moderatus, röm. Ackerbauschriftsteller 69, 152, 156, 179, 266

Continental Baking Corporation 443
Cooper, James Fennimore, amerik. Schriftsteller 342, 343
Cortez, Fernando, span. Eroberer 247, 250, 275
Coulton, George G., engl. Kulturhistoriker 215
Crabbe, George, engl. Dichter, 284
Cranach, Lukas, deutscher Maler T XVIII
Crassus, Marcus Licinius, röm. Staatsmann u. Feldherr 372
Crocker, Charles, amerik. Weizenspekulant 377
Crookes, Sir William, kanad. Naturwissenschaftler u. Weizenfachmann 404
Cyprianus, Heiliger u. Kirchenvater 122

Dalmatien 140
Dänemark 187, 389
Dante Alighieri, ital. Dichter 162, 189, 461
Danton, Georges, französ. Revolutionsminister 314
Danzig 318
Dareios, pers. König 337
Darling, J. N., amerik. agronomischer Sachverständiger 430
Darmaraksha, chines. Biograph Buddhas 63
Darmstadt 463
Darré, Richard Walter, NS Landwirtschaftsminister 454, 458
Darwin, Charles, engl. Naturforscher u. Biologe 17–20, 352, 407, 412
David, König Israels, 56, 59, 121
Davis, Jefferson, Präsident der amerik. Südstaaten 330
Davis, J. Stancliffe, amerik. Universitätslehrer 442
Davy, Sir Humphrey, engl. Naturforscher 284, 347
Day, Horace H., amerik. Ingenieur 436
Debs, Eugene, amerik. Sozialistenführer 417
Dedi, ägypt. Märchenheld 50
Deere, John, amerik. Schmied 345
De Kruif, Paul, amerik. Arzt u. Schriftsteller 411, 431
Delbrück, Max, Chemiker u. Gärungsforscher 385
Delphi 72
Demaratos, spartan. König 73
Demeter, griech. Fruchtbarkeitsgöttin [„Mutter Erde“] 62, 71–75, 81–96, 98, 107, 108, 115, 135, 150, 152, 178, 190, 212, 250, 257, 301, 346, 349, 397, 403, 409, 421, 426, 428, 429, 432, 433, T VI, VII, XI [siehe auch Ceres]
Demonax, griech. Philosoph 94
Demophon-Triptolemos, griech. Heros des Pfluges 74, 82–85, 92, 93, 96, 107, 119, 150, 301, T VII
De natura deorum [Cicero] 132
Denis-François, Pariser Bäcker 312
Derrick, Magnus, amerik. Farmerführer [Gestalt bei Norris] 370
Deutsche Sagen [Grimm] 183
Deutschland 178, 193, 196, 223–224, 229, 237, 271, 273, 317, 321, 365, 382–393, 416, 423, 453–465
Dialis, Flamen [Hohepriester] des Jupiter 59
Dickens, Charles [„Boz“], engl. Dichter 286
Didache 133–134
Diderot, Denis, französ. Philosoph u. Schriftsteller 304
Die Erde rächt sich [William Vogt] 433–434
Dikaios, athen. Politiker 73
Diocletianus, Gajus Aurelius Valerius, röm. Kaiser 30, 46, 105, 109, 139, 140
Diodorus Siculus, griech.-röm. Historiker 47
Disraeli, Benjamin, Earl of Beaconsfield, engl. Staatsmann 363
Docza, Georg, ungar. Bauernführer 229
Dodge, Charles R., amerik. Maisfachmann 366
Donar [Thor], german. Donnergott 158
Donau 33, 229
Don Quijote de la Mancha, span. Romanheld 163, 266
Doppelnatur von Erscheinungen 123
Dostojewskij, Fedor Michailowitsch, russ. Dichter 121, 137, 396
Dou, Gerard, holländ. Maler T XXII
Drake, Sir Francis, engl. Seeheld 267, 268
Drei-Felder-Wirtschaft 197, 284
Dresden 392
Dryden, John, engl. Dichter u. Übersetzer 18
Du Bois-Reymond, Emil, deutscher Naturforscher u. Physiologe 22
Dumouriez, Charles François, französ. Revolutionsgeneral 313

Düngerwirtschaft 29, 69, 252, 258, 284, 343, 348–351
Dupont, Pierre, französ. Volksdichter 295, 365
Dürer, Albrecht, deutscher Maler 216

Ecce panis angelorum [Thomas von Aquino] 446
Echetlios, griech. Halbgott 72, 150
Eckermann, Johann Peter, literar. Gehülfe Goethes 95
Edison, Thomas Alva, amerik. Erfinder 290
Edward I., engl. König 166
Ehrenberg, Christian Gottfried, Naturforscher 211–213
Ehrenreich, Paul, deutscher Ethnologe u. Forschungsreisender 376
Eichelmehl 111, 153, 185–186, 269
Eisernen Engel, Die [Kiaulehn] 290
Eisler, Robert, Religionshistoriker 80
El Alamain, Schlacht bei 443
Eldred, Wilfried, amerik. Universitätslehrer 442
Eleusis 34, 62, 73, 82–98, 119, 132, 152, 203, 250, 354, 420, 455
Eleusinische Mysterien, siehe Eleusis
Elisabeth I., engl. Königin 241, 267, 268, 451
Elsa, d' General u. Minister [Sachsen] 392
Emerson, Ralph Waldo, amerik. Schriftsteller 335, 344
Emmerweizen 32
Encke, Johann Franz, Astronom 213
Endicott, John, amerik. Puritaner 279
England 33, 109, 112, 134, 140, 163, 178, 179, 182, 192, 193, 196, 220, 254, 255, 267, 270, 275–176, 282, 324, 330, 337, 360, 361–363, 382, 385, 389, 414, 416, 447, 454, 462
Entvölkerung als Wissenschaft [Hitler] 459-62
Epaminondas, theban. Feldherr 94
Epiktetos, griech. Philosoph 233
Epikuros, griech. Philosoph 116
Erasmus von Rotterdam, Desiderius, Humanist 235
Erbhofgesetz 457–458
Erde-Essen 187
Erechtheus [Erichthonios], athen. Sagenkönig 89, 427
Erfindungen, neuzeitliche, siehe u. a. Ackerbau, Pflug, Mechanisierung
Erfindungen, religiöser Schutz der 26–27, 338
Erfindungen der Urzeit 26, 338–339
Erfindungen, vormenschliche 17–19, 37, 39
Ergotismus, siehe Mutterkornseuche
Erichthonios, siehe Erechtheus
Erntebräuche 40, 62, 147–152, 248–250, 254
Erosion 427–434
Ersatzstoffe 185–188, 270, 384–385
Esra, jüd. Schriftgelehrter 55
Essay on population [Malthus] 356
Ethelbert, König von Kent 168
Euklid [Eukleides], griech. Mathematiker 108
Eulenspiegel, volkstümlicher Schwankheld 52
Eva, biblische Urmutter 222
Evans, Oliver, amerik. Ingenieur u. Mühlenbauer 275, 290, 292, 293, 325, 334, 429, T XXIV
Everett, Edward, amerik. Politiker 245, 261, 429
Ezechiel, jüd. Prophet 186

Faber du Faur, Otto von, deutscher Maler T XXVI
Fabius Pictor, röm. Rechtsschriftsteller u. Annalist 116
Fabre, Henri 15
Falstaff, Sir John, engl. Dramengestalt 268, 270
Farmer, amerikanische 277–282, 286–293, 332, 334, 351, 360, 368–371, 374, 416–426, 424, 431
Farnell, Lewis R., engl. Historiker 86
Farsitus, Hugo, mittelalterl. Chronist 154
Faulkner, William, amerik. Schriftsteller 424
Fécondité [Zola] 358
Feldbäckerei 288, 321–322, 324, 334, 364, 442
Féraud, Abgeordneter des französ. Konvents 316
Ferdinand I., bulg. König. 456, 457
Ferrero, Guglielmo, italien. Historiker 105
Fife, schottischer Farmer 409
Figaro [Beaumarchais] 422
Finnland 390
Firmicus Maternus, altchristl. Schriftsteller 87, 96

Fladen 31, 44, 55, 57, 187
Flamen Cerealis 115–116
Fliegender Holländer [Richard Wagner] 147
Flora, röm. Frühlingsgöttin 420
Foch, Fernand, franz. Marschall 393
Ford, Madox Ford, amerik. Schriftsteller 424
Forel, August, Schweizer Arzt u. Sexualforscher 19
Fornax, röm. Herdgöttin 62, 102, 445
Forster, John, engl. Agronom 270
Fo-Sho-Hing-Tsan-King [Darmaraksha] 63
Foucart, Paul, französ. Religionsforscher 85
Fowler, John, engl. Maschinenbauer u. Erfinder 344
Francqui, Emile, belg. Bankier 384
Frank, Tenney, amerk. Historiker 355
Fränkisches Reich 153–155, 180
Franklin, Benjamin, amerik. Staatsmann u. Erfinder 260, 285, 289, 301, 306, 366, 417
Frankreich 33, 111, 112, 161, 163, 178, 179, 185, 187, 193, 207, 220, 223, 258, 260, 263, 266, 270, 293, 297–324, 330, 343, 359, 363, 385, 389, 423, 458
Franz I., franz. König 186
Französische Revolution 284–317, 328, 436, 451
Frazer, Sir James George, engl. Ethnologe 60
Freimaurer 92, 95–96
Freischütz [Weber] 199, 207
Freud, Sigmund, österr. Arzt, Begründer d. Psychoanalyse 353, 447
Freya, germ. Wolken- u. Fruchtbarkeitsgöttin 147, 152
Freytag, Gustav, deutscher Schriftsteller 324
Friedenthal, Hans 384
Friedrich der Große, König von Preußen 287, 305, 422, 447, 454, T XXIII
Froissart, Jean, franz. Historiker u. Dichter 182, 220
Früchte des Zorns [Steinbeck] 424, 427–428
Fueloep-Miller, René 446
Funk, Casimir, poln. Forscher, Entdecker der Vitamine 260, 261

Galenus, griech. Arzt u. medizin. Autorität 103, 359
Gallier 111–112, 153, 185
Galton, Sir Francis, engl. Naturforscher 408
Garcilaso de la Vega, span. Seefahrer 255
Garner, 412
Gärung 20, 44–46, 61, 352
Gaskill, Charles B., amerik. Ingenieur 436
Gay-Lussac, Louis Joseph, franz. Chemiker u. Forscher 39, 346
Gebildbrote 51–53, 102, 446
Geheimnis, seine Stellung in der Kultur 84, 91–96
General Baking Corporation 443
Genf 88, 241
Genoveva von Paris, Heilige 155
Genslinger, Journalist [Gestalt bei Norris] 371
Gen-Zentrum, Theorie vom 32, 411
Georg III., engl. König 286
George, Henry, amerik. Bodenreformer 67, 231, 357, 358, 424
Georgica [Vergil] 186
Gerarde, John, engl. Botaniker 268
Germanen, 141–153, 157–159, 170
Gerste 29–31, 33, 44, 55, 68, 70, 81, 180, 186, 187, 255, 257, 302, 304, 382
Gertrud von Nivelles, Heilige der Mäuse 155
Getreidehandel 11, 28, 68–69, 89, 108–115, 177, 180, 258, 270, 308–309, 313, 341, 359–378, 381–382, 386, 388, 418–419
Getreidesorten, Wettkampf der 27–34, 258, 270, 304–305, 317, 359–360, 366
Geyer von Geyersberg, Florian, Ritter u. Bauernführer 227
Gibbon, Edward, engl. Historiker 105
Gideon, jüd. Feldherr 31
Giglioli, Italo, italien. Schriftsteller 260
Gilbert, William, Arzt u. Physiker 267
Giles, Dorothy, amerik. Schriftstellerin 279
Gilgamesch, Held des babylon. Epos G. 130, 131
Giordano, Luca, ital. Maler T VII
Glaber, Rodulfus, frühmittelalterl. Chronist 188
gleba 195–196, 358
Gleichzeitigkeit der Zeitalter 291
Glotz, Gustave, franz. Historiker 105
Gogh, Vincent van, holländ. Maler 269
Goldberg, Oskar, Religionsphilosoph 57
Goldsmith, Oliver, engl. Dichter 285

Goodman, amerik. Makkaronifabrikant 465
Goodrich, Chauncy, engl. Botaniker 272
Goodwin 278
Gordon, Charles George, brit. General u. Gouverneur 30
Gorki, Maxim, russ. Dichter 395, 423
Goten 96–98, 143
Goethe, Johann Wolfgang von 95, 168, 171, 201, 211, 227, 317
Goetsch, Ferdinand, Naturforscher u. Forschungsreisender 21
Gottfried von Viterbo, mittelalterl. Chronist 179
Gotthelf, Jeremias, [Albert Bitzius], Schweizer Dichter 423
Graebner, Peter Paul, deutscher Botaniker 384
Gracchus, Gajus Sempronius, röm. Volkstribun 64, 106, 108
Gracchus, Tiberius Sempronius, röm. Volkstribun 64, 106, 108, 119
Graf von Habsburg, Der [Schiller] 206
Graham, Sylvester, engl. Chemiker u. Arzt 435, 436
Granada 266
Grange 419–421, 424
Gras, N. S. B., amerik. Historiker 333
Greeley, Horace, amerik. Journalist u. Zeitungsmagnat 329, 346, 370
Gregor von Nyssa, Heiliger, Bischof 202
Griechenland 30, 34, 68–98, 123, 130, 338, 389
Grimm, Brüder, deutsche Philologen u. Sammler des Volksgutes 183, 184
Grimm, Friedrich Melchior, Baron de, deutsch-französ. Diplomat u. Schriftsteller 301
Grimm, Jakob, deutscher Philologe, Sprach- u. Volksgutforscher 196, 213 [s. auch Brüder G.]
Großgrundbesitz 41–44, 65–66, 70–71, 105, 193, 197, 229, 283, 287, 289, 328, 362, 367, 376, 396, 424, 456–458
Gudula, Heilige 210
Guerreschi, italien. Arzt 259
Gullivers Reisen [Swift] 379
Gumpert, Martin, amerik. Schriftsteller 458
Gundlinger, Augsburger Bürger 183
Gustav V., schwed. König 460

Haber, Fritz, deutscher Chemieforscher 350
Hackbau 24, 252
Hades, griech. Gott d. Unterwelt 82, 84, 90
Hadisch, Engel d. Zarathustra-Lehre 62
Hafer 29–30, 44, 141, 255, 269, 302, 305, 306, 313, 321
Hale, Lord, engl. Schatzkanzler 220
Hallam, engl. Historiker 152
Hamburg 174, 443, 463–465
Hamilton, Alexander, amerik. Finanzminister u. staatl. Organisator 289, 290, 417
Hamlet [Shakespeare] 184
Hammurabi, babyl. König u. Gesetzgeber 65
Hamsun, Knut, norweg. Dichter 423
Handmühle 76–77, 166, 200
Hans Gerstenkorn [Burns] 80–81
Harnack, Adolf von, Religionsforscher u. Kulturhistoriker 242
Harrison, William 269
Harroy, Jean Paul 434
Hathor, ägypt. Göttin 52
Hauptmann, Gerhart, deutscher Dichter 227
Haussmann, George Eugène Baron de, französ. Politiker u. Stadtgestalter 364
Haydn, Joseph, österr. Tondichter 425
Hayduck, Landwirtschaftsforscher 385
Hecker, deutscher Historiker 192
Hefe 33, 45, 57, 172, 179, 308, 384–385, 438, 441
Heilbronn 229
Heiler, Friedrich, Theologe u. Religionsforscher 61
Heimfallsteuer 199, 226
Heine, Heinrich, deutscher Dichter 446
Heinrich III., engl. König 177
Heinrich IV., französ. König 297
Heinrich VI. [Shakespeare] 218–220
Heinrich von Herford, Dominikaner, Geschichtsschreiber 192
Hekataios von Milet, griech. Geschichtsschreiber u. Staatsmann 38, 50
Hekate, griech. Göttin des Geheimnisvollen 82.
Helbling, Seifried, österr. Ritter u. Satiriker 194
Helfenstein, Ludwig Graf von, deutscher Ritter 227
Heliand 136
Helios, griech. Sonnengott 82, 83

Hellriegel, Hermann, deutscher Agrikulturchemiker 350
Helmholtz, Hermann von, deutscher Naturforscher 139
Hemingway, Ernest, amerik. Schriftsteller 424
Hephaistos, griech. Gott d. Schmiedekunst 257, 346, 403, 427
Herakles, griech. Halbgott 69, 117
Hergesheimer, Joseph, amerik. Schriftsteller 440
Hermes, griech. Gott d. Handels u. Götterbote 83, 84, 146, 327 [s. auch Merkur]
Herodotos, griech. Geschichtsschreiber 38, 44, 49, 73, 107, 410
Hesiodos, griech. Epiker 26, 69
Hieronymus, Eusebius Sophronius, Heiliger u. Kirchenvater 30
Hildebrandt, Richard 194
Hilkoff, Fürst, russ. Minister 404
Hillel hassaken, jüd. Gesetzlehrer 78
Hindenburg, Paul von Benekendorff und, deutscher Generalfeldmarschall u. Reichspräsident 455, 456, 460
Hippokrates, griech. Arzt u. Philosoph 146
Hirse 23, 29, 186, 200, 395
Hitler, Adolf, deutscher Politiker und Diktator 438, 455–458, 460, 461
Hlaefdigge 144
Hlaford 144
Hofbäckerei des Ramses 48–49
Hoffmann, Ernst Amadeus Theodor, deutscher Dichter, Maler, Komponist der Romantik 335, 336
Höfler, Max, deutscher Volkskunde-Forscher 446
Holitscher, Arthur, deutscher Schriftsteller 392
Holland 45, 112, 161, 220, 270, 271, 275–277, 317, 318, 389, 458
Homa 135
Homeros, griech. Epiker 30, 31, 69, 70, 77, 84, 98, 188, 384
Homestead-Gesetz 332
Hoen, Cornelius, holländ. Humanist 236
Honorius, weström. Kaiser 140
Hoover, Herbert Clark, amerik. Staatsmann, Präsident d. USA 386–390, 392, 393, 442, 464, T XLI
Hopkins, Marc, amerik Weizenmagnat 377
Horatius Flaccus, Quintus, röm. Dichter 18, 66, 99
Horba 446
Hosea, jüd. Prophet 55
Hostienfrevel 205–213
Howells, Rulon S., amerik. Religionsforscher 449
Hubmaier, Balthasar, Mitverfasser der 12 Bauernartikel 226
Huch, Ricarda, deutsche Dichterin u. Schriftstellerin 335
Hugh von Lincoln, engl. Ritter 199
Humbert II. franz. Dauphin 182
Humboldt, Alexander von, deutscher Naturforscher u. Forschungsreisender 211
Hundert Millionen Versuchskaninchen [Kallet und Schlink] 435
Hunger 23, 115, 118, 120, 140, 178–193, 219, 272–273, 277–278, 286–287, 297–301, 311–316, 322–324, 330–331, 383–393, 395, 401, 453, 454, 459–462
Hungerfechter [Paul de Kruif] 431
Huntington, C. P., amerik. Weizenmagnat 377
Hus [Jan von Hussinetz], Johann, tschech. Reformator 223
Hussey, Obed, amerik. Erfinder 339–342
Hutchinson, amerik. Weizenspekulant 368
Hutten, Ulrich von, deutscher Humanist 169
Hyperbel 129, 130, 132, 135

Ibsen, Henrik, norweg. Dichter, 32
Ilias [Homer] 98
Inama-Sternegg, Wirtschaftshistoriker 171
Indien 30, 135, 286, 319, 414, 416
Inka, peruan. stellvertretender Sonnengott u. Herrschername 252, 253, 264
Innozenz III., Papst 233
Inti, peruan. Sonnengott 252
Iris, griech. Götterbotin 83, 421
Irland 266, 270–274, 285, 363
Isaak, bibl. Erzvater 251
Ishtar, sumerische Göttin 135, 445
Isidoros von Pelusium 152
Isis, ägypt. Göttin 46, 73, 99, 113, 190, 409, 421
Islam 256–257, 448
Israel 31, 54–67
Italien 30, 193, 207, 223, 258, 259, 274, 321, 328, 389, 414, 416

Jacob, Heinrich Eduard, deutsch-amerik.-Schriftsteller 11, 272
Jacobi, Karl Gustav Jakob deutscher Mathematiker 213
Jacobi, deutscher Pharmakologe 384
Jacques, Spottname d. französ. Bauern 220
Jadwin, Spekulantenfigur bei Norris 373, 374
Jakob I., engl. König 275, 276
Jambe-Baubo, Dienerin der Metaneira 83, 91
Japan 376, 381, 395, 416
Jasion, Sohn d. Zeus u. d. Demeter, deren Geliebter 25, 69, 89
Jasny, Naum 317, 360
Jason, griech. Sagenheld 69
Jaurès, Jean, französ. Politiker 418
Jefferson, Thomas, Präsident d. USA 285, 289, 290, 334, 417, 429
Jehovah [Jahwe], jüd. Name Gottes 55, 56, 59, 60, 80, 133, 448
Jenny, Hans, amerik. agronom. Sachverständiger 430
Jentzenstein, Erzbischof von Prag 223
Jerusalem 56
Jesus Christus 34, 55, 67, 78, 80, 88, 98, 106, 115–139, 143, 150–153, 158, 159, 180, 184, 190, 195, 201–207, 217, 222, 226, 230, 233–242, 250, 283, 339, 358, 397, 409, 437, 449, 451, T XVI, XVII
Jobeljahr 66–67
Joel, jüd. Prophet 453
Johann ohne Land, engl. König 177
Johannes der Evangelist 120, 126, 128, 129, 133, 202, 217
Johannes der Täufer 117, 124
Johannes von Beka 187
Johannes von Saaz, deutsch-böhmischer Dichter 218
John, Student bei Chaucer 167
Johnson, C. B., amerik. Arzt 332
Johnson, engl. Enzyklopädist 30
Jonathan, „Bruder J“, Übername f. d. Nordamerikaner in USA 335, 344
Joseph, jüd.-ägypt. Staatsmann, Sohn Jakobs 43, 54, 80
Joseph, Vater Jesu 117, 128
Josephus Flavius, griech.-jüd. Geschichtsschreiber 55, 488
Joskeha, indian. Wachstumsgott 280, 281
Juanes, Juan de, span. Maler T XVI
Juda, Leo [Leo Keller], Schweizer Reformator 235-238
Judäa, Provinz, siehe Israel
Juden der Bibel 54–67, 117, 120–133, 269
Juden im Mittelalter 207–213
Judenverfolgung im Dritten Reich 461–462
Judex ergo cum sedebit [Dies Irae] 462
Jugoslawien 263, 390, 454
Jupiter, Höchstgott der Römer 59 [s. auch Zeus]
Jusserand, Jules, franz. Diplomat 260

Kaffee 271, 332, 376
Kain, Gestalt des Alten Testaments 64, 344
Kalifornien 372–373, 416, 424
Kallet, amerik. Schriftsteller 435
Kallimachos, griech. Feldherr 72
Kampagne in Frankreich [Goethe] 317
Kanada 358, 404–405, 414
Kanitz, Hans Wilhelm Graf von, deutscher Politiker 418
Kant, Immanuel, deutscher Philosoph 239
Kapernaum 128, 133
Karamasow, Dimitri, Romangestalt Dostojewskijs 396
Karl der Große, german. Kaiser 180
Karl V, deutscher Kaiser u. span. König 250, 255
Karlstadt, Andreas, Reformator u. Bilderstürmer 230, 237, 238
Karthager 109, 110
Kartoffel 185, 262–274, 243, 304–307, 311, 319, 363, 454–455
Kasimir V., poln. König 210
Kaspar, Gestalt aus der Oper „Der Freischütz“ 207
Katabasis eis Haidon 87
Kaulbach, Wilhelm von, deutscher Maler 174, T XXVII
Keleos, König von Eleusis 82, 83, 85, 93
Kelley, O. H., amerik. Getreidefachmann u. Farmerführer 420
Kiaulehn, Walther, deutscher Schriftsteller 290
Kirchenstaat 89
Klage eines alten Pferdes 101
Kleie 302–304, 314, 321, 436–437
Klima 329, 404–405, 412–416

Klock, Kaspar, Nürnberger Jurist 162
Knapp, Seamann A., amerik. Agronom 119
Kobert, deutscher Chemieforscher 384
Konservenbrot 442–443
Konstantin der Große, röm. Kaiser 140, 143
Konstantinopel 243, 257
Koran 256–258
Korea 464
Korinth 68
Kornwucher 115, 118, 289, 309–310, 330
Kreta 74
Krieg und Frieden [Tolstoi] 304
Krolewitz, Johann von, mittelalterl. Dichter 80
Kropotkin, Fürst Peter, russ. Revolutionär 404
Krusekopf 430
Kunesch von Trebovel, Prager Domherr 223
Kuntzmann 211
Kybele, phrygische Göttin 73

La Bruyère, Jean de, französ. Schriftsteller 297
La Follette, Bob, amerik. Senator 421
La Guardia, Bürgermeister von New York 274
Laib, siehe Brot
Laib, taktilischer Ursprung des Wortes 196
Lamarck, Jean de, französ. Naturforscher 412
Lamettrie, Julien Offray de, franz. Philosoph 335
Landgesetze der Gracchen 106–107
Landgesetze des Moses 64–67
Landgesetze des Solon 70–71
Landsystem, babylonisches 65
Landsystem, pharaonisches 41–44, 65
Lane, John, amerik. Schmied 345
Langland, William, mittelalterl. engl. Dichter 218
Lateranisches Diktat, siehe Transsubstantiation
Laukmaat, litauische Erdgöttin 148
Laukpatis, litauischer Gewittergott 148
Lavoisier, Antoine, französ. Chemiker 302, 303, 436
lechem panim 133
Leeuwenhoek, Antony van, holl. Naturforscher [Mikroskopist] 45
Legrain 31
Le Grand d' Aussy, französ. Schriftsteller 307
Leibniz, Gottfried Wilhelm Frhr. von, Universalgelehrter und Diplomat 356
Leiter, Joseph, amerik. Weizenspekulant 368, 373, 374
Leiter, Levy, Vater von Joseph L. 374
Le Jeune, französ. Maler T V
Lenin, Wladimir Jljitsch Uljanow, russ. Politiker 398, 400, 401
Leningrad 463
Leo XIII., Papst 452
Leonardo da Vinci, Künstler, Forscher, Ingenieur 68, 194, 303, 432
Le Ray de Chaumont, Inspektor der französ. Wälder 309
Lessing, Gotthold Ephraim, deutscher Dichter und Publizist 239
Letrosne, französ. Schriftsteller 298
L'homme machine [Lamettrie] 335
Liebig, Justus Frhr. von, Chemiker u. Forscher 10, 346–358, 361, 384, 407, 424, 426, 438, 449, T XXX, XXXI
Lincecum, Gideon, amerik. Arzt 17–19, 20, 21
Lincoln, Abraham, Präsident der USA 10, 260, 328, 331–333, 340, 341, 388, 429, T XXIX
Linné, Karl von, schwed. Botaniker u. Naturforscher 17
Lipson, engl. Nationalökonom 171
Livingstone, David, engl. Forschungsreisender 12
Lombroso, Cesare, italien. Psychiater und Forscher 260, 366
London 220–222, 268, 269, 275–276, 368, 384
Longfellow, Henry Wadsworth, amerik. Dichter 278
Lonicer, Botaniker 156
Loth, Gestalt d. Alten Testaments 57
Lotzer, Sebastian, Mitverfasser d. 12 Bauernartikel 226
Lübeck 192
Lubbock, engl. Ameisenforscher 19
Lucullus, Licinius, röm. Staatsmann u. Feldherr 181
Ludwick, Christopher, amerik. Bäckermeister 287

Ludwig XI., französ. König 173
Ludwig XIV., französ. König 297, 418
Ludwig XV., französ. König 297, 308
Ludwig XVI., französ. König 305, 309, 312
Ludwig der Bayer, deutscher Kaiser 173
Lukas, Evangelist 121, 126, 134, 202, 203
Lunatscharski, Anatolj W., russ. Politiker 402
Lustigen Weiber von Windsor, Die [Shakespeare] 268–269
Luther, Martin, deutscher Reformator 225, 226, 229, 230, 237–242, 464, T XVIII
Lutz, Ralph H., amerik. Schriftsteller 393
Luxemburg, Rosa, deutsch-russ. Politikerin u. Schriftstellerin 400
Lysias, athen. Redner 118
Lyssenko, Trofim, russ. Naturforscher 411–413

Mackay, Angus 411
Macoy, Historiker der Freimaurerei 95
Macrobius, Ambrosius Theodosius, spätröm. Schriftsteller 250
Mahlprozeß, französischer 302–304
Mahlzwang, mittelalterlicher 163–164, 166, 199–200
Main 229
Mais 29, 243, 245, 247–261, 277–281, 306, 313, 330, 344, 359, 365–366, 368, 374
Mais-Mörser, indianischer 291
Mais-Religionen, indianische 248–254
Makkaroni 321–322, 366, 377, 414, 465
Malisset, französ. Brotfabrikant u. Erfinder 303, 309, 321
Mallet-Dupan 314
Malthus, Thomas Robert, engl. Bevölkerungspolitiker 10, 356, 358, T XIX
Mälzel [Mälzl], Johann Nepomuk, österr. Erfinder 335
Mamaquilla, peruan. Mondgöttin 253
Mann mit der Hacke [Markham] 231–232, 373
Manna 56, 120, 268–270
Manny, John M., amerik. Maschinenfabrikant 340
Marathon, Schlacht bei 71, 107, 108
Marburg 238–239
Marcus Aurelius Antoninus, röm. Kaiser 94, 170
Maria, Mutter Jesu 84, 117, 152, 155, T XI
Marius, Gajus, röm. Staatsmann u. Feldherr 108
Markham, Edwin, amerik. Dichter 231, 372, 423
Markus, Evangelist 117, 126, 128, 202
Marokko 110
Mars, röm. Kriegsgott 361, 442
Marseille 329
Martial, Heiliger 154, 155
Martin von Tours, Heiliger 150, 151
Martin von Troppau [Martinus Polonius], poln. Erzbischof u. Historiker 187
Martineau, Harriet, engl. Schriftstellerin 286
Marx, Karl, deutscher Philosoph u. Soziolog. 460
Marx, deutscher General 383
Maes, Nicolaus, holländ. Maler T XXII
Masaryk, Thomas, tschech. Politiker u. Präsident 456
Mason, Gregory, amerik. Schriftsteller 254
Masye, erster Mensch d. Zarathustralehre 62
Mathew, engl. Pater 273
Matthäus, Evangelist 120, 132, 202, 217, 222
Maupassant, Guy de, französ. Schriftsteller 231
Mauren 255–266
Mauricio, Adam, Schweizer Schriftsteller 132
Maximianus, Mitregent des Diocletian 140
Maximilian I., deutscher Kaiser 199, 227
Mayas 251
Mazedonien 103, 109
Mazzoth 57–61
McCook, Henry S., amerik. Entomologe 20
McCormick, Robert, Farmer u. Erfinder 336
McCormick, Cyrus Hall, Sohn von Robert Mc C., amerik. Erfinder, Mechaniker, Pflugreformator 10, 175, 194, 336–339, 341, 342, 346, 350, 351, 358, 368, 403, 410, T XXX, XXXI
McCune, Wesley, amerik. Schriftsteller 420
McNary, amerik. Politiker 425
Mechanisierung, siehe Ackerbau, Backofen, Mühle, Pflug
Meeker, Nathan C., amerik. Redakteur 344
Mehl, passim
Meier Helmbrecht [Wernher der Gärtner] 218

Melanchthon, Philipp, Humanist u. Theologe 239
Mena [Menes], ägypt. Pharao, Gründer des Alten Reichs 41
Mendel, Gregor, Augustinerabt, Vererbungsforscher 28, 32, 406–410, 413, T XLIV
Menschenfresserei 188–190, 392
Mercurius [Merkur], röm. Gott des Handels 146, 361, 442 [s. auch Hermes]
Metaneira, eleusin. Königin 82, 83, 93
Mexiko 247–248, 250, 259, 267, 280
Miari, Benedetto, italien. Maiszüchter 258
Mill, John Stuart, engl. Philosoph u. Nationalökonom 357, 358
Miller, Joaquin, amerik. Dichter 426
Miller, M. F. 430
Millet, Jean François, französ. Maler 200, 231, 336, T XIV, XXXVI
Miltiades, griech. Feldherr 72
Milton, John, engl. Dichter 120, 121, 137
Milwaukee 342
Min, ägypt. Ackergott 40
Minnesota 327, 464
mir 223, 394, 396, 398
Mischlandschaften, Notwendigkeit der 432
Mississippi 433
Missouri 430, 450
Mithras, pers. Lichtgott 136, 203
Mitscherlich, Eilhard, deutscher Chemiker 213
Mitschurin, Iwan, russ. Agronom 412, T XLIV
Mohammed, Stifter des Islam 61, 256, 257
Mohammedaner 61, 243, 256–258, 448
Mommsen, Theodor, deutscher Historiker 105
Mondamin, indian. Maisgott 278
Montemart, Herzog von, französ. Standesherr 310
Montezuma, mexikan. Herrscher 250
Moore, Hiram, amerik. Erfinder 343
Moresby, amerik. Admiral 350
Morrison, Abraham, amerik. Schriftsteller 451
Mörtel des Lebens, siehe Mehl
Moses, Gesetzgeber der Juden 53, 64–67, 120, 128, 226, 426, 437
Moskau 205, 322
Muffett, Thomas, engl. Arzt 272
Mühle mit Dampfantrieb 290–293
Mühle, elektrische 436–437
Mühle, Folklore 258–259
Mühle, Gesundheitsschäden durch Feinmechanik 435–438
Mühle, von Menschenkraft getrieben 102, 293
Mühle, pompejanische 101–102, 437
Mühle, Sexualsymbolik 166–168
Mühle, von Tieren getrieben 102, 160, 293
Mühle, Walzensystem 324–327
Mühle mit Wasserantrieb 102, 157–159, 304, 312
Mühle mit Windantrieb 160–163, 291, 304
Mühlenrecht, mittelalterliches 162–166
Mukerdschi, Radhakamal, ind. Nationalökonom 376
Müller [Vorname unbekannt], Schweizer Mühlenerfinder 326, 436
Müller im Altertum 101, 103, 444
Müller im Mittelalter 157–169, 178–179
Müllerei-Konzerne, amerikanische 436–437, 444
Müllerhaß 163–168, 291, 302
Müller-Sprichwörter 164–165
München 164, 173, 443, 457
Münzer, Thomas, religiös. Schwärmer u. Bauernführer 226, 229
Murat, Joachim, französ. Marschall, König v. Neapel 321
Mutterherrschaft 74, 447
Mutterkornseuche 153–156, 191, 259
Muy, du, französ. Marschall u. Kriegsminister 304
Mysterien-Religionen, siehe Christus, Demeter, Eleusis, Geheimnis, Transsubstantiation

Napoleon I., französ. Kaiser 10, 51, 302, 317 bis 324, 326, 328, 331, 333, 346, 359, 361, 363, 368, 389, 442
Napoleon III., französ. Kaiser 342, 363
Narutowicz, poln. Politiker 456
Nathan, jüd. Prophet 59
Neapel 321
Nechljudow, Fürst, Gestalt in Tolstois „Auferstehung" 399
Neckar 229
Nehemia, jüd. Prophet 56

Neidhart von Reuental, deutscher Dichter 216
Nekrassow, Nikolaij, russ. Dichter 395
Nepos, Cornelius, röm. Schriftsteller 312
Nero, Claudius Caesar, röm. Kaiser 110
Nestor, griech. König bei Homer 70
Nestorios, griech. Philosoph u. letzter eleusin. Hohepriester 98
Neues Testament, passim
Newbold, Charles, amerik. Erfinder 344
New York 273–274, 390, 463, 465
Niagara 436–437
Nikolaus II., russ. Zar 393, 396
Nil 37–39, 43, 44, 112, 139
Nilsson-Ehle, schwed. Naturforscher 409
Noah, Gestalt des Alten Testaments 64
Noailles, Vicomte de, französ. Standesherr 310
Nomaden 54–55, 58, 70, 75, 110, 142, 256 bis 258, 344, 425
Norris, Frank, amerik. Schriftsteller 369, 370, 373, 374, 388, 416, 424, T XXXIV
Norwegen 68, 389, 416, 423
Notker Balbulus, Benediktiner, mittelalterl. Dichter u. Musiker 159
Nouvelle Héloïse [Rousseau] 302
Novalis [Friedrich Frhr. v. Hardenberg], deutscher Dichter 242
Novikow, russ. Schriftsteller 395
Nowgorod 191
Numa Pompilius, frühröm. König 102
Nürnberg 162

Octopus [Frank Norris] 369–375, 424
Odessa 170, 381
Odin [Wodan], höchster germ. Gott 146, 147, 150, 151, 152
O'Dwyer, Bürgermeister v. New York 274
Odyssee [Homer] 77, 85, 98, 188
Odysseus, griech. König bei Homer 69, 70, 77
Oekolampadius, Johannes, deutsch-schweizer. Reformator 239, 240
Omar, zweiter Kalif 257
Onkel Toms Hütte [Beecher-Stowe] 424
Orcagna, Andrea, italien. Maler, Bildhauer u. Architekt 162
Origenes, frühchristl. Kirchenschriftsteller u. Dogmatiker 201
Osiris, ägypt. Gott 46, 135
Österreich 318, 320, 321, 327, 328, 343, 363, 390
Ostwald, Wilhelm, baltisch-deutscher Chemiker u. Naturphilosoph 442
Otto von Freising, mittelalterl. Historiker 188
Ovidius Naso, Publius, röm. Dichter 116, 407

Pacte de famine 308–310, 313, 460–462
Paderewski, Ignaz, poln. Klaviervirtuose, Staatspräsident 392
Padua 170, 212
pain d'égalité 314
Pandaros, homerischer Trojaner, Gestalt bei Shakespeare 35
panis quotidianus 122
Papias, Bischof, urkirchl. Schriftsteller 127
Paquius Proculus, Bäcker u. Bürgermeister v. Pompeji 104
Parabel 129, 130
Paradise regained [Milton] 120–121
Paris 301, 312, 314, 329, 342, 368, 389, 465
Parmentier, Antoine Augustin, französ. Armee-Apotheker u. Ernährungstheoretiker 51, 303–307, 311, 319, 321, 331, 436
Parzival [Wolfram von Eschenbach] 215
Passahfest 57–60, 205, 392
Passau 208–210
Passion des Samenkorns siehe Christus, Demeter, Eleusis, Persephone, Reue-Mythen
Pastetenbäcker 102
Pasteur, Louis, französ. Chemiker u. Bakteriologe 351, 352, 358
Paulus, Heidenapostel 132, 136, 217, 276
Pausanias, griech. Reisender u. Schriftsteller 71, 72, 92
Peel, Sir Robert, engl. Premierminister 273
Peer Gynt [Ibsen] 32
Pellagra 259–261, 366
Pennock, Brüder, amerik. Farmer 343
Perikles, griech. Staatsmann 97
Perruchot, Chef der französ. Lazarette 309
Persephone, griech. Göttin, Tochter d. Demeter 81–84, 88, 90, 92, 135, 152, 203, 250, T VII

Perser 107, 123, 135, 139, 146, 257, 258, 337, 410
Perserkriege 71–73, 89
Persius Flaccus, Aulus, röm. Satiriker 185
Peru 251–252, 255, 258–259, 262, 264, 267, 280, 307, 416
Petronius Arbiter, Gajus, röm. Schriftsteller 183
Petrus, Apostel u. Heiliger 85, 136
Pfeiffer, Ehrenfried, Schweizer Agronom 432
Pflanzenzüchter 28, 31, 33, 250, 264, 406–413
Pflug, ägyptischer 39–40
Pflug, amerikanischer 333, 344–345, 403, 427 bis 429
Pflug, chinesischer 25
Pflug, Erfindung 22–27
Pflug, Folklore 26, 147–148, 345
Pflug, griechischer 69
Pflug, Missionsgedanke 24, 74–75, 85, 89, 107, 344
Pflug, Sexualsymbolik 24–26
Philios, Demetrios, Ausgrabungsleiter in Eleusis 119
Philipp I. der Großmütige, Landgraf von Hessen 238–240
Philippinen 261, 376
Physiokraten 301–302
Piccolomini, Aenea Silvio [s. Pius II.]
Piers Plowman [Langland] 218
Pilgerväter, amerikanische 275–281, 420, 465
Pindar, griech. Dichter 70, 87
Pittakos, Tyrann v. Mytilene 77
Pittarello, italien. Bauer 211
Pittsburgh 345, 429
Pius II. [Aenea Silvio Piccolomini], Papst 229
Pius IX., Papst 210
Pius XII., Papst 448
Pizarro, Brüder Francesco u. Gonzalo, span. Entdecker u. Eroberer 275
Platon, griech. Philosoph u. Schriftsteller 69, 75, 87, 97, 232, 427, 437
Plebs frumentaria 114
Plinius Secundus major, Gajus, röm. Naturhistoriker 105, 337, 355, 359
Plutarchos, griech. Schriftsteller 25, 46, 105
Pobjedonoszew, Konstantin, Oberprokurator d. russ. heil. Synods 452
Poe, Edgar Allan, amerik. Dichter 335
Poincaré, Henri, französ. Mathematiker 358
Polen 196, 210, 322, 383, 389, 390, 423, 446, 456, 458, 461
Polenta 259, 366
Pollux, Julius, griech.-röm. Grammatiker 102
Polo, Marco, italien. mittelalterl. Weltreisender 377, 465
Polygnotos, griech. Maler 87
Polyphemos, Kyklop d. griech. Sage 188
Pomona, röm. Garten- u. Obstgöttin 420
Pompeji 99, 293, 428, 437
Pompejus, Gnejus, röm. Staatsmann u. Feldherr 432
Portugal 258, 271, 389
Poseidonios, griech. stoischer Philosoph 325
Posen 210
praefectus annonae 113
Prag 210
Prentice, Ezra Parmelee, amerik. Schriftsteller 181, 272
Prescott, William Hickling, amerik. Historiker 266
Pressigny, Claude, französ. Schriftsteller 462
Preußen 266, 320–322, 328, 343
Prévost de Beaumont, französ. Beamter 309, 311
Price, C. M., amerik. Arzt 440
Ptah, ägypt. Weltschöpfer 113
Pullman, George Mortimer, amerik. Eisenbahnmagnat 417
Pyramiden 48–50

Quäker 389
Qualquaschandi, arab. Gelehrter 46
Quesnay, François, franz. Physiokrat u. Mediziner 301–303, 305, 355, 426, T XIX

Raleigh, Sir Walter, engl. Seeheld u. Politiker 267, 268, 272, 275
Rasputin, Grigorij, russ. Mönch 397, T XLIII
Rauhwolf, Leonhard, deutscher Forschungsreisender 258
Rauschning, Hermann 461
Realisten, siehe Transsubstantiation
Reaper 337–342, 368, 381
Reformation 223–230, 235–242
Regenwurm, seine Rolle als Bodenverbesserer 352–353

Reich der Fülle 118, 127
Reis 247, 261, 375–377, 414, 464
Reis-Kult der Südost-Asiaten 376
Relative Verweilzeit der Naturgesetze [Poincaré] 358
Reue-Mythen, siehe Schlechtes Gewissen
Reuter, Fritz, plattdeutscher Dichter 349
Reymont, Wladijslaw S., poln. Schriftsteller 423
Rhamses III., ägypt. Pharao d. Neuen Reichs 51
Rhamses IX., ägypt. Pharao d. Neuen Reichs 50
Rhein 33, 37, 112, 180, 229, 318
Rhodius, Johannes, holl. Humanist 236
Rhone 37
Richard II., engl. König 220
Riga 38
Riley, engl. Schriftsteller 176
Ritterepos 188, 215
Roberts 261
Robespierre, Maximilien Marie Isidore de, französ. Revolutionsdiktator 314, 318, 361
Roggen 29, 30, 149, 180, 185, 247, 255, 270, 281, 286, 305, 317, 321, 359–360, 365, 376, 381, 384, 454, 464
Roggen-Muhme, volkstüml. Geistergestalt 149, 153, 154
Romanes, George J., engl. Ameisenforscher 19
Rom 94, 103, 108–110, 119, 140, 205, 215, 235, 255
Römisches Reich 12, 30, 33, 99–136, 139, 140, 141, 255, 285, 338, 421
Römisches Recht 163, 218, 224–225
Roosevelt, Franklin D., Präsident d. USA 434, 438
Roosevelt, Theodore, Präsident d. USA 420, 429, 451
Rosenkreuzer 96
Rostovtzew, russ.-amerik. Historiker 105
Rotterdam 235
Rousseau, Jean Jacques, französ. Philosoph u. Schriftsteller 302, 423
Rousseau, französ. Domäneninspektor 309
Ruellius, Humanist, 258
Ruffin, Edmund, amerik. Farmer 351
Rumänien 387, 388, 390, 426, 458, 460
Russel, Edward J., engl. Naturforscher 352
Russisch-Japanischer Krieg 381, 395, 450
Russisch-orthodoxe Kirche 88, 205
Russische Revolution 393–403
Rußland 68, 139, 192, 318, 321, 322, 326, 328, 329, 381–383, 390, 393–404, 411–413, 423
Ruth, bibl. Stammutter des Hauses David 55

Saccard, französ. Spekulant [Gestalt bei Zola] 373
Sachs, Hans, Schuhmacher u. deutscher Dichter 164, 172
Säe-Pflug, englischer 343
Sagan, Georg, holl. Humanist 236
Sage und Siegeszug des Kaffees [H. E. Jacob] 271
Sahagun, De, span. Gelehrter 248
Saint-Just, Antoine, französ. Jakobiner 314
Saint-Simon, Louis de Bouvroy, Herzog von, französ. Schriftsteller 297, 298
Salamis, Schlacht bei 71–73, 108
Sallustius Crispus, Gajus, röm. Historiker 114
Salomo, König Israels 18, 63
Sandburg, Carl, schwed.-amerik. Dichter u. Schriftsteller 245, 368, 434
San Francisco 231, 371, 372, 377
Sauerteig 45, 56–61, 205
Saunders, Charles, kanad. Weizenzüchter 410, 411
Saunders, William, kanad. Weizenzüchter 411, 420
Schaduf 39
Schanghai 368, 377
Schaubrote 59, 121, 133, 448
Schau-Fühlen, griechisches 78–79
Schelling, Friedrich Wilhelm, deutscher Philosoph 347
Scherenwagen 337
Schiller, Johann Christoph Friedrich von, deutscher Dichter 206, 257, 396, 434
Schlechtes Gewissen, seine Rolle in Riten u. Religionen 79–80, 147–150, 158–159, 265
Schlinck, amerik. Schriftsteller 435
Schnorr von Carolsfeld, Julius, deutscher Maler 125
Schongauer, Martin, deutscher Maler 161, 216, 219
Schottland 33, 139, 360, 416

Schwarze Erde 38, 46, 112, 239, 345, 388, 395, 404
Schweden 187, 265, 389, 416, 460
Schweinfurth, Georg, deutscher Botaniker u. Forschungsreisender 12, 31
Schweiz 30, 44, 134, 184, 317, 326–327, 389, 401, 423, 436, 447
Schwenckfeld, Kaspar von, deutscher Sektierer 156
Scipio Aemilianus Africanus minor., röm. Feldherr 106
Scott, Sir Walter, engl. Dichter 169
Sears, Paul B., amerik. Agronom 430
Segen der Erde [Hamsun] 423
Seneca, Lucius Annäus, röm. Philosoph 122, 123
Serben 196, 258, 263, 389, 456
Sesostris III. der Große, ägypt. Pharao des Mittleren Reichs 43
Sette, Vincenzo, italien. Arzt 212
Sevilla 267
Sezessionskrieg, amerikanischer 328–334
Shakespeare, William, engl. Dichter 35, 93, 168, 184, 218–220, 268–270
Shaw, George Bernard, engl. Dichter 79
Shay, John, amerik. Offizier 289
Sherman, Henry Clapp, amerik. Universitätslehrer 437
Sherman, William Tecumseh, General der amerik. Union 331
Shull, George H. 411
Sibirien 33, 381, 395, 404, 414
Sibyllinische Bücher 107
Sichelwagen 337
Sigismund, deutscher Kaiser 171
Simkhowitsch, russ.-amerik. Historiker 355
Simon, Jünger Jesu 117
Simon, Erzbischof von Canterbury 220, 221
Simon, Müller bei Chaucer 167
Simson, Held des Alten Testaments 437
Sinclair, Upton, amerik. Schriftsteller 451
Sivey, Philip de T XXIII
Sizilien 68, 75, 94, 141, 152, 190
Smiles, Samuel, engl. Schriftsteller 419
Smith, Robertson 61
Smith, Russel, engl. Ethnologe 185
Smyrna 118
Snyder, Harry, amerik. Mühlenfachmann 384, 385
Sokrates, griech. Philosoph 94
Solon, Gesetzgeber Athens, Dichter u. Philosoph 70, 71, 301, 396, 426, 437
Sophokles, griech. Dramatiker 87
Spanien 109, 139, 141, 146, 163, 164, 207, 223, 247, 250, 255, 258, 262, 263, 266, 271, 320, 389
Sparta 68
Spelt 41
Speyer 161
Spinoza, Benedictus de, holl. Philosoph 356
Squanto, Indianer 275, 277, 278, 293, 429
Ssaltykow-Schtschedrin, russ. Schriftsteller 395
Städte, Bauernfeindschaft der 214–217, 400 bis 401
Stadtpatriotismus des Mittelalters 169–173
Staël-Holstein, Germaine de, französ. Schriftstellerin 310
Stalin, Joseph Dschugaschwili, russ. Staatsmann 401
Stambuliski, Alexander, bulgar. Diktator 456, 457
Standish, Miles, „Pilgervater“ 276
Stanford, Leland, amerik. Weizenfachmann 377
Stanton, Edwin Mac Masters, amerik. Staatsmann 333, 340
Steinbeck, John, amerik. Schriftsteller 424, 427
Steinen, Karl von den, deutscher Forschungsreisender 27
Steuben, Friedrich Wilhelm von, preuß.-amerik. General 287
Stockholm 463
Stolypin, Peter, russ. Staatsmann 396
Strabo [Strabon], griech.-röm. Geograph 43, 109, 141
Straßburg 318
Strauß, Johann, österr. Tondichter 327
Stuttgart 230, 464
Suarez, Francisco, Jesuit, span. Moraltheologe 204
Suchanow, russ. Politiker 398
Suëtonius Tranquillus, Gajus, röm. Historiker 114
Suidas, byzant. Lexikograph 46
Sulzberger, Jakob, Schweizer Ingenieur 326, 327, 436

Surface, Frank M. 388
Sweza [Weizen-Roggen-Mischung] 33
Swift, Jonathan, engl. Schriftsteller 379
Symboliker, siehe Transsubstantiation
Symphilein 78–79
Syrien 31, 160
Szechenyi, Stefan, Graf, ungar. Weizenmagnat 327

Taber, Louis, amerik. Logenpriester 421
Tabu-Verbote 60–61
Tacitus, Publius Cornelius, röm. Historiker 170
Takaki, japan. Arzt 260
Talmud 233, 344
Tammuz, sumer. Frühlingsgott 135
Tarde, Gustave, französ. Soziolog 22
Tauler, Johannes, Dominikaner, deutscher Mystiker 218
Tawiskara, indian. Naturgott 280
Technischer Schlaf 338–339, 344
Teigkneter, mechanischer 444
Templer 96
Tertullianus, Quintus Septimius Florens, Kirchenvater 201
tessera frumentaria 114, 128
Thacher, James, amerik. Militärarzt 287
Thales von Milet, griech. Naturphilosoph 38
Thaer, Albrecht, preuß. Landwirtschaftsreformer 347
Themistokles, griech. Politiker u. Feldherr 72
Theodor Iwanowitsch, russ. Zar 270
Theopompos, griech. Redner u. Historiker 38
Thierry, Amédée, französ. Arzt 259
Thomas, Northcote W., engl. Anthropologe 60
Thomas von Aquino, Heiliger u. Scholastiker 204, 448
Thompson, Benjamin, engl. Wärmetheoretiker 324
Thor [Donar], german. Gewittergott 147, 148
Thot, ägypt. Mondgott 46
Thüringen 187
Timaios [Platon] 97
Timotheus, Begleiter d. Apostels Paulus 217
Tobacco Road [Caldwell] 422
Tolstoi, Leo Nikolajewitsch, russ. Dichter 231, 304, 399, 400, 403, 423, 451, 452, T XLIII
Townshend, Viscount, Reformator d. engl. Meliorationswesens u. d. Felderwirtschaft 284, 424
Trajanus, Marcus Ulpius, röm. Kaiser T XXXIX
Traktor, siehe Pflug
Transsubstantiation 132–136, 201–207, 233 bis 243, 250, 451–452
Trendelenburg, Friedrich Adolf, deutscher Philosoph 213
Trimalchio, röm. prahlerische Gestalt bei Petronius 181, 183
Triptolemos, der „Dreimal-Pflüger“, [s. Demophon-T.]
Troilus und Cressida [Shakespeare] 35
Trotzki, Leo, russ. Politiker 398
Truchseß von Waldburg, Georg, kaiserl. Feldherr im Bauernkrieg 229
Trusts, Gesetzgebung gegen die 443–444
Tschechoslowakei 196, 223, 389, 390, 456
Tull, Jethro, engl. Rechtsanwalt, Landwirt, Erfinder 283, 343
Türken 229, 243, 256–258, 390, 460
Tunis 110, 448
Twain, Marc, amerik. Schriftsteller 19
Tyrus 212

Über die Pflichten [Cicero] 111
Ugolino della Gherhardesca, Graf, Gestalt bei Dante 189
Ukraine 33, 318, 393, 404, 416
Ulrich, württemberg. Herzog 199
Unabhängigkeitskrieg, amerikanischer 286–289
Ungarn 187, 229, 258, 271, 327, 458
Unger, österr. Ägyptologe 31
USA siehe Vereinigte Staaten
Usher, Roland G., amerik. Historiker 277

Valens, röm. Kaiser 172
Valentinianus, röm. Kaiser 172
Vanderbilt, Cornelius, amerik. Eisenbahnmagnat 422
Varro, Marcus Terentius, röm. Gelehrter 145, 266, 429
Vavilow, Nikolai, russ. Pflanzengeograph 32, 411, 412, T XLIV

Venedig 161, 255–256, 258
Venner, Thomas, engl. Arzt 270
Vereinigte Staaten von Amerika [Land und Volk] 260, 273, 293, 306, 327, 328–334, 335–346, 350–351, 359–378, 381, 385 bis 393, 403, 410–411, 416–438, 440 bis 445, 448–451, 454, 462, 464–465
Verena, Heilige 159
Vergilius Eurysaces, röm. Bäckermeister 104, T IX
Vergilius Maro, Publius, röm. Dichter 18, 118, 186
Verhaeren, Emile, belg. Dichter 75, 342, 435, 439, 440
Verinder, Frederick, amerik. Schriftsteller 67
Verlassene Dorf, Das [Oliver Goldsmith] 285
Verona 170
Verrill, Hyatt, amerik. Schriftsteller 264
Versailles 311–312
Vespasianus, Titus Flavius, röm. Kaiser 113
Vesta, röm. Herdgöttin 153
Virginia 276, 291, 428
Vitamine 261, 436–438
Vitruvius Pollio, röm. Baumeister u. Lehrer d. Baukunst 157
Vitzilopochtl, mexikan. Gott 250
Vogt, William A., amerik. Schriftsteller 433
Vollkornbrot 437–438
Voltaire, François Marie de, französ. Philosoph, Historiker, Dichter 297, 301

Wackerbold, Bäcker in Zürich 174
Wagemann, Ernst, deutscher Konjunktur- u. Statistikforscher 357
Wagner, J. J. 78
Wagner, Richard, deutscher Tondichter 147, 440
Walford, Cornelius 178
Walker, Franklin, amerik. Schriftsteller 370
Wallace, Henry Aggard, amerik. Staatsmann 411, 417, 426, 431, T XLI
Wallfahrt nach Kevlaar, Die [Heine] 446
Walworth, Sir William, Bürgermeister v. London 222
Walzenmühle, siehe Mühle
Ward, W. B., amerik. Brotfabrikant 443, 444
Warschau 326
Warthmüller, Robert, deutscher Maler T XXIII
Washburn, amerik. Gouverneur 327, 420
Washington, George, Gründer u. 1. Präsident d. USA 260, 287–289, 361, 388, 429
Wasmann, Erich, Priester u. Biologe 19
Wassermühle, siehe Mühle
Wat Tyler, engl. Bauernführer 220–222
Watt, James, engl. Ingenieur, Erfinder d. Dampfmaschine 290, 292, 325
Weber, Carl Maria von, deutscher Tondichter 207
Wein 79–80, 90, 124, 127, 132–135, 235, 241, 250, 254, 360
Weinsberg 227–228
Weiß, Richard, Schweizer Volkskundler 423
Weizen 29, 31–33, 70, 79, 180, 185–186, 235, 245–247, 250, 255–257, 259, 270, 279–281, 286, 302, 304, 317, 321, 327, 330, 341, 359–378, 381, 384, 387–389, 401, 404, 410–411, 414–416, 454
Weltkrieg, Erster 382–393, 397, 454–456, 459
Weltkrieg, Zweiter 454–455, 458–465
Werkzeug-Katastrophe des Mittelalters 200, 215, 257–258, 261, 266
Wernher der Gärtner, deutscher Dichter 218
Wheeler, W. M. 19
White, W. Farren, amerik. Reverend 20
Whitman, Walt, amerik. Dichter 345
Wiclef, Johannes, engl. Reformator 222
Wien 327
Wiley, Harvey W., amerik. Chemiker 449
Wilhelm II., deutscher Kaiser 388, 393, 455, 458
Willam, engl. Arzt 175
Wilson, Woodrow, Präsident d. USA 387
Wind, Glaube an den 146–152, 162, 179
Windmühle, siehe Mühle
Winthrop, John, amerik. Puritaner 279
Wirtschaftsstrategie und Kriegführung [Caspary] 288
Wladiwostok 381
Wodan [s. Odin]
Wolfram von Eschenbach, deutscher Dichter 215

Xenophon, griech. Historiker 69, 266
Xilotl, mexikan. Maisgöttin 249

Yarrel 165
Yeardley, amerik. Gouverneur 291
Young, Arthur, amerik. agronom. Reformer 430

Zarathustra-Serduscht [Zoroaster], pers. Prophet u. Religionsstifter 54, 62, 410
Zauberei 46, 49, 116, 147–148, 158–159, 206, 207, 233
Zeus, höchster griech. Gott [röm. Jupiter] 25, 77, 82, 83, 86, 88, 89
Zimmermann, Wilhelm, deutscher Geschichtsschreiber 230
Zinsser, Hans, amerik. Bakteriologe 190
Zola, Emile, französ. Schriftsteller 231, 358, 373, 424
Zug nach dem Westen 282
Zürich 174–175, 325–326
Zwingli, Huldreich, Schweizer Reformator 235–241, 451, T XVIII

Heinrich Eduard Jacob

Das literarische Werk

—

DAS LEICHENBEGÄNGNIS DER GEMMA EBRIA. NOVELLEN, 1912

REISE DURCH DEN BELGISCHEN KRIEG. EIN TAGEBUCH, 1915

DAS GESCHENK DER SCHÖNEN ERDE. IDYLLEN, 1918

DER ZWANZIGJÄHRIGE. ROMAN, 1918

BEAUMARCHAIS UND SONNENFELS. SCHAUSPIEL, 1919

DIE PHYSIKER VON SYRAKUS. DIALOG, 1920

DER TULPENFREVEL. SCHAUSPIEL, 1920

DAS FLÖTENKONZERT DER VERNUNFT. NOVELLEN, 1923

VERSE DER LEBENDEN [ANTHOLOGIE] 1923

DIE LEBER DES GENERALS BONAPARTE. NOVELLE, 1924

DÄMONEN UND NARREN. NOVELLEN, 1927

JACQUELINE UND DIE JAPANER. ROMAN, 1928

BLUT UND ZELLULOID. ROMAN, 1929

DIE MAGD VON AACHEN. ROMAN, 1930

LIEBE IN UESKÜB. ROMAN, 1931

EIN STAATSMANN STRAUCHELT. ROMAN, 1932

TREIBHAUS SÜDAMERIKA. NOVELLEN, 1934

SAGE UND SIEGESZUG DES KAFFEES [ERSTE FASSUNG] 1934

DER GRINZINGER TAUGENICHTS. ROMAN, 1935

JOHANN STRAUSS UND DAS 19. JAHRHUNDERT. 1938

SIX THOUSAND YEARS OF BREAD. 1944

THE WORLD OF EMMA LAZARUS. 1949

JOSEPH HAYDN, HIS ART, TIMES AND GLORY. 1950

ESTRANGEIRO, EIN TROPENROMAN. 1951

SAGE UND SIEGESZUG DES KAFFEES [UMGEARBEITETE AUSGABE] 1952

HAYDN, SEINE KUNST, SEINE ZEIT, SEIN RUHM. 1952

JOHANN STRAUSS, VATER UND SOHN. 1953

MOZART- ODER GEIST MUSIK UND SCHICKSAL. 1955

Ferner erschienen von

HEINRICH EDUARD JACOB

Sage und Siegeszug des Kaffees

Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes

Übersetzungen in Amerika, Brasilien, England, Frankreich, Griechenland, Italien und Schweden

1.–9. Tausend · 368 Seiten mit 17 Textabbildungen und 60 Bildern auf Kunstdrucktafeln · Leinen DM 19,80

»Ein Band, der Herzklopfen macht, weil er ein intelligentes Buch der faktischen Sorte ist. ‚Sage und Siegeszug des Kaffees' ist nichts anderes als der Strom der Weltgeschichte, immer verfolgt an den kleinen Adern des braunen Kaffees. Ein Abenteuerbuch, das vor Spannung rote Ohren macht, das Wissen bereichert und amüsante und wichtige Perspektiven eröffnet. Ein Labsal, animierend wie ein guter Kaffee selber.« *Die Neue Zeitung, Berlin*

Johann Strauss, Vater und Sohn

Die Geschichte einer musikalischen Weltherrschaft
rororo Taschenbuch Nr. 90 · DM 1,50

»Jacobs glückliche und meisterhafte Art ist: das Romanhafte, fast Unwahrscheinliche eines Lebens auf seinem geschichtlichen Hintergrund zu zeigen. Die Strauß-Monographie ist in der Tat nicht nur der Roman des Walzers und der Walzer-Könige, sondern der Roman eines ganzen Zeitalters.« *Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg*

Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung · Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT VERLAG HAMBURG 13

HEINRICH EDUARD JACOB

SECHSTAUSEND JAHRE BROT

ROWOHLT